Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Neunter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Dritter Theil.

Fürst Blücher von Wahlstadt.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Vorwort.

Ich muß bei Blücher's Lebensbeschreibung dieselbe Nachsicht ansprechen, wie bei der des alten Dessauers, ja in manchem Betracht noch größere, da der entschiednere Bezug auf die Gegenwart den Stoff nur um so schwieriger zu behandeln gab.

Mir sind von vielen Seiten die schätzbarsten Hülfsmittel dargeboten, die bedeutendsten Quellen eröffnet worden. Höchstverehrte sachkundige Männer haben meiner Arbeit sorgfältige Durchsicht, wichtige Beiträge, erhebliche Berichtigungen gewährt. Ihre Namen, wäre mir erlaubt sie zu nennen, würden meinem Buche zur ausgezeichneten Empfehlung gereichen; allein mir ziemt hier Bescheidenheit, rücksichtlich meiner selbst, wie auch andrer, und in diesem Bezuge hab' ich sogleich auch besonders anzumerken, daß, wenn jene Männer als verflochten in die geschichtlichen Vorgänge, im Laufe der Erzählung genannt werden mußten, doch die sie betreffenden Angaben dann grade nicht durch jene Namen ihre nächste Gewährleistung haben, sondern in anderweitig schon bekannten oder erforschten Mittheilungen. Unter den zahlreichen gedruckten Hülfsmitteln, die mir zur Hand waren, befinden sich solche, deren ausgezeichneter Werth allgemein anerkannt ist, und denen hier treu zu folgen der sicherste

Weg sein mußte; wenn ich das Werk: „Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1824. 2 Theile" in diesem Betreff hier anführe, so wird jeder Unterrichtete sogleich ermessen, wieviel ich demselben zu verdanken habe, und es gewiß billigen, wenn grade in den wichtigsten Fällen ich dessen Worten völlig treu oder doch möglichst nah geblieben bin; ja ich gestehe gern, daß ich ohne dieses und die andern Werke desselben Verfassers für eine den Thatsachen wie dem Geiste nach zuverlässige Darstellung der späteren Feldzüge Blücher's wenig Rath gewußt hätte. Ungeachtet so vieler Begünstigungen darf ich gleichwohl nicht hoffen, mein Buch von allen Irrthümern ganz frei gehalten zu haben; Berichtigungen mancher Art werden sich nachtragen lassen; nur wird man die etwan irrigen Angaben, welche schon öffentlich in Druckschriften vorhanden und bisher ohne Widerspruch geblieben waren, billigerweise nicht mir, der sie nur wiederholt, sondern jenen Schriften anzurechnen haben, durch welche sie bisher als die richtigen gelten durften.

Der Ausdruck ist hier oft mit dem Stoffe hart im Streit gewesen, damit weder die Energie mancher Auftritte und Aeußerungen noch die Schicklichkeit des Vortrags aufgegeben würde; beides war oft kaum vereinbar, doch mußte die Gränze des Schicklichen stets das Hauptaugenmerk bleiben. Einige heitre Züge, die eingeflochten sind, wird man nicht zu streng nehmen; von manchen Geschichtchen ist wenigstens das wahr, daß sie allgemein erzählt und für glaubwürdig gehalten werden; mögen diejenigen Zeugen, welchen hier Bejahung und Verneinung zusteht, sich darüber vernehmen

lassen! Ich war wenigstens redlich bemüht, mich überall der erkennbaren Wahrheit anzuschließen, und ihre Farben so aufzutragen, daß in der Folge, nach Maßgabe des Zeitverlaufs, weil allerdings manches im jetzigen Augenblicke nicht völlig auszudrücken war, einige Striche nur vielleicht verstärkt, keineswegs aber in ihrem Grunde verändert zu werden brauchen. Auch mancher künftigen Ergänzung ist gleich die Stelle vorbehalten, wo sie einrücken kann. Wenn, nach diesen letzteren Angaben, Vielen dünken möchte, es sei überhaupt noch zu früh, eine Lebensbeschreibung Blüchers erscheinen zu lassen, so darf ich doch versichern, daß es zugleich schon hohe Zeit war, sie niederzuschreiben; denn nicht lange erhält sich in unseren Tagen ein Ereigniß als Gegenwart, sondern mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit drängt die Fluth der neuesten Vorgänge stets das Kaumgeschehene in den Hintergrund einer schon entlegenen Vergangenheit. Da gilt es, eilig zu sein, um so viele, bald unwiederbringlich verlorene Züge des Lebens, Eigenthümlichkeiten der Gestalt, der Farbe, der Bedeutung, aufzufassen und festzuhalten. Ein Zwischenraum von zehn Jahren macht bei Betrachtung dieser Gegenstände oft schon eine kaum noch recht unterscheidbare Ferne.

Wäre mir gelungen, den Kenner zu dem Ausspruche zu bewegen, daß die allerdings nicht leichte Aufgabe, in den Bedingungen der Gegenwart ein Leben Blücher's auch den Anforderungen der Zukunft gemäß zu schreiben, durch dieses Buch wenigstens annähernd gelöst worden, so würde dasselbe hinreichend gerechtfertigt sein.

Berlin, im November 1826.

K. A. Varnhagen von Ense.

Inhalt.

Fürst Blücher von Wahlstadt.

Die Tugend der Tapferkeit ist die nie aufhörende Bedingung des Bestehens der Völker und Staaten, in deren ersten Gründung wie in ihrer spätesten Fortdauer. Die Kriegskunst, genau den Fortschritten der allgemeinen Ausbildung verbunden, verfeinert die ursprünglich rohen Elemente jener Tugend in geistige Wirksamkeit; der Feldherr ist ihre höchste Darstellung, ihm sind die rohen Kräfte dienend unterworfen. Allein es geschieht, daß plötzlich jene Unterordnung wechselt, und auch hochgebildete Zeit wieder zu den Elementen dunkler Naturgewalten hülfesuchend zurücktaucht, und ihnen alle gebildeten Kräfte willig untergiebt. Dann sehen wir Volkshelden, in welchen die dämonischen Mächte der Masse zur mythologischen Gestalt werden, und die Schicksale der Völker sich zwischen Rettung und Untergang entscheiden. Eine solche Erscheinung stellt Blücher dar, dessen Beruf und Emporsteigen zu solcher seltenen Größe wir im Folgenden näher betrachten wollen.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde geboren den 16. Dezember 1742. Sein Vater, ehemals Rittmeister im Dienste des Landgrafen von Hessen-Kassel, war schon seit längerer Zeit auf sein kleines Erbgut Großen-Rensow nach Mecklenburg heimgekehrt, wo er als Landedelmann lebte. Seine Mutter, eine geborne von Zülow, gleichfalls mecklenburgischen Geschlechts, hatte sich für eine Zeit nach Rostock begeben, um während der Unruhen, welche zwischen dem Landesfürsten und der Ritterschaft schon ein halbes Jahrhundert fortdauerten, und das ganze Land in blutigen und verwüstenden Kriegesjammer stürzten, in jener bedeutenden Stadt sicherer zu sein. So wurde Rostock der Geburtsort Blücher's. Von der frühe-

ren Erziehung des Knaben wird uns nichts gemeldet. Die Eltern zogen wieder auf das Land, sobald die Ruhe hergestellt war, und wohnten im Dorfe Rastow, als neue Störungen eintraten. Im Jahre 1756 nämlich begann der siebenjährige Krieg Friedrich's des Großen gegen seine verbundenen Feinde, und das Herzogthum Mecklenburg konnte in solcher Nähe sich den Folgen dieser Erschütterung keineswegs entziehen. Den Eltern, deren Ehe mit sieben Knaben und zwei Töchtern gesegnet worden war, erschien es unter solchen Umständen eine Erleichterung, ihre beiden jüngsten Söhne, den nun vierzehnjährigen Gebhard Leberecht nebst seinem etwas älteren Bruder Ulrich Siegfried, nach der Insel Rügen zu schicken, wo sie bei ihrer Schwester, die mit einem Herrn von Krackwitz verheirathet war, den angemessensten Aufenthalt fanden. Doch scheint auch hier von Unterricht und Erziehung kaum die Rede gewesen. Sinn und Gemüth durften sich desto freier in den unmittelbaren Lebenseindrücken entwickeln, welche die Umgebung in mannigfachen Gegenständen darbot. Die Landwirthschaft, mit und in welcher die Tage sich bewegten, gab in diesem wichtigen Zweige künftiger Thätigkeit frühzeitige Erfahrung und Gewohnheit. Im Felde die Uebung zu Rosse, auf den Meereswellen mit Nachen und Ruder, am Felsenufer zu Fuß die kühnsten Wagnisse, entsprachen der Regsamkeit ungebändigter Jugend, und Geschick und Muth knüpften mit der Verwegenheit hier früh den unzertrennlichen Bund. Die ungefüge Wildheit der Jünglinge empfing schwerlich Lob in allen Ausbrüchen ihrer mannigfachen Wendungen; allein die Jugend nährt in ungebilligten Bahnen oft nur die Kraft für künftig hochgepriesene, und hegt in Rohheit wie in Bildung für widersprechende Richtungen die unentschiedenen Anlagen, aus welchen dann Wille und Schicksal den guten Kern zu Tage bringen müssen, welches doch selten ganz unvermischt geschehen mag!

Die Kriegsunruhen, welchen die Jünglinge durch den Aufenthalt auf Rügen entgehen sollten, wußten auch bald von dorther dieselben in ihre Bewegung zu reißen. Schweden hatte sich, unter dem Vorwande der Gewährleistung des westphälischen Friedens, den Feinden des Königs von Preußen

beigesellt; schwedische Truppen versammelten sich in Pommern, erschienen theilweise auf Rügen. Der Anblick der Husaren des jetzigen Regiments Mörner machte auf die beiden Brüder einen unwiderstehlichen Eindruck, die Neigung zum Kriegsdienst erwachte mit Leidenschaft. Schwager und Schwester wirkten durch ihre Vorstellungen vergebens diesem Trieb entgegen; da deren Einwilligung nicht zu erlangen war, so verließen ohne dieselbe beide Brüder das Haus, eilten zu den nächsten Husaren, und erlangten durch ihre Bitten bei dem Rittmeister, der die Abtheilung befehligte, daß er sie vorläufig bei den Truppen behielt. Auf erhaltene Anzeige eilte Herr von Krackwitz herbei, und wollte die Jünglinge zurückholen, allein er fand beide in ihrem Sinne so beharrlich, in ihren Erklärungen so fest, daß er wohl einsehen mußte, hier sei nichts auszurichten, und demnach ihrer Wahl seine Zustimmung, welche die der Eltern vertreten konnte, nicht länger weigerte. So traten denn beide Blücher als Junker in den schwedischen Reitereidienst förmlich ein. Die Schweden hatten indeß während dieses Krieges im Felde nur eine geringe Bedeutung; ihre Macht war gesunken, ihren Waffen wenig Ruhm vergönnt; nur beschränkte Verhältnisse ließ den Aufstrebenden in diesem Kreise die Zukunft offen. Der Zufall hatte diesen ersten Schritt bedingt, das jugendliche Herz hing am Kriegswesen, ohne noch wählen und entscheiden zu können zwischen den einander entgegenstehenden Kampfesseiten. Ein zweiter Zufall, den Fehlgriff des ersten ausgleichend, raffte den jüngeren Blücher von diesem Abwege seines Geschickes früh auf die rechte Bahn herüber, auf welcher dasselbe spät ihm eine Weltbühne seiner Heldenbestimmung zu eröffnen dachte. Die Schweden, von Friedrich dem Großen im Kampfe mit seinen bedeutendern Feinden weniger beachtet, streiften fast ungehindert bis in die Mark Brandenburg. Blücher ritt bei aller Gelegenheit mit zum Plänkeln vor, und unterließ nicht, die preußischen Husaren, welche gegenüber standen, durch übermüthiges Toben und Schimpfen herauszufordern. Die alten Krieger lachten des höhnenden Knaben; einesmals aber, bei dem Kabel-Paß unweit Friedland in Mecklenburg am 29. August 1760, als eine schwedische Parthei mit einer

preußischen nachtheilig in Kampf gerathen, rief ihm ein Husar vom Regimente Belling, ein geborner Oesterreicher, Namens Pfennig, in seiner Mundart drohend zu: „Wart nur, Bübel: werd di schon schlachte," und sprengte auf ihn ein; die Schweden waren im Weichen, Blücher's Pferd, von einer Kugel getroffen, stürzte, und sein Verfolger nahm ihn ohne Mühe gefangen, hob ihn vor sich auf's Pferd, und brachte ihn so zu dem Obersten von Belling. Wir folgen hier der bestimmten Angabe des im Jahre 1832 zu Berlin im zweiundneunzigsten Lebensjahre verstorbenen Generalmajors von Rudorff, der zur Zeit jenes Vorfalls im Belling'schen Regimente diente, und lange Jahre Blücher's vertrauter Waffengefährte war, auch der einzige, der aus jener Zeit ihn überlebte. In späterer Zeit, als Blücher General war, meldeten sich wohl sechs bis sieben alte Kriegsknechte, von denen jeder die Ehre haben wollte, den berühmten Blücher gefangen zu haben. Dieser jedoch war wegen jenes frühen Ereignisses mit seinem Gedächtnisse gar nicht mehr im Klaren, ließ jeden, der sich ihm darstellte, gelten, belobte und bewirthete ihn, und entließ ihn beschenkt, denn, meinte er, ein alter Husar sei es doch immer, wenn auch vielleicht nicht gerade derselbe, der ihn gefangen. Hiernach wollen wir auch dem von Preuß mit guten Beglaubigungen angeführten Husaren Gottfried Landeck, einem Schlesier, seine Ansprüche nicht schmälern. Belling, angezogen von der muntern und muthigen Weise des wohlgebildeten Jünglings, behielt ihn bei sich, und gewann dessen Neigung für den preußischen Dienst. Er beantragte gleich am folgenden Tage die Ernennung des Fahnenjunkers zum Kornet, und diese erfolgte unter dem 20. September, nachdem inzwischen die nöthigen Unterhandlungen über seinen Austritt aus dem schwedischen Dienste gepflogen worden. Belling kaufte für ihn die Feldrüstung eines gefallenen Offiziers, und machte ihn zu seinem Adjutanten. Am 4. Januar des folgenden Jahres stieg Blücher zum Sekondelieutenant, und schon am 4. Juli zum Premierlieutenant auf.

Er kämpfte nunmehr an Belling's Seite, der, zum General befördert, mit seinem Regimente bald zur Theil=

nahme an den größeren Kriegsereignissen berufen wurde, die letzten Feldzüge des siebenjährigen Krieges als preußischer Husarenoffizier gegen die Russen und Oesterreicher eifrigst mit; insbesondere wohnte er der mörderischen Schlacht von Kunersdorf und später der Schlacht von Freiberg mit ausgezeichneter Tapferkeit bei; in der letztern wurde er durch einen Splitter, den eine Kanonenkugel losgerissen, am Fuß verwundet; in Leipzig aber, wohin er gebracht wurde, bald wieder geheilt. Gleich nach seiner Genesung hatte er hier einen Zweikampf, worin er seinem Gegner, einem Hauptmann Schulz, den Degen zerschlug. Auch bei anderen Vorfällen solcher Art, die sich häufig ereigneten, denn seine Wildheit ließ es nicht an Streit und Ungebühr fehlen, und sein tapferer Uebermuth war immer gleich mit der Fuchtel bei der Hand, blieb er stets im Vortheil. Da er aber einst sogar den General von Belling, der ihm wegen Dienstvergehen harte Worte gesagt hatte, dafür herausfordern wollte, wurde er deßhalb noch als Lieutenant von dessen Schwadron weg zu der des Majors von Podscharly versetzt, eines eben so strengen als wohlwollenden Mannes, welchen Blücher noch in den spätesten Jahren als seinen vorzüglichsten Lehrer im Dienst rühmte, und dem, nächst Belling, er alle seine Kenntniß in diesem Fache zu verdanken habe. Auch dieses Mannes Zuneigung erwarb er bald, so wie gleicherweise seine meisten Kameraden ihm Freunde waren, obgleich er durch Ungestüm und Leichtsinn sowohl diesen, als seinem Vorgesetzten, nicht selten Ursache zur Unzufriedenheit gab. Die vieljährige Waffenruhe, welche mit dem Frieden von Hubertusburg im Jahre 1763 anhob, und für die Truppen nur durch die gewöhnlichen Uebungen und Besichtigungen unterbrochen wurde, ließ den jugendlichen Thatendrang die gesetzten Schranken nur desto ungeduldiger empfinden. Die Quartiere des Regiments waren in Pommern, und gewährten wenig äußere Annehmlichkeit, die Jugend mußte sich ihre Vergnügungen gleichsam mit Gewalt schaffen. Alle Nachrichten stimmen überein, daß der jetzt erst zwanzigjährige Blücher ein äußerst wilder Offizier gewesen, und sorglos in das Leben hineingestürmt habe, ohne sich viel um die Folgen zu bekümmern.

Jagd, Spiel, Gelage, Liebesfreuden und lustige Streiche theilten seine Zeit. Sein kühnes Kriegerherz, sein tüchtiger Sinn und antheilvolles Gemüth verläugneten sich aber auch auf solchen Abwegen nicht, und ließen ihm vieles verzeihen. Da er von Hause keinen Zuschuß erhielt, so setzte ihm freilich die Spärlichkeit seiner Mittel nur allzuoft ein strenges Ziel, und geraume Zeiten mußte er sich äußerst dürftig behelfen; allein auf seine Laune und Lebhaftigkeit hatte dies keinen Einfluß, er blieb unter allen Umständen gutes Muthes, und wußte sogar in den schlimmsten Lagen noch immer durch manchen Aufwand, besonders aber durch schöne Pferde, sich hervorzuthun. Auch blieb der General von Belling ihm fortwährend gewogen, und hielt ihn bestens in seinem Schutz. Die Gelegenheit kam, daß Blücher den Werth dieses Schutzes in dessen Mangel schmerzlichst erfahren sollte.

Friedrich der Große sah sich genöthigt, wegen der gewaltsamen Unruhen in Polen, im Dezember 1770 eine Truppenschaar in die Gränzländer dieses Reichs einrücken zu lassen. Dem General von Belling wurde der Befehl ertheilt, an der Spitze seines und einiger anderen Regimenter diesen Zug auszuführen; Blücher sah mit Freuden die neue Kriegsbahn sich eröffnen, auch brachte sie ihm schon am 3. März 1771 die Beförderung zum Stabsrittmeister. Allein die Verhältnisse führten weniger zu kriegerischen Ausführungen, als vielmehr in eine Menge widerwärtiger Verwickelungen, für welche das Maß des Benehmens im Augenblick oft schwer zu finden war. Der König, mißvergnügt mit dem bisherigen Gange der Sachen, übertrug nach einiger Zeit den Befehl über jene Regimenter dem General von Lossow, und Belling mußte aus dem Felde zurückkehren.

Für Blücher war diese Veränderung verhängnißvoll. Der neue Befehlshaber fand sich nicht veranlaßt, Gunst und Wohlwollen nach dem Sinne seines Vorgängers zu vertheilen, und Blücher mußte bald gewahr werden, daß für ihn nicht die geringste Geneigtheit vorhanden sei. Nach seiner Weise bot er dagegen offen Trotz; es gab allerlei Zwistigkeiten, und auf beiden Seiten entstand Erbitterung. Blücher war mit angesehenen polnischen Familien in gute Bekannt=

schaft gekommen, und man fand solch näheren Umgang den Verhältnissen nicht angemessen; natürlich wollte er solche Mißdeutungen nicht achten. Er hatte ein sehr schönes Pferd, und der General wünschte dasselbe von ihm zu kaufen, sandte aber, um ihn nicht unmittelbar anzugehen, einen Zwischenhändler an ihn, und schon war der Handel beinahe geschlossen, als Blücher zufällig fragte, für wen denn der Kauf geschehe? Bei dem Namen Lossow rief er unwillig aus: „Einem Andern für fünfzig Friedrichsd'or, der aber muß mir hundert geben, oder es wird nichts draus.“ Der Handel unterblieb wirklich, und der General wurde durch die ihm hinterbrachte Aeußerung nicht günstiger gestimmt. Ein anderer Vorfall rief bald nachher dessen ganze Strenge hervor. Die Polen, welche sich nicht im offnen Kampfe mit den preußischen Truppen messen durften, suchten denselben desto eifriger durch heimliche Tücke Abbruch zu thun; sie fielen über die äußersten Feldwachten und sonst vereinzelte Mannschaften meuchlerisch her, tödteten sie unter grausamen Martern, und steckten die Leichname in Sümpfe, dergestalt, daß die Beine nach oben gekehrt heraus standen, und den begangenen Frevel durch solchen Hohn recht zur Schau stellten. Die Preußen jammerten über das Geschick ihrer Kammeraden, das einem jeden eben so bevorstehen konnte, und schwuren schreckliche Rache zu nehmen; aber niemals wurden die Thäter entdeckt. Doch entstand großer Verdacht, daß hauptsächlich die katholischen Priester der Umgegend den Verrath leiteten. Einen besonders, in der Nähe von Kalisch, hatte Blücher schon längst in's Auge gefaßt, und glaubte nicht zweifeln zu dürfen, nachdem eben wieder eine grausame Ermordung geschehen war, daß derselbe ein Haupttheilnehmer dabei gewesen. Er ließ ihn demnach durch Soldaten abholen, und hielt ihm donnernd sein Verbrechen vor, allein der Geistliche betheuerte seine Unschuld, und nichts war vermögend, ihm das geringste Geständniß zu entlocken. Nichts destoweniger verurtheilte Blücher ihn zum Tode, ließ ihn hinausführen, wo auf dem Richtplatze schon eine Grube gegraben war, vor dieser ihn mit verbundenen Augen niederknieen, und dann die hiezu aufgestellte Mannschaft, — aber mit hochangeschlagenem Ge-

wehr, — Feuer geben. Auf den Knall stürzte der Priester, als sei er getroffen, der Länge lang in die Grube, und Alle meinten, der Schreck habe ihn getödtet; erst nach geraumer Zeit kam er wieder zu sich, aber in einem Zustande der noch lange für sein Leben fürchten ließ, und Blücher, der so freventlich die ihm anvertraute Gewalt mißbraucht hatte, kam in schwere Verantwortung. Zwar wurden in der Folge mancherlei Umstände bekannt, welche den Verdacht gegen den Geistlichen fast zur Gewißheit machten, und für Blücher eine Milderung der Strafe bewirkten, aber dennoch glaubte Lossow in dieser Gewaltthat hinreichenden Grund zu finden, dem Könige die Uebergehung Blücher's bei der nächsten Dienstbeförderung vorzuschlagen. Blücher war jetzt in seinem Range als Stabsrittmeister der älteste geworden, und hatte daher ein herkömmliches Anrecht auf die zunächst erledigte Schwadron. Diese wurde nun aber, als der Fall eintrat, nicht ihm, sondern einem Premierlieutenant von Jägersfeld ertheilt, der aus einem anderen Husarenregimente herübergenommen wurde. Blücher empfand diese Zurücksetzung mit heißem Unwillen, und äußerte diesen laut und stark; ihn schreckte schon damals kein Gegner, keine Rücksicht, und im Antriebe seines unbezwinglichen Selbstgefühls wagte er, als Lossow seiner Beschwerde nicht achtete, an den König selber zu schreiben: „Der von Jägersfeld, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen; ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied.“ Jetzt auch erstattete Lossow ausführlichen Bericht an den König über Blücher's Geschichte mit dem Priester. Friedrich der Große hatte gerade damals die Meinung, die Gemüther der Polen seien durch Milde und Schonung zu gewinnen, und war um so aufgebrachter über einen Frevel, der sie im Gegentheil nur noch unversöhnlicher erbittern mußte; überdies war er nicht gewohnt, irgend einen Trotz von seinen Offizieren zu leiden, er verfügte demnach, Blücher solle fürerst in Verhaft gesetzt werden, damit er Zeit habe, sich anders zu besinnen. Dies geschah, aber Blücher beharrte auf seinem Sinne, und nachdem der Verhaft beinahe dreiviertel Jahr unnütz fortgedauert, bestand er wiederholt auf

seinen Abschied. Da antwortete der König mit gewohnter Kürze: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren.“ Dies war im Januar 1773. Und so fand Blücher in harter langwieriger Ausscheidung von dem Kriegsdienste die schwerste Buße der Ueberschreitungen, welche er sich aus dessen Schranken erlaubt hatte.

Unterdeß war Blücher in Polen mit der Familie des Generalpächters der Herrschaft Flatow, des sächsischen Obersten von der Mehling, der mit dem Könige August dem Zweiten dahin gezogen, näher bekannt geworden, und für die Reize der einen Tochter nicht unempfindlich geblieben. Sie war vierzehn Jahre jünger als Blücher, und eines der schönsten Frauenzimmer, in ihrem ganzen Wesen von äußerster Anmuth und Zierlichkeit, wie eine Polin lebhaft im Thun und Sprechen, und mehr polnisch als deutsch redend. Blücher hatte sich bereits mit ihr verlobt, als sein plötzlicher Abschied erfolgte, der aber glücklicherweise in jenem Verhältnisse nichts änderte; er selbst bot seinem Loose muthig Trotz, die Verwandten seiner Braut nahmen die Sache nicht schwer, und so heirathete er getrost, und zog auf das Gut Gerrissunde, welches sein Schwiegervater ihm in Unterpacht überließ. Hier trieb er nun Landwirthschaft, und mit solchem Eifer und Erfolg, daß er nicht nur genügendes Auskommen fand, sondern nach einigen Jahren auch so viel erübrigen konnte, um das Gut Groß-Raddow in Pommern für sich anzukaufen. Er verließ darauf Polen, und zog auf dieses eigne Gut, in der Nähe von Stargard. Auch hier setzte er die Landwirthschaft eifrig fort, und galt darin für ein Muster von Einsicht und Sorgsamkeit. Das mit 14,500 Thalern erkaufte Gut verbesserte er so sehr, daß er im Jahre 1789, beim Wiederverkaufe, dafür 24,000 Thaler empfing. Die Achtung und das Vertrauen seiner Genossen und Nachbarn beriefen ihn sogar zu der Stelle eines Ritterschaftsraths, und als solcher widmete er den Angelegenheiten der Gesammtheit nicht minder gedeihliche Sorgfalt, als bisher seinen eignen. Seine Tüchtigkeit blieb den Behörden nicht unbemerkt, und einige gute Dienste, welche er in Sachen des Staates leistete, erregten sogar des Königs Aufmerksamkeit. Friedrich der Große sprach ihn oft-

mals bei Gelegenheit der Truppenmusterungen in Pommern, schrieb gnädig an ihn, und gab ihm mehrmals ansehnliche Geldsummen, deren Blücher zur Verbesserung seines Gutes bedurfte, anfangs ohne Zinsen als Darlehn, nachher zum völligen Geschenk, dem Landwirth und Ritterschaftsrath gern das Wohlwollen bezeigend, welches der ungnädig fortgeschickte Rittmeister nie wieder ansprechen zu dürfen schien. Gleichwohl war Blücher's Sinn und Trachten nur immer einzig auf den Kriegsdienst gestellt; er sehnte sich heftig nach diesem zurück, und die fortdauernde Entfernung fiel ihm während so langer Jahre oft unerträglich schwer. Hundert Plane gingen ihm durch den Kopf, um wieder Soldat zu werden, und seine Frau hatte in diesem Betreff unaufhörlich seine abentheuerlichsten Entwürfe zu bekämpfen. Als im Jahre 1778 die preußische Kriegsmacht zur Sicherung der baierischen Erbfolge sich in Bewegung setzte, schrieb er einem seiner ehemaligen Kammeraden und besten Freunde, der in Stettin stand, er möchte doch zu ihm kommen, denn er habe Dringendes zu besprechen. Der Freund kam, aber die Frau, Unheimliches ahndend, und immer in Sorgen, Blücher möchte ihr davongehen und in den Krieg ziehen, trat hindernd dazwischen, so oft beide allein mit einander zu sprechen versuchten. Endlich gelang dies doch, und Blücher schüttete sein Herz aus, daß er es nicht mehr aushalte, er müsse wieder Soldat werden, und beschwor den Freund, ihm genau mitzutheilen, was er von neuen Truppenerrichtungen erfahre, und ihm bei diesen zu einer Stelle zu verhelfen. Doch kaum war dies gesagt, so stürzte die Frau hervor, welche gelauscht hatte, verwarf jeden Anschlag dieser Art, und fragte heftig, was dabei aus ihr und aus der Wirthschaft werden sollte? Blücher mußte sie begütigen, und für den Augenblick sein Vorhaben wenigstens scheinbar wieder aufgeben. Er bat zwar durch ein Schreiben vom 9. Juni 1778 den König dennoch um Wiederanstellung, allein ihm wurde keine Antwort. Bei dem Könige fand keine Erwähnung zu Gunsten Blücher's in dieser Hinsicht irgend Eingang; Friedrich der Große liebte zu ersetzen und zu vergüten, was Raschheit etwa versehen hatte, doch stets in andrer Richtung, als in der einmal verletzten.

Noch oft wiederholte Blücher in den folgenden Jahren seine Bitte, und in des Hofmarschalls von Schöning Geschichte des fünften Husarenregiments lesen wir zehn deßfalls in den beweglichsten Ausdrücken und mannigfachsten Wendungen geschriebene Briefe, welche sämmtlich ohne Erfolg, meist sogar ohne Antwort blieben.

Fünfzehn Jahre vergingen für Blücher in diesem Landleben, dessen beruhigende Thätigkeit nicht den ungeduldigen Kriegsgeist fesseln konnte, desto mehr aber den ausdauernden Muth in der Seele stärken mußte. Sein Hauswesen tröstete ihn mit vielfachem Segen; er bekam in glücklicher Ehe sechs Söhne und eine Tochter, und Hab' und Gut gediehen ihm zusehends. Nur in den letzten fünf Jahren seines Landlebens übernahm ihn der Mißmuth; er vernachlässigte seine Wirthschaft und begann ein ungeregeltes Leben, ergab sich mehr und mehr dem Spiel und gerieth in Schulden, die bald seinem Vermögen gleichkamen. Um so heftiger wurde sein Drang, durch Wiedereintritt in den Kriegsdienst seine Lage zu verändern. Im Frühsommer 1786 besuchte er seine Verwandten in Altona, wo er dem Reize, schöne holsteinische Pferde zu kaufen, nicht widerstehen konnte; unter denen, welche er mit nach Hause brachte, fielen besonders zwei vortheilhaft auf, und erregten die Bewunderung aller Offiziere. Diese Pferde wurden für ihn bald noch in andrer Art wichtig.

Mit Friedrich's des Großen Ableben, welches am 17. August 1786 erfolgte, fanden Blücher's Wünsche und Bemühungen offene Bahn. Er bot allen Einwendungen seiner Gattin Trotz, reiste voll guter Zuversicht nach Berlin, und wandte sich mit seiner Bitte um Wiederanstellung an die Generale von Göckingk und von Bischoffwerder, mit welchen er aus der früheren Zeit seines Dienstes noch in guter Bekanntschaft stand. Mit den besten Zusicherungen kehrte er nach Pommern zurück. Als der König Friedrich Wilhelm der Zweite auf der Rückkehr aus Preußen, wo er sich hatte huldigen lassen, durch Stargard kam, bemerkte er unter den Reitern, welche seinen Wagen begleiteten, besonders einen, der in grüner Uniform mit weißem Kragen und goldnen Achselbändern auf muthigem Rosse verwegen dahinsprengte;

es war Blücher auf einem seiner schönen Pferde, der, als der König vor seinem Nachtquartier in der Vorstadt anhielt, schon abgestiegen war, und nun persönlich seine Bittschrift um Wiederanstellung überreichte. Er empfing auch hier gute Versprechungen, und reiste bald nachher abermals nach Berlin. Doch hier zeigten sich Schwierigkeiten und Zögerungen, die ihn ungeduldig machten. Er schrieb nochmals an den König, und in so kühnen Ausdrücken, daß seine Freunde nun alles für verloren hielten. Allein er hatte gute Fürsprache gewonnen, seine beiden schönen Pferde an geeigneten Orten um geringen Preis willig hingegeben. Der König, dem ohnehin Blücher's ganzes Wesen gefiel, glaubte bei ihm, wie bei so manchen Andern, die Härte der vorigen Regierung vergüten zu müssen, und so wurde denn Blücher, mit Bischoffwerder's einflußreichem Zuthun, in demselben schwarzen Husarenregimente, — denn diesen Namen behielt es noch lange Zeit, obgleich an die Stelle der schwarzen Uniform eine rothe gekommen war, — das er als Stabsrittmeister verlassen, in dem Range wieder angestellt, den er, falls er ohne Unterbrechung fortgedient hätte, jetzt erreicht haben würde. Er trat demnach im Jahre 1787 am 23. März als Major in das Regiment wieder ein, und hatte die Genugthuung, auch dem Major von Jägersfeld, um dessentwillen er ausgeschieden war, wieder voranzugehen. Sein Majorspatent wurde vom 14. April 1779 ausgefertigt, und dadurch die Besonderheit veranlaßt, daß Friedrich Wilhelm's des Zweiten Königliche Unterschrift unter einer Urkunde steht, deren Zeitangabe noch in die Regierung seines Vorfahrs weit zurückfällt. Blücher lebte nun ganz wieder dem Kriegswesen; die fünfzehnjährige Unterbrechung hatte den Eifer und die Stärke, mit denen er dieser Richtung folgte, nicht geschwächt; seine Art und Weise war unverändert, der bittren Erfahrung, welche er gemacht, gönnte er wenig Raum in seinem Bewußtsein; sich selbst und seinem Säbel vertrauend, gab er frisch und muthig sich dem Augenblicke hin, unbeachtend Gefahr und Nachtheil, deren Vorstellung ihm niemals zur Bedenklichkeit werden konnte. So trieb er sein früheres Wesen in lustigem Leben fort. Immer in seinen Mitteln sehr beschränkt, verthat er

doch leicht und schnell, was etwa das Glück ihm zuwandte; der Wechsel des Spiels gewöhnte ihn, Geld für nichts zu achten. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Rummelsburg, wo ein Theil des Husarenregiments seinen Stand hatte. Vielleicht schon hier, vielleicht noch auf dem Gute, dessen Verwaltung ihr nun allein noch oblag, starb Blücher's Gattin, nicht lange nach seiner Wiederanstellung. Auf kurze Zeit beschäftigte ihn der Gedanke an eine zweite Heirath; er bewarb sich um Fräulein Julie von Schack, die nachmals Gattin des Staatsministers Grafen von der Goltz wurde, und als solche durch die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Kraft ihres Willens in großem Ansehen stand; doch Freunde riethen ihr ab, und so scheiterte die Bewerbung. Blücher ließ sich das nicht anfechten, und bald rief kriegerische Bewegung ihn zu neuer Thätigkeit.

Im September des Jahres 1787 rückten 20,000 Mann preußischer Truppen unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Holland ein, um das Haus Oranien daselbst gegen die Volksparthei zu stützen. Blücher befand sich bei der Truppenabtheilung, welche unter dem Befehle des Generals von Göckingk die Provinz Ober-Yssel besetzte; zu kriegerischen Thaten aber gab die schnelle Wandlung der Dinge, da dem Erscheinen der Preußen nur schwacher Widerstand entgegengesetzt wurde, hier keine Gelegenheit. Indeß fehlte für Blücher doch nicht der Anlaß, sich in diesem Kriegszuge als tüchtiger Offizier mehr und mehr bekannt zu machen; seiner Gewandtheit und Entschlossenheit lernte man vieles zutrauen. Daß aber auch manche Erwartungen, welche schnöder Partheigeist auf ihn setzte, von ihm nicht erfüllt wurden, wie folgende Geschichte darthut, gereicht ihm zu ganz eigenthümlichem, in dieser Art, gewiß höchst seltnem Ruhm, und blieb auch nicht unbelohnt. In Doesburg an der Yssel wollte die wiedereingesetzte oranischgesinnte Stadtbehörde ihn für ihre feige Rachsucht benutzen, und legte ihn zu einem bekannten Eiferer der Volksparthei in's Quartier, in der Hoffnung, der wilde preußische Major werde denselben recht peinigen. Allein Blücher fand seinen Wirth ganz angenehm und wacker, befreundete sich mit ihm traulichst, und dieser gewann ihn selber

bald so herzlich lieb, daß er ihm erklärte, er werde ihn zum Erben einsetzen. Blücher wandte dagegen manches ein, doch der Mann blieb dabei, und meinte, da er weder Kinder noch andere nahe Verwandte habe, und seine Frau mit ihm übereinstimme, so solle nach deren Tode sein Vermögen an Blücher fallen. Lange Zeit war von der Sache nicht mehr die Rede; die Preußen verließen Holland bald wieder, der Krieg gegen die französische Revolution brach aus, späterhin die Kriege gegen Napoleon, endlich im Jahre 1814, als Blücher trotz aller empfangenen großen Belohnungen immer frisches Geld brauchte, fiel ihm das alte Versprechen jenes holländischen Patrioten ein, und er bat den niederländischen Gesandten in Berlin, Grafen von Perponcher, doch einmal Erkundigung einzuziehen, wie es mit der wunderlichen Sache stehe. Die Antwort lautete, der Mann sei längst gestorben, aber die Frau sei noch am Leben. Bald jedoch starb auch diese, und nun empfing Blücher in der That die verheißene Erbschaft, im Betrage von zwanzig- bis fünfundzwanzig tausend Gulden, durch die Hände des erwähnten Gesandten, aus dessen Erzählung wir diesen Hergang mittheilen. Doch wir kehren zu jener früheren Zeit zurück. Der Zweck des kurzen Feldzuges war schnell erreicht, die Anwesenheit der Preußen in Holland nicht länger nöthig. Schon am 1. Februar 1788 war Blücher mit seiner Schwadron wieder in Rummelsburg zurück. Bald eröffneten sich ihm neue Beförderungen; am 3. Juni 1788 wurde er zum Oberstlieutenant, im folgenden Jahre bei einer Truppenschau zum Ritter des Ordens pour le mérite, und am 20. August 1790 endlich zum Obersten und Befehlshaber desselben Regiments ernannt, in welchem er bis dahin gedient hatte.

Die Begebenheiten, in deren späterem Verlaufe Blücher's Name zu dem höchsten Feldherrnruhme emporgetragen werden sollte, nahmen ihren Anfang; fürerst indeß war ihm darin nur eine vorübende, untergeordnete Rolle zugedacht. Die französische Revolution, im Jahre 1789 unter anfangs glückverheißenden Zeichen begonnen, erhielt alsbald eine Richtung, welche den Mächten Europa's mehr und mehr den vielfachsten Antrieb aufregte, durch kriegerische Dazwischenkunft jenen

Ereignissen Einhalt zu thun. Schon im August des Jahres 1791 hatten der Kaiser Leopold der Zweite, der König von Preußen Friedrich Wilhelm der Zweite und der Kurfürst von Sachsen Friedrich August, bei ihrer Zusammenkunft in Pilnitz, sich zu gemeinsamen Maßregeln verbündet. Die wachsende Bedrängniß und Gefahr der Königlichen Familie in Paris gab den Erwägungen der Staatsklugheit schnellere Entscheidung, und im Sommer des Jahres 1792 kam der Krieg zum Ausbruch. Im August rückten die vereinigten Heere Oesterreichs und Preußens, begleitet von einer Schaar französischer Ausgewanderten, unter dem Oberbefehl des regierenden Herzogs von Braunschweig in Frankreich ein. Der Erfolg entsprach nicht der Erwartung, weder das berühmte Manifest des Herzogs, noch seine Kriegsbewegungen wirkten in dem gehofften Sinne, ein unglücklicher Rückzug aus der Champagne war das Anheben einer Reihe von Begebenheiten, die sich über drei Jahrzehnte, in wenig unterbrochener Folge und fast immer in derselben Richtung, reißend entwickelten. Blücher kam mit einem Theile, — dem sogenannten ersten Bataillon, — des ehmals Belling'schen, jetzt Golzischen Husarenregiments erst im Februar 1793 zu der längs des Rheins vertheilten Heeresmacht, die sich zu neuen Unternehmungen bereitete. Er stieß zu den preußischen Truppen, welche unter dem Befehle des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Oels am Niederrhein mit den österreichischen unter dem General von Latour vereinigt standen. Die Art und Weise der ganzen Kriegsführung, so wie der Zweck und die Bedeutung des Krieges selbst, gaben den nachfolgenden Ereignissen früh einen besonderen Karakter. Der Kampf, in welchem ein Für und Wider, das von allgemeinen Grundsätzen ausging, vorherrschend gelten sollte, brachte die politischen und persönlichen Betheiligungen in manchen Widerspruch. Die Sache der Franzosen fand Anhänger in allen Klassen, oft leidenschaftliche Hinneigung selbst bei denen, welche ihr im Felde tapfer entgegenstanden. Dieser Zwiespalt jedoch, in welchen so manche bedeutende Männer geriethen, war für Blücher nicht vorhanden. Sein kraftvoller Sinn hielt sich, unbekümmert um andere Dinge, treu und fest in der Bahn

des Handelns, welche seine Verhältnisse ihm darboten; er war ein tüchtiger Kriegsmann, und als solcher in seiner Stellung abgeschlossen. Wie hätte er zweifeln können, daß zu siegen seine Bestimmung sei, und da die Franzosen der Feind waren, über die Franzosen und ihr ganzes Treiben?

Wir könnten die Ereignisse, bei welchen Blücher in diesen nächsten Feldzügen hervortritt, ohne den Werth und die Fülle seines ausgezeichneten Thatwirkens zu verkürzen, mit einigen Blättern dieser Erzählung abfinden, wenn nicht der Umstand, daß außer dem Schwerte sich auch die Feder unsres Helden an jenen Vorgängen versucht hat, hier eine ausführlichere Mittheilung anforderte. Blücher hat nämlich über die Feldzüge von 1793 und 1794 besondre Tagebücher angefertigt, deren nachher mit Hülfe seines Adjutanten Grafen von der Golz und des Kriegsraths Ribbentrop im Jahre 1796 zu Münster in's Reine gebrachtes Ganze von ihm durch folgendes Vorwort eingeleitet wurde: „Während des Laufes der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 habe ich manche Relations, Zeitungsberichte und Aufsätze gelesen, wovon ein großer Theil mit Prahlerei, Unwahrheit und solchem Unsinne angefüllt war, daß ich mich entschloß, wenn ich den Krieg glücklich endigte, dasjenige, was in meinem Beisein und unter meiner eignen Führung geschahe, zu Papier zu bringen, zu welchem Ende ich während der Kampagnen verschiedene Bruchstücke gesammelt habe. Hiedurch und durch mein gutes Gedächtniß will ich bei jetziger Muße ein Ganzes zu formiren suchen. Schriftstellerarbeiten werde ich nicht liefern, mein ganzer Zweck geht dahin, für meine Freunde, und vorzüglich für mein schätzbares Regiment, diese Nachrichten in der Ordnung, wie die Begebenheiten auf einander folgten, niederzuschreiben. Es mag dazu dienen, daß das Korps Offiziere das rastlose Bestreben seiner Vorgänger, ihre Pflicht zu erfüllen, erkenne, und die jungen Offiziere dadurch angefeuert werden, bei einer entstehenden Kampagne von gleichem Eifer beseelt zu sein. Ich füge noch den aufrichtigen Wunsch hinzu, daß dieses vortreffliche Regiment stets die großen Exempel seines ersten Stifters vor Augen behalte, und immer eingedenk sei, welchen rühmlichen Namen es sich unter seiner Führung erworben

und bis auf diese Stunde erhalten hat." Mit behaglicher Umständlichkeit verbreitet er sich alsdann über die einzelnen Vorfälle. Die Feindseligkeiten begannen am Niederrhein schon im Februar von Seiten der Verbündeten, und im Anfange des März wurden die Franzosen aus ihren Verschanzungen bei Schwalmen vertrieben. Blücher wohnte dem Gefecht nicht bei, welches hauptsächlich die Oesterreicher führten, ritt aber weit vor, um dessen Erfolg aufmerksam zu beobachten. „Ich konnte den Angriff der Kaiserlichen, erzählt er, deutlich sehen. Die Franzosen wurden nach Ruremonde zurückgetrieben, und gegen Abend geschahen acht Kanonenschüsse von den Wällen, nun war ich überzeugt, daß der Feind gänzlich bis in die Stadt vertrieben war. Dies zeigte ich dem Herzoge Friedrich von Braunschweig an, mit dem Bemerken, wie ich glaubte, daß der Feind in der Nacht Ruremonde verlassen würde. Seine Durchlaucht erwiederten mir, sie vermutheten eine hartnäckige Vertheidigung. Ich nahm sogleich einen Unteroffizier mit zwei Mann, den schickte ich noch vor Tagesanbruch gegen Ruremonde, mit dem ausdrücklichen Befehle, die Schwalme, wo es möglich sei, zu passiren, sich an die Stadt heranzuschleichen, und mir gewisse Nachricht zu bringen, ob der Ort vom Feinde besetzt oder verlassen sei. Mit Tagesanbruch rückte ich mit meiner Eskadron und 100 Schützen bis an die Schwalme; der abgesandte Unteroffizier kam zurück mit der Nachricht, daß der Feind Ruremonde geräumt habe. Der Herzog wollte diesem Rapporte nicht trauen. Ich nahm eine Ordonnanz, ritt selbst durch die Schwalme gerade nach Ruremonde, und traf den General Latour gerade beim Einmarsch." Die Franzosen wichen von der Maas zurück, die Kaiserlichen folgten ihnen über den Fluß, und die Preußen rückten abwärts nach Tegelen und Venlo. In ersterem Orte hatte Blücher sein Quartier auf der Post; hier geschah ihm, daß er in der Nacht durch einen durchreisenden österreichischen Obersten, welcher Postpferde verlangte, geweckt wurde, derselbe entschuldigte sich aber, als er seines Irrthums gewahr worden, und wollte nun nicht in's Zimmer treten; das weitere berichtet Blücher wie folgt: „Ich rief dem Obersten aus der Thür entgegen, er möchte man

hereinkommen. Dieser Besuch war mir außerordentlich angenehm, da ich die Bekanntschaft mit einem Manne machte, von dem ich so viel Rühmliches gehört und in der Folge erfahren, daß er es nur zu gewiß verdiente, von jedem Deutschen geschätzt zu werden. Es war der jetzige verehrungswürdige General von Mack. Er ging zum Herzog Friedrich von Braunschweig, wir unterhielten uns sehr freundschaftlich, und er gestand mir, daß die Ankunft des preußischen Korps an der Maas für das gemeine Beste erwünscht sei.“ Diese Aeußerung, zusammengehalten mit dem, was zwölf Jahre später sich begab, dürfte wohl manches Lächeln hervorlocken, jedoch ist gewiß, daß jener Mann bis zu dem Augenblicke, da seine gränzenlosen Unfälle ihn trafen, als ein tüchtiger Kriegskundiger allgemein gerühmt wurde. Die Verbündeten rückten alsbald weiter gegen Holland hinab, nahmen Breda und Antwerpen durch Vertrag, und zogen darauf in das französische Flandern ein. Die Preußen, jetzt von dem General von Knobelsdorf befehligt, standen mit dem österreichischen Heere des Prinzen von Koburg und den englischen Truppen des Herzogs von York vereinigt, allein diese gesammte Macht entsprach im Felde nicht den Erwartungen, zu welchen ihre Art und Stärke sonst wohl berechtigen durfte. Den Muth und die Kriegskunde der Truppen und ihrer nächsten Anführer gaben einzelne Gefechte ruhmvoll kund, das Ganze der Feldzüge gewährte, trotz vorübergehender einzelnen Erfolge, keine Befriedigung. Blücher indeß versäumte keine Gelegenheit, sich mit seinen Husaren hervorzuthun; sein entschlossener Muth und seine zweckmäßigen Anstalten dienten gleicherweise zum Muster. Er gewöhnte seine Leute an jede Gefahr, lehrte sie den eignen Entschluß höher schätzen als die Zahl des Feindes, auf Reiterei und Fußvolk unbedenklich anstürmen, und auch das Feuer aus dem schweren Geschütz nicht sonderlich achten. Er selbst gerieth mehrmals in Lebensgefahr; bei Lille, als er, im eiligen Rückzuge vor überlegener französischer Reiterei, mit einem französischen Offizier bei schon einbrechender Dunkelheit handgemein geworden, hieb er den Feind nieder, und nahm dessen Pferd als Beute mit davon. Bei aller Verwegenheit seines freudigen Muthes blieb ihm doch eigentliche Tollkühnheit fern; umsichtige Beurtheilung

und kluge Sorgfalt begleiteten ihn zu jedem Unternehmen. Die Verbündeten hatten im April ein Lager bei Tournay bezogen, um den Feind, während sie die Festungen Condé und Valenciennes angriffen, vom Entsatz derselben abzuhalten; die Franzosen ihrerseits blieben nicht ruhig, täglich gab es blutige Gefechte; man schlug sich am 1. Mai heftig im Vicogner Walde, wobei Blücher nicht fehlte; der Feind griff am 7. die ganze Stellung der Preußen bei St. Amand ungestüm an, und zog nur dann wieder eilig zurück, als Blücher mit 2 Schwadronen, 2 Geschützen, einem Grenadierbataillon und einigen Kompanieen Kroaten durch eine geschickte und rasche Bewegung ihm in die Seite fiel. Am folgenden Tage erneuten die Franzosen den Angriff, und bemeisterten sich einer Anhöhe, wo sie sogleich Schanzen anlegten, aus welchen sie das Lager der Verbündeten vortheilhaft beschossen; alle Versuche der Preußen, jene Schanzen zu erobern, scheiterten an dem Kartätschenhagel, welchen sie auswarfen, und an dem dreifachen Graben, der sie umgab. Da wollte der Herzog von York, in der Meinung, es sei nicht genug geschehen, die Sache mit den Engländern versucht wissen, und Blücher scheute sich nicht, unter den Abmahnenden zu sein, und das Gelingen für unmöglich zu erklären; in der That mußte der Herzog seine Engländer nach vergeblicher Tapferkeit weichen sehen, Blücher aber, gerührt von dem Anblick so vieler nutzlos hingeopferten Leute, traf thätigst alle Anstalten zur Fortschaffung der großen Anzahl von Verwundeten, wofür niemand gesorgt hatte. Nach zweien Tagen nahmen dennoch Preußen und Oesterreicher die Schanzen weg. Hatte hier Blücher einsichtsvolle Beurtheilung gezeigt, so konnte er bald nachher wieder seine kühne Tapferkeit beweisen, als am 23. Mai, während der Prinz von Koburg das französische Lager von Famars angriff, die Preußen die Schanzen von Hasnon und Marchiennes erstürmten, bei welchem Kampfe sich Blücher's Eifer neuerdings hervorthat.

Sein ausgezeichnetes Verdienst wurde von den Heerführern wie von den Truppen immer lebhafter anerkannt, und selbst bei dem Feinde gewann sein Namen schon einige Berühmtheit. Sein muntrer und dabei gelassener Sinn, sein kräftiger Willen,

und seine schwer zu überlistende Klugheit zeigten den Mann, dessen Führung man getrost vertrauen durfte. Das Menschliche ging stets bei ihm voran, und weder vorgefaßte Meinung, noch irgend eine Rücksicht konnte dessen Wirkung in ihm unterdrücken. Als ein französischer Oberst gleich nach einem hitzigen Gefecht, in welchem er gefangen gemacht worden, an seinen Wunden starb, ließ Blücher ihn durch einen Geistlichen zur Erde bestatten, strafte mit einigen Schlägen den Tischler, der den Sarg zu schlecht und zu klein gemacht hatte, und wohnte mit allen seinen Offizieren dem Leichenbegängnisse bei, zum großen Erstaunen der französischen Einwohner, welche für einen geächteten Sansculotten keine solche Theilnahme und Ehrenbezeigung von Seiten der Preußen erwartet hatten. Am 4. Juli wurde der General von der Golz auf einer von ihm unternommenen Erkundung des Feindes bei Bouviers tödtlich verwundet, und Blücher ersetzte ihn im Oberbefehl über die Vorposten des rechten Flügels. Er faßte sogleich den Vorsatz, den Tod seines braven Generals zu rächen, und die Gelegenheit dazu blieb nicht lange aus. Die Preußen wurden in ihrem Lager jeden frühen Morgen durch französische Plänkler beunruhigt, und waren dieser Plage längst überdrüssig. Durch Kundschafter wurde hinterbracht, daß der Feind den nächsten Tag zahlreicher anrücken werde, um eine der preußischen Streifschaaren, welche gegen jene Pläukler auszogen, zu überfallen. Blücher beschloß, den Franzosen zuvorzukommen, und ihnen einen guten Streich zu versetzen. „Den 25. Juli, erzählt er, ging ich in der Nacht mit 200 Husaren, einer Schwadron Kaiserlicher Kürassiere und 600 Mann Infanterie, auch 60 Jägern, über die Marque. Ich schickte 300 Mann Infanterie, sobald die Marque passirt war, rechts am Strome hinauf, bis sie mit dem Dorfe Sainghin gleiche Linie hatten, befahl ihnen, sich in dem Gesträuch verdeckt zu halten, bis ich durch Trompeter und Tambur das Zeichen zum Angriff gäbe, alsdann sie mit gefälltem Bajonet in Sainghin eindringen und den Kirchhof besetzen sollten; 200 Mann Infanterie legte ich links in dem Dorfe, am Windmühlenberge im hohen Getraide nieder, mit dem Befehle, auf ein gegebenes Zeichen das Dorf von dieser Seite zu stürmen, die Kavallerie

verbarg ich hinter einige Höfe, und befahl ihr, das Dorf gleich links zu umgehen. Der Kaiserliche Oberst Graf von Hohenzollern begleitete mich bei diesem Unternehmen, befahl aber seinem Rittmeister meine Ordres zu befolgen, weil er nur als Zuschauer da wäre; ich selbst ritt nun in unsere Schanze, die erhöht lag, und von wo man alles übersehen konnte; ich hatte 4 Tamburs und 4 Trompeter zu mir genommen. Mit Tagesanbruch kam der Feind wie gewöhnlich heranmarschirt, meine Infanterie war zu ungeduldig und feuerte, der Feind machte Halt. Ich gab sogleich den Befehl, und nun wurde alles, wie ich befohlen, auf's genaueste ausgeführt. Ich eilte vorzukommen, um den Feind zu übersehen, stürzte mit dem Pferde, kam aber doch zu rechter Zeit, und wunderte mich nicht wenig, wie ich den braven Grafen von Hohenzollern mit aufgenommenem Gewehr vor seinen Küraßieren sah. „Blücher, rief er mir zu, ich will nicht mit kommandiren, aber mit arbeiten!" In selbigem Augenblicke wurde ich gewahr, daß meine Husaren die feindliche Kavallerie verfolgten und die Infanterie überflügelten, ich eilte heranzukommen, meine Husaren hieben alles zusammen. Ich sprengte bei einer Windmühle vorbei, eine Kugel fuhr mir vor dem Gesichte vorüber, der Graf Golz wurde gewahr, daß der Dampf aus der Windmühle kam, in der sich ein Franzose versteckt hatte. Wir machten 4 Offiziere, 95 Gemeine und 40 Pferde gefangen, der Ueberrest wurde niedergehauen, und es entkam von der Infanterie kein Mann." Die täglichen Neckereien unterblieben hierauf eine Zeitlang. Am 14. August wiederholte Blücher in derselben Gegend ein solches Unternehmen, das nicht weniger glücklich ausschlug.

Inzwischen war Condé schon am 13. Juli und Valenciennes am 1. August gefallen, der Prinz von Koburg mit den Oesterreichern sollte die errungenen Vortheile auf dieser Seite verfolgen, dagegen der Herzog von York mit den Engländern rechts gegen Dünkirchen abzog, um diesen Seeplatz wegzunehmen, und nicht lange nachher Knobelsdorf mit den Preußen aus den Niederlanden abgerufen wurde, um links über die Mosel zu dem preußischen Hauptheere zu stoßen, welches der König in Person befehligte. Bei dem Abzuge

der Preußen am 24. August aus dem Lager von Tournay, in welchem sie durch Holländer und Hannoveraner ersetzt wurden, machte Blücher den Vortrab mit seinen Husaren und einigen andern Truppen, die seinem Befehl untergeben worden. Ueber Saint-Amand, Mons und Namur, wo die Preußen ahndungslos über den Boden schritten, welcher 22 Jahre später ihren und ihres Feldherrn mächtigsten Ruhm tragen sollte, dann über Bastogne und Arlon, ging der Zug in nächster Richtung auf Luxenburg, wo die Truppen am 11. September anlangten, und bei Altzingen, rückwärts der Festung ihr Lager nahmen, um einen Tag zu rasten. Wir lassen hier Blücher'n selbst weiterreden: „Der kommandirende General übertrug mir, zur Sicherheit des Korps eine Vorpostenkette zu ziehen. Den 12., als am Ruhetage, hörten wir bei Anbruch des Tages auf der Vorpostenkette der Oesterreicher viel schießen, es war anderthalb Stunden von mir entfernt; ich ritt sogleich dahin, und fand die Kaiserlichen mit dem Feinde beschäftigt, sie wurden sehr gedrängt. Ob nun gleich meine Husaren des Rasttages sehr benöthigt waren, so wollte ich unsern Verbündeten doch zeigen, daß wir jederzeit bereit wären, ihnen beizustehen. Ich schickte meinen Adjutanten, um auf's eiligste die Leibschwadron und die von Blücher herbeizuholen. Die Schwadron von Rudorff sollte einen andern Weg einschlagen, jedoch alles so verdeckt wie möglich vorrücken. Der Feind schien zurückgehen zu wollen, aber ich ritt mit meinen beiden Ordonnanzen zwischen die Kaiserlichen Flankeurs, und redete ihnen zu, sich mit dem Feinde einzulassen, weil ich fürchtete, der Feind möchte vor Ankunft meiner Schwadronen zurückgehen. Endlich sah ich diese kommen, die Pferde waren sehr abgeritten, weßhalb ich sie hinter einem Dorfe zum Verschnauben aufmarschiren ließ. Nun setzte ich mich vor die Schwadronen, 20 Zerbster Reiter, die ich da fand, mußten die gerade Straße halten, ich formirte einen ordentlichen Angriff auf das feindliche Fußvolk. Die Reiterei, die sich uns entgegenstellte, wurde geworfen, die Infanterie zusammengehauen und niedergeritten. Ein Kaiserlicher Offizier war mit 50 Mann gefolgt. Der Feind verlor 500 Mann. Die Einwohner von Luxenburg sagten: In sechs Wochen ist hier

nichts vorgefallen, die Preußen kommen des Abends an, schlagen die Franzosen, und setzen ihren Marsch fort." Der Prinz von Koburg drückte durch ein verbindliches Schreiben Blücher'n für diesen so eifrig und tapfer gleichsam im Vorbeigehen vollführten Reiterstreich seinen Dank aus. Die Preußen rückten in den folgenden Tagen über Grevenmachern und Osburg ungestört weiter, und trafen am 22. September bei Sankt Wendel ein, wo sie dem Hauptheere, welches unter dem Könige der General Graf von Kalckreuth befehligte, sich anschlossen. Da hier das zweite Bataillon der Husaren Blücher's bereits vorgefunden wurde, so war das ganze Regiment nun wenigstens bei demselben Heere vereint.

Kaum angelangt, erhielt Blücher sogleich den Befehl, mit seinen Husaren nach Neukirchen vorzurücken, und den Obersten von Szekuly auf dem dortigen Vorposten abzulösen. Dieser bekannte Partheigänger, ein anmaßlicher Aufschneider, der aber als geborner Ungar das Vorurtheil für sich hatte, ein trefflicher Anführer leichter Truppen zu sein, war mit Blücher schon von früherer Zeit auf einem Fuß, der wohl öfters ein guter heißt, gewöhnlich aber ein schlechter ist. Ein wechselseitiges Du gab ihrem Verhältnisse nur derberen Ausdruck, nicht freundschaftlicheren. Auch diesmal brachte ihr Zusammenkommen nur herbe Berührung hervor. „Wie ich bei diesem Partisan ankam, erzählt Blücher, schilderte er mir die große Gefahr, worin ich zu stehen käme; ich antwortete: „Zeige mir die Vorposten, ich werde die Gefahr erkennen, und mich davor zu sichern wissen." Der von Szekuly verließ mich, indem er vorgab, daß er einige nöthige Geschäfte besorgen, und gleich zu mir zurückkehren wolle. Es vergingen indessen zwei Stunden, endlich kam sein Adjutant Graf von Stolberg, und sagte mir, der Oberst würde mich auf der Schmelze erwarten. Unwillig erwiederte ich: „Des Obersten Schuldigkeit ist's, zu mir, nicht aber die meine, zu ihm zu kommen." Ich ritt aber doch dahin, und sagte zu Szekuly, der Tag verginge, ich müßte also die Vorposten übernehmen. Dieser erwiederte: „Laß deinen Adjutanten nur aufschreiben, ich werde ihm alles sagen." In der Vermuthung, daß er die Stärke eines jeden Vorposten angeben wollte, ließ ich solches

zu; mit vieler Verwunderung aber hörte ich, wie er anfing, eine Disposition zu diktiren. Nun verging mir die Geduld. Ich sagte: „Szekuly! kannst du, wenn wir auf Einem Flecke sind, jemals vergessen, daß ich befehle und du gehorchst, so ziehe ich die Pistole, und schieße dich vor den Kopf.“ Szekuly erwiederte: „Du bist ein sehr hitziger Mensch, komm, du wirst die mißliche Lage, in der ich gestanden, erkennen.“ Wie wir beinahe die Vorpostenkette zu Ende waren, kam der General von Knobelsdorf, und sagte aufgebracht zu mir: „Herr Oberst, ich denke, ich habe Ihnen die Truppen zu kommandiren gegeben, und nicht dem Szekuly; wo ist die Infanterie?“ Mit Befremden erfuhr ich nun, daß Szekuly über meine Infanterie disponirt hatte. Ehrfurcht vor dem kommandirenden General hielt mich in Schranken, ich hatte übrigens nicht nöthig, den von Szekuly zu belehren, der General that es mit Würde und Nachdruck; Szekuly mußte abziehen. — Niemals habe ich eine Postirung minder gefährlich wie diese gehabt. Szekuly war ein Mann, der mit 150 Pferden herumschwärmen mußte, dann konnte er nützlich werden; wenn er aber ein Korps kommandiren sollte, so spannte er die Pferde gleichsam hinter den Wagen, verträumte sich in seiner Größe, und verwirrte alles.“

Nach dem heftigen Angriffe, welchen der regierende Herzog von Braunschweig mit den verbündeten Truppen am 26. September auf das feste Lager von Blieskastel ausgeführt, wobei Blücher, schon der Gegend genau kundig, durch Anweisung der Wege und sichre Führung des Geschützes gute Dienste leistete, und nach dem späteren Gefechte bei Ensheim, wichen die Franzosen hinter die Saar zurück, wo sie sich verschanzten. Während 7 Wochen beobachtete die Truppenschaar von Knobelsdorf, vorgeschoben gegen Saarbrücken, den dort zahlreich versammelten Feind; weil indeß die Franzosen nicht hervorkamen, auch die Jahreszeit den Truppen die nicht unter Zelten, sondern in schlechten Erdhütten lagen, nachtheilig wurde, so zogen endlich die Preußen in der Mitte des Novembers sich auf die Hauptstellung zurück, und gleich darauf sammelte der Herzog von Braunschweig das ganze Heer bei Kaiserslautern, um die Belagerung von Landau zu

decken, welche mit Ernst unternommen wurde. Das französische Moselheer, beträchtlich verstärkt, eilte zum Entsatz herbei, und griff schon am 28. und 29. November die preußischen Linien heftig an, der Hauptangriff aber geschah am 30., und es erfolgte die Schlacht von Moorlautern. Wir lassen Blücher, der auf den Höhen von Schelotenbach stand, seinen Antheil an dieser Schlacht selbst erzählen: „Den 30. brach der Tag kaum an, als sich eine der fürchterlichsten Kanonaden erhob, die Franzosen boten ihre letzten Kräfte auf, um den Sieg auf ihre Seite zu lenken, und dadurch den strengen Befehl des Nationalkonvents, die Preußen bis über den Rhein zurückzuschlagen, in Erfüllung zu bringen. Ich konnte den ganzen Angriff von den Höhen, wo ich stand, übersehen. Da ich bemerkte, daß die feindliche linke Flügelkolonne von 13,000 Mann, die gleich jenseit des vor mir liegenden Waldes stand, gegen Moorlautern vorzugehen anfing, so faßte ich den Entschluß, es koste was es wolle, durch den Wald zu dringen, theils um den Feind zu beunruhigen, theils auch ihn zu nöthigen, mit Geschütz auf mich zu feuern, damit der Herzog dadurch erführe, wie nahe ich demselben sei. Ich führte den Entschluß aus, wir drangen durch den Wald, und wurden von drei Kanonenschüssen begrüßt. Der Herzog rückte mit der ganzen Infanterie vor, und der Feind zog zurück; die auf unserer Seite bisher gestandene Kolonne des Feindes zog gleichfalls ab. Ich ging mit 4 Schwadronen meines Bataillons eiligst durch den Wald, und ließ den General von Kospoth bitten, mir 2 Schwadronen des Leibregiments folgen zu lassen. Der würdige General von Kunitzki war mir gleich mit seinem Regimente und den Bataillonsstücken nachgeeilt, und ließ den Wald in meinen Flanken vom Feinde reinigen. Mit meinen Husaren folgte ich der zurückziehenden Kolonne bis vor Sembach, hier war die feindliche Infanterie die Lauter passirt, und hatte ihr Geschütz auf die jenseitigen Höhen gestellt, der Kavallerie war ich aber so nahe, daß sie nicht Zeit gewinnen konnte, über die Lauter zu gehen, und da sie mir an Stärke übrigens sechsmal überlegen war, so setzte sie sich noch diesseits des Flusses und marschirte vier Mann hoch auf. Obgleich ich

es wohl berechnen konnte, daß ich bei dieser großen Ueberlegenheit, wenn ich angriff, wohl schwerlich Glück haben würde, so sah ich doch eben so wohl voraus, daß, wenn dieser Fall einträte, der Feind, seiner Gewohnheit nach, in einem unregelmäßigen Haufen hinter mir herstürzen würde; dadurch wurde er dann von seinem Geschütze abgezogen; auf die Leichtigkeit unserer polnischen Pferde konnte ich rechnen, und die Hülfe von den Kürassieren und Husaren, welche ich erwartete, gab mir dann Hoffnung, den Feind zu zwingen. Diese kurze Ueberlegung machte ich vorher, und dann entschloß ich mich rasch. Ich setzte mich vor die Schwadron von Rudorff, welche der Lieutenant von Katzeler führte, und warf mich mit selbiger gerade auf die Kavallerie. Meine Leute hieben mit der größten Entschlossenheit ein, allein die Wand war zu stark, wir wurden überflügelt, und mußten zurück. Meine Muthmaßungen trafen ein, der Feind stürzte in einem wilden Schwarme hinter uns her, unsere Pferde entrissen uns aber seiner Gewalt. Mittlerweile waren 2 Schwadronen vom Leibkürassierregiment und eine Schwadron von mir angelangt. Die Leibschwadron des Leibregiments war die erste; da ihr rechter Flügel etwas zurückgedrängt wurde, so warf sich diese treffliche Schwadron mit ihrem linken Flügel gerade in des Feindes Flanke. Diesen Augenblick nutzte ich, ich rief meinen Leuten zu: Kehrt euch um! und sie, voll Zutrauen, befolgten sogleich meinen Befehl, ich stürzte mich mit ihnen in den außer Fassung gebrachten Gegner, er ward geworfen, und durch Sembach bis über die Lauter gejagt. Jetzt erhob der Feind eine heftige Kanonade, die er bisher nicht hatte anwenden können, weil ich noch mit seiner Reiterei im Handgemenge war, ich zog mich auf Kanonenweite zurück, ohne durch dieses Artilleriefeuer großen Abbruch erlitten zu haben. Der Verlust auf unserer Seite war gering; der Feind verlor außer vielen Todten und Gefangenen auch noch eine Kanone, die er in Sembach im Stich gelassen hatte. Ich kann behaupten, daß ich fast nie einem verwickelteren Gefecht beigewohnt habe, als dieses war, um so mehr freute es mich, da es so glänzend zu unserm Vortheil ausschlug. Der Lieutenant von Katzeler riß mich in demselben aus der

augenscheinlichsten Gefahr; es befand sich nämlich ein feindlicher Offizier in einem hohlen Wege mit der gespannten Pistole hinter mir, der Lieutenant von Katzeler bemerkte es, rief mir zu, und ich sprang vermöge meines guten Pferdes aus dem hohlen Wege. Mein Verfolger fand selbst den Tod.“ Die Franzosen wurden auch auf den übrigen Punkten zurückgeschlagen, und verloren im Ganzen über 6000 Mann.

Gleich am folgenden Tage, den 1. Dezember, setzte Blücher dem Feind über die Lauter nach. „Ich schrieb dem Herzoge, berichtet er selbst, während meines Marsches nur folgende wenige Worte, die ich ihm durch einen Trompeter zuschickte: Der Feind retirirt nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg. Ein Anderer hatte mit einem äußerst weitläuftigen Rapport ganze Schreibtafeln angefüllt, die nicht durchgelesen wurden. Meine kurze Anzeige nahm der Herzog gut auf, und nach diesen Begebenheiten gab mir dieser verdienstvolle Feldherr die größten Beweise seines Vertrauens.“ Blücher drang über Schönberg, Waldmoor und Jägersburg vor, mit ihm zugleich sollte Szekuly über Landstuhl und Martinshöhe gegen Karlsberg anrücken, allein dieser hatte eine Kriegskasse genommen, und darüber seinerseits das Vorrücken vergessen, wodurch Blücher in Gefahr gerieth, abgeschnitten zu werden, doch aber noch glücklich genug bis hinter Jägersburg zurückgelangte. Aus Schonung zeigte er Szekuly's Versäumniß dem Herzoge nicht an, der aber dennoch die Sache erfuhr, und die letzte gute Meinung, die er von diesem Partheigänger noch hatte, völlig aufgab. Da der Herzog erwartete, daß die Franzosen ihren Versuch, Landau zu befreien, erneuern würden, so erhielt Blücher den Auftrag, genaue Nachrichten über des Feindes Stärke und Bewegungen einzuziehen. Er setzte sich an die Spitze einer starken Reiterschaar, und drang von Ramstein ungehindert bis gegen Zweibrücken vor. „Ich ließ 50 Pferde in die Stadt hineinsprengen“, so erzählt er, „es waren einige Franzosen da, sie flohen eiligst davon. Ich fand alle Weinkeller in Zweibrücken mit französischen Nationalsiegeln belegt und als Eigenthum der Nation erklärt. Die Bürger wagten es nicht, die Siegel

anzurühren, weil sie besorgt waren, daß die Franzosen es rügen würden; ich ließ daher durch meinen Adjutanten sämmtliche Siegel abreißen, und einem jeden sein Eigenthum wiedergeben, zugleich rieth ich den Einwohnern, zu sagen, daß ich alles mit fortgenommen hätte. Die vergnügten Bürger luden nun mit größter Eilfertigkeit auf, und fuhren damit ab. Um ihnen zu diesem Geschäft Zeit zu geben, blieb ich noch zwei Stunden bei Zweibrücken, und attakirte die feindlichen Vorposten. Alsdann zog ich bis Martinshöhe zurück, und nachdem ich hier noch sichere Nachrichten eingezogen hatte, machte ich dem Herzoge einen ausführlichen Rapport, worin ich ihm meldete, daß die Sage von den Absichten des Feindes auf uns ganz ohne Grund sei, daß er sich vielmehr vor unserem Hinüberkommen fürchte, und weit entfernt sei, sich noch eine Züchtigung bei Kaiserslautern zu holen." Blücher's besondere volksgemäße Sinnesart, die später für sein Wirken und für seinen Ruhm so entscheidend wurde, ist in diesem Verfahren mit den Weinen von Zweibrücken ganz ausgedrückt; außer dem wirklichen Vortheil, den Einige unmittelbar davon zogen, hatten von solchem Streich Alle Vergnügen, die nur davon hörten, weit umher im Volke und bei den Truppen selbst, welchen dergleichen Vorgänge stets zu Lust und Ruhm gereichen.

Durch den Abzug der Kaiserlichen aus den Linien von Weißenburg wurde der Herzog von Braunschweig bald nachher genöthigt, die Belagerung von Landau aufzugeben, und sich weiter gegen den Rhein zurückzuziehen. Blücher brach mit den Seinigen zuletzt auf, und blieb einstweilen bei Kirchheim=Poland stehen, unter dem Befehl des Generalmajors von Rüchel, welcher die sämmtlichen Vortruppen anführte. Hier kam auch das zweite Bataillon der rothen Husaren, welche Blücher befehligte, nach langer Trennung mit dem ersten wieder zusammen, und das ganze Regiment blieb nun unter der Anführung seines Obersten vereint. Außer seinen Husaren hatte dieser noch das Dragonerregiment von Schmettau, 3 Schwadronen pfälzische leichte Pferde, das Füsilierbataillon von Müffling, 3 Kompagnieen preußische Jäger und 8 reitende Kanonen unter seinem Befehl. Ihm wurde

zuerkannt, daß, wenn auch vor allem die Reiterei seine Hauptwaffe bliebe, doch darum andere Waffengattungen ihm nicht fremd seien, und er sie leichter und besser zu gebrauchen wisse, als dies gewöhnlich vorkomme. Der eingetretene Winter brachte für Blücher keine Ruhe. Sein eifriger Muth, von Rüchel's gleicher Sinnesart unterstützt, versuchte sich in zahlreichen Angriffen, Ueberfällen und Streifzügen, welche fast immer ausgezeichneten Erfolg hatten, und Gefangene, Nachrichten, Beute lieferten. Er wußte seine Truppen ganz mit seinem Geiste zu beseelen, sie folgten seiner Leitung mit unbegränztem Vertrauen, und hingen ihm persönlich mit Eifer an. Unter mancherlei Vorfällen und Begegnissen verging so der Winter, und mit dem Frühjahr 1794 erhob sich die Kriegsführung wieder zu größerer Thätigkeit.

Der Herzog von Braunschweig hatte schon im Februar 1794 den Feldmarschall von Möllendorf zum Nachfolger im Oberbefehl erhalten, und dieser beschloß in Verbindung mit dem General Erbprinzen von Hohenlohe den Feind, welcher seine Hauptstärke bei Kaiserslautern und Deidesheim hatte, auf allen Seiten anzugreifen; der 23. Mai wurde dazu festgesetzt. Dem Befehle gemäß brach Blücher schon in der Nacht vorher mit 5 Schwadronen Husaren und 3 Bataillons Fußvolk nebst 3 Kanonen von Grünstadt auf, um über den Schorleberg durch das waldige Gebirge quer auf die große Straße zwischen Kaiserslautern und Neustadt vorzudringen, und hier alle Verbindungen der Franzosen abzuschneiden. Mit großer Anstrengung gelangten die Truppen durch die unwegsame, zerschnittene Gegend frühmorgens auf jene Straße, aber der Feind war gleichfalls im Anzuge, und eröffnete sogleich gegen die Preußen ein wirksames Gewehrfeuer; seine Schützen, von dem Erdreich begünstigt, kamen dreist ganz nahe heran, und thaten großen Schaden. Blücher, der seine Stellung auf der Anhöhe des Dorfes Weidenthal genommen hatte, rückte nunmehr zum Angriff, und warf den Feind, welcher in der Richtung von Neustadt nach Kaiserslautern zog, gegen Neustadt bis Neidenfels zurück. In diesem Augenblick aber kam von der entgegengesetzten Seite eine andere feindliche Abtheilung unter dem General Cisée zum Vorschein,

welche auf derselben Straße in der Richtung von Kaiserslautern nach Neustadt vorrückte. Hier galt es Geistesgegenwart und Entschlossenheit. Blücher versuchte zuerst die List, aber mußte sogleich erfahren, daß hier nur Heil in den Waffen sei. Seine eigene Erzählung berichtet das Weitere: „Ich ritt dem General in Begleitung eines Trompeters und meines Adjutanten entgegen, und rief ihm zu, er solle sich ergeben, weil er abgeschnitten sei; ich hoffte um so mehr, daß dies geschehen würde, da er meine Stärke nicht übersehen konnte. Meine Aufforderung wurde mit einer Generalsalve beantwortet, und zugleich wurde ich von der auf Neidenfels zurückgedrängten Kolonne, die dieses Feuern hörte, auf's neue angegriffen. Nun befand ich mich also zwischen zwei Feuern. Ich schickte zum Major von Bork, der mit seinem Bataillon auf meinem linken Flügel stand, und bat ihn, nur den Feind von Neidenfeld nicht vordringen zu lassen; meine beiden Kanonen, — die dritte war unterwegs zerbrochen, — ließ ich, gerade in entgegengesetzter Richtung, die eine die Straße auf Neustadt, die andere die nach Frankenstein beschießen, um dem Feinde das Vordringen auf beiden Seiten und seine Vereinigung zu wehren. Cisce faßte nun den kühnen Entschluß, mich zu umgehen, und die Straße auf Türkheim zu gewinnen; er stürmte mit seiner Infanterie rasend den Berg, auf welchem ich mit dem Bataillon von Müffling stand, und drängte die im Gebüsche vor uns stehenden Jäger und Schützen zurück. Nun war der entscheidende Augenblick da; ich eröffnete meinem wackern Freunde, dem Oberstlieutenant von Müffling, dessen Kühnheit und Sachkenntniß ich im Laufe des Feldzuges so manches zu danken habe, daß uns jetzt nichts anderes übrig bliebe, als dem Feinde mit gefälltem Bajonet entgegenzugehen, und unsere äußersten Kräfte anzustrengen. Edle Begier, dieses auszuführen, strahlte aus seinem Auge; meinen Husaren, die rechts auf einem kleinen Felde standen, hatte ich den Befehl gegeben, alles, was etwa vom Feinde auf meiner rechten Seite aus dem Walde vordränge, ohne Rücksicht auf die Stärke desselben anzugreifen und niederzuhauen. Jetzt ging ich, nachdem ich in Eile alles angeordnet hatte, mit dem Bataillon von Müff=

ling dem Feind im Sturmschritt entgegen, ohne daß die braven Füsiliere einen Schuß thaten; der Feind hingegen machte ein äußerst heftiges Feuer, wodurch ich gleich mehrere Leute, einen Kapitain, einen Lieutenant und zwei Oberjäger verlor; unsere braven Soldaten ließen sich aber dessen ungeachtet nicht aus der Fassung bringen, sie blieben geschlossen, und da wir auf 30 Schritt an den Feind waren, stürzten sie alle mit frohlockendem Geschrei auf denselben los, er wurde mit dem Bajonet über den Haufen geworfen, und völlig in Verwirrung gebracht. Wir erbeuteten 2 Kanonen und machten viele Gefangene." Nach diesem glücklichen Gefecht sandte Blücher Offiziere an Möllendorf und Hohenlohe, nahm aber, ungewiß über die Entscheidung des Tages auf den anderen Punkten, vorsichtig seine Stellung bei Weidenthal wieder ein, und beschloß auf seiner Hut zu bleiben.

Hier fand ein Auftritt Statt, welcher durch die Art, wie Blücher's Karakter dabei sowohl im Handeln als im Erzählen sich offenbart, allerdings zu merkwürdig ist, als daß nicht auch wir seine Worte darüber hier wiedergeben sollten. „Unter den französischen Gefangenen", erzählt er, „befand sich Einer, dem der Schenkelknochen oben zerschmettert war; man hatte ihn neben das Feuer gelegt, und ihm zur Erfrischung, wie den Andern, Brot und Branntewein angeboten. Er schlug aber dieses nicht allein aus, sondern wollte sich auch schlechterdings nicht verbinden lassen, und forderte unsere umstehenden Leute wiederholentlich auf, ihn todtzuschießen. Diese sagten unter einander: Das ist ein recht hartnäckiger, verstockter Franzose! Ich stand mit dem Oberstlieutenant von Müffling in einiger Entfernung, wir hörten diese uns auffallende Beurtheilung, und näherten uns der Gruppe. Der Blessirte lag, nachdem seine Aufforderungen fruchtlos gewesen waren, ganz still, tief in sich gekehrt, und sah nicht, was um ihn vorging. Da er zu frieren schien, so ließ ich mehrere Decken holen, und ihn damit zudecken. Bei dieser Gelegenheit blickte er mich forschend an, und schlug die Augen nieder. Ich ließ ihm durch meinen Adjutanten, da ich selbst der französischen Sprache nicht ganz mächtig bin, sagen, er möchte sich doch verbinden lassen, und zu seiner Stärkung

etwas genießen; aber er antwortete nicht, daher ich ihm ferner sagen ließ, daß ich denjenigen für einen schwachen Menschen hielte, der sein Schicksal nicht zu tragen wüßte, und daß es sich am wenigsten für einen Soldaten gezieme, seine Zuflucht zur Verzweiflung zu nehmen; übrigens dürfe er die Hoffnung zu seiner Genesung nicht aufgeben, und könne versichert sein, daß er sich unter Menschen befände, die Gefühl hätten, und zu seiner Erleichterung alles beitragen würden. Nun blickte mich der Leidende wieder an, ein Strom von Thränen stürzte zugleich aus seinen Augen, und er reichte mir vertraulich die Hand. Ich ließ ihm Wein geben, und er trank, auch sträubte er sich nicht mehr dawider, sich verbinden zu lassen. Eine so schnelle Umänderung in dem Betragen dieses Menschen fiel mir auf, und ich fragte daher, was die Ursache seines vorigen störrischen Benehmens gewesen sei? Seine Antwort war: „Ich bin zum Dienst der Republik gezwungen worden; mein Vater ist guillotinirt, meine Brüder hab' ich im Kriege verloren, meine Frau und Kinder sind zurück, und leben in der kümmerlichsten Lage; ich glaubte daher, daß der Tod meinen Leiden ein Ziel setzen würde, und sehnte mich nach demselben. Ihre gütige Erinnerung hat mich zu reiferem Nachdenken gebracht; ich danke Ihnen dafür, und bin entschlossen, meinem künftigen Schicksale mit Geduld entgegen zu gehen!" Diese Erzählung rührte alle Umstehende, und mir war es angenehm zu bemerken, wie unsere Leute von ihrer vorher gefaßten Meinung ganz zurückkamen. Ich ließ den Verwundeten mit den Uebrigen, nachdem sie sämmtlich verbunden waren, nach dem vor uns liegenden Dorfe Weidenthal bringen, und sie dem dortigen Schulzen zur Pflege übergeben."

Mittlerweile kam in der Nacht die Meldung, daß Möllendorf bei Kaiserslautern gesiegt, und der Feind an Todten und Gefangenen über 3000 Mann und 20 Kanonen verloren habe. Blücher wurde persönlich zu dem Feldmarschall nach Hochspeier beschieden, wo er den Auftrag erhielt, den Feind auch sogleich aus Neustadt hinauszuwerfen. Er eilte zu seiner Truppenabtheilung zurück, die er noch in der alten Stellung fand, brach unverzüglich auf, und rückte nach Neu=

stadt, wo die Franzosen nicht Stand hielten; doch wichen sie nicht weiter als Fischlingen, wo sie in ziemlicher Stärke sich behaupteten. Nach täglichen kleineren Gefechten kam es am 28. Mai zu einem ernsten Kampfe bei Kirrweiler. Blücher griff mit seinen Husaren den Feind entschlossen an, warf dessen Reiter, überritt Fußvolk und Geschütz, und brachte von der so weit als möglich fortgesetzten Verfolgung 6 Kanonen, 9 Pulverwagen, 120 Pferde und 300 Gefangene zurück. Zur Belohnung so vieler ausgezeichneten Thaten wurde Blücher unter dem 4. Juni vom Könige zum Generalmajor befördert, und zugleich zum Inhaber des Husarenregiments ernannt, welchem er schon bisher durch alle Stufen des Dienstes angehört hatte. Die Nachricht von dieser Ernennung traf ihn am 13. Juni; er glaubte sich an das Ziel seiner Wünsche versetzt. Die Truppen unter seinem Befehl wurden auf 4 Bataillons und 10 Schwadronen nebst 8 Stücken Geschütz verstärkt, und bezogen die Vorposten gegen die ansehnliche französische Macht, welche auf der Höhe von Walsheim und Nußdorf im Lager stand. Am 2. Juli brachen die Franzosen hervor, und vertrieben die preußischen Vorposten aus Fischlingen und Edesheim, Blücher aber nahm diese Stellung wieder, indem er den Feind mit Verlust zurückschlug. Nun gab es täglich blutige Gefechte, in welchen doch meistens die Preußen, ungeachtet der feindlichen Uebermacht, die Oberhand behielten. Endlich wurden die Bewegungen im französischen Lager so lebhaft, daß Blücher einen allgemeinen Angriff erwarten mußte, und deßfalls ohne Säumen die nöthigen Vorkehrungen traf. Am 13. Juli frühmorgens drang der Feind mit starker Macht über Edesheim vor, und drängte die preußischen Posten gegen das Dorf Edenkoben zurück, wo Blücher sich zum Kampfe gestellt hatte. Zuerst kam das Fußvolk in's Gefecht, da die Reiterei keinen günstigen Raum hatte, und schlug die stets mit frischen Truppen erneuerten Angriffe der Franzosen mit Standhaftigkeit wiederholt zurück. Blücher ritt durch die im Feuer stehenden Reihen, und redete die Leute an: „Kinder, nur heute haltet aus, es gilt Preußens Ehre!“ Sie antworteten muthig: „O ja, Herr General, versorgen sie uns nur

mit Patronen!“ Dreimal mußte die tapfre Mannschaft, die keinen Schritt weichen wollte, mit frischen Patronen versehen werden, aber der mörderische Kampf gab keinen Vortheil. Blücher suchte daher besseren Raum zu gewinnen, ließ sein Fußvolk in der Schanze stehen, und ging mit der Reiterei und dem Geschütz eine Strecke zurück; der Feind folgte ihm in's offne Feld. Ein starker Truppenzug von allen Waffen, an der Spitze ein Reiterregiment, drang aus Edesheim hervor; diesen Augenblick nahm Blücher wahr, an der Spitze seiner Husaren stürzte er ungestüm auf den noch unentwickelten Feind, warf dessen Reiterei auf das eigene Fußvolk, und jagte den verwirrten Haufen bis nach Edesheim hinein. Der General Laboissiere, der den ganzen Zug geführt, ein Oberst, mehrere Offiziere und 80 Gemeine wurden gefangen, außerdem unter dem feindlichen Kartätschenfeuer 3 Kanonen erobert, und etwa 100 Pferde erbeutet. Doch hatte der Feind bei Edesheim wieder allen Vortheil des Erdreichs, die preußische Reiterei mußte zurück, und der französische Angriff gegen Edenkoben wurde mit verstärkter Macht erneuert. Zum Glück erhielt auch Blücher Verstärkung an Fußvolk, der Prinz Louis Ferdinand von Preußen führte eben zur rechten Zeit das Regiment Romberg herbei: „Ich kam mit diesem liebenswürdigen und muthvollen Prinzen“, erzählt Blücher, „dahin überein, daß es nun wohl am besten sein würde, das Blatt umzuwenden, und gerad auf den Feind loszugehen. Kaum war dieser Entschluß gefaßt, so sprang der junge Held auch schon vom Pferde, vereinigte seine Infanterie mit der meinigen, und stürzte mit der ganzen Linie auf den Feind, welcher in größter Bestürzung floh.“ Der Prinz nahm das Dorf Edesheim, welches die Franzosen noch zuletzt in Brand steckten. Inzwischen hatte der Tag auf anderen Punkten weniger vortheilhaft geendet; nach vielen abgeschlagenen Angriffen auf die Berghöhe Schänzel hatte der Feind endlich Abends dennoch diesen Posten erstürmt, und konnte nicht wieder vertrieben werden. Dieser Verlust erregte große Bestürzung, der Erbprinz von Hohenlohe sandte noch in der Nacht an Blücher den Befehl, seinen Rückzug anzutreten, und den des Heeres von dieser Seite zu decken. Das Fuß-

volk brach sogleich auf, die Reiterei erst am folgenden Morgen, und der Feind rückte ungesäumt nach. Wir lassen Blücher hier wieder selbst reden: „Während des Rückzugs kamen einige feindliche Kavallerieoffiziere, die wahrscheinlich ihre Kühnheit zeigen wollten, wild auf uns herangesprengt. Ich sagte zu einigen Offizieren meines Regiments, die um mich waren, wir wollten, um diesen Herren noch mehr Muth einzuflößen, sachte zurückreiten, und dann plötzlich umkehren, und gerad auf sie losfahren. Dies geschah; denn als sie sich uns bis auf 30 Schritt genähert hatten, wandten wir rasch unsere Pferde um, und ritten mit verhängtem Zügel auf sie los, wodurch sie dermaßen außer Fassung kamen, daß sie eiligst die Flucht ergriffen, und bei ihrem ängstlichen Umsehen nur unser demüthigendes Gelächter hören mußten. Um unsrer Gegner noch mehr zu spotten, ließ ich zwölf Trompeter bis bei meine Flankeurs vorkommen und Aufzüge blasen. Sie stellten hierauf ihr einzelnes Schießen sogleich ein, und die Musik freute sie so, daß die französischen Offiziere sich derselben immer mehr näherten. Um nun gegenseitig höflich zu sein, befahl ich, daß meine Leute nicht auf sie schießen sollten, sie wurden daher um so unbesorgter, und hörten mit Aufmerksamkeit zu. Nachdem dieser Spaß einige Zeit gedauert hatte, nahm ich den Hut ab, und ritt fort; Alle dankten wiederholentlich auf gleiche Weise, und riefen: „Adieu, général, jusqu'à demain!“ Die Neckereien unterblieben nun, der Feind zog sich gegen Abend zurück, und ich biwakirte die Nacht über mit meinen Truppen bei Neustadt.“

Hier bei Neustadt an der Hardt ritt Blücher mit 20 Husaren am 15. Juli Nachmittags über das Dorf Mosbach hinaus, den schon wieder andringenden Feind näher auszufunden. Er traf eine preußische Batterie von Zwölfpfündern hier auf Vorposten, ohne Reiterei oder Fußvolk in der Nähe, und auf höheren Befehl in einer Stellung, welche jeden feindlichen Ueberfall erleichterte; um weniger Aufmerksamkeit zu erregen, ließ er die Husaren zurück, und ritt nur von einem Trompeter begleitet in die Gegend weiter vor. Er war etwan 800 Schritt gekommen, als plötzlich ein französischer

Reitertrupp aus dem Hinterhalt hervorbrach, und ihn abschnitt. Der die nächststehende Kanone befehligende Unteroffizier Ludwig von Voß, damals achtzehnjährig, sah die Gefahr, rief dem Befehlshaber der Batterie, Lieutenant von Heidenreich, voll Eifer zu: „Blücher ist in Gefahr! Nur ein Kartätschenschuß kann ihn retten! Soll ich?“ und als dieser „Ja! mit Gott!“ erwiedert hatte, flogen zugleich auf den Feind und auf Blücher 48 zwölflöthige Kartätschenkugeln hinaus, welche den Feind theils niederstreckten, theils in die Flucht jagten, Blücher'n aber unversehrt ließen. Als dieser mit Augen voll glühenden Muthes zur Batterie zurückkehrte, rief er heransprengend und den Säbel schwingend: „Wer hat den Schuß gethan? Dank für den Schuß! Aber ich hätte die verfluchten Kerls doch kriegen wollen!“ Noch in später Zeit gedachte er gern dieser gefahrvollen Rettung, und rühmte den wackern Artilleristen, der in der Folge durch vaterländische und menschenfreundliche Thätigkeit einen guten Namen erworben und diesen Vorgang in seinem Buche „Ahndungen und Lichtblicke“ selbst erzählt hat.

Der Erbprinz von Hohenlohe nahm in den folgenden Tagen eine Stellung bei Pfeddersheim, und Blücher hielt die Vorposten über Grünstadt und Neu-Leiningen hinaus besetzt. Hier in der wohlbekannten Gegend gab es wiederum täglich Gefechte, die nicht selten zu ernstlichen Kämpfen wurden. Am 1. August brach Blücher mit einem Reitertrupp über Neu-Leiningen plötzlich hervor, und trieb die Franzosen aus allen Dörfern, die sie besetzt hatten, und verfolgte sie bis Ungstein; eine gute Anzahl wurden niedergehauen, noch mehrere gefangen. Da nichtsdestoweniger der Feind immer dreister wurde, so legte Blücher am 28. August ihm zwei Verstecke bei Friedelsheim und Neu-Leiningen, allein die Franzosen merkten die Sache und hielten sich zurück; jener, sich entdeckt sehend, griff nun geradezu an, warf die feindliche Reiterei über den Haufen, verfolgte die Flüchtlinge bis Wachenheim, wo die französische Hauptstärke war, aber sogleich auseinander stob, und machte abermals viele Gefangene. Solche Züge wurden in mannigfachen Maßen oftmals wiederholt. Inzwischen hatte das französische Moselheer am 9. Au-

gust unvermuthet Trier eingenommen, und die Feldherren der Verbündeten faßten, nach mehrwöchentlichem Zögern, den ernstlichen Beschluß, diese Stadt wiederzuerobern. Von preußischer Seite Kalckreuth und österreichischer Seits der General von Melas wurden zu dieser Unternehmung bestimmt, zu deren Erleichterung der Erbprinz von Hohenlohe zugleich einen neuen Versuch gegen Kaiserslautern machen sollte. Am 17. September brach Hohenlohe aus seinem Lager bei Pfeddersheim auf, vertrieb die Franzosen aus der festen Stellung auf dem Schorleberg, und schlug am 18. die Angriffe, durch welche sie diesen Posten wiederzunehmen gedachten, tapfer zurück. Blücher hatte Befehl erhalten, zu gleicher Zeit das feindliche Lager zwischen Leistadt und Wattenheim anzugreifen; durch die österreichische Freischaar von Giulay, ein servisches Bataillon und eine Jägerabtheilung verstärkt, brach er in der Nacht auf, gelangte in der Dunkelheit bis dicht vor die feindliche Stellung auf dem Malzberge, und überfiel dieselbe mit so gutem Erfolg, daß die Franzosen in Verwirrung flohen. Nicht so schnell gelang der Angriff, welchen Blücher gleichzeitig auf den Platteberg durch den Oberstlieutenant von Müffling ausführen ließ. Der Feind leistete hier hartnäckigen Widerstand, und erst mit Tagesanbruch, nachdem Blücher selbst zu Hülfe gekommen, wurde die Stellung erobert. Nun bedrohte Blücher die Flanke der Franzosen, welche beim Schorleberge gegen Hohenlohe fochten, und beschleunigte dadurch auch deren Rückzug, worauf er sich mit dem Prinzen hinter dem Schorleberge vereinigte. Die Franzosen wollten jedoch ihre Stellung nicht verloren geben, sondern griffen am 19. wieder an, und der Tag verging unter heftigen Scharmützeln, ohne daß etwas entschieden wurde. Am 20. September kam es endlich zur wirklichen Schlacht. Hohenlohe wollte zum beabsichtigten Angriff auf Hochspeier den Feind erkunden, traf ihn im vollen Anzuge, und nahm in aller Schnelle seine Maßregeln. Blücher hatte die Weisung erhalten, ohne näheren Befehl nicht anzugreifen; als er aber den Kanonendonner von Hochspeier her vernahm, glaubte er nicht säumen zu dürfen, drang rasch gegen die Eselsfurt und gegen Moorlautern vor, und als der Befehl dazu hierauf

anlangte, war die Sache schon gethan. „Der Prinz schickte zu mir“, erzählt Blücher, „und ließ sagen, er wolle mich auf ein paar Worte sprechen. Als ich ankam, sagte er lächelnd: „Sie haben doch heute attakirt!“ — „Gnädiger Herr“, erwiederte ich, „Sie werden verzeihen, ich hörte ja, daß es bei Ihnen so gut ging!“ Ein Händedruck war seine Antwort, und somit fuhr er fort, mir zu äußern, daß er es für sehr gut hielte, wenn man etwas gegen Hoheneck vordringen könnte. Da dieses auch meiner Meinung sehr gemäß war, so erwiederte ich dem Prinzen, daß ich dieses sogleich bewerkstelligen wollte, nur wüßte ich den Weg dorthin nicht genau, und dann würden vielleicht Generale von der Kavallerie dort sein, die älter als ich wären. Der Prinz war zufrieden über meinen Antrag, und hob die Zweifel, indem er mir den Hauptmann Bergen mitgab, der nicht allein die Waldwege sehr gut kannte, sondern dem er auch zugleich den Befehl gab, zu erklären, daß ich besondere Aufträge vom Prinzen habe. Wer war froher als ich! Ich setzte mich mit meinen Husaren sogleich in starken Trab, vertheilte sie auf verschiedene Straßen im Walde hinter Kaiserslautern, und eilte selbst mit einem Theile derselben nach Hoheneck vor. Als ich in die Gegend der Zaberger Hütte kam, begegneten mir einige unserer Leute und Kaiserliche Reiter, die auf meine Frage, warum sie wieder zurückgingen, antworteten, es sei nichts mehr vom Feinde zu sehen, und ihre Pferde könnten nicht mehr fort. Ich erwiederte ihnen bedeutend, daß ich ihnen den Feind zeigen wolle, und daß an einem Tage, wie der heutige, der letzte Hauch der Menschen und Pferde aufgeboten werden müßte. Ich kehrte mich zu meinen Leuten, und rief ihnen zu: „Ihr Rothen! wenn ihr euch mich recht verbindlich machen wollt, so arbeitet heute; wir können viel thun!“ — „Ja, Herr General!“ war die einstimmige Antwort meiner braven Pommern, die frohlockend ihre Säbel schwangen. Der brave Oberst von Kölchen vom Regiment von Schmettau folgte mir mit seinen Dragonern, die Oesterreicher ritten zurück. Es erhob sich ein heftiger Regen, der, so unangenehm er auch war, mir einen desto bessern Erfolg versprach. Wir hatten eine ziemliche Strecke

Wegs zurückgelegt, und noch trafen wir nicht auf den Feind. Dieses war mir unbegreiflich, da die feindliche Infanterie bei unserm Vorrücken auf den Höhen von Moorlautern noch vor dem Walde gestanden hatte, und sie also unmöglich schon so weit sein konnte. Ich ließ daher Halt machen, befahl unsern Leuten, sich in kleine Haufen zu theilen, und den Wald zu durchsuchen; wer von ihnen auf den Feind stieße, sollte Lärm machen. Um ihnen aber eine Richtschnur zu geben, wollte ich mit dem Obersten von Kölchen und einigen geschlossenen Zügen im Wege bleiben, und ihnen öftere Zeichen durch die Trompete geben lassen. Nachdem ich alles so unterrichtet hatte, ging ein wahres Treibjagen vor sich. Es dauerte nicht lange, so hörten wir ein recht großes Geschrei, alles stürzte dorthin, und in einem Augenblick waren 300 Mann Infanterie, die da entdeckt worden waren, theils niedergehauen, theils gefangen. Nun ging es Schlag auf Schlag, bald hier bald dort wurden dichte Haufen feindlicher Infanterie mitten im Walde angegriffen und überwältigt. Schon mancher Strauß war erkämpft, als ich wieder einen ungewöhnlich starken Lärm hörte, und bald darauf die Nachricht erhielt, daß man noch ein paar geschlossene Bataillons entdeckt habe, die sich langsam durch den Wald zurückzögen. Wir eilten nach dieser Gegend hin, ich hörte bald die Stimme meines braven Rittmeisters von Sydow, der unsere Leute zusammenrief, und sie ermuthigte. Ich sprengte zu ihm, und sah nun die Infanterie, die wenigstens aus 600 Mann bestand, und sich in einen starken Verhau gezogen hatte. Sie fing an, da sie uns gewahr ward, lebhaft auf uns zu feuern. Der Rittmeister von Sydow wurde durch den Arm geschossen, und ich bat ihn daher zurückzureiten, bald darauf wurde der Major von Breetz von drei Kugeln getroffen. Es gelang endlich, die Feinde aus dem Walde zu locken. Die Erbitterung unserer Leute war auf's höchste gestiegen, sie hieben alles nieder; ich mußte ernstliche Gewalt brauchen, um ihrer Wuth Einhalt zu thun, und es gelang mir dennoch nur 200 Franzosen zu retten." Die Erscheinung Blücher's auf dieser Seite trug wesentlich zu dem Siege bei, der hier zum drittenmale bei Kaiserslautern erfochten wurde. Die Fran=

zosen verloren an Todten und Gefangenen gegen 7000 Mann. Möllendorf bezeigte gleichwohl wenig Zufriedenheit mit dem errungenen Erfolg, der nicht vorher berathen und beschlossen, sondern gleichsam aus dem Stegreife davongetragen worden. Auch erhoben sich manche laute Stimmen des Tadels; gegen diese sagt aber Blücher: „Wenn Neider den Werth dieses Sieges herabzusetzen suchen, indem sie sagen, die Affaire sei zur Unzeit engagirt worden, so kann ich darauf nur erwiedern, daß es zu wünschen wäre, es hätten Manche weniger kalkulirt und mehr geschlagen. Für Preußens Truppen ist es am angemessensten, den Feind anzugreifen, wenn er ihnen nahe ist, und der General verdient, däucht mir, Tadel, der die Gelegenheit hat, ein ganzes feindliches Korps zu vernichten, und sie nicht benutzt, wenn er dieses mit einem so geringen Verluste ausführen kann. Der Prinz von Hohenlohe ist über mein Lob erhaben, aber ich und alle recht- und unpartheischdenkende Brandenburger stimmen darin überein, daß er ein General und ein Anführer ist, worauf das preußische Heer stolz sein kann!“

Der gewonnene Vortheil wurde nicht benutzt; das Unternehmen gegen Trier kam nicht zur Ausführung, und das preußische Heer ging in die Stellung von Pfeddersheim und Worms zurück. Die Unfälle der Oesterreicher in den Niederlanden wirkten auf die Kriegsführung der Preußen nachtheilig ein, deren Aufmerksamkeit überdies durch die Vorgänge in Polen vom Rhein nach der Weichsel abgelenkt wurde. Blücher befehligte die Vorposten in Dahlsheim, aber man hielt sich von beiden Seiten ruhig. Am 23. Oktober führte Möllendorf das ganze Heer, 60,000 Mann stark, bei Oppenheim und Mainz über den Rhein auf das rechte Ufer zurück, und Blücher zog als Befehlshaber der Nachhut über die Rheinbrücke von Mainz mit seinen Husaren zuletzt. Am 10. November brach Hohenlohe mit 20,000 Mann des preußischen Heeres nach Polen auf, kehrte jedoch in demselben Monat, da die Ereignisse in Polen sich wieder günstiger anließen, an den Rhein zurück. Der Winter verging für die preußischen Truppen in ziemlicher Waffenruhe; doch behielt Blücher als Befehlshaber der Vorposten stets aufmerksam den

Feind im Auge, welches um so nöthiger war, als der Rhein, überall eine feste Eisdecke darbietend, keine sichere Scheidung mehr bildete. Nur einmal noch hatten die Preußen ein Gefecht, aber nur um den Oesterreichern beizustehen, welche am 2. Dezember bei Mainz von den Franzosen heftig angegriffen wurden. Schon im Anfange des November hatten in Basel zwischen preußischen und französischen Bevollmächtigten wegen Auswechselung der Kriegsgefangenen vorläufige Unterhandlungen begonnen, welche sehr bald einen wichtigeren Zweck enthüllten, und am 5. April zwischen Preußen und Frankreich den Friedensschluß von Basel herbeiführten. Inzwischen war Möllendorf gegen Ende des Februar, weil die Eroberung von Holland durch die Franzosen die preußischen Länder am Niederrhein und in Westphalen bedrohen konnte, mit der Hauptstärke des Heeres in dieser Richtung abgezogen, und nur Hohenlohe mit 10,000 Mann noch bei Frankfurt am Main stehen geblieben; bei der völligen Gewißheit des Friedens folgten auch diese bald nach, und die meisten Regimenter kehrten in ihre Standorte zurück. Blücher aber wurde mit seinem Husarenregimente im voraus zu der Truppenmacht bestimmt, welche, bei dem zwischen Frankreich und Oesterreich noch fortdauernden Kriege, zur Sicherung des nördlichen Deutschlands, dem Friedensvertrage gemäß, eine Demarkationslinie bilden sollten. Das Regiment kam gegen Ende des April nach Ostfriesland, wo demselben vorläufig seine Quartiere angewiesen waren.

Blücher hatte sich in den Rheinfeldzügen den Namen eines neuen Zieten erworben; die rothen und braunen Husaren waren unter seiner Anführung zu bedeutendem Rufe gelangt. Sein Regiment allein hatte während der beiden Feldzüge von 1793 und 1794 den Franzosen gegen 4000 Gefangene, 800 Pferde, 6 Fahnen, 11 Geschütze und 12 Pulverwagen genommen, andrer Beute zu geschweigen. Dasselbe zählte 29 durch Orden ausgezeichnete Offiziere, und 130 Unteroffiziere und Gemeine, welche die Verdienstmedaille trugen. Dabei waren nur ein einzigesmal von seinen Husaren 6 Mann in Gefangenschaft gerathen, und dies bei einem Ueberfall, welchen andere Truppen verschuldet hatten. Sein Verdienst

wurde allgemein anerkannt, vom Könige, der ihm bereits im Jahre 1794 den rothen Adlerorden verliehen hatte, im Heer, und im gesammten Volke, das von jeher in Preußen mit leidenschaftlicher Vorliebe den Truppen und Feldherren seinen Eifer zuwandte, und ihren Kriegsthaten huldigte. Blücher's ganzes Wesen war gemacht, auch im Frieden seinen Ruf noch zu vermehren, in nahen und fernen Kreisen Ansehen und Zuneigung zu gewinnen. Obgleich schon über das fünfzigste Lebensjahr hinaus, behauptete er in der Fülle der Manneskraft noch gleichsam die Frische der Jugend. Lust und Muth des Lebens bezeichneten alles was er that; seine treuherzige, muntre Weise, dem Volke so verwandt, wußte mit anmuthiger Feinheit auch im vornehmeren Leben zu gelten; eine glänzende Persönlichkeit gewährte ihm Erfolge jeder Art. Schon längere Zeit Wittwer, aber den Frauen hold und von ihnen begünstigt, entschied er sich durch Neigung zu einer zweiten Heirath. In Aurich lernte er das Fräulein Amalie von Colomb, die jüngste Tochter des dortigen Kammerpräsidenten, kennen; sie wurde, nach einigen Zögerungen der Eltern, seine Gattin.

Die preußischen Truppen, welche zur Besetzung der Demarkationslinie bestimmt waren, befehligte zuerst der Generallieutenant von Romberg, und nach dessen Abgange vorläufig Blücher. Nachdem die Angelegenheiten in Betreff jener Sicherungsmaßregeln durch einen neuen Vertrag am 5. August 1796 zu Berlin genauer bestimmt worden, übernahm der Herzog von Braunschweig den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Aufstellung, die aus 25,000 Preußen, 15,000 Hannoveranern und 2000 Braunschweigern bestand; das Hauptquartier war in Minden. Blücher wurde Befehlshaber der Vorhut, und erhielt seine Stellung in Münster angewiesen. Er fand hier eine den Preußen ungünstige Stimmung herrschend, welche durch die nachfolgenden Ereignisse noch genährt wurde; sein gerader Sinn nahm jedoch so wenig als möglich Kunde von den mancherlei Beziehungen dieser Art, welche durch Beachten und Entgegenwirken meist nur bedeutender werden. Ihm selbst wurde schon damals mit allen Klassen der Einwohner in jenen Gegenden ein gutes Vernehmen zu Theil; er ließ die Preußen in nichts verkürzen,

aber übrigens die Leute ihr Wesen treiben, und eben so wenig sich in dem seinigen stören. Seine Umgebung war vielartig und bewegt. Unter den französischen Emigranten, welche bei ihm einen Anhalt fanden, war auch der Abbé von Pradt, nachheriger Erzbischof von Mecheln und ergiebiger Schriftsteller, dessen lebhafter Geist bei Blücher immer in gutem Andenken blieb. Wir wissen sonst nichts Erhebliches von Blücher's Leben aus dieser Zeit anzugeben; wir dürfen annehmen, daß diese Tage beschäftigter Unthätigkeit ihm hingegangen sind, wie frühere und spätere unter gleichen Umständen; im Augenblicke mag vieles unscheinbar gewesen und unbeachtet geblieben sein, was im Bezuge künftiger Thatenentwickelung vielleicht höchst bedeutend erscheinen dürfte. Während Blücher in der Demarkationslinie stand, erhob sich das Kriegsglück der Franzosen in dem gegen Oesterreich und das deutsche Reich fortgesetzten Kriege zu ungeheurer Größe. Die reißenden Siegesfeldzüge des Obergenerals Bonaparte in Italien und die glänzenden Siege Moreau's in Deutschland führten endlich den Frieden von Luneville herbei, der am 9. Februar 1801 geschlossen wurde. Die Demarkationslinie hatte nach Einstellung aller Feindseligkeiten keinen Zweck mehr, und ihre Aufhebung erfolgte am 30. April desselben Jahres, nachdem 24,000 Mann preußischer Truppen die hannöverschen Lande, welche allein noch einen Angriff befürchten konnten, dem Scheine nach feindlich, aber dem Wesen nach schützend besetzt hatten. Blücher verließ nun auch Münster, wo er jedoch bald wiedererscheinen sollte, und rückte in die Gegend von Lingen.

Der König Friedrich Wilhelm der Dritte, welcher seinem Vater Friedrich Wilhelm dem Zweiten bereits am 16. November 1797 auf dem Throne gefolgt war, hatte schon als Kronprinz in den Feldzügen am Rhein Blücher's Verdienste zu würdigen Gelegenheit gehabt, und ließ denselben seitdem stets die anerkennendste Gerechtigkeit widerfahren. Am 20. Mai 1801 wurde Blücher zum Generallieutenant befördert, eine Ehrenstufe, welche bei einem wiederausbrechenden Kriege schon eine bedeutende Befehlshaberstelle verhieß. Es fehlte nicht an Bemühungen, Preußen gegen Frankreich aufzureizen, die

Franzosen selbst gaben dazu mancherlei Anlaß, welcher von den Gegnern eifrig benutzt wurde, und auch Blücher, gleich andern preußischen Generalen und Staatsmännern, wünschte sonder Zweifel den nach seiner Meinung zu früh abgebrochenen Revolutionskrieg erneuert zu sehen. Doch blieb der Frieden erhalten, und Preußen empfing endlich, den geschlossenen Uebereinkünften gemäß, die Entschädigung für die Länder, welche auf dem linken Rheinufer der französischen Republik waren überlassen worden. Im August des Jahres 1802 begann die Besitznahme der Bisthümer Hildesheim und Paderborn, des Eichsfeldes, der Stadt und des Gebiets Erfurt, der freien Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar, und der Stadt Münster nebst dem östlichen Theile des gleichnamigen Bisthums. Blücher für sein Theil wurde beauftragt, die Besitzergreifung von Erfurt, Mühlhausen und Münster im Namen des Königs zu vollziehen. Er verfuhr dabei mit Ordnung und Billigkeit, indem er der Sache Preußens nichts vergab, jedoch der früheren Verhältnisse, die sich nun ändern sollten, wohlmeinend schonte. Seine biedre und zutrauliche Weise führte gleich im Beginn über manche Unannehmlichkeit hinweg. Als er am 3. August in Münster einrücken wollte, wo die Einwohner dem neuen Zuge der Dinge ganz besonders entgegen waren, stellte sich ihm an der Landesgränze ein Notarius entgegen, der im Namen des Domkapitels, welches in Ermangelung des Bischofs dem Lande vorstand, feierlich gegen den Einzug protestirte; manchem Kriegsmanne mochte dabei zürnender Unmuth aufwallen, Blücher aber gab dem betroffenen Notarius die Hand, und meinte, er solle nur umkehren und mit ihm einziehen, sie wollten schon gute Freunde werden. Durch diesen Anfang war unter den übelsten Umständen gleich ein gutes Vernehmen eingeleitet, welches weiterhin sich mehr und mehr befestigte, und selbst in manchen Mißhelligkeiten, an welchen es in der Folge nicht gebrach, und wobei Strenge unvermeidlich wurde, sich gegenseitig forterhielt. Am 10. Februar 1803 wurde Blücher, nicht ohne Mitwirkung der Bürgerschaft, welche den König schriftlich darum anging, zum Gouverneur von Münster ernannt, und ordnete nunmehr daselbst seinen bleibenden Aufenthalt.

Die Weltbegebenheiten indeß wogten, während Preußen das Glück des Friedens genoß, in steigender Entwickelung zu neuen Kriegsverhängnissen fort. Großbritannien, den am 25. März 1802 in Amiens übereilt geschlossenen Frieden bereuend, hatte der französischen Republik, an deren Spitze jetzt als erster Konsul der General Bonaparte stand, am 18. Mai 1803 auf's neue den Krieg erklärt, und infolge dieser Erklärung rückte noch in demselben Monat eine französische Kriegsmacht unter dem General Mortier in das nunmehr unbeschützte Kurfürstenthum Hannover ein, um dieses Land beim künftigen Frieden als ein erobertes in Anrechnung zu bringen. Französische Truppen in so nahe Nachbarschaft der preußischen Gränzen vorgedrungen, ja im eigentlichen Sinne zwischen diese hineingeschoben, weckten im nördlichen Deutschland, und besonders in Preußen selbst, mancherlei bedenkliche Gedankenfolge. Für Blücher insonderheit gab es in dieser Nähe mit den französischen Kriegsbehörden vielfache Berührungen, welche bei aller Sorgfalt beider Theile, jeden Hader zu vermeiden, gar oft üblen Groll zurückließen. Der Eifer für Deutschlands Wohl, für Preußens gebietendes Ansehen, welchen eine große politische Thätigkeit unausgesetzt gegen Frankreich regsam erhielt, entzündete leicht Blücher's ursprüngliche Kriegslust, sein gerader Sinn hielt sich an die rohen Thatsachen, wie sie ihm in die Augen fielen, und verwarf die Feinheit der Staatskunst, welche ihm unter der Menge von Rücksichten das wesentliche Ziel zu verfehlen schien. Seine Unzufriedenheit mit dem angenommenen Systeme, und insbesondere mit den Männern, welche dasselbe aufrechthielten, äußerte sich laut genug. Die Kriegseifrigen, stets im Heere zahlreich, aber damals auch in den übrigen Ständen, und besonders unter den Schriftstellern stark vernehmbar, sahen in Blücher ihren Helden, einen der Männer, welche sie als Gewähr des glücklichsten Erfolgs anzuführen nicht unterließen. Die Besorgnisse, der Kriegseifer und der Mißmuth empfingen neue Nahrung, als Bonaparte sich im August 1804 zum Kaiser der Franzosen wählen ließ, und die vereinte Anstrengung aller Mächte gegen diese nun fast unbegränzte Kriegsgewalt nöthig zu werden schien. England führte mit Kraft

und Erfolg seinen Krieg fort; Rußland und Schweden zeigten ihre feindliche Stimmung; Oesterreich rüstete sich zum ernsten Kampfe, zu welchem auch Preußen von innen und von außen der Aufforderungen nicht entbehrte. Doch waren die Verhältnisse keineswegs reif zu einem Bunde, wie er später unter ganz anderen Antrieben und Bedingungen zu Stande kam, und während manche Stimmen Preußens Zurückhaltung tadelten, priesen andere seine Klugheit, den Lockungen nicht zu folgen, welche damals einer weitverbreiteten Ansicht nur als verderbliche erschienen. Blücher indeß ließ sich auf keine Prüfung von Staatsgründen ein, zur Entscheidung durch das Schwert wünschte er die Sachen gebracht zu sehen, alles andere war ihm gleichgültig. Sein Leben in Münster übrigens gewährte seinem Unmuthe Zerstreuung genug; auf dem bischöflichen Schlosse, welches er bewohnte, ging es munter zu; die Freuden der Geselligkeit umgaben ihn ohne Zwang; zugänglich und gastfrei für alle Welt, liebte er doch vorzüglich mit seinen Offizieren zu sein, ihre Vergnügungen, ihre Vorfälle und Anliegen fanden stets in ihm die zutraulichste Theilnahme. Seine Hauptleidenschaft war das Spiel; die Nähe von Pyrmont, wohin er während der Brunnenzeit jeden Sommer häufige Ausflüge machte, gab dieser Leidenschaft allzubequeme Befriedigung; man fand ihn dort regelmäßig bei der Bank, wo er große Summen gewann und verspielte, beides ohne sonderlichen Unterschied für seine Gemüthsverfassung. Er hatte den berühmten Schauspieler Czechtitzky, als dieser in Münster seine Glücksspiele treiben wollte, kraft der gesetzlichen Vorschriften aus der Stadt weisen lassen; in Pyrmont hingegen, wo er mit ihm bei der Spielbank zusammentraf, war er ganz befreundet mit ihm, und sie spielten sogar auf gemeinschaftlichen Gewinn und Verlust. Sein Hang zum Wagen und Unternehmen trieb ihn noch unvermuthet auf andere Wege des Gewinns; für die Verpflegung der Truppen waren Lieferungen bedungen worden, deren Ansätze, wiewohl von Sachverständigen geprüft und gebilligt, ihm noch viel zu hoch dünkten, verwegen erbot er sich, jene Verpflegung lieber selbst zu übernehmen, und zwar beträchtlich wohlfeiler, als jene Lieferungen festgesetzt waren, er übernahm sie wirklich, und

fuhr so wohl dabei, daß außer der großen Ersparniß für den Staat auch ihm selbst noch ein bedeutender Vortheil davon blieb. Aller Gewinn jedoch, welchen er machte, so wie die ansehnlichen Einkünfte, die mit seinem Dienstverhältnisse verbunden waren, konnten nicht leicht einem Aufwand und einem Spiele genügen, welche sich selten einer Berechnung unterwarfen.

Inzwischen rückten Oesterreich und Rußland im Herbste des Jahres 1805 zu neuem Kampfe gegen Frankreich aus, und suchten Preußens Beitritt durch wiederholte, dringende Vorstellungen zu gewinnen. Es fehlte nicht an kriegslustigem Eifer, der sich im preußischen Staate lebhaft für diese Theilnahme aussprach; die Kriegsehre der preußischen Waffen schien seit dem Frieden von Basel und den auf ihn gefolgten Ereignissen neuer Lorbeern bedürftig; der Einfluß der durch die neue Koalition überall aufgeweckten, gegenfranzösischen Gesinnung zeigte sich mächtig in allen Klassen der Gesellschaft; am heftigsten ergriffen diese Richtung die jüngeren Offiziere, deren Uebermuth schrankenlos laut wurde, und sich den Gesinnungen und Absichten anschloß, welche aus den verschiedensten Quellen fast allgemein hervordrangen. Die Staatsklugheit erkannte die Gefahr, welche aus der zunehmenden Macht Napoleon's für Preußen emporstieg, allein ihr Urtheil schwankte, ob jene Gefahr noch durch offenen Gegenkampf abzuwenden, oder schon durch angemessene Nachgiebigkeit besser zu überstehen sei. In dem Widerstreite der zwei Partheien, welche damals in Preußen gegen einander rangen, stand Blücher seinem Wesen nach unbedingt auf der Seite der Kriegseifrigen; in ihm, dem General von Rüchel und dem Prinzen Louis Ferdinand, stellte diese Seite ihre kühnsten Vorfechter, und zugleich die sichersten Bürgen künftiger Kriegserfolge auf. Gleichwohl schien Preußen, ungeachtet so vieler äußeren und inneren Anregung, dem schon ausbrechenden Kriege, dessen Schauplatz Süddeutschland wurde, fremd bleiben zu wollen, als ein Ereigniß, das nicht unvermutheter eintreten konnte, plötzlich neue Verwirrung brachte. Französische Truppen unter dem Marschall Fürsten von Ponte-Corvo, welche vom Main in Eile gegen die Donau zogen, nahmen

eigenmächtig den Weg durch die Markgrafschaft Ansbach, und diese gewaltsame, durch dringende Ursache kaum erheischte, und nachher sogar nur obenhin entschuldigte Verletzung des preußischen Gebiets entflammte in Berlin und allgemein in ganz Preußen einen Unwillen, in welchem der Krieg um der beleidigten Staatsehre willen nunmehr unvermeidlich erschien. Wirklich eilte die preußische Kriegsmacht aus ihren zerstreuten Standorten sich in's Feld zu stellen. Der Herzog von Braunschweig und der Fürst von Hohenlohe sollten den Befehl in Niedersachsen und in Franken führen. In Westphalen vereinte Blücher die Truppen, und freute sich des nahen Kampfes. Das Land Hannover, mit Ausnahme der Festung Hameln von den Franzosen ganz entblößt, wurde von den Preußen besetzt; Engländer, Russen und Schweden, aus Nordsee und Ostsee gelandet, trafen an der Niederelbe ein, und rückten vor; der russische Kaiser selbst kam nach Berlin, schloß innigen Verein mit dem Könige, und eilte darauf zu seinem und dem österreichischen Heere, die er aber schon nach Mähren zurückgewichen fand. Bis dahin siegreich nachgedrungen lieferte Napoleon daselbst den beiden Kaisern die Schlacht von Austerlitz, und errang den vollständigsten Sieg. Aus übler Klugheit, — willkürlich, wie seine Ankläger sagen, oder, nach Andern, vorschriftmäßig — in seiner Ausrichtung säumend, brachte der preußische Abgesandte, Graf von Haugwitz, der noch vor der Schlacht im Hauptquartiere Napoleon's angekommen war, erst nach dieser großen Entscheidung die ernstlichen Forderungen seines Hofes an den nunmehr vollkommenen Sieger, und den in kriegerischem Sinne empfangenen Auftrag wandelte seine Unterhandlung zu dem entgegengesetzten um, indem er Preußen nachgiebig an Frankreich durch Vortheile zu knüpfen meinte, die aus einem entworfenen Ländertausche hervorgehen sollten. Dieses diplomatische Werk wurde mit Unwillen aufgenommen, allein dasselbe zu verwerfen schien unter so sehr veränderten Umständen, nachdem auch Oesterreich eiligst Frieden gemacht, kaum noch möglich; neue bedingende Vorschläge wurden vielmehr darauf gegründet, und führten in dem Widerstreite der Gesinnungen, die gehegt, und der Schritte, die gethan wurden, in immer tiefere Verwickelung,

für welche nur unheilvolle Lösung möglich blieb. Die öffentliche Stimme in Preußen brach heftig gegen den Grafen von Haugwitz aus, in der Hauptstadt selbst kam es zu gewaltsamen Aeußerungen des Unwillens, das ganze Heer, seine ausgezeichnetsten Anführer an der Spitze, theilte diese Gesinnung. Blücher war nicht der letzte, sich in solcher Weise scheltend auszusprechen, und seine Theilnahme verstärkte mächtig den Drang derer, welche nur im Kriege, dem augenblicklichsten und äußersten, Rettung und Heil sahen.

Doch bleiben die Dinge einstweilen noch in derselben Richtung. Der Graf von Haugwitz setzte neue Verhandlungen in Paris fort, in welchen durch das Uebergewicht Napoleons die preußische Staatsführung zu nur immer nachtheiligeren Verhältnissen kam. Für Provinzen, welche sogleich an Frankreich oder dessen Verbündete abgetreten wurden, sollte Preußen zwar durch Hannover beim allgemeinen Frieden entschädigt werden, allein die vorläufige Besitznahme dieses Landes befehdete Großbritannien, und zerstörte alles noch übrige Vertrauen. Napoleon indeß schaltete in den deutschen Verhältnissen nach Willkür, betrieb die Errichtung des Rheinbundes, und ließ seine steigende Machtgewalt immer schmerzlicher fühlen; den Beschwerden, daß er die geschlossenen Verträge verletzt, stellte er das Erbieten neuer Abschlüsse entgegen, stets um vieles lästiger bedingt, und um nichts sicherer. Die Verhältnisse spannten sich. Im März 1806 rückten französische Truppen nach Essen und Werden vor, um Besitz von diesen Gebieten zu nehmen, welche doch durch die Verträge keineswegs mitabgetreten waren. Blücher ließ ungesäumt durch überlegene Truppenzahl die Eingedrungenen zurückweisen, sie fügten sich ungern, indeß gelang es, die Sache friedlich abzuthun. Die Treulosigkeit Napoleons wurde jedoch mit jedem Tage dreister. Indem er dem Könige von Preußen, zum Gegensatz und Nachbilde des Rheinbundes, die Stiftung eines Bundes norddeutscher Staaten eifrigst anrieth, hintertrieb er zugleich bei diesen den Erfolg. In seinen Friedenseröffnungen an Großbritannien versprach er diesem sogar den Wiederbesitz Hannovers, ohne die Ansprüche zu berücksichtigen, welche er selbst für Preußen auf dieses Land begründet und gewähr=

leistet hatte. Dem wachsamen Vaterlandsgefühl entgingen solche Züge nicht, dem erregten Kriegseifer gaben sie neue Nahrung. Heftiger als je drangen tausend Stimmen auf ungesäumten Krieg gegen einen Feind, mit dem kein Frieden möglich sei; der Hof selbst erblickte kaum einen anderen Ausweg, und begann mit England und Rußland neue Anknüpfungen, seine Sprache gegen Frankreich wurde ernsthafter, seine Stellung kriegerischer; dennoch wurde die Hoffnung nicht aufgegeben, auf diese Weise auch vielleicht dem Frieden eine festere Grundlage zu geben. In diesem Widerstreite von Ansichten und Bemühungen stieg die Spannung der Gemüther auf's höchste; die Ungeduld im Heere wurde laut und lauter, fast alle seine Anführer waren von der Nothwendigkeit des Krieges durchdrungen. Man grollte dem Könige, weil er den Frieden noch zu erhalten suchte. Blücher ging in Pyrmont voll Mißmuth umher, bald Wolken von Tabacksrauch, bald Schimpfreden gegen die Minister ausstoßend, die an allem Schuld wären, bald für die göttliche Königin sich begeisternd, um derentwillen allein er noch in den Kampf gehen möchte. In einem Schreiben aus Münster im Juli sagte er seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des Krieges frei und rückhaltlos dem Könige. Der General Graf von der Schulenburg-Kehnert, welcher die preußischen Truppen in Hannover befehligte, schrieb an Blücher auf die Mittheilung dieses Briefes zurück, er freue sich, unter der allgemeinen Erschlaffung eine solche Kraft hervorgehen zu sehen, wie die dort sich kundgebende; ein Staat, der solche Vaterlandsfreunde zähle, könne noch nicht verloren sein; indeß wage er für den Augenblick noch keine erwünschte Wendung der Dinge zu hoffen, vielmehr sehe er sich bewogen, so lange die Leitung der Staatsgeschäfte nicht einen anderen Weg nehme, sich von denselben zurückzuziehen, und habe deßhalb seine Entlassung nachgesucht. Allein Blücher beharrte bei gutem Vertrauen. In der Mitte des August, als die Befehle von Berlin ernstlichere Rüstungen vorschrieben, dünkte ihm der Zustand kein längeres Säumen zu ertragen, der höchste Augenblick zur That schien gekommen; er berichtete an den König, und schlug vor, die Zusammenziehung der gesammten Kriegsmacht zur Eröffnung der Feind-

seligkeiten nicht abzuwarten, sondern ihm zu gestatten, mit seinen unterhabenden Truppen sogleich in schnellem Anfall auf die Franzosen zu stürzen, und ihre nur eben jetzt noch zu überraschenden Schaaren niederzuwerfen und weit hinaus zu zerstreuen. Das Vertrauen auf die preußischen Waffen drückte der General von Rüchel in einem gleichzeitigen Schreiben an Blücher aus Hannover, wo jener anstatt Schulenburg's den Befehl übernommen, folgendergestalt aus: „Sei's wie ihm sei, das Heer ist brav, unsere Offiziere die besten auf der Welt, und, ohne uns zu rühmen, wir Beide sind auch nicht ganz schlecht, Wir schlagen uns mit Allen, denen wir gewachsen sind, wir weichen nur der Unmöglichkeit." Noch im Anfange des Septembers schrieb Blücher aus Münster eigenhändig: „Die Franzosen finden ihr Grab noch diesseits des Rheins, und die Hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht mit, wie von Roßbach." Unglückliche letzte Erwähnung eines Namens, der forthin für lange Zeit unerwähnbar werden sollte!

Der Krieg, dessen Ausbruch im Wechsel der mannigfachen Ereignisse und im Schwanken der streitenden Ueberlegungen so geraume Zeit war ferngehalten worden, erschien im Herbste 1806 endlich kaum länger zu vermeiden. Napoleon zeigte deutlich, daß ihm Preußen in der nachtheiligen Stellung, die er diesem Staate aufgenöthigt, keine Scheu mehr einflöße, daß er denselben zu willenloser Abhängigkeit zu erniedrigen meine. Solche Schmach konnte durch das Geschick verhängt sein, nicht aber die, ohne Waffenentscheidung in sie einzuwilligen. Der Kampf wurde beschlossen, und von allen Seiten setzten die Truppenzüge sich in Bewegung. Aber auf's neue traten Zögerungen ein; zweifelhaft und bedenklich, wie die ganze Lage, waren die einzelnen Maßregeln und Richtungen. Doch kamen endlich die preußischen Streitkräfte, denen die sächsischen Truppen sich angeschlossen hatten, im Anfange des Oktobers größtentheils in Thüringen zusammen. Mit den Truppen aus Westphalen, bei Paderborn gesammelt, traf Blücher, dessen anfängliche Richtung über Kassel nach Frankfurt am Main unterwegs abgeändert worden, in der Gegend von Erfurt ein. Unter dem Könige führte der Herzog von Braun=

schweig, und nach ihm der Feldmarschall von Möllendorf, die Befehlsmacht über das Ganze, zunächst aber persönlich über das Hauptheer, welches bei Erfurt stand; den rechten Flügel, über Gotha gegen Eisenach gedehnt, wobei die von Blücher herbeigeführten Truppen, führte Rüchel, den linken, an der Saale, fast ein besonderes Heer zu nennen, der Fürst von Hohenlohe. Blücher empfing die Bestimmung, die Vorhut des Hauptheeres anzuführen. Schon früh aber mußte man wahrnehmen, daß die Einheit der Anordnungen mangle, daß die verschiedenen Heerführer in allgemeinen Ansichten und persönlichen Zwecken gar sehr von einander abwichen. Politische Erwägungen und Rücksichten, anstatt die kriegerischen Anstalten zu leiten, wirkten störend und hemmend auf dieselben ein. Viele verzweifelten schon damals an dem guten Ausgange schwankender Bewegungen, welche in unübersehbaren Zuständen vergebens ein bestimmtes Ziel suchten. Die herrschende Stimmung des Herres jedoch blieb Kriegslust und Zuversicht, die hauptsächlichste Sorge, daß neue Unterhandlungen abermals den Krieg hinhalten, und unerwünschte Verträge das Heer thatenlos heimschicken könnten. Den Ausbruch der Feindseligkeiten zu beschleunigen, Eifer und Kraft zur That zu fördern, ließen die Muthigsten sich angelegen sein. Auch Blücher gehörte durchaus dieser Stimmung an; kam es nur erst zum Fechten, so durfte er seinem Säbel genug vertrauen, was sich anderweitig gestalten oder verwirren mochte, ließ ihn unbekümmert. Schon früher hatte er sich mit Rüchel und mit dem Prinzen Louis Ferdinand in diesem Kriegseifer zur Waffenbrüderschaft feierlich verbunden.

Inzwischen sorgte der Gegner, daß solchem Drange diesmal schnell die unheilvollste Gewährung wurde. Mit rascher Kraft und Thätigkeit hatte Napoleon auf die Nachricht, daß die Preußen in Sachsen eingerückt, sein Heer in Franken gesammelt, und brach am 7. und 8. Oktober unerwartet auf beiden Ufern der Saale zu nachdrücklichem Angriff hervor. Die preußischen Abtheilungen, welche vorgerückt in Hof und Saalfeld standen, wurden zurückgeworfen; bei letzterem Orte fiel am 10. Oktober Prinz Louis Ferdinand, in schmerzlicher Ungeduld zur Waffenentscheidung wider Befehl dem Feinde

hieher entgegengeeilt, als erstes Opfer vergeblichen Heldenmuths. Die Richtung des französischen Heerzuges drängte überflügelnd in die linke Seite der preußischen Kriegsmacht, und drohte dieselbe von ihrer Verbindung abzuschneiden; schon war der Feind bis Naumburg vorgedrungen, und hatte die dortigen Vorräthe weggenommen. Der Herzog von Braunschweig zog deßhalb mit dem Hauptheere am 13. Oktober von Weimar links gegen Auerstädt zurück, um bei Freiburg über die Unstrut, und nöthigenfalls auf Halle zu gehen, während Hohenlohe bei Jena stehen blieb, und Rüchel zur Unterstützung nach Weimar herangerufen wurde. Das Hauptheer war so auf den äußersten linken Flügel gerathen; die beiden Flügel, rechts vorgeschoben, bildeten gleichsam ein zweites Heer. In dieser Stellung, deren Nachtheil durch die lässige Säumniß der preußischen Feldherrn, durch ihre Unkunde über Stärke und Absehen des Feindes, und durch den Mangel an Einheit in ihren Maßregeln, noch vermehrt wurde, kam es am 14. Oktober zur doppelten Schlacht. Bei Auerstädt wurde mit erster Frühe, da dichter Nebel den Herbstmorgen noch deckte, der Angriff von den Preußen begonnen, doch in der Meinung, nur eine geringere Schaar vor sich zu haben. Blücher, eben erst von Rüchel's Heer eingetroffen und zum Führer des Vortrabes ernannt, der jedoch nur erst gebildet werden sollte, fiel zuerst mit 25 Schwadronen, die ihm hiezu angewiesen wurden, auf den Feind, der sich zwischen den Dörfern Poppel und Tauchwitz gezeigt, und trieb ihn vor sich her, bald aber, zu hitzig nachdringend, geriethen die preußischen Reiter jenseits Hassenhausen in den Bereich französischen Geschützes, und mußten, unter Preisgebung einiger Kanonen, eilig zurückweichen; als endlich das preußische Fußvolk herankam, erschien auch schon feindliches Fußvolk und Geschütz in großer Stärke. Jetzt erst sah der Herzog von Braunschweig ein, daß ihm eine ansehnliche Macht, — der Marschall Davoust befehligte sie, — gegenüberstand, und ließ nun eilig die bisher in Einem Zuge einander gefolgten Truppen seitwärts in getrennten Abtheilungen zur Gefechtlinie heranziehen; mit Anstrengung gelang dies nur allmählig in dem schwierigen Geländ, und erst mit dem Schwinden des

Morgennebels entwickelte sich dem Anblick die von allen Seiten anhebende Schlacht. Auf dem rechten Flügel errang die preußische Reiterei einige Erfolge, und das Fußvolk rückte tapfer gegen Hassenhausen vor, an dessen Gewinn großer Vortheil geknüpft erschien. Blücher hatte sich mit der Reiterei links gezogen, und führte sie, über Zeckwar und Spielberg gegen Punschrau vorrückend, wiederholt auf den rechten Flügel und in den Rücken des Feindes, dem es hier an Reiterei gebrach, dessen Fußvolk aber in geschlossenen Vierecken undurchdringlich allen Angriffen Trotz bot. Blücher verlor durch eine Kugel sein Pferd unterm Leibe; ein Trompeter gab im Getümmel ihm das seine. Inzwischen rückte das preußische Fußvolk immer zahlreicher in den Kampf, und auch die Franzosen erhielten rasche Verstärkungen; doch jene, regimenterweise unter das feindliche Geschützfeuer vorgeführt, um nach erlittenem Verluste wieder abzutreten, mußten sehr im Nachtheil stehen gegen die zusammenwirkende Kraft, zu welcher diese vereinigt waren. Indem der Herzog von Braunschweig noch beschäftigt war, die nachrückenden Truppen zum Angriff gegen Hassenhausen zu ordnen, traf ihn eine tödtliche Kugel. Seine Absichten und Verfügungen hatte er niemanden vertraut, und mit ihm ging alle Leitung in diesem Gewirr unter. Noch schlugen sich die einzelnen Truppenschaaren mit großer Tapferkeit; der König selbst führte die Bataillone zum Angriff. Allein die Franzosen, ihre Stärke immer heftiger gegen die linke Seite der Preußen zusammendrängend, erhielten schon nach 9 Uhr hier entschiedene Oberhand. General Morand traf mit frischen Truppen bei Spielberg ein, sein Geschütz, bei dem Kirchhofe des Dorfes vortheilhaft aufgepflanzt, traf verheerend in die überflügelte Seite der vorgerückten Preußen, seine Plänkler ergossen sich in ungeheurem Schwarm in deren Rücken. Der Angriff gegen Hassenhausen war nun vernichtet. Nicht besser gelang ein andrer auf dem äußersten rechten Flügel; Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, versuchte vergebens an der Spitze seiner Reiter in die Vierecke des feindlichen Fußvolks einzubrechen. Bei dem zunehmenden Vorrücken und Ueberragen des Feindes auf dem linken Flügel entstand für die Preußen die Noth-

wendigkeit des Rückzugs, und die Schlacht mußte für verloren gelten. Doch hatten ganze Abtheilungen preußischer Truppen an dem Kampfe noch nicht Theil genommen, und die Reiterei, welche dem Feinde vorzüglich zu schaffen gemacht, war großentheils noch schlagfertig. Blücher, inmitten so unerwarteter Unfälle noch nicht auf die Ehre des Tages verzichtend, suchte im Gewühl den König auf, und erbot sich, mit jenen frischen Truppen und der gesammten Reiterei noch einen letzten, vielleicht günstig entscheidenden, Versuch zu machen. Die Erlaubniß wurde ertheilt, allein ehe noch Blücher, der im Galopp zu seinen Reitern gesprengt, diese vorführen gekonnt, wieder zurückgenommen. Es dünkte rathsamer, einigen Rückhalt unversehrt zu bewahren, um des anderen Tages, mit Hohenlohe und Rüchel vereinigt, die eigentliche Schlacht zu liefern, für welche der bisherige Kampf nur als Vorspiel zu betrachten schien. Der Rückzug wurde demnach anbefohlen, er geschah zuerst nach Auerstädt, um in der Richtung gegen Weimar sich mit dem anderen Heere zu vereinigen, und alsdann auf's neue den Feind mit gesammter Macht anzugreifen. Die Franzosen folgten anfangs nicht eifrig; Blücher bot mit der Reiterei geschlossen ihrem Andrang die Stirne.

Allein auch Hohenlohe, und während des Gefechts herangezogen, Rüchel, waren gleichzeitig am nämlichen Tage durch Napoleon selbst, der von Jena unerwartet hervorgebrochen, in blutiger, und auch hier von den Preußen mit äußerster, aber vergeblicher Tapferkeit gefochtenen Schlacht, geschlagen worden. Auch hier waren die Feldherren sorglos, unvorbereitet, ohne Plan und Uebersicht in den Kampf gerathen, hatten sich bis zuletzt der verderblichsten Täuschung überlassen, und dann im entschiedenen Nachtheil vergebens gegen die Uebermacht gerungen. Beide waren verwundet; ein eignes Geschick, welches an diesem Tage vorzüglich die Anführer als Opfer wählte. Die Truppen, überall geworfen, zerrüttet und zersprengt, suchten ihr Heil in verschiedener Richtung, nichts war vorbereitet noch bestimmt für den Fall eines Rückzugs. Beide Heere, jedes noch auf das andere rechnend, begegneten einander mit der Botschaft ihrer Niederlagen. Der

Verlust der Schlachten hatte die preußische Kriegsmacht noch nicht aufgerieben, die Verwirrung des Rückzugs that es. Von dem raschverfolgenden Feind unablässig gedrängt, und immer nachtheiliger linksher überflügelt, in langer Herbstnacht, auf schlechtesten Wegen, ohne Kunde des Landes, ohne Verpflegung und Rast, suchten die Truppen ohne Einheit der Bewegung ihr Heil, so gut es gehen wollte; zahlloses Gepäck, zusammentreffende, einander durchkreuzende Truppenzüge, verwirrende Angaben, unsichre Befehle, vermehrten die Unordnung; Muthlosigkeit gab alles verloren, die Schaaren lösten sich auf, der Gehorsam erlosch, die Gemeinen warfen hin und wieder die Waffen weg, Offiziere ritten bis zur Elbe ohne ihre Truppen zu finden, und verbreiteten weithin Schrecken und Bestürzung.

So endeten die Schlachten von Jena und Auerstädt, in welchen die Preußen mit großer Tapferkeit, — ihr Verlust auf dem Wahlplatze, gegen 10,000 Todte und Verwundte, bezeugte dieselbe, — doch unter den gegebenen Umständen fruchtlos gefochten. Es zeigte sich hier, daß auch die größten Kräfte und besten Gesinnungen, welche unläugbar in der preußischen Kriegsmacht damals wie später vorhanden waren, doch einem Geschick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verschlossen hält. Diesen ersten Unfällen folgte eine Reihe schmachvoller Ereignisse, ein Verderben und Jammer ohne Beispiel. Haß und Hohn fielen schmähend über das Unglück her, und wühlten grausam in den Wunden des Vaterlandes. Damals durfte der Blick der Getreuen von solchem Elend lieber sich völlig abwenden. Jetzt aber sind jene Ereignisse, deren thürmende Aufeinanderfolge nicht ohne heißen Ingrimm des Herzens zu vernehmen ist, für die Geschichte ein inhaltvoller Besitz, in welchem die vaterländische Erinnerung, neben dem Andenken vorhergegangener und nachgefolgter Ruhmeszeiten, mit heilsamem Schmerze zuweilen einkehren mag, um in dem großen Anblicke den Geist zu stärken, das Herz vor Uebermuth zu wahren, und ihm die Lehre einzuprägen, daß niemals an dem Vaterlande zu verzweifeln sei! Indem wir diese große Zerrüttung hier hauptsächlich nur in Blücher's Bahn durchwandeln, bleibt uns

noch stets die lichthellere Seite des finsteren Gemählde dargeboten.

In der gränzenlosen Verwirrung, welche durch die Nacht vom 14. auf den 15. Oktober über die geschlagenen preußischen Heerhaufen gekommen war, suchten der General Graf von Kalckreuth, dem der König am 15. in Sömmerda den Oberbefehl über die dorthin geflüchteten Truppen übertragen, und der Fürst von Hohenlohe, dem einige Trümmer seines Heeres folgten, wenigstens eine Art von Ordnung und Richtung herzustellen. An Kalckreuth hatte sich Blücher angeschlossen, dessen Reiterei noch am meisten beisammen war. Von der französischen Reiterschaar des Generals Lasalle gedrängt, strebte dieser Zug am 16. über Weißensee nach Sondershausen zu gelangen, sah aber plötzlich von Weißensee her eine andere französische Reiterschaar unter dem General Klein heranrücken. Die Lage war verzweifelt, und erlaubte kein Bedenken. Sich durch die feindliche Uebermacht durchzuschlagen mit den gemischten müden Truppen, erschien unmöglich, das Fußvolk wäre sogleich Preis zu geben gewesen, die Reiterei mit ihren abgematteten Pferden in keinem Falle weit gekommen. Da beschloß Blücher, ein anderes Rettungsmittel zu versuchen. Er ritt mit einem Trompeter und einigen Offizieren zu den Franzosen heran, und verlangte ihren Befehlshaber zu sprechen; dies wurde bewilligt, aber ihm sollten, damit er nicht die Stärke der Truppen sähe, die Augen verbunden werden; davon jedoch wollte er nichts hören: „So lang' ich noch am Leben bin, rief er, will ich auch sehen können!“ und wehrte sich so gewaltig, daß man ihn zuletzt wirklich mit unverbundenen Augen durchließ. Als er so zu dem General Klein gelangt war, sprach er demselben von den Friedenseinleitungen, welche bereits wieder Statt fänden, und zu deren Behuf alle Feindseligkeiten eingestellt wären, er rief den mitanwesenden Obersten von Massenbach zum Zeugen auf, der allerdings betheuern konnte, ein Schreiben Napoleons vom 12. Oktober, mit Friedensanträgen an den König gerichtet, habe dieser am Tage nach der Schlacht in gleichem Sinne beantwortet. Daß Blücher's Reden verständigender Dolmetschung bedurften, erleichterte den Eindruck,

welchen ihr Inhalt machen sollte, und den ein scharfgestelltes klares Gespräch kaum zugelassen hätte. Genug, der französische General ließ sich überreden, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei, und die Preußen zogen ihrer Straße, von einem französischen Offizier begleitet, welcher Ursache wurde, daß auch der General Lasalle die Verfolgung einstellte. Kaum aber waren sie nach Greußen gelangt, so erschien daselbst von Erfurt her die französische Heerschaar des Marschalls Soult, der, minder leichtgläubig, alsobald wieder allgemeinen Angriff befahl. Blücher hielt mit dem Nachtrabe ein lebhaftes Gefecht standhaft bis tief in die Nacht aus, und Kalckreuth erreichte frühmorgens Sondershausen, brach aber nach kurzer Rast am 17. wieder auf, und gewann Nordhausen, doch bald auch hier vom Feinde wieder eingeholt. Blücher empfing daselbst vom Fürsten von Hohenlohe, der ihn der Gegend am meisten kundig hielt, den Auftrag, zum Rückzug über den Harz einen Entwurf zu machen, den er durch Hülfe des Majors von dem Knesebeck zu Stande brachte. Da man jedoch als unmöglich annahm, das gerettete schwere Geschütz, noch aus 32 Zwölfpfündern bestehend, durch das Gebirge zu schaffen, so wurde beschlossen, dasselbe noch mehr links, über Osterrode und Seesen, um den Harz herum, und dann auf dem nächsten Wege nach Tangermünde zu führen, wo der Uebergang über die Elbe geschehen sollte. Blücher erbot sich, diesen in jeder Art mißlichen Zug zu geleiten, die Bedeckung bestand nur aus etwa 800 Mann zu Fuß und 600 Reitern. Noch vor Abend zogen die Truppen weiter, aber sogleich wieder zum Gefecht genöthigt, und Blücher mußte die zunächst nachdringenden feindlichen Schaaren mehrmals zurückwerfen. Kalckreuth führte seine Truppen über Hasselfelde gegen die Elbe hin; unter den Kanonen von Magdeburg sollten sie, wieder vereinigt mit den andern, neuerdings Fuß fassen. Die Franzosen verloren eine Weile die Spur der Preußen, deren Rückzug dadurch nun einigen Vorsprung gewann.

Seinerseits hatte Hohenlohe mit andern der geschlagenen Schaaren seinen Rückzug über Sondershausen, Nordhausen, wo er eine Zeitlang vergebens auf Kalckreuth gewartet, dann

über Stollberg und Quedlinburg unaufhaltsam fortgesetzt, gedrängt von dem nachrückenden Feinde, noch mehr von den Gefahren, die sich durch die Folge der Ereignisse darthaten. Ein Schreiben des Königs übertrug ihm den Oberbefehl über alle Truppen diesseits der Oder, allein es blieb keine Aussicht, innerhalb dieses Raumes noch ein Heer wieder aufzustellen. Als Hohenlohe am 20. Oktober in Magdeburg eintraf, hatte Kalckreuth seine Truppen, anstatt sie, dem erhaltenen Befehle gemäß, an diesen Sammelort zu bringen, nach tiefer abwärts gelegenen Orten, die Reiterei sogar bis Tangermünde und Werben hinab, zum Uebergange über die Elbe befehligt, und verursachte dadurch eine Trennung, die in der Folge den größten Nachtheil brachte; er selbst aber, zu dem Könige berufen, um nicht unter dienstjüngerem Befehle zu stehen, begab sich nach Küstrin. Blücher war von der Richtung nach Magdeburg ohne seine Schuld abgedrängt. In gleichem Falle befand sich der Herzog von Weimar mit seiner aus Thüringen muthvoll und geschickt über Mühlhausen und Heiligenstadt herausgeführten Schaar. Den bei Halle als Rückhalt aufgestellten noch frischen Truppen hatte ihr Anführer, der Herzog Eugen von Würtemberg, dort am 17. Oktober die traurigste Niederlage zugezogen. Erfurt, dieser sichere Sammelort vieler Flüchtigen und Verwundeten und großer Vorräthe aller Art, hatte sich am 16. dem Feinde übergeben. Die Sachsen, von den Franzosen eifrigst in annähernde Unterhandlungen gezogen, ließen ein nahes Abtreten von der Sache der Preußen gewärtigen. Unter diesen Umständen dünkte dem neuen Oberbefehlshaber der beste Rath, so schnell als möglich mit allen Truppen, so viel deren immer nur zusammenzuraffen wären, die Oder zu erreichen, um dort, näher den anrückenden Verstärkungen, und unter dem Schutze der guten Festungen, einen sicheren Halt zu nehmen. Er brach am 21. von Magdeburg auf, ging über die Elbe, und nahm die Richtung nach Rathenau.

Blücher indeß hatte am 18. Oktober Osterrode erreicht, mußte aber schon am 19. wiederum links ausbiegen, und den weiteren Umweg über Braunschweig einschlagen, weil der Feind schon bis Halberstadt streifte, und diesen Weg abschnitt.

Am 19. gelangte Blücher nach Beinum, am 20. in die Nähe von Braunschweig, und ging am 21. für seine Person nach Wolfenbüttel, um den Herzog von Weimar zu sprechen, der mit seinen Truppen daselbst glücklich angelangt war. Beide Feldherren beschlossen, den weiteren Rückzug vereinigt zu machen, und nicht bei Tangermünde, wo der Feind schon zu nahe war, sondern weiter unten bei Sandow über die Elbe zu gehen, wohin sogleich der Major Graf von Chasot und der Lieutenant von Thile vorausgesandt wurden, um alles Nöthige zum Uebergang anzuordnen. Das Geschütz gelangte über Sachow, Deetz und Dalchau schon am 24. Oktober bei Sandow glücklich über die Elbe, und wurde hier an Hohenlohe's Truppenzug abgeliefert. Blücher hatte in 7 Tagen mit größter Anstrengung 34 Meilen zurückgelegt, und nur durch seine thätige Sorgfalt und kraftvollen Eifer, welche den nöthigen Vorspann und Unterhalt auf jede Art herbeischafften, war ein solcher Zug mit ermüdeten und entmuthigten Truppen möglich geworden. Gleiche Thätigkeit und Kraft bewies der Herzog von Weimar. Der Feind erschien mehrmals in der Seite der Abziehenden, und drohte ihnen an der Elbe zuvorzukommen, allein in vier angestrengten Tagemärschen gewannen auch diese Truppen glücklich den Uebergangsort, bestanden daselbst am 25. Oktober unter Anführung des Obersten von York, noch ein heftiges Gefecht mit den Vortruppen des Marschalls Soult, und gelangten in der Nacht fast ohne Verlust endlich auf das rechte Elbufer.

Schon am 24. Oktober war Blücher von dem Fürsten von Hohenlohe eiligst in dessen Hauptquartier zu Neustadt an der Dosse berufen worden, und Abends um 10 Uhr daselbst angelangt. Die Truppen waren sämmtlich auf dem Zuge nach der Oder begriffen, welche man in angestrengter Eile bei Stettin vor den Franzosen zu erreichen hoffte. Um schneller fortzukommen und leichter Unterhalt zu finden, mußten sie auf verschiedenen Wegen einherziehen, doch sollten die getrennten Schaaren in Prenzlau wieder zusammentreffen, und auch unterwegs einander möglichst nahe bleiben, da die französische Heeresmacht schon in voller Stärke zwischen Elbe und Oder vordrang. Hohenlohe ließ Blücher'n die Wahl,

entweder die Reiterei des Haupttrupps, oder die äußerste Nachhut zu befehligen, welche aus den Trümmern der bei Halle geschlagenen Truppen bestand. Als er das letztere gewählt, wurde ihm noch sein eignes Husarenregiment zugetheilt. Mit diesen Truppen sollte er zuvörderst die noch im Uebergang über die Elbe begriffene Schaar des Herzogs von Weimar aufnehmen, und dann dem Haupttrupp, wo möglich nur in der Entfernung eines starken Marsches, nach der Oder folgen, wobei für den 26. Oktober den abgemüdeten Truppen bei Ganzer ein Ruhetag berechnet war. Blücher zog am 25. nach Ganzer, ließ aber hier bei der Eile, welche die Umstände geboten, keinen Ruhetag halten, sondern ordnete sogleich für den 26. den Marsch nach Ruppin. Die Truppen hatten mit unsäglichem Ungemach zu kämpfen, selbst die Nacht gab ihnen bei der Entlegenheit der Dörfer, in welchen sie Quartier und Nahrung suchen mußten, wenig Erholung; Mannschaft und Pferde erlagen, es drohte eine völlige Auflösung einzutreten. Schon waren die Truppen auf dem Marsche nach Ruppin, als Blücher um halb 11 Uhr vormittags eine Botschaft von Hohenlohe empfing, der ihm den Befehl ertheilte, mit allen Truppen unverweilt Tag und Nacht fortzurücken, bis er sich dem Haupttrupp, der gleichfalls aus allen Kräften gegen die Oder strebe, angeschlossen habe; die Niederlage der Reiterschaar unter dem General von Schimmelpfennig bei Zehdenick, hieß es, und das mächtigere Andringen des Feindes gegen die untere Oder, mache diese Anstrengung nöthig. Blücher schrieb zurück, er könne an diesem Tage unmöglich weiter als Alt-Ruppin gelangen, seine Truppen seien erschöpft, durch Nachtmärsche würde sich alles auflösen, er fürchte diese mehr als den Feind, er wünsche lieber seine Schaar diesem bloßgestellt, als durch solche Anstrengung in einen Zustand gebracht zu sehen, in welchem sie gar nicht mehr fechten könne; doch werde er thun, was irgend möglich sei. Blücher's Aeußerungen schienen anzudeuten, daß er in Hohenlohe's Befehl mehr eine ängstliche Sorge desselben, ihn vor dem Andrange des Feindes rettend aufzunehmen, als einen Nothruf zu jenes eigner Rettung erkannt habe. Wenigstens werden seine Worte in diesem Sinne ganz er-

klärlich. Auch blieb sein Handeln nicht an sie gebunden. Mit größter Anstrengung brachte er seine Truppen, von welchen ganze Abtheilungen noch mehrere Meilen hinter Ganzer zurückgeblieben waren, am 26. spät Abends in die Gegend von Ruppin. Am 27. in aller Frühe brach er schon wieder auf, und zog ohne Aufenthalt nach Fürstenberg, und von hier, fast die ganze Nacht durchmarschirend, nach Lychen. Die Reiterei des Fürsten von Ponte-Corvo griff während des Zuges bei Menz den Nachtrab ernstlich an, wurde aber von den Husarenregimentern Blücher und Usedom tapfer zurückgeworfen. Die Truppen zogen indeß ohne Rast den ganzen folgenden Tag weiter; der Feind griff bei Lychen den Nachtrab abermals an, mußte jedoch mit Verlust vor Blücher's Husaren zurückweichen; die Leute waren entkräftet durch Hunger und Ermüdung, mehrere fielen auf dem Marsche todt nieder vor Blücher's Augen; unter solchen Umständen wurde am 28. erst gegen 10 Uhr Abends die Gegend von Boitzenburg erreicht, wo der Feind schon zuvorgekommen war, doch bei Annäherung der Preußen wieder zurückging. Bis in die Nacht hinein aber dauerten die kleinen Gefechte, durch welche die preußischen Abtheilungen sich in den nächsten Dörfern mit den früher eingedrungenen Franzosen um die Quartiere schlagen mußten. Nach vierstündiger Rast war um 2 Uhr morgens schon alles wieder in Bewegung, und um 5 Uhr wurde der Marsch nach Prenzlau fortgesetzt, dem Ziele der Vereinigung mit Hohenlohe, als die Nachricht einlief, daß schon Tags vorher um Mittag dieser Feldherr mit allen seinen Truppen, noch etwa 16,000 Mann, sich daselbst der vereinigten Macht des Großherzogs von Berg und des Marschalls Lannes kriegsgefangen ergeben habe! Hohenlohe hatte nämlich nach seinem am 26. Oktober erlassenen Befehl an Blücher dessen Ankunft noch selbigen Mittag in Gransee, und am 27. morgens in Lychen mehrere Stunden vergebens erharrt, dann seinen Zug, fast von aller Reiterei entblößt, und von der feindlichen der Generale Lasalle und Milhaud seitwärts überdrängt, unter den größten Mühsalen und Entbehrungen fortgesetzt. Schon hatte er jedoch Boitzenburg und endlich Prenzlau, trotz dem wehrenden Feinde, gewonnen,

als ein neues unglückliches Gefecht, die wiederholte Aufforderung des Großherzogs von Berg, der traurige Zustand der Truppen, welchen falsche Angaben noch vergrößerten, und endlich der Irrthum des Obersten von Massenbach, der, zurückkehrend von einer Unterredung mit dem Marschall Lannes, denselben schon auf dem rechten Ufer der Ucker getroffen zu haben wähnte, den entmuthigten Feldherrn bei schon glücklichern Aussichten an seiner Rettung verzweifeln ließen, und ihn zu der schmachvollen Uebergabe bewogen, welche, wiewohl gewiß, gleich so vielen nachfolgenden, einzig das Werk der Verzagtheit, lange Zeit Vielen doch nur als das des Verraths begreiflich war.

Blücher's Entschluß, nachdem er die Vorgänge von Prenzlau vernommen, war bald gefaßt. Er hatte noch 10,500 Mann. Mit diesen die wenigstens vierfache Uebermacht der vereinigten Truppen des Großherzogs von Berg, der ihn von der Oder abschnitt, und des Fürsten von Ponte-Corvo, der ihm Rücken und Seite bedrohte, glücklich zu bekämpfen, durfte er nicht zu hoffen wagen. Er beschloß demnach in das Mecklenburgische auszuweichen, dort alle noch erreichbaren preußischen Schaaren an sich zu ziehen, und dann über die Elbe zu gehen, um sich dem feindlichen Heer in den Rücken zu werfen, und die Festungen Magdeburg und Hameln zu entsetzen, oder nach Umständen ein Treffen zu wagen, in jedem Falle durch sein Unternehmen den Andrang der französischen Truppen gegen die Oder zu mindern und aufzuhalten. Er rechnete dabei hauptsächlich auf die Truppenschaar, welche unter Anführung des Herzogs von Weimar bei Sandow zuletzt über die Elbe gekommen, und darauf unter dem Befehle des Generals von Winning dem Zuge Hohenlohe's mit Anstrengung gefolgt war, jetzt aber ungefähr in dieser Gegend auf gleiche Weise bedrängt sein mußte. Ohne Verzug rückte Blücher noch am 29. Oktober bis Strelitz, und am 30. bis Dambeck, wo er den General von Winning mit seinen Truppen fand, der von Wittstock und Mirow kommend auf dem Wege nach Rostock war, wo er sich einzuschiffen dachte. Blücher übernahm den Befehl über die sämmtlichen Truppen, welche zusammen jetzt 21,000 Mann stark schon

eher dem Feinde die Spitze bieten konnten. Die Meldung, daß eine dritte französische Heerschaar, die des Marschalls Soult, welche am 29. bei Tangermünde über die Elbe gesetzt, dem Zuge Winning's folgend, gegen Mirow heranziehe, veränderte die Lage wieder, und Blücher richtete nun sein Absehen auf Lauenburg und Artlenburg, um dort wieder auf das linke Elbufer zu gelangen, und entweder Magdeburg zu gewinnen, oder in Westphalen sich mit dem General von Lecoq zu vereinigen, der dort mit einigen Truppen zurückgeblieben war, welche bei dem allgemeinen Rückzuge die Elbe nicht mehr erreicht hatten. Dieses kühne Vorhaben wurde durch die nachfolgenden Ereignisse zu einem entgegengesetzten Ausgange gedrängt, der auch diesen Anführer und seine tapferen Schaaren dem allgemeinen Loose des unglücklichsten Feldzuges nicht entkommen ließ. Blücher theilte seine Truppen in zwei Haupttheile, deren Bewegungen und Lagerungen soviel als möglich für die beiden Zwecke berechnet wurden, durch größere Ausbreitung in den Dörfern den Truppen irgend Unterhalt und Rast zu verschaffen, und sie zum Gefecht nöthigenfalls immer schnell wieder beisammen zu haben.

Der Feind indeß verlor keine Zeit; die Truppen des Marschalls Soult erreichten den Nachtrab der Preußen noch bei Dambeck, und blieben ihm fortan auf den Fersen. Am 31. Oktober gelangte Blücher nach Waren, am 1. November nach Alt-Schwerin; zwischen beiden Orten wurde lebhaft gefochten, deßgleichen bei Glave, und die Preußen machten einige Gefangene. Am 2. November ließ die Verfolgung nach, aber die Franzosen suchten längs der Elbe Blücher'n zuvorzukommen, und der Fürst von Ponte-Corvo ließ ihm zugleich Anträge zur Uebergabe machen. Die kurze Frist reichte nicht hin, den von unaufhörlicher Anstrengung, von Hunger und von Noth aller Art erschöpften Truppen die nöthige Erholung zu verstatten. Um Brot und Branntewein aus Schwerin zu erhalten, zog Blücher am 3. in die Gegend dieser Stadt, allein auf dem Marsche von den Franzosen ereilt, mußten die Preußen bei Kriwitz ein hitziges Gefecht bestehen, worin die Reiterei zwar augenblicklichen Vortheil erlangte, jedoch den immer stärkeren Andrang des Feindes

nicht hemmen konnte, das Gefecht endete erst in der Nacht bei dem Dorfe Fähre, die Franzosen rückten eine große Strecke vor, und das Hauptquartier des Fürsten von Ponte-Corvo kam dem von Blücher auf eine halbe Stunde nah; jener ließ diesen abermals zur Uebergabe auffordern, und ihm vorstellen, die Preußen seien von drei überlegenen Heerschaaren umringt, und kein Entkommen möglich. „Was", rief Blücher lachend, „ich umringt? Ich wäre doch begierig zu wissen, wer mir verbieten wollte, entweder auf Berlin zu marschiren, oder Magdeburg zu entsetzen?" Dabei verbat er sich ein für allemal jede fernere Aufforderung. Seine Antwort verdoppelte die Aufmerksamkeit der Franzosen gegen die Elbe hin, und seine Lage war in der That schlimmer, als er gestehen wollte. Der Uebergang bei Lauenburg war kaum noch möglich, die Truppen waren von der Elbe schon zu weit nach Norden abgekommen, und mußten am 4. zu ihrer Sicherheit aus ihrer gefahrvollen Versplitterung bei Schwerin noch weiter nordwärts eine Stellung bei Gadebusch suchen. Eine Schaar aus Westphalen und Hannover auf das rechte Elbufer entkommener Preußen schloß sich in dieser Gegend an Blücher an. Allein auch hier, obwohl das Gelände für die Reiterei, worin die Stärke der Preußen bestand, und für das Geschütz, dessen sie noch gegen 100 Stücke zählten, vortheilhaft erschien, durfte Blücher keinen Erfolg von einer Schlacht hoffen, für welche, nach allen Verlusten eines so weiten und schnellen Marsches, ihm nur noch etwa 16,000 Mann gegen fast 80,000 übrig waren; von einer Schlacht, welche sogleich zu bestehen weder die Menschen noch die Pferde die nöthige Kraft hatten, und welche um einen Tag aufzuschieben nicht in seiner Macht lag. Doch gab er es nicht auf, wenn ihm nur so viel Frist gegönnt würde, um einen Tag aufzuathmen, der Uebermacht des Feindes im offnen Felde, besonders mit der Reiterei, der er ganz vertraute, Trotz zu bieten. Eine solche Frist war nur hinter der Trave, die erforderlichen Mittel zur Herstellung nur in der reichversehenen Hansestadt Lübeck, hier und in Travemünde auch noch die einzige Rettung zu Schiffe zu hoffen. Die Noth entschied mehr als die Wahl, es gab keinen anderen Ausweg; und am 5. November

Abends zogen die Preußen in Lübeck ein. Der bestürzte Rath dieser freien Stadt weigerte anfangs jede Kriegsleistung, allein Blücher, der selbst auf dem Rathhause erschien, zeigte die Nothwendigkeit, der Macht des Augenblicks nachzugeben. Die Truppen erfüllten die Straßen, und wurden ohne Verzug nach den Umständen in die Häuser verlegt. Das Geschütz wurde auf den Wällen und vor den Thoren aufgefahren; die Besetzung der Ufer der Trave und Travemünde's angeordnet. Der General von Ewald, welcher mit dänischen Truppen bei Stockelsdorf stand, versicherte, daß er diejenigen fremden Truppen, welche zuerst das dänische Gebiet berührten, als Feinde behandeln würde, und Blücher hoffte, die Franzosen in diesen Fall zu bringen. Doch diese säumten nicht, am 6. in der Frühe sogleich die Stadt selbst anzugreifen; sie rückten gegen das Mühlenthor und Burgthor an. Blücher zog die sämmtliche Reiterei durch die Stadt rückwärts auf das freie Feld, die Wälle und Thore blieben von 16 Bataillons und 52 Kanonen vertheidigt. Gegen Mittag ließ das Feuer eine Weile nach, und Blücher begab sich in seine Wohnung, um daselbst seinen Offizieren die Befehle für den folgenden Tag auszugeben. Aber nach kurzer Stille erhob sich auf's neue und heftiger das Feuer des Geschützes, und alsbald auch des Kleingewehrs. Blücher wollte sogleich zum Burgthor eilen, doch der Oberst von Scharnhorst hielt ihn durch die Vorstellung zurück, daß am anderen Thore nicht minder stark geschossen werde, für die Stadt vor der Hand nichts zu fürchten sei, die Befehlsertheilung aber keinen Aufschub leide; demnach wurden nur einige Maßregeln zur größeren Sicherheit noch anbefohlen, und dann in dem begonnenen Geschäft fortgefahren. Da erscholl plötzlich Gewehrfeuer und Geschrei vom Burgthor her, und sogleich in den Straßen; der eingedrungene Feind stürmte so gewaltsam vor, daß nur Blücher selbst mit seinem Sohne dem Rittmeister von Blücher und dem Hauptmann von Müffling noch glücklich aus dem Hause zu den Truppen gelangten, die übrigen Offiziere aber, worunter Scharnhorst und der Rittmeister Graf von der Golz, in demselben gefangen wurden. Auf dem Markte raffte Blücher die Flüchtigen zusammen, und warf sich mit ihnen

dem Feind entgegen, den er in wiederholten Angriffen bedeutend zurücktrieb, eine Schwadron Reiter, die er holen ließ, reinigte im vollen Rennen mehrere Straßen, und hieb viel französisches Fußvolk zusammen, allein die Stadt füllte sich mehr und mehr mit Feinden, geschlossen rückten sie vor, und griffen schon die Travebrücke an. Um nicht abgeschnitten zu werden, mußte Blücher nach vergeblichem tapferen Kampfe, mit den Trümmern seiner Schaar über jene Brücke und durch das Thor von Holstein sich aus der Stadt zurückziehen. In der Leidenschaft des Augenblicks würde er hier ohne den besonnenen Muth des Hauptmanns von Müffling seine eigene Rettung versäumt haben. Jetzt erst übersah er die Größe des erlittenen Verlustes, von allem Fußvolk und Geschütz waren nur 3 Bataillons und 2 Kanonen übrig. Den Unfall verschuldete großentheils der Umstand, daß der Herzog von Braunschweig-Oels außerhalb des Burgthors ein Bataillon seines Regiments aufgestellt hatte, dessen Zurückweichen eine Batterie von 16 Kanonen, welche das Thor vertheidigen sollte, gleichfalls zum Abziehen veranlaßte, worauf das Fußvolk in Unordnung zur Stadt floh, in welche der Feind zugleich mit ihm eindrang.

In dem Schmerze seines Unglücks dachte Blücher nur einzig an die Wiedereinnahme der Stadt während der Nacht; doch da man das Feuer einiger Abtheilungen noch hörte, die sich am Mühlenthore und am Thore von Höxter tapfer vertheidigten, rief Blücher sogleich zum Angriff, und begeistert wandte das tapfre Regiment Kuhnheim sich wieder gegen die Stadt, und versuchte in geregeltem Angriff durch das Thor von Holstein einzudringen, um jene Truppen zu befreien; allein der Feind hatte schon in Uebermacht den Zugang besetzt, und der Versuch mißlang mit großem Verlust. Blücher begab sich nun zu seiner Reiterei nach Ratkau, und ließ das noch übrige Fußvolk Schwartau besetzt halten. Seine Aussicht war nun auf Travemünde, seine letzte Hoffnung auf ein Reitergefecht beschränkt, worin Muth und Tüchtigkeit darzuthun, wenn auch nicht dem Feldherrn mehr nutzen konnte, doch wenigstens dem Krieger noch schmeichelte. Allein die Gelegenheit blieb versagt. Gegen die Nacht kam die Nach-

richt, daß der Feind auch Schwartau überrumpelt, und alle dortigen Truppen gefangen gemacht, später brachte der Herzog von Braunschweig-Oels die Nachricht, auch Travemünde sei genommen; Geschütz und Gepäck waren auf dem Wege dahin verfahren, die Pferde ohne Futter, die Mannschaft ohne Nahrung und Kleidung, und größtentheils ohne Schuhe; selbst an Schießbedarf ein empfindlicher Mangel. In diesen Bedrängnissen empfing Blücher während der Nacht eine Botschaft des Fürsten von Ponte-Corvo, der ihm vorstellen ließ, für seinen Ruhm und für seine Regierung habe er genug geleistet, ihm bleibe nach dem Gefechte von Lübeck nichts übrig, als sich auf ehrenvolle Bedingnisse, die ihm angeboten würden, zu ergeben. Er antwortete, seine Lage sei noch nicht so schlimm; andere als ehrenvolle Bedingnisse werde er nie eingehen, zur Unterhandlung aber wollte er den Tag abwarten. Inzwischen ließ er, was schon früher eingeleitet war, den Obersten von Scharnhorst und Rittmeister Grafen von der Golz gegen französische Offiziere gleiches Ranges, die von Kriwitz her kriegsgefangen waren, auswechseln. Noch in der Nacht sann er, sich auf Travemünde zu ziehen, als aber berichtet wurde, die ganze Gegend biete der Reiterei durchaus keinen Spielraum, sah er freilich nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu fügen, und erließ den Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen. Nun erschien auch von Seiten des Großherzogs von Berg eine Aufforderung zur Uebergabe, worauf aber erwiedert wurde, die Unterhandlungen seien schon mit dem Fürsten von Ponte-Corvo angeknüpft. Die Franzosen wollten in der Frühe am 7. November schon auf's neue angreifen, bald aber kamen die Divisionsgenerale Tilly und Rivaud, um wegen der Uebergabe abzuschließen. Sie fanden Blücher'n in Ratkau von heftigem Fieber befallen; dabei von dem lauten Rufen und Schreien während des Gefechts in Lübeck so heiser, daß er kaum reden konnte. Doch betheuerte er, daß er sich der Uebermacht des Feindes nicht ergeben würde, aber die Gegend gestatte der Reiterei nicht zu fechten, und er habe kein Pulver, noch Brot, noch Futter mehr, und diese Gründe ließ er in dem Eingange der Uebergabspunkte anführen. Ihm wurde bewilligt, vor der Nieder-

legung der Waffen mit allen Kriegsehren auszurücken; Offiziere und Gemeine behielten ihre Habe. Eine unvermuthete Schwierigkeit drohte alles wieder rückgängig zu machen. Der Großherzog von Berg wollte nicht zugeben, daß, aller Gewohnheit zuwider, die Beweggründe zur Uebergabe mitangeführt würden, Blücher aber bestand darauf, denn der König, das Heer und die ganze Welt müßten erfahren, weßhalb er den schweren Schritt gethan; ehe er darauf verzichte, betheuerte er, wolle er sich lieber bis auf den letzten Mann schlagen. Vergebens stellten ihm die französischen Generale vor, seine Ehre bedürfe einer solchen Bedingung nicht, er habe sich ruhmvoll bis auf's äußerste gehalten, der gereizte Feldherr beharrte fest auf seiner Forderung, und schon war die Sache dem völligen Bruche nah, als der General Rivaud noch glücklich den Ausweg ersann, Blücher möchte bei Unterzeichnung seines Namens alles was ihm beliebte hinzufügen; das ließ er sich denn gefallen, indem er meinte, das könne ihm gleich sein, ob's vorn oder ob's hinten stehe, und so führte er nach seiner Namensunterschrift wirklich mit kurzen Worten an, was ihn zur Uebergabe genöthigt habe. Erst nach dem Abschlusse zeigte sich, daß Travemünde noch in den Händen der Preußen war; für die Hauptsache von keiner Bedeutung, denn an ein Entkommen zur See wäre nicht mehr zu denken gewesen; selbst eine Anzahl dort schon eingeschiffter Schweden fiel, durch den Wind verspätet, noch in französische Gefangenschaft, ein Umstand, der für den Fürsten von Ponte-Corvo weiterhin die wichtigsten Folgen hatte. Ungefähr 6000 Mann, wovon die Hälfte Reiterei, streckten das Gewehr, so wenige nur waren noch übrig; einzelne Abtheilungen waren schon früher auf dem beeilten Zuge verloren worden, oder zurückgeblieben, 5 Schwadronen unter dem General von Pelet, und 10 Schwadronen unter dem General von Uesedom. Blücher selbst begab sich auf sein Ehrenwort fürerst nach Hamburg, wohin seine beiden Söhne ihm folgen durften.

Die schreckliche Plünderung, welche Lübeck infolge der gewaltsamen Einnahme von den französischen Truppen litt, wurde der Grund vielfacher Anschuldigungen gegen Blücher,

daß er diese wehrlose neutrale Stadt in das Kriegsunheil mit fortgerissen, nicht nur ohne Fug und Recht, sondern auch, wie der zwei Tage darauf dennoch erfolgte Ausgang dargethan habe, ohne die Hülfe und Rettung für sich selbst, die allein noch einigermaßen solche That beschönigen könnten. Die Mittel wie die Zwecke des Krieges werden immerdar ein Gegenstand streitender Behauptungen sein; in diesem Gebiete können Mitleid und Schonung nur in sofern walten, als sie der Kraftentwickelung keinen Einhalt thun, sonst würde kein Krieg mehr zu führen sein, worauf die jetzige Welt doch schwerlich verzichten kann. Hier genügt, daß ein kriegerischer Zweck, und wäre es auch nur der einer längeren Ausdauer im Kampfe, den Feldherrn bei der Besetzung von Lübeck leitete, daß seine Entschließungen und Anstalten guten Erfolg verdienten, und der Zufall jener verwüstenden Plünderung von ihm weder vorhergesehen noch abgewendet werden konnte. In den Augen des Kriegers bedurfte Blücher keiner Rechtfertigung, ihm wurde nur Achtung und Bewunderung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet, und in dem allgemeinen Unglück, welches ihn schon mit ergriffen hatte, vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem Pfade sich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine Schwäche genaht; seine Truppen hatten sich tapfer und ausdauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden konnte. So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volkes vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preußen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nachbarstadt tief gefühlt wurde, und in Lübeck selbst, wo sein kurzes Erscheinen auf weithinaus so verderblich geworden, zeigte die Menge für ihn ihre Theilnahme, ihren Eifer. Gleichen Antheil erfuhren überall seine Offiziere, seine Soldaten; der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge,

bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise, ja er setzte jene oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor den Gefährten einräumte, welche nicht das Glück gehabt, unter Blücher's Befehlen zu stehen. Und dennoch konnte Blücher sich lange nicht darüber trösten, daß den anderen Befehlshabern, welche freilich unter ganz verschiedenen Umständen dem Feinde sich ergeben hatten, auch er, durch Unterzeichnung solcher Vertragspunkte, wenn auch bloß dem Scheine nach, gleichen sollte.

Er hatte sich Spandau zum künftigen Aufenthalt gewählt; da jedoch die französische Ermächtigung, sich dahin zu begeben, nicht sogleich einlief, so beschloß er, einstweilen in Hamburg zu bleiben, und lebte daselbst nach seiner Gewohnheit fort; gebeugt von seinem und des Vaterlandes Unglück, doch unverzagt und stark, dem inneren Muthe, den er fühlte, vertrauend nach wie vor. In dieser schweren Zeit half ihm der Herzog von Weimar, der selber seines Landes kaum gesichert und den preußischen Dienst aufzugeben genöthigt war, mit einem Darlehn von viertausend Thalern großmüthig aus. Blücher's Persönlichkeit aber behauptete auch in dieser noch immer traurigen Lage eines Kriegsgefangenen ein bedeutungsvolles Ansehen. Das Volk blickte mit Vorliebe auf den vierundsechzigjährigen Krieger, der in seiner schlichten und derben Weise jeden Muth ansprach, und durch seine muntere Rüstigkeit auch erkrankt noch zu erkennen gab, er sei derselbe, von dem vielfach erzählt wurde, wie er in den Straßen von Lübeck durch Stimme und That die Seinen befeuernd im wildesten Getümmel mitgekämpft. Die Hamburger wurden bald mit ihm näher bekannt, und sowohl an öffentlichen Orten, als in mehreren der angesehensten Familien, fand er die traulichste Zuvorkommenheit. Vorzüglich besuchte er fleißig die Börsenhalle, wo er die Zeitungen zu lesen pflegte. Sie konnten ihm in jener Zeit wenig Angenehmes bringen, doch all die üblen Nachrichten reizten mehr seinen Muth, als daß sie ihn niederschlugen. Begierig wünschte er, da handelnd wieder mitaufzutreten, wo Kraft und Entschlossenheit jetzt in den zerrütteten Angelegenheiten nur um so wirksamer zu ringen hatten. Er schrieb an den

König, und bat um die Gunst, daß preußischerseits seine Auswechselung möglichst betrieben würde, und er empfing vertröstende Zusicherung. Inzwischen dauerten die Unfälle Preußens noch immer fort, und die französischen Bulletins verkündeten sie mit Uebertreibungen, welche sprichwörtlich geworden sind. Besonders war der Verlust, welchen die Gegner erlitten haben sollten, meist in übergroßen Zahlen ausgedrückt; Blücher meinte einst, jeder einzelne Gefallene werde gleich zu drei Gebliebenen, und ein neues Zeitungsblatt, das man ihm zum Lesen bot, wies er, sich wegwendend, mit den Worten ab: „Das riecht nach Todten!“ Seine Laune zeigte sich bei mancher Gelegenheit so anmuthig als bedeutend. Einesmals kamen auf der Straße ein paar französische Voltigeurs hinter ihm her, muntere kleine Kerls, und da jemand, der neben Blücher ging, ihnen im Wege war, so klopften sie mit kleinen Gerten, die sie gerade in Händen hatten, jenen leicht auf den Rücken, daß er sie vorbeiließe; Blücher sah sie verwundert an, ließ sie aber ruhig ziehen, indem er scherzend sagte: „Schlagt nur, schlagt nur! Ich schlag' euch wohl mal wieder!“ Seinem Wunsche nach Auswechselung kam das Glück bald entgegen. Napoleon hatte im Februar 1807, nach der Schlacht von Eilau, den General Bertrand an den König von Preußen abgesandt, um diesen durch vortheilhafte Friedensanträge zu bewegen, dem Bündnisse mit Rußland und England zu entsagen; diese Anträge fanden zwar keinen Eingang, allein bei dieser Gelegenheit kam zu Osterrode am 26. Februar ein Vergleich zu Stande, infolge dessen dreißig kriegsgefangene Generale und Offiziere von beiden Seiten gegen einander ausgewechselt wurden; unter den Auserwählten stand Blücher obenan, für ihn wurde der französische General Victor freigegeben, welchen erst kurz vorher ein wackrer Unteroffizier Schmidt, der einen Trupp versprengter oder aus der Gefangenschaft befreiter preußischen Soldaten führte, in Arnswalde aufgehoben und nach Kolberg gebracht hatte. Am 16. März Abends um 10 Uhr empfing Blücher durch ein Schreiben aus dem französischen Hauptquartiere Osterrode vom 27. Februar die erste Anzeige seiner erwünschten Auswechselung, und neues Leben ergriff sogleich

den erlösten Kriegsmuth. Nach erhaltenen Pässen reiste er am 22. März von Hamburg ab, und eilte über Berlin nach Finkenstein in das französische Hauptquartier, wo ihn der Kaiser Napoleon mit Auszeichnung aufnahm, eine Zeitlang zurückhielt, und endlich zu den Seinen entließ.

Die Franzosen hatten in Preußen jenseits der Oder einen anderen Feind wiedergefunden, als sie nach den früheren Vorgängen erwarten durften; die preußischen Truppen fochten des alten Waffenruhmes würdig, die Anführer bewährten auf's neue den Ruf preußischer Kriegskunst und Entschlossenheit. Der Oberstlieutenant von Gneisenau vertheidigte Kolberg mit Heldenmuth. Der unternehmende Partheigänger Lieutenant von Schill durchstreifte weithin das Land im Rücken des Feindes, und machte Gefangene und Beute. Der Feldmarschall Graf von Kalckreuth hielt sich in Danzig. Der General von Lestocq hatte mit seiner tapferen Schaar die blutige Schlacht von Eilau zum Vortheil entschieden, in Schlesien leisteten einzelne Befehlshaber tapfere Gegenwehr; allein die Minderzahl, in welcher die Preußen, jetzt auf wenig Land und Volk beschränkt, nur noch im Feld erscheinen konnten, versagte ihnen, durch entscheidende Erfolge in gleichem Maße den äußeren Preis des Kampfes davonzutragen, wie ihr heldenmüthiges Ringen den inneren sogleich erwarb. Die verbündete russische Kriegsmacht bildete den Haupttheil des Heeres, und ihr Verhalten bestimmte das der preußischen. Der kräftige Vaterlandseifer, die muthige Thätigkeit der wackern Männer, welche sich in Königsberg an der Spitze der Geschäfte eingefunden hatten, trug mit Ungeduld eine solche Beschränkung; sie fühlten, daß etwas Großes, Entscheidendes von preußischem Namen ausgehen und zu preußischer Entwickelung führen müsse, wenn die Herstellung dieses Staates vollständig gelingen solle. Hiezu war nur im Rücken des Feindes Raum, in den alten Provinzen, mit welchen zugleich der ganze Norden von Deutschland neuen Ereignissen zu erschließen war. In diesem Sinne wurde beschlossen, mit einer preußischen, wenn auch anfangs nur kleinen Schaar, eine Unternehmung von der pommerschen Küste her gegen die Mitte der von den Franzosen besetzten Länder zu versuchen;

die glücklichen Streifzüge Schill's, und die Erwartungen, welche der König von Schweden weckte, dienten für diese Richtung als gute Vorzeichen. Blücher, dessen scharfer Blick und starker Eifer hier zur Angabe und zum Beschluß der Sache vorzüglich thätig gewesen, wurde zum Anführer bestimmt; er war in der That durchaus der rechte Mann dazu; sein Name hatte bei den Truppen Vertrauen und bei dem Volke, ihm eher als Anderen konnte gelingen, in raschem Vordringen das Land zum allgemeinen Aufstand zu entflammen, die alten Soldaten und die wehrhafte Jugend zu seinen Fahnen aufzubieten, und somit ein preußisches, ja vielleicht ein deutsches, Volksheer furchtbar dem Feind auf den Nacken zu führen. Die Verabredungen mit Schweden waren bald getroffen, und dem Könige Gustav Adolph konnte Blücher schon am 7. Mai aus Königsberg melden, daß er zum Führer der preußischen Truppen ernannt sei, die nebst einer erwarteten großbritannischen Hülfsmacht zur Unternehmung in Pommern den schwedischen sich anschließen würden. Aber freilich stand bei dieser Verbindung unvermeidlich das Ganze unter dem Befehle des Königs von Schweden, und dadurch wurden alle jene erträumten Möglichkeiten an die wandelbaren Bedingnisse unzuberechnenden Eigenwillens geknüpft. Als Blücher nach eifrigst beschleunigter Rüstung mit seiner Schaar, die sich am 25. Mai in Pillau eingeschifft hatte, und mit den schon vorausgeschickten Freischaaren von Schill, Marwitz und Krokow etwa 7000 Mann betrug, zu Ende des Monats auf Rügen landete, fand er die Schweden mit den Franzosen in Waffenstillstand; sein Aufruf an die Preußen, am 1. Juni von Stralsund aus erlassen, von keiner That unterstützt, mußte nun wirkungslos verhallen, seine Truppen blieben gehemmt, und ihm selbst wurde die trostlose Beschäftigung, in unaufhörlichem Hader und Beschwerdewechsel gegen die schwedischen Befehlshaber, und gegen den König selbst, die Selbstständigkeit und die Rechte der preußischen Waffen aufrecht zu erhalten. Zwar kündigte Gustav Adolph, der am 12. Mai aus Schweden in Stralsund angekommen war, in der Folge den Stillstand wieder auf, aber auch dies im übelgewählten Zeitpunkt, denn inzwischen war

am 14. Juni die Schlacht von Friedland in Preußen verloren worden, und hatte bewirkt, daß Rußland am 21. und dann Preußen am 25. Juni ihrerseits einen Waffenstillstand eingegangen waren, dessen Bestimmungen ausdrücklich die Unthätigkeit der unter Blücher stehenden Truppen festsetzten. Am 9. Juli kam der Friede von Tilsit zu Stande, und seine harten Bedingungen, welche dem preußischen Staate kaum die Hälfte seiner frühern Länder übrig ließen, erschienen doppelt hart in dem Gefühl, daß nun die, selbst inmitten aller Kriegsunfälle nicht aufgegebene Hoffnung, das Verlorene noch mit dem Schwerte wiederzugewinnen, durch den geschlossenen Vertrag auf weithinaus entrückt worden. Blücher empfing den Befehl, seine Truppen von den Schweden, welche mit den inzwischen eingetroffenen Engländern den Krieg allein fortsetzen wollten, sogleich zu trennen, allein dies war nicht ohne Schwierigkeit. Der König von Schweden, jetzt erst recht zum Kriege gegen Napoleon entbrannt, wollte die Preußen nicht abziehen lassen, indem er die Besorgniß äußerte, sie möchten alsbald mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache gegen ihn machen. Erst nach manchen Verhandlungen, während welcher Blücher eben so sehr auf einen Ausbruch der Gewalt gefaßt, als zu dessen Vermeidung bemüht sein mußte, konnte der Abzug geschehen; die Preußen rückten am 16. Juli durch Anklam, und zogen demnächst über die Inseln Usedom und Wollin in die Gegend von Kolberg, wo ihnen vorläufig Quartiere angewiesen waren. Zu den mannigfachen Geschäften, welche Blücher bis dahin mit den schwedischen Behörden oft sehr mißlich zu führen hatte, waren ihm die Dienste seines Adjutanten Grafen von Chasot, so wie für die nachher eintretenden schwierigen Verhältnisse mit den Franzosen der Eifer und die Gewandtheit des nachher berühmt gewordenen Justus Gruner, der sich in seinem Hauptquartiere befand, sehr ersprießlich.

Während über die Erfüllung des Friedens von Tilsit nähere Verträge zwischen Preußen und Frankreich verhandelt wurden, blieben die preußischen Truppen unter Blücher's Oberbefehl bei Kolberg stehen. Sie hatten die Bestimmung, nach Maßgabe des Abzuges der Franzosen in die wieder-

erlangten Provinzen vorzurücken; allein Napoleon bezeigte keine Lust, den dieserhalb in dem Friedensschlusse eingegangenen Bedingungen sogleich Folge zu leisten. Durch willkürliche Ausdehnung der Summen, welche ihm als Kriegsforderungen zugestanden worden, und von deren Zahlung die Räumung der zurückgegebenen Provinzen bedingt war, machte er die letztern ganz von seinem Gutdünken abhängig. Ueberhaupt ergab sich bald, daß der Frieden für Preußen weder Besitz noch Ruhe sichere, und Frankreichs Benehmen keinen Verträgen, sondern einzig den Umständen folgen werde; einmal auf diese angewiesen, durfte die Befürchtung, alles zu verlieren, auch die Hoffnung, alles wieder zu gewinnen, desto entschiedener zur Seite haben; so zwang die Feindseligkeit Napoleon's zu fortgesetzter Wachsamkeit und Vorbereitung auf neue Ereignisse. Unter solchen Umständen, und während der ganze Staat in neuem Geiste und neuer Kraft auf neugeschaffener Grundlage im Innern sich wiederherzustellen suchte, erschien es angemessen, eine Truppenschaar, welche jeden Augenblick berufen sein konnte, zum Kriegsheere zu werden, gleich an den rechten Feldherrn zu knüpfen. Blücher behielt demnach den Oberbefehl in Pommern, und nahm sein Hauptquartier in Treptow an der Rega, den französischen Truppen, auf deren Abzug vergebens gewartet wurde, in wechselseitigem Mißtrauen gegenüber. In diesem Verhältnisse jedoch zeigte er so viel Klugheit und Mäßigung, als bei anderen Gelegenheiten Ungestüm; sein nachdrückliches Wesen, die Kürze und Geradheit seiner Aeußerungen, selbst die Unkunde der französischen Sprache, wodurch alle Ueberlistungen beredter Gewandheit an ihm verloren gingen, machte die französischen Marschälle, Generale und Verwaltungsbehörden, mit welchen unaufhörlich verdrießliche Händel abzumachen waren, wenigstens persönlich zurückhaltend, und seine Nachgiebigkeit, welche freilich infolge der Umstände und höherer Befehle selten ausbleiben durfte, behauptete ein schicklicheres Ansehen. In Treptow empfing er unvermuthet auch den Besuch des ehemaligen Husaren Landeck, der sich rühmte ihn gefangen zu haben, und der jetzt, nach mancherlei Schicksalen, Inspektor einer Landwirthschaft in Pommern war. Blücher nahm ihn

sehr gut auf, ließ ihn bei sich wohnen, stellte ihn als seinen alten Freund, der ihn im siebenjährigen Kriege gefangen genommen, jederman vor, und gab ihm bei Tafel den Platz neben sich.

Neben den vielfachen Angelegenheiten, welche ihn beschäftigten, erhielt Blücher bald noch eine neue, ihn persönlich zwar unangenehm betreffende, aber zu seiner völligen Zufriedenheit ausgehende, zu verarbeiten. Druckschriften in aller Gestalt hatten es sich eifrig zum Geschäft gemacht, das Unglück Preußens in seinen Ereignissen, Ursachen und Folgen zu erzählen, auszustellen, zu beleuchten; während einige Männer die Feder ergriffen, um die Wahrheit zu ehren und Rath und Lehre für die Zukunft des Vaterlandes zu gewinnen, suchten unwürdig andere dessen Wunden nur immer schmerzlicher aufzureißen. Hohn und Verunglimpfung trafen besonders das Heer, welches nach den Niederlagen bei Auerstädt, Jena und Halle durch die beispiellose Uebergabe der Festungen gränzenlos gesunken war; das Mißgeschick und die Pflichtvergessenheit Einzelner war Allen zur Schmach geworden, es gehörte ein edler, starker Sinn dazu, um nur zu erkennen, daß ein großer Theil derer, welche in den Strudel seiner Zerstörung fortgerissen worden, eines besseren Looses würdig gewesen. Zwar machte Blücher's Name gleich anfangs die ehrenvollste Ausnahme, und eine Verunglimpfung durfte um so weniger an ihm haften, als der König, mit seinem bisherigen Betragen zufrieden, ihm fortwährend den Oberbefehl vertraute, und ihn erst neuerdings, im Juni, durch Verleihung des schwarzen Adlerordens ausgezeichnet hatte. Allerlei Beschuldigungen und Angriffe blieben jedoch nicht aus; bald wurde ihm vorgeworfen, er habe sich ohne Noth und wider Befehl auf dem Zuge nach Prenzlau verweilt, und dadurch die Ergebung Hohenlohe's mitverschuldet, bald, er habe die Verheerung von Mecklenburg und das Unglück von Lübeck zu verantworten, endlich, er sei in Lübeck nicht auf seiner Hut gewesen, ja sogar, er habe die Gelegenheit versäumt, den ihn verfolgenden Feind einzeln zu schlagen, und demnächst entweder die Oder oder doch einen Ostseehafen zur Einschiffung zu gewinnen. Er konnte ruhig solches Gerede an sich vor-

überstreichen lassen, ohne zu fürchten, daß er als Krieger und Feldherr dadurch an seinem Ruhme zu leiden hätte. Nur erst als derlei Anschuldigungen in einer bestimmteren Gestalt ausführlich vorgetragen, und durch einen Verfasser, der alle Kennzeichen eingeweihter Mitwissenschaft trug, scheinbar begründet wurden, durfte und wollte er nicht länger schweigen. Ein solcher Angriff, verbunden mit sonstigen großen Lobeserhebungen, erschien in der Zeitschrift „Lichtstrahlen", welche in Leipzig herauskam, und konnte wahrscheinlicherweise nur den Obersten von Massenbach zum Verfasser haben. Um darüber Gewißheit zu erlangen, ließ Blücher unter dem 26. Januar 1808 folgende von ihm unterschriebene Aufforderung in die Berliner Zeitung einrücken: „Der Verfasser der Abhandlung: Bemerkungen über die Schrift „Operationsplan im Jahre 1806" in der Zeitschrift Lichtstrahlen hat mir seine Liebe und Achtung wiederholentlich versichert. Ich lade ihn ein, wenn er ein Mann von Ehre ist, mir seinen Namen zu spendiren. Es liegt mir und der preußischen Armee, ja auch dem ganzen Publikum zu viel daran, einen Mann zu kennen, der dieselbe Person lieben, ehren, achten, verläumden und belügen kann. Man würde hiebei denn auch sehen, ob der Autor nicht ein Mann ist, der selbst Fehler gemacht, oder dem wenigstens solche zur Last gelegt werden, und darum aus liebevollen Gesinnungen andere ehrliche Leute, die ihre Schuldigkeit gethan, gern mit hineinziehen möchte. Was den Vorwurf betrifft, daß ich mein eignes Vaterland, Mecklenburg, nicht verschont, so scheint es, als wolle der gütige Autor mich einem Kommandanten einer Festung gleichstellen, der die ihm auf Ehre, Pflicht und Gewissen anvertraute Feste aus wahrer Herzensgüte übergiebt, damit seine und seiner Verwandten Häuser nicht zerschossen werden. Nach meinen Grundsätzen ist Pflichterfüllung das erste, was einem Manne von Ehre obliegt. Lübeck betreffend, so war es für mich schmerzhaft, dessen braven Bewohnern so viel Unangenehmes zufügen zu müssen. Wäre aber bei Lübeck das befolgt worden, was geschehen sollte und konnte, so würde ich, wenn ich das Unglück für die Stadt auch zehnmal größer vorausgesehen hätte, dennoch die Besetzung nicht unterlassen

haben. Mein Zweck, die Feinde so lange zu beschäftigen, bis daß die russischen Armeen herankämen, und dadurch Preußen und Schlesien zu retten, würde dann in größerm Umfange erreicht worden sein.“ — Die Fassung dieser Anzeige läßt die Stimmung erkennen, in der sie geschrieben worden; die Derbheit des Kriegers, auf ein Gebiet versetzt, wo kein kurzes Kraftwort ausreicht, wirft sich in Redensarten, deren Werth hinter dem gemeinten Sinne weit zurückbleibt; der Hauptpunkt, das Nichteintreffen bei Prenzlau, wird sogar völlig übergangen. Blücher war sich wohl im Allgemeinen bewußt, Recht zu haben, aber dies, anstatt durch That, durch Erörterungen darzuthun, mußte ihm in Ansehung der Mittel und des Erfolgs ein unsicheres Gefühl geben, welches ihm die Sache immer als einen bösen Handel erscheinen ließ. Ungefähr in gleicher Lage konnte vormals der treffliche Zieten sich befinden, wenn er in Worten auseinandersetzen und vertheidigen sollte, was er im Felde löblich ausgeführt. Nachdem, durch Blücher's Aufforderung bewogen, sich Massenbach als Verfasser jenes Aufsatzes genannt, und in weiteren Schriften und Aufsätzen bei seinen Behauptungen geblieben war, übersandte Blücher in einem Schreiben an den König seine Rechtfertigung, und erbat den Spruch eines der Ehrengerichte, welche zur Untersuchung des Verhaltens der Generale und Offiziere während des eben beendigten Krieges niedergesetzt waren. Besser, als sein eigener Aufsatz, vertheidigte ihn hier die Zusammenstellung der Thatsachen und das Zeugniß des Generals von Scharnhorst. Es ergab sich, daß Blücher, weit entfernt, wider Befehl einen Ruhetag zu halten, den erlaubten sogar aufgegeben, daß er Nachtmärsche, deren Unterlassung ihm vorgeworfen wurde, mit Anstrengung gemacht hatte. Auch der Zug nach Lübeck und die daselbst erfolgte Ergebung erschienen gerechtfertigt, und alle Zeugen stimmten überein, daß alles geschehen sei, was nur irgend möglich gewesen. Blücher wurde durch das Ehrengericht zu Königsberg, bei welchem die Brüder des Königs den Vorsitz führten, von jeder Schuld freigesprochen. Indeß erhielt sich die Meinung, daß Blücher, hätte er ahnden können, sein Erscheinen solle die schimpfliche Uebergabe vereiteln, vielleicht

dennoch Prenzlau früh genug erreicht haben würde, ja daß, wie auch Massenbach versichert, seine bloß persönliche Ankunft vermögend gewesen wäre, Muth und Entschlossenheit in die verzagten Gemüther zurückzurufen.

In Preußen, soweit nach dem unglücklichen Frieden noch die Wirksamkeit dieses Namens galt, wandte sich alles Bestreben eifriger und eifriger auf neue Belebung der Staatskräfte. Der Minister vom Stein, am 5. Oktober 1807 an die Spitze der Angelegenheiten berufen, wollte durchgreifend den Grund zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustande legen, wie ihn, im Geiste der fortschreitenden Entwickelung, auch der Minister von Hardenberg gleich nach dem Frieden von Tilsit eifrist angerathen hatte, und späterhin wirklich, wenn auch nur theilweise und bedingt, hervorrief. Der General von Scharnhorst arbeitete mit gleicher Anstrengung und sichrem Erfolg, ein neues Kriegswesen und den Kern eines Heeres aufzustellen, welches einer raschen und mächtigen Kraftentwickelung fähig wäre; seine kluge und nachdrückliche Thätigkeit versah das Land in möglichster Stille mit kriegsfertiger Mannschaft, mit allen Waffenvorräthen und Rüstwerken, deren es zu künftigem Ausbruche gegen die Franzosenmacht bedürfen konnte. Allein mit diesen von der Regierung unmittelbar ausgehenden Betreibungen, deren Gränze bestimmt und deren Wirken durch vielfache Bedingnisse gehemmt blieb, begnügte sich der erwachte Vaterlandseifer nicht. Gleichgesinnte Männer verbündeten sich zu einem Vereine, dessen Richtung und Anordnung als sittlich-wissenschaftlich bezeichnet, und, in solchem Sinne von der Staatsbehörde gebilligt, einer ausgedehnteren Wirksamkeit für ganz Deutschland fähig wurde. Der Geist dieses Bundes und die Zwecke seiner Mitglieder waren im Anfange sicherlich ganz rein, der Haß gegen die fremde Unterdrückung und der Eifer für das Vaterland die leitenden Triebfedern. Doch das Dunkel des Geheimnisses begünstigte in der Folge auch andere Beimischung, und der Verein, welcher unter dem Namen Tugendbund bald eine große Zahl mannigfacher Mitglieder umfaßte, nahm in seinen verschiedenen Verzweigungen wechselnde Farben und Wirkungen an, die sich der Berechnung selbst der ursprünglichen Lenker

entzogen. Durch das Verbot, welches bald auch von preußischer Seite wider den bedenklich gewordenen Bund erging, der aber bereits in anderen Staaten, besonders in dem neuen Königreiche Westphalen, Bestand gewonnen, wurde nur das Geheimniß tiefer, die Richtung selbstständiger. Ohne Zweifel hat diese Gesellschaft in Deutschland viel gewirkt und geleistet, und manches möglich gemacht, was in der Folge, wenn auch in anderer Gestalt, hervortrat, sie war dem Freunde ein Anhalt, dem Feinde ein Schrecken; was in späteren Jahren Unheilvolles und Strafbares aus dieser Quelle geflossen sein mag, ist den früheren Theilnehmern nicht anzurechnen. In jener ersten Zeit, da leidenschaftlicher Franzosenhaß noch allein der Sache zum Grunde lag, war Blücher mit dem Wesen des Bundes vertraut, kannte die Mitglieder, arbeitete mit ihnen eifrigst zu demselben Ziele hin; allein weder damals noch späterhin ist er in den Bund als Mitglied eingetreten, sei es, daß er selbst Abneigung empfunden, sich in dergleichen einzulassen, oder daß die Andern gemeint, seiner ohnehin zu jeder Mitwirkung genug versichert zu sein. In der That ließ er es an keiner Beeiferung fehlen, sein Muth und Sinn leuchteten Allen vor. Den kriegerischen Geist der Truppen zu nähren, neues Geschütz und Waffen aller Art zusammenzubringen, haltbare Lagerfesten zu bereiten, war seine Sorgfalt so furchtbar als kraftvoll. In diesem Wirken wurde er nur gehemmt, bald mehr bald minder, durch eine Kränklichkeit, welche ihn im Sommer 1808 befiel, und mit einigen Zwischenzeiten fast drei Vierteljahre anhielt. Seine Gemüthsstärke erschien dabei nicht geschwächt, sondern vielmehr erhöht, seine Vorstellungen nahmen einen lebhafteren Schwung. Von Königsberg wurde im Juni der Oberst von Bülow nach Pommern gesandt, um Blücher'n, dessen Vertrauen er besaß, in den Geschäften ein Gehülfe zu sein. Im August schrieb ihm ebendaher Scharnhorst: „Ew. Excellenz Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht; Alle sagen und Alle schreiben, und ich sehe es aus Ihrem eigenen Schreiben, daß der Geist nichts gelitten. Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück." In

Stargard, wohin das Hauptquartier im Herbst vorrückte, nahm das Uebel wieder zu, und hypochondrische Leiden wirkten auf seine Einbildung, doch ohne dieselbe in dem Maße zu zerrütten, wie übertreibende Erzählung verbreitet hat. Dem alten Tollkopfe, wie er sich selbst nannte, legte man leicht als wahnvollen Schwindel aus, was die Folge vielmehr als tiefen Drang einer im Innern zur That ringenden Heldenkraft dargethan. In seinen Anwandlungen nämlich erzählte er viel und ausführlich, wie es künftig in der Welt kommen müsse, wie er selbst mit Heeresmacht den französischen Kaiser stürzen, Deutschland befreien, und den König siegreich in sein Land zurückführen werde; alles dies ohne den geringsten Zweifel, als ganz unfehlbare Dinge. „Napoleon muß herunter, sprach er, und ich werde schon helfen; eh das geschehn ist, will ich nicht sterben.“ Man lachte ihn mitunter aus, aber er blieb auf seinem Sinn, und glaubte fest an seinen hohen Beruf und dessen nahe Erfüllung.

Wirklich stand Napoleon's Macht bereits in neuen Kampfesprüfungen, durch den in Spanien entzündeten Volkskrieg und den von Oesterreich drohenden Angriff zwiefach verwickelt und getheilt. Der Augenblick schien gekommen, daß auch Preußen sich erhöbe, und im allgemeinen Aufstande das französische Joch zertrümmerte. In diesem Sinne regte sich bald von allen Seiten der glühendste Eifer; zu demselben Ziele wirkten die Betreibungen des Tugendbundes, die Anreizungen Oesterreichs; alle Hoffnungen erwachten, die Ungeduld stieg auf's höchste. Auch Blücher war ganz dieser Richtung hingegeben, und persönlich zu jedem Wagnisse bereit. Entwürfe waren ausgearbeitet zur allgemeinen Bewaffnung gegen die Franzosen, zur Wegnahme von Stettin und Küstrin, zum Einbruch in Westphalen; Offiziere betrieben geheime Werbungen für bevorstehende Kriegsereignisse; Grundsätze und Maßregeln der kräftigsten Art waren überall an die Spitze gestellt. Als im April 1809 der Major von Schill mit seinem Husarenregimente in solchem Geiste eigenmächtig aus Berlin zum Kriege gegen die Franzosen auszog, meinte Blücher anfangs, dieser Schritt, höheren Ortes gutgeheißen, werde den Aufbruch des ganzen Heeres zur Folge haben, und der Krieg gegen Napo=

leon sei die Aufgabe des Tages. Kraftvoll sprach und schrieb er in diesem Sinne, und eilte seine Truppen zum Vorrücken auf den ersten Befehl fertig zu halten. Doch seine Ungeduld hatte diesmal ihn dennoch getäuscht; der Zeitpunkt allgemeiner Erhebung war noch nicht eingetreten, die Umstände des Gelingens noch nicht reif. Die Macht Frankreichs hielt die deutschen Länder noch gezügelt, Preußen blieb durch Rußlands damalige Verbündung mit Frankreich gehemmt, Schill's Unternehmen scheiterte, der kühne Zug des Herzogs von Braunschweig endete mit Einschiffung, und Oesterreich unterlag, trotz des Sieges von Aspern. Mit Unmuth empfing Blücher den Befehl, seine angehobene Rüstung sogleich wieder einzustellen, doch gehorchte er ohne Säumniß. Er äußerte seinen Verdruß über den kläglichen und nutzlosen Ausgang des Schill'schen Unternehmens. Ihm wurde der traurige Trost, die Trümmer von Schill's bei Stralsund vernichteter Schaar rettend aufzunehmen, welches selbst die französischen Generale durch menschenfreundliche Nachsicht erleichterten. Der Frieden von Wien schloß bald jede Aussicht einer nahen Wandlung der Dinge, und die darauf geknüpfte enge Verbindung Oesterreichs mit Napoleon schien den gegenwärtigen Zustand auf weithinaus zu befestigen. Für Blücher war der Gesichtskreis ringsumher verdunkelt, doch in seinem Innern nach wie vor leuchteten hell Muth und Zuversicht. Inmitten jener unruhigen Bewegungen war ihm aus Königsberg vom 20. Mai 1809 seine Ernennung zum General der Reiterei zugefertigt worden, und somit wenigstens auf künftigen Kriegsbefehl die erhöhte Anwartschaft ertheilt. Im Herbste desselben Jahres erhielt er auch die durch den Tod des Staatsministers von Arnim erledigte Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, wodurch seine Einkünfte ansehnlich vermehrt wurden.

Zu den Unglücksfällen, von welchen Preußen getroffen war, gesellte sich ein neuer Schlag, einer der härtesten und verhängnißvollsten, und auf den die Gemüther am wenigsten vorbereitet waren. Die schöne, anmuthreiche Königin Luise, dem Königlichen Gemahl wie dem ihr leidenschaftlich ergebenen Volk ein herrliches Bild edlen Leidens und muthigen Hoffens darstellend, starb nach kurzer Krankheit den 19. Juli 1810

in der Blüthe ihrer Jahre. Der Eindruck dieser durch das ganze Land hineilenden Schreckensnachricht war furchtbar. Blücher's Gemüthsstimmung bei diesem Ereignisse zeigt sich eigenthümlich in folgendem, aus Stargard vom 22. Juli an den Rittmeister von Eisenhart geschriebenen Briefe: „Lieber Eisenhart! Ich bin wie vom Blitz getroffen. Der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel, sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben Sie mich ja, alter Freund, ich bedarf Ufmunterung und Unterhaltung. Es ist doch unmöglich, daß einen Staat so viel auf einander folgendes Unglück treffen kann, als den unsrigen. Uebrigens gebe der Himmel, daß sich alles, was Ihr letzter Brief enthält, bestätiget, in meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber, als daß ich erfahre, die Welt brenne an allen vier Enden. Immer derselbe, Blücher."

Im Frühjahr 1811 wurde Blücher's Hauptquartier von Stargard wieder nach Treptow verlegt. Die Betreibungen in Preußen gegen die Franzosen dauerten im Stillen eifrig fort, selbst wenn zum Angriffe wenig Aussicht und Drang mehr war, so ließen die Zweifel, welche mehr und mehr über Napoleon's Absichten aufstiegen, doch keine andere Wahl, als wenigstens zur Vertheidigung gerüstet zu sein. Die Stellung Frankreichs zu Rußland hatte sich inzwischen sehr verändert, sie wurde immer kriegdrohender, die beiderseitige Vorbereitung zum Kriege deutlicher. Für Preußens künftiges Geschick in dem bevorstehenden Kampf ergab sich nirgends eine Gewähr, als in der eigenen Waffenstärke. Napoleon selber trieb zu dieser Ueberzeugung, indem er durchschauen ließ, daß ihm lieber sein dürfte, Preußen feindselig zum Opfer der Umstände in Ungewißheit aufzubewahren, als dasselbe mit einer Art von Sicherstellung zum Bundesgenossen zu gewinnen. So viel nur irgend, ohne den wachsamen Feind voreilig herauszufordern, möglich war, wurde demnach in Preußen für den Krieg gerüstet. Die Anstrengungen, welche damals geschahen, in einem von dem Feinde theils besetzten, theils durchzogenen, und durch unerschwingliche Lasten gedrückten Lande, der Eifer und Muth, welcher so viele Männer aus allen Ständen zur mannigfachsten Thätigkeit beseelte, waren die Vorläufer künftiger

allgemeiner Krafterhebung, und gereichen ihren Urhebern und Leitern zum dauernden Ruhme. Die Anordnung des Heerwesens in allen seinen Theilen, die Maßregeln der Verwaltung, die Verhandlungen nach außen, die Befeuerung der Gemüther durch kühnes geistreiches Wort, alles wirkte vereint zu demselben Ziel. Jedoch die Erfüllung wurde auch diesmal noch den heißen Wünschen entrückt. Die Schanzarbeiten, welche zur Instandsetzung der den Preußen noch verbliebenen Festungen, insonderheit Kolbergs, angeordnet waren, konnten nicht in solcher Stille geschehen, daß sie den Franzosen ganz unbemerkt geblieben wären. Napoleon erließ, mit dem gebieterischen Verlangen der Einstellung aller jener Arbeiten, die heftigsten Beschwerden über die feindlichen Gesinnungen, welche in Preußen gegen ihn gehegt und geäußert würden, über die offenbaren Betreibungen, welche dort im Volke umgingen. Die Lage der Dinge gestattete im Augenblicke keinen Ausweg, als den der Nachgiebigkeit; unter solchem Anschein mußte die Kraft sich verhüllen und bewahren. Ein Bündniß Preußens mit Frankreich wurde in Paris durch den General von Krusemark unterhandelt, und kam den 24. Februar 1812 zum Abschluß. Für den Fall eines Krieges mit Rußland, versprach Preußen 20,000 Mann Hülfstruppen. Unter solchen Umständen wurde Blücher, an dessen Namen, Treiben und Reden sich die mißtrauische Eifersucht der französischen Behörden zunächst anhing, auf deren amtliche Beschwerdeführung vom Oberbefehl in Pommern abgerufen, und sollte sich wegen der ihm von jener Seite gemachten Beschuldigungen rechtfertigen. Schon früher war Scharnhorst aus aller Thätigkeit, wenigstens scheinbar, abgetreten. Gegen Ende des Januars 1812 verließ Blücher die Truppen, und begab sich nach Berlin. Hier verweilte er sechs Wochen, durch seine bloße Erscheinung den Franzosen schon ein Aergerniß, durch seine heftigen Aeußerungen auch den preußischen Staatsbehörden unbequem. Zwar die Anklagen, wie sie französischerseits, in starken Ausdrücken, doch nur ungenau und fehlgreifend, gefaßt waren, ließen sich leicht abweisen, und dies geschah durch eine bündige Vertheidigungsschrift, welche Ribbentrop für ihn aufsetzte; allein sein tägliches Benehmen, jeder Rücksicht entledigt, die ihm

sonst noch die eigne Befehlführung auferlegt hatte, war ohne Maß, und gab sich und Andern schlimme Blößen gegen den übelwollenden Feind. Da er, vom Kriege des Jahres 1806 her, noch mancherlei Forderungen an den Staat geltend machte, und Entschädigung für erlittene Verluste ansprach, so schenkte ihm der König in dieser Zeit, frühere Dienste berücksichtigend und künftiger gewärtig, das Gut Kunzendorf in Schlesien bei Neiße, zugleich aber empfing er die Mahnung, Berlin zu verlassen, und seinen Aufenthalt in Schlesien zu nehmen; ein Kabinetsschreiben des Königs eröffnete ihm die Nothwendigkeit dieser Verfügung, milderte deren Herbheit durch Bezeigung des größten Vertrauens, und verhieß ihm reichen Ersatz für das augenblickliche Zurücktreten in vielleicht naher Zukunft. Blücher, mehr unwillig als getröstet, reiste nach Kunzendorf ab, und verlebte darauf die nächste Zeit in Schweidnitz, und endlich in Breslau gezwungen unthätig; aber seine Art und Weise blieb in dem Wechsel der Verhältnisse unverändert; immer derb und tüchtig das Nächste handhabend, setzte er beharrlich Muth und Vertrauen auf die Zukunft, und während die oft geringen Unterhaltungen des Tages ihn ganz hinzunehmen schienen, hielt sein Inneres wachsam die Kraft versammelt, für welche die neue Bahn ruhmvoller Thaten sich doch endlich wieder eröffnen sollte.

Napoleon's Heerschaaren, im Frühjahr 1812 von allen Seiten heranziehend, überschwemmten Preußen, wo sie die Festungen zum Theil schon besetzt hatten, zum Theil nebst der Hauptstadt jetzt noch besetzten, und strömten dann in ununterbrochenem Durchzuge verwüstend gegen die russische Gränze hin. Eine halbe Million Krieger hatte der französische Kaiser hier gegen die Mitte des Juni zusammengebracht, und an ihrer Spitze begann er am 24. durch den Uebergang über den Niemen seinen Einbruch in das russische Reich. Mit reißendem Vordringen gewann er Wilna, Witepsk, Smolensk, anfangs ohne Widerstand der Russen, dann mit vergeblichem, bis endlich die ungeheure Schlacht von Borodino ihm den Weg nach Moskau gewaltsam öffnete, und am 14. September diese alte Hauptstadt sich dem Sieger beugte. So glänzende Erfolge, solch rasches Ereilen eines so entlegenen Ziels, über=

stiegen die kühnste Vorstellung; die Macht Napoleon's erschien unwiderstehlich, und mehr als je das Loos der Länder und Staaten seiner Willkür unterworfen. Für Preußen insbesondere schien auf weithinaus die traurigste Abhängigkeit befestigt, seine Truppen folgten, gleich denen Oesterreichs, dem französischen Heereszuge verbündet nach, und durften von dem Kampfe keine Frucht, als die des kriegerischen Ehrenruhmes hoffen. Allein die kräftige Gesinnung der Vaterlandsfreunde war durch die staunenswerthen Erfolge Napoleon's nicht zu erschüttern, je mehr er siegte, je mehr sich ihm die Welt unterwarf, desto stärker wuchs ihre Ueberzeugung, er müsse gestürzt werden. In diesem Sinne beharrte standhaft Blücher, und mit ihm tapfre Genossen, welchen der Blick auf Spanien und Portugal das ermuthigende Beispiel eines Volks und eines Feldherrn zeigte, welche der Allgewalt Trotz boten, und denen andre sich gleich fühlen konnten. Solcher muthvollen Zuversicht gaben die Ereignisse schneller, als zu ahnden war, thatsächliche Begründung. Jede Vorstellung überbietend, wie bisher seine Erfolge, entwickelten in plötzlicher Wendung sich alsbald Napoleon's Mißgeschicke. Moskau ging in Flammen auf. Die Russen stritten hartnäckig; ein furchtbarer Winter traf das französische Heer, sein Rückzug wurde zum völligen Untergang. Von den russischen Schaaren gedrängt, im Rücken, von beiden Seiten, und endlich von vorn angefallen, konnte Napoleon den 26. und 27. November an der Beresina kaum noch seine Rettung erkämpfen, und eilte dann, die jammervollen Trümmer seines Heeres verlassend, in heimlicher Flucht fast allein über Warschau nach Dresden, wo er am 14. Dezember anlangte, und von hier nach Paris, wo er am 18. eintraf. Mit wunderbaren Eindrücken hatte die Nachricht von dem Verderben der Franzosen die Länder erfüllt; in Preußen waren alle Gemüther aufgewacht, und es fehlte nicht an verwegenen Gedanken, dem französischen Kaiser die Rückkehr nach Frankrrich abzuschneiden, ihn selbst auf dem Wege aufzuheben. Napoleon's Eile überhob einer solchen gewagten Unternehmung. Inzwischen enthüllte sich das Unglück und der Verlust der Franzosen mit jedem Tage schrecklicher; von dem ungeheuren Heere standen fast nur die Hülfstruppen

Preußens und Oesterreichs unversehrt, welche abgesondert als äußerste Flügel weit hinter der Mitte zurückgeblieben waren. Der Anblick der französischen Flüchtlinge, die in geringer Zahl und im elendesten Zustande durch Preußen zogen, und die Gewißheit, daß in ganz Deutschland für den Augenblick keine französische Macht vorhanden, die den siegreichen Schaaren der Russen zu widerstehen vermöchte, ließ die Kühnsten schon nicht zweifeln, der Augenblick sei gekommen, wo es nichts bedürfe, als sich offen gegen Napoleon zu erklären, um die französische Herrschaft in Deutschland völlig zu zertrümmern. Allein die Festungen sämmtlich, welche die Franzosen an der Weichsel, Oder und Elbe besetzt hielten, ließen fast ganz Preußen wehrlos in ihre Hand gegeben, die Bande des Rheinbundes schienen das übrige Deutschland festzuhalten, und die aus Trümmern zusammengerafften letzten französischen Schaaren, die schon von der Weichsel wieder nur kämpfend wichen, halfen das Vordringen der Russen verzögern. Napoleon aber betrieb in Paris mit allem Nachdruck seiner rastlosen Thätigkeit alle Rüstungen und Anstalten, um an der Spitze eines neuerschaffenen Heeres schleunigst wieder im Felde zu erscheinen. Von ihm durfte man die riesenhafteste Anstrengung erwarten, seine und Frankreichs Hülfsmittel noch lange nicht erschöpft glauben. Unter solchen Umständen bedurfte es noch andrer Ereignisse, bevor in Preußen die Umkehr der Dinge geschehen konnte, welche Blücher's und seiner Freunde muthiger Willen voll Ungeduld beschleunigt wünschte.

Der General von Yorck, unter dem Oberbefehle des Marschalls Macdonald die preußischen Hülfstruppen bei dem französischen Heere führend, war auf dem Rückzuge aus Kurland durch die nachrückenden Russen von den Franzosen getrennt worden, und benutzte diesen Umstand zu einem Schritte, der für die weiteren Weltbegebenheiten von entscheidenden Folgen war. Er schloß mit den Russen, unter Vorbehalt der Königlichen Genehmigung, aber für den Augenblick ganz auf seine Gefahr, zu Tauroggen am 30. Dezember 1812 eine Uebereinkunft, nach welcher die preußischen Truppen am Kriege fürerst nicht weiter Theil nahmen; eine Vereinigung mit den Russen gegen die Franzosen, wozu die Gemüther längst vorbereitet, und die näheren Einverständnisse

leicht geknüpft waren, schien von selbst als zweiter Schritt aus jenem ersten sich zu folgern. Diese That, die im Großen gelungene Wiederholung dessen, was drei Jahre früher im Kleinen gescheitert war, gab das Zeichen einer großen Umwandlung der Dinge für Preußen, sie riß den ganzen Staat unwiderstehlich in ihre Richtung hinüber. Die Franzosen schrieen laut über den Verrath des Generals von York, wie einst über den des Marquez de la Romana, noch lauter aber begrüßte beide der Freudenzuruf des Vaterlandes. Napoleon hatte durch Unterdrückung solchen Haß auf sich geladen, daß die Feinde auch ihrerseits ihm keine Treu mehr schuldig glaubten, und jedes Mittel gerecht war, wenn es nur gegen ihn zum Zwecke führte. Die von dem Könige gegen York's eigenmächtiges Verfahren anfangs ausgesprochene Erklärung vermochte nicht die erwachte Feindschaft Napoleon's zu beschwichtigen; für Preußen stieg die Befürchtung zur Gewißheit, daß der französische Kaiser, sollte er noch wieder, und wäre es selbst mit Hülfe der Preußen, den Russen obsiegen, den ihm unbequemen und stets gefährlichen Staat vernichten würde. Die Fortschritte der Russen dagegen gewannen der Gesinnung und dem Muthe, welche den Schritt York's geleitet hatten, immer größeren Raum und stärkeren Bestand. Um sich der Obhut der Franzosen zu entziehen, verließ der König Berlin, und begab sich nach Breslau, seine freien Entschließungen daselbst zu fassen. Hier drängten sich die Loose der Zukunft auf den Hochpunkt entscheidender Wahl; der Staat war durch die widerstreitendsten Verhältnisse und Rücksichten in die gefahrvollste Verwickelung gerathen, ein unübersehbares Feld der Thätigkeit nach innen und nach außen sollte jetzt Ein Augenblick ausfüllen. Dem Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg bleibt das Verdienst, daß er in dieser Zeit an der Spitze der Geschäfte gestanden, und durch Klugheit, Besonnenheit, Muth und Kraft, die mannigfachsten schwersten Aufgaben mit fester Hand zur glücklichsten Lösung geleitet. Für die Kriegsanstalten waren die trefflichsten Männer in Breslau schon versammelt. Blücher harrte hier, auf jeden Ruf bereit, sich mit der ersten kriegsfertigen Schaar, die ihm vertraut würde, auf den Feind zu stürzen. Scharnhorst,

Gneisenau, Knesebeck, umgaben den König. Am 3. Februar 1813 erging ein Aufruf an die Jugend des Landes, sich zu bewaffnen und freiwillig den Reihen der Krieger anzuschließen, am 9. schon wurde die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst ausgesprochen. Mit rascher Thätigkeit, mit feurigster Anstrengung wurden die Truppen gemehrt, gerüstet, gesammelt; wie viel auch für solchen Zweck geschehen war, bei weitem das meiste blieb noch zu thun, und dies unter Noth und Hemmung aller Art. Inzwischen wurde zu Kalisch am 1. März die Verbündung Preußens mit Rußland förmlich abgeschlossen, der russische Kaiser kam den 15. nach Breslau, und als am 17. der König durch einen Aufruf an sein Volk und an sein Heer den Krieg gegen Napoleon aussprach, stand schon eine ansehnliche preußische Macht in Schlesien kampfbereit, während die Truppen unter dem General von Yorck, der nun ruhmvoll gerechtfertigt und in seiner Befehlführung bestätigt wurde, verstärkt durch andre unter dem General von Bülow in die Mark einrückten, und die Russen vorausgeeilte Schaaren an der Elbe hatten.

Der Oberbefehl über die Truppen in Schlesien, welche die preußische Hauptstärke bildeten, war jedoch nicht gleich anfangs Blücher'n zugedacht. Manche befürchteten, seine tolle Husarenart werde ihn über alle Schranken fortreißen, und im ersten Anlauf alles auf's Spiel setzen. Anderen schien sein Alter von 71 Jahren nicht mehr die Kraft und Ausdauer zu versprechen, welche jetzt mehr als je nöthig dünkten; sein barsches Wesen konnte in dem Bundesverhältnisse den eignen wie den fremden Staatsbehörden vielfaches Ungemach bereiten. Man nannte den Grafen von Tauentzien als den General, der ihm vorzuziehen sei. Blücher's Grimm entbrannte heftig. Auf einem Balle, den die Stadt Breslau dem russischen Kaiser gab, schimpfte Blücher beim Glase Punsch laut und heftig auf den Grafen von Tauentzien, auf den Fürsten von Hatzfeldt, und auf alle diejenigen, welche im entscheidenden Augenblicke wieder nur zaghaft und bedenklich wären, durch übertriebene Schilderung die Stärke des Feindes nur immer vergrößerten, die eigne herabsetzten; ihm solle man nur 30,000 Mann geben, damit wolle er Napoleon und alle

seine Franzosen aus Deutschland hinausjagen, und setze seinen Kopf daran. Sein Toben und Schelten zeigte wenigstens den Mann, der sich seiner Sache gewiß fühlte; einem Napoleon gegenüber konnte solche Zuversicht, das war nicht zu läugnen, mehr ausrichten, als die klügsten Zweifel. Scharnhorst insonderheit machte die wahren Vorzüge seines längst erprobten Feldherrn geltend, und als derselbe wirklich ernannt worden, schloß er als Generalquartiermeister sich ihm an, die einsichtsvolle Besonnenheit solchergestalt dem rauhen Heldenthum verbündend.

Blücher war nun an der Spitze der Truppen, aber neue Schwierigkeiten zeigten sich, ehe es zum Handeln kam. Scharnhorst hatte mit allen Gleichstrebenden eifrig die Ansicht verfolgt, die Verbündeten sollten mit allen verfügbaren Truppen, so viel oder wenig ihrer zur Hand waren, nur ungesäumt vordringen, die übriggebliebenen Schaaren des französischen Heeres aus dem Felde jagen, und in Deutschland so viel Boden gewinnen, um den Rheinbund zu sprengen und neue Volkskräfte zu wecken, bevor Napoleon sein neuerschaffenes Heer wieder herangeführt hätte. Blücher war in diesem Sinne schon am 16. März mit etwa 25,000 Preußen, welchen 13,000 Russen unter dem Befehl des Generals von Winzingerode vorangingen, aus Schlesien aufgebrochen, und über Neumarkt, Liegnitz und Hainau den 22. März an der sächsischen Gränze in Bunzlau eingetroffen, wo er sogleich durch kräftigen Aufruf die Einwohner von Kottbus, welche der Frieden von Tilsit an Sachsen gebracht, zur Rückkehr unter ihren alten Landesherrn, die Sachsen zur Theilnahme an dem deutschen Befreiungskriege aufforderte, den eignen Truppen aber ihren großen Beruf in diesem heiligen Kriege vorhielt, und sie zur Ordnung und Mannszucht ermahnte. Zugleich erließ er an das Heer diesen Tagesbefehl: „An die Truppen unter meinem Befehl. Preußen! Wir überschreiten die Gränze unseres Gebiets und betreten ein fremdes, nicht als Feinde, sondern als Befreier. Ausziehend zum Kampf um unsere Unabhängigkeit, wollen wir nicht ein Nachbarvolk unterdrücken, das mit uns dieselbe Sprache redet, denselben Glauben bekennt, öfters ehedem seine Truppen mit den unsrigen

siegreich fechten ließ, denselben Haß gegen fremde Unterdrückung fühlt, und das nur durch die von Frankreichs Arglist irrgeleitete Politik seines Landesherrn bis jetzt verhindert ward, die Waffen gegen die Schergen fremder Tyrannei zu kehren. Seid mild und menschlich gegen dieses Volk, und betrachtet die Sachsen als Freunde der heiligen Sache deutscher Unabhängigkeit, für welche wir die Waffen erhoben haben; betrachtet sie als künftige Bundesgenossen. Sachsens Einwohner werden dagegen auf ordnungsmäßigem Wege eure billigen Wünsche befriedigen. Ahmt das Beispiel eurer Waffengefährten im Yorck'schen Heertheile nach, die, obgleich lange auf fremdem Gebiet stehend, durch die strengste Mannszucht die Ehre des preußischen Namens bewahrt haben. Den Unwürdigen, der den Ruhm preußischer Mannszucht durch Gewaltthätigkeit entheiligt, werde ich nicht als einen der Unsrigen anerkennen, sondern durch entehrende Strafen sein Verbrechen zu ahnden wissen. Soldaten meines Heers, ihr kennt mich. Ihr wißt, daß ich väterlich für euch sorge; ihr wißt aber nicht weniger, daß ich Ausschweifungen nicht dulde, sondern solche einen unerbittlichen Richter an mir finden. Achtet auch hiernach! Bunzlau, den 23. März 1813." Am 30. März rückte Blücher in Dresden ein, wo er in der Neustadt sein Quartier nahm, und durch die Art, wie er sich dem Volke leutselig mittheilte, Zutrauen und Neigung gewann. Bürgerweiber bestürmten ihn mit der Klage, man habe ihre Männer, geringe Handwerker, die dem französischen General Reynier die Fenster eingeworfen, als dieser die Sprengung der Elbbrücke vorbereiten ließ, auf den Königstein gesetzt, und er gab sogleich Befehl zu ihrer Freilassung, welche die sächsische Behörde nicht zu versagen wagte. Auch die Preßfreiheit, deren Herstellung er den Sachsen in seinem Aufrufe verkündigt, ließ er für die deutsche Sache durch besondre Befehle sogleich in Gebrauch setzen. Die unerläßlichen Leistungen, welche für die Bedürfnisse der Truppen gefordert wurden, schienen aber der Immediat-Kommission, welche als oberste sächsische Staatsbehörde in Dresden bestand, alsbald viel zu hoch, und diese erhob dawider entschiedenen Widerspruch, in einer Weise, welche Blücher durch folgendes Schreiben strafend rügte. „Die Bedürfnisse

meines Heeres, schrieb er, machen es mir zur Pflicht, von den Ländern derjenigen Fürsten, die nicht mit uns verbündet sind, und wohin der Lauf des Krieges uns führt, zu verlangen, daß diesen Bedürfnissen abgeholfen werde. Meine an Sachsen gemachten Forderungen sind weit unter dem, was wir unsern preußischen Mitbürgern aufbürden müssen, und was diese, um ihrer zu erringenden Unabhängigkeit willen, ungeachtet sieben leidenvoller Jahre, gern und willig tragen. Auch ist von mir nirgends gesagt, daß diese Bedürfnisse unentgeltlich uns geliefert werden sollen, und hegen wir die zuversichtliche Hoffnung, daß ein baldigst abzuschließendes Bündniß zwischen den beiden Nachbarstaaten die Bestimmung enthalten wird, auf welche Weise die uns gelieferten Heerbedürfnisse vergütigt werden sollen. Was indessen an den von mir geforderten Gegenständen im Augenblick noch entbehrt werden kann, will ich, bis zur Entscheidung des Königs, meines Herrn, auf Ihr Verlangen, gern anstehn lassen, aber von dem, was sogleich nöthig ist, etwas zu erlassen, würde gegen diejenigen heiligen Pflichten streiten, die ich der Erhaltung meines, aus Truppen der beiden hohen Verbündeten zusammengesetzten Heeres schuldig bin. Uebrigens bemerke ich noch, daß der ungeziemende Ton, der in Ihrer gestrigen Vorstellung an mich herrscht, einen Andern, der es mit unsern deutschen Mitbürgern weniger redlich meinte, wohl hätte erbittern können, daß ich jedoch dessenungeachtet mich bestreben werde, die Drangsale des Kriegs dem Lande so viel möglich zu erleichtern, und nicht den Geist der Erbitterung, den die Immediat-Kommission in ihre Verhandlungen mit mir zu legen angefangen hat, bei meinen Behörden zu gestatten. Neustadt Dresden, am 31. März 1813." Dieses Schreiben ließ Blücher am folgenden Tage in das Wochenblatt von Dresden einrücken, damit Sachsen und Preußen daraus seine Meinung kennen lernten, und da die sächsische Oberbehörde gegen den Abdruck, der ihr große Beschämung zuziehen mußte, eifrige Vorstellungen machte, und denselben auf alle Weise zu hintertreiben suchte, so wurde preußische Wache in die Druckerei gesandt, um daselbst die Einrückung

des Schreibens und die Ausgabe der Blätter gehörig zu beaufsichtigen.

Doch schon am 2. April brach Blücher von Dresden wieder auf, und rückte über Freiberg, Chemnitz und Penig nach Altenburg vor, wo er am 14. April eintraf. Schon auf diesem Marsche war er durch Rücksichten, die nicht die seinigen waren, um mehrere Tage verzögert worden. Ungeduldig sandte er wenigstens einzelne Schaaren der Reiterei, woran die Verbündeten dem Feinde so weit überlegen waren, schneller voraus; der Major von Hellwig überfiel am 13. April in Langensalza eine baierische Schaar unter dem General Grafen von Rechberg, und nahm ihr Gefangene und Kanonen; der Major von Blücher ließ seine schlesischen Husaren sogar bis Gotha und Eisenach streifen, wo am 15. das Bataillon der vereinigten Herzoglich sächsischen Truppen die Waffen streckte. Diese Truppen, als sie kriegsgefangen in Altenburg eintrafen, redete Blücher in seiner so starken als herzlichen Sprache an, und grüßte sie als Waffenbrüder, denn er zweifelte nicht, sie würden sogleich für die deutsche Sache mitfechten. Wirklich trat das ganze Bataillon, Offiziere und Gemeine, zu den Preußen über. Nach so guten Anzeichen wurde der Trieb zum Vordringen nur immer lebhafter, die größten Erfolge lagen gesichert vor Augen. Allein inmitten dieser günstigen Aussichten wurde Blücher durch höhere Befehle in Altenburg unbeweglich festgehalten. Der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff war der Meinung, die Hauptstärke des russischen Heeres dürfe nicht weiter vorrücken, bevor nicht die Ersatztruppen, die aus weiter Ferne heranzogen, angelangt wären. Die großen Verluste welche die Russen in dem angestrengten Winterfeldzuge gemacht, die Zurücklassungen, zu denen die Einschließung von neun Festungen nöthigte, deren Zahl beim Vorrücken sich um vier vermehrte, die Unentschiedenheit der Sachsen, welche, ungewiß ob Freund oder Feind, in Torgau standen, dann die Macht des Vicekönigs von Italien, der bei Magdeburg wieder 40,000 Mann hatte, und endlich der Heranzug Napoleon's selber an der Spitze eines neuen Heeres, machten es bedenklich, die russischen Streitkräfte zu sehr in's Weite zu wagen. Doch der russische

Kaiser theilte diese Meinung nicht, er trat der Ansicht Scharnhorst's bei, dessen Beharrlichkeit endlich siegte, doch für den eigentlichen Zweck schon zu spät, denn nachdem Kutusoff in Bunzlau erkrankt zurückgeblieben, wo er nachher am 28. April starb, rückte zwar die russische Macht von allen Seiten über die Elbe vor, der General Graf von Wittgenstein, dem die Preußen unter York und Bülow folgten, aus der Mark, der General Graf von Miloradowitsch von der Lausitz her, allein auch Napoleon hatte inzwischen Zeit gehabt, mit seiner ganzen Heeresmacht heranzuziehen, sich mit dem Vicekönig von Italien zu vereinigen, und schon auf dem rechten Ufer der Saale gegen die Elbe hin den Kampf zu suchen, der ihm jenseits des Thüringer Waldes hätte begegnen sollen.

Vierzehn Tage, vom 14. bis zum 28. April, mußte Blücher's Hauptquartier unverrückt in Altenburg weilen. Diese unthätige Hinzögerung war höchst peinlich. Blücher benutzte sie wenigstens, um seine Truppen in guten Stand zu setzen, ihre Ordnung und Zucht zu fördern. Am 24. April erließ er folgenden Heerbefehl: „Soldaten! Euer Betragen hat sich nicht verändert, seitdem wir den Boden vaterländischer Provinzen verlassen, und den des sächsischen Gebiets betreten haben. Ihr habt keinen Unterschied gemacht zwischen diesem und jenem Lande, und in dem einen wie in dem andern euch gleich verpflichtet gehalten zur guten Führung und Mannszucht. Ich danke euch. Ein solches Betragen bezeichnet den wahren Krieger, und geziemt uns, die wir für die edelsten menschlichen Güter, für Vaterland und Freiheit kämpfen. Suchet ferner, durch Mäßigung in euren Forderungen, durch eine schonende und milde Behandlung, die Bewohner deutscher Länder davon zu überzeugen, daß wir als ihre deutschen Brüder, als ihre Befreier und nicht als ihre Unterdrücker, zu ihnen gekommen sind. Fahret fort, in diesem vortrefflichen Geiste zu handeln, und ihr werdet überall, wohin das Schicksal des Krieges uns führt, mit offenen Armen aufgenommen werden, nachdem der Ruf eurer musterhaften Führung vorausgegangen ist.“ Erst das Anrücken des Feindes konnte den Bann der Unthätigkeit lösen, in welchem Blücher mit seinen Truppen gehalten war. Der französische

Kaiser, schon am 25. April in Erfurt angekommen, wo er seinen zusammengebrachten Schaaren die Richtungen zum Vorrücken ausgetheilt, setzte am 28. alles in Bewegung, um nach Sachsen einzudringen, und nachdem er am 29. bei Naumburg über die Saale gesetzt, sich mit dem Vicekönig von Italien, der von der unteren Saale heraufziehend bei Merseburg gleichfalls über diesen Fluß gegangen, vereinigt, und die Vortruppen der Verbündeten auf beiden Punkten zurückgedrängt, rückte am 30. die ganze französische Macht gegen Leipzig vor. Auch die Verbündeten brachen nun von allen Seiten nach dieser Richtung auf, entschlossen dem Feind eine Schlacht zu liefern. Blücher rückte nordwärts gegen Borna, um den Russen, die von der Elbe heranzogen, die Hand zu bieten. Er trat beim Zusammentreffen seines Heertheiles mit dem des Generals Grafen von Wittgenstein diesem den Oberbefehl willig ab, überzeugt, daß vielfache Gründe diese Verläugnung für den Augenblick geboten. Wittgenstein sandte am 1. Mai den General von Winzingerode gegen Lützen vor, wo derselbe auf der Höhe bei Poserna mit den Vortruppen des Marschalls Ney in's Gefecht kam, und unter starkem Widerstande langsam wich. Durch eine Kanonenkugel wurde hiebei der Marschall Bessieres getödtet, dessen Verlust auf Seiten der Franzosen sehr ernsten Eindruck machte. Napoleon aber setzte seinen Zug mit allen Truppen von Weißenfels gegen Leipzig fort, wo er die Hauptstärke der Verbündeten glaubte, während diese, die Elster überschreitend, in der Nacht auf den 3. Mai zwischen Pegau und Zwenkau in der rechten Flanke seines Zuges sich zum Angriff entfaltete. Der General von Kleist behielt mit 5000 Preußen rechts Leipzig besetzt, der General Graf Miloradowitsch wurde mit 12,000 Russen links gegen Zeitz entsendet, wo jedoch kein Feind sich blicken ließ. Den trefflichen Entwurf zur Schlacht hatte Scharnhorst angegeben, die Ausführung aber entsprach der Anlage nicht, weil die russischen Anordnungen von den preußischen mehr und mehr abwichen, und ohne gehörige Kunde vom Feinde und fast ohne Beachtung der Gegend bloß einer ungefähren Vorstellung folgten, welche sich auf die vorjährigen glücklichen Gefechte

Wittgenstein's an der Düna blindlings stützen wollte. Der Angriff gegen Lützen sollte am 2. Mai mit Tagesanbruch erfolgen, aber erst Mittags um 11 Uhr stand das verbündete Heer zwischen Werben und Domsen in Schlachtordnung, und als unvermuthet der Feind in dem vorliegenden Dorfe Groß-Görschen entdeckt wurde, rückten die Preußen aus dem Vordertreffen gegen dasselbe an. Das Dorf wurde genommen, aber hinter demselben auf den Höhen von Kaya zeigte sich der Feind, Truppen von Ney's Heertheil, in Stärke, und ein heftiges Geschützfeuer begann von beiden Seiten. Auch die Dörfer Rahna und Klein-Görschen wurden von preußischem und russischem Fußvolke genommen, und in wiederholtem Angriff selbst Kaya dem Feind entrissen, während Geschütz und Reiterei das feindliche Fußvolk niederwarfen, und ihm Kanonen und Gefangene nahmen. Aber kaum hatte Napoleon, schon in der Nähe von Leipzig, den Kanonendonner zu seiner Rechten vernommen, als er seines bisherigen Irrthums innewerdend nach dieser Gegend eilte, und allen Truppen befehlen ließ, von jedem Punkte, wo gerade der Befehl sie träfe, sogleich querfeldein schleunigst dieselbe Richtung zu nehmen. Er selbst und Ney waren schon auf dem Kampfplatze angelangt, wo der Heertheil des letzteren im Gefecht stand, und rasch wurden diesem die gehäuft anrückenden Truppen zugewendet. Auf den linken Flügel der Verbündeten über Starsiedel drang der sechste französische Heertheil unter dem Marschall Marmont an, noch weiter hinaus bei Kölzen der vierte Heertheil unter dem General Bertrand, gegen den rechten Flügel sollte der Vicekönig Eugen mit dem elften Heertheil unter dem Marschall Macdonald hervorbrechen, alle übrigen Truppen waren auf die Mitte gerichtet. Ihnen that bei Kölzen Winzingerode mit der russischen und Prinz Wilhelm von Preußen mit der preußischen Reiterei bei Starsiedel glücklich Einhalt; bei Eisdorf begegnen ihnen russische und preußische Truppen, doch nicht in genugsamer Stärke. Napoleon indeß läßt Kaya wieder erstürmen, und ein mörderischer Kampf entsteht um die Dörfer, deren Besitz mehrmals wechselt, die Blüthe der jungen Leute von Frankreich und Preußen findet hier den Tod, zugleich die versuch-

testen Generale, die besonders auf französischer Seite ihren ungeprüften Neulingen das Beispiel der Todesverachtung schuldig sind. Allein auch Blücher ruft neue Truppen zum Gefecht, die preußischen Schaaren York's und die russischen des Generals von Berg rücken aus dem Hintertreffen vor, und Blücher selbst führt sie zum Sturm gegen Kaya; er wird verwundet, an seiner Seite fallen, tödtlich getroffen, der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, und schwerverwundet, Scharnhorst, aber Kaya ist genommen, die Franzosen weichen, ganze Bataillone reißen aus. Doch Napoleon wirft sich ihnen entgegen, bringt sie wieder zum Stehen, und während seine Verstärkungen unter dem Vicekönig Eugen auf dem linken Flügel immer mächtiger eintreffen, und den rechten der Verbündeten bei Eisdorf heftig angreifen, ordnet er 16 Bataillons der jungen Garde unter dem Marschall Mortier gegen Kaya, heißt 60 Stücke Geschütz unter dem Kartätschenfeuer der Verbündeten auffahren, ihre verheerende Wirkung in die Mitte der Preußen und Russen einschmettern, und die brennenden Dorfstätten sind wieder in seiner Gewalt. Nur Groß-Görschen, den Hauptpunkt des Schlachtfeldes, vermag er den Verbündeten, deren Rückhalt, die russischen Garden, schon zur Unterstützung in die Schlachtordnung einrückt, nicht zu entreißen. Und so standen beide Heere in beiderseitigem, doch unentscheidenden Vortheil, als die einbrechende Dunkelheit der Schlacht ein Ende machte. Sie hätte glänzend gewonnen sein müssen für die Verbündeten, wenn diese gleich anfangs kraftvoll vorgedrungen wären. Allein zu geschweigen, daß der Angriff um 6 Stunden verspätet, und ein Theil der Truppen unnütz nach Zeitz entsendet war, hatten auch beim ersten Beginn des Gefechts alle übrigen gleich Halt gemacht, und immer nur einzelne Abtheilungen nach einander den Kampf aufgenommen, während die anderen ihre Reihe abwarteten, und die zahlreiche Reiterei dem feindlichen Geschütz ausgesetzt, aber sonst kaum gebraucht wurde. Scharnhorst sah die günstigste Gelegenheit und die trefflichsten Mittel vergebens dargeboten, und die nicht gewonnene Schlacht durch die Folgen zu einer verlorenen werden. Blücher aber, der seine Wunde eiligst hatte verbinden lassen, und vom Schlacht-

felde keinen Augenblick gewichen war, heftig verdrossen, daß die Ueberlegenheit der herrlichsten Reiterei hier nutzlos geblieben, nahm den Anlaß wahr, daß in der Dunkelheit ein französischer Reitertrupp auf ein preußisches Husarenregiment eingeritten, setzte sich an die Spitze der nächsten preußischen Reiterei, welche unter dem Obersten von Dolffs 9 Schwadronen stark ungesäumt auf die feindlichen Lagerreihen losstürmte, und in der ersten Verwirrung hier ganze Schaaren zur Flucht wandte; allein bald hemmte ein Graben die preußischen Reiter, geordnetes Fußvolk hinter demselben empfing sie mit Gewehrfeuer, das Geschütz fing an gegen sie zu spielen, und mit bedeutendem Verluste führte Blücher sie von dem gescheiterten Versuche zurück.

Die Verbündeten lagerten die Nacht auf dem Schlachtfelde, von welchem die Franzosen sich der Sicherheit wegen zurückgezogen hatten. Beide Theile schrieben sich den Gewinn der Schlacht zu, welche die Franzosen von Lützen, die Verbündeten von Groß-Görschen benannten. Die Verbündeten, gegen 80,000 Mann stark, meist alte versuchte Krieger, und darunter die trefflichste Reiterei, hatten 10,000 Todte und Verwundete, worunter 8000 Preußen, aber nur wenige Schwerverwundete als Gefangene, und nur 2 Stücke unbrauchbar gewordenes Geschütz verloren. Die Franzosen, über 120,000 Mann, größtentheils Neulinge und fast nur Fußvolk, von denen aber, wie auch von den Verbündeten, ein großer Theil noch nicht zum Gefecht gekommen war, hatten an Todten und Verwundeten nicht viel weniger, dagegen aber noch 800 Gefangene und 6 Kanonen eingebüßt. Ungeachtet auf Seiten der Verbündeten im Kampfe selbst so bedeutender Vortheil war, so mußte doch am folgenden Tage der Anschein des Sieges, den sie verkündigten, durch die Nothwendigkeit des Rückzuges, zu welchem sie veranlaßt waren, fast verlöscht werden. Der General von Kleist meldete nämlich, daß er, von dem General Lauriston mit starker Macht angegriffen, Leipzig verlassen, und, dem Befehl gemäß, sich nach Wurzen zurückgezogen habe; andererseits hatte das russische Geschütz, so wurde ausgesagt, für den folgenden Tag keinen Schießbedarf mehr. Wittgenstein befahl daher den Rückzug

gegen die Elbe hin. Unwillig folgte Blücher einer Bewegung, deren Gründe seinem vorwärtsstrebenden Sinne kaum einleuchteten. Am 3. Mai zog er mit den Preußen bei Droschwitz über die Elster und nur bis Borna zurück, die Russen bis Frohburg; der Feind wagte sich nicht heran, die Tapferkeit der Verbündeten hatte ihm Scheu eingeflößt, und sein Mangel an Reiterei setzte ihn außer Stand, heftig nachzudringen. In fester Ordnung, ohne Einbuße und Zurücklassung, gleich Truppen, die im Bewußtsein des eben Geleisteten sich dem Feinde gewachsen fühlen, setzten jene in den folgenden Tagen langsam und gemessen ihren Rückzug fort, die Preußen nördlich über Kolditz hinter die Mulde, dann über Döbeln am 6. Mai nach Meißen, die Russen südlich über Rochlitz, Waldheim, Nossen und Wilsdruf nach Dresden; überall, wo sich der Feind zeigte, bot ihm die Nachhut, besonders die Russen unter Miloradowitsch, trotzig die Stirn, und that jedesmal seinem Andrange nachdrücklich Einhalt. Auf diese Weise erhielt das gesammte Gepäck und anderes zahlreiche Fuhrwerk, welches dem Heere allzudicht gefolgt war, völlig Zeit, ungeachtet anfänglicher Verwirrung glücklich über die Elbe zu gelangen. Blücher's und seiner Preußen heldenmüthige Auszeichnung während der Schlacht hatte die nachdenkliche Bewunderung des Feindes erregt, der ernstlich empfand, welch neuer furchtbarer Gegner ihm geboten war; aber auch von anderer Seite fehlte die Anerkennung nicht. Der Kaiser von Rußland, der mit dem Könige von Preußen persönlich der Schlacht beigewohnt, sandte von Dresden unter dem 5. Mai an Blücher den Sankt-Georgenorden zweiter Klasse, mit einem huldvollen Schreiben, worin es hieß: „Die Tapferkeit, welche Sie in der Schlacht am 2. Mai bewiesen haben, die von Ihnen an diesem schönen Tage geleisteten ausgezeichneten Dienste, Ihre Hingebung, Ihr Eifer, und die glänzende Art, sich jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre Beharrlichkeit, das Feld der Ehre, obgleich verwundet, nicht zu verlassen, mit Einem Wort, Ihr ganzes Benehmen während der Schlacht hat mich mit Bewunderung und Dankbarkeit durchdrungen.“ Am folgenden Tage erließ der Kaiser an ihn

abermals ein schmeichelhaftes Schreiben, worin er ihn aufforderte, die Generale und Offiziere zu benennen, die sich besonderer Auszeichnung würdig gemacht, und ihm dabei für die Unteroffiziere und Gemeine, die sich hervorgethan, sogleich 300 Georgenkreuze fünfter Klasse zur Vertheilung übersandte.

Der Rückzug fand an der Elbe noch keinen Stillstand; die Vertheidigung dieses Stromes, an welchem der Feind weiter abwärts schon im Besitze wichtiger Uebergänge war, wurde aufgegeben, und nachdem endlich am 8. Mai der Feind in Dresden eingerückt, daselbst nach einigem Widerstande am 10. auch die Neustadt besetzt, und somit das rechte Elbufer völlig gewonnen hatte, nahm das gesammte Heer der Verbündeten seine Richtung nach der Lausitz, um sich in einem festen Lager bei Bautzen aufzustellen. Hiebei war die zwiefache Absicht, den heranziehenden Verstärkungen aus Schlesien und Polen sich möglichst anzunähern, und doch die Gränze von Böhmen nicht zu verlassen, da die politischen Verhältnisse den nahen Beitritt Oesterreichs zu dem Bunde Rußlands und Preußens baldigst hoffen ließen. Wie bei Lützen ein schickliches Schlachtfeld zum Angriff, so wurde bei Bautzen das vortheilhafteste zur Vertheidigung ausersehen, ohne daß der Feind diese Wahl hindern konnte. Am 12. Mai ging die Hauptstärke der Franzosen bei Dresden über die Elbe, und am nämlichen Tage zog das verbündete Heer bei Bautzen in das wohlgewählte Lager, gegen Bischofswerda und Kloster-Marienstern eine starke Nachhut zurücklassend. Am 16. hatten alle französischen Truppen an verschiedenen Punkten über die Elbe gesetzt, und befanden sich auf allen Straßen im Anzuge gegen die Spree und Oder; am 18. brach Napoleon selbst von Dresden auf, und eilte an die Spitze seiner Truppen, welche er, nachdem die Zusammenziehung der Verbündeten bei Bautzen ihm unzweifelhaft geworden, nun gleichfalls aus allen Richtungen gegen diesen Ort zusammenrief. Die Verbündeten, durch den Heranzug des Generals von Kleist, der über Großenhain und Kamenz von der Elbe eintraf, und einiger preußischen Verstärkung aus Schlesien, dann durch die am 16. und 17. erfolgte Ankunft der russischen Truppen-

schaar unter dem General Barclay-de-Tolly wieder auf mehr als 90,000 Mann gebracht, standen schlagfertig in drei Treffen. Des ersten Treffens linker Flügel, unter Miloradowitsch, lehnte sich im hohen Gebirge bis zur böhmischen Gränze sicher an, die Stadt Bautzen, deren Mauern von Fußvolk und Geschütz vertheidigt wurden, bildete die Mitte, der rechte Flügel unter Kleist erstreckte sich längs der Anhöhen der Spree, deren Lauf die ganze Linie deckte. Rechts rückwärts, auf den Höhen zwischen Kreckwitz und Plieskowitz, stand die Hauptstärke der Preußen unter Blücher, dann, um die rechte Flanke und den Uebergang über die Spree völlig zu sichern, unter Barclay-de-Tolly ein äußerster rechter Flügel von den Teichen bei Plieskowitz bis zum Windmühlenberge von Gleina. Das zweite Treffen bildete links zwischen Klein-Zenkwitz und Baschütz eine russische Truppenschaar unter dem General Fürsten Gortschakoff und rechts von Baschütz gegen Litten der preußische Heertheil von York. Die russischen Garden standen als drittes Treffen und Rückhalt vorwärts von Würschen bei Klein-Purschwitz. Die meisten der Dörfer innerhalb dieses Bereichs waren verschanzt, die Höhen mit Geschütz trefflich besetzt. Diese Stellung wagte Napoleon mit seiner anfangs noch getheilten Macht nicht anzugreifen, auch ihm waren zwar Verstärkungen, insonderheit nun auch Reiterei zugekommen, allein in der Meinung, daß die Verbündeten sich theilen würden, hatte er früher gegen 80,000 Mann unter dem Marschall Ney in der Richtung nach Berlin vorrücken lassen, diese aber eiligst wieder zurückgerufen, um auf den rechten Flügel der Verbündeten einzudringen. Sein Glück wollte, daß dieser Marschall, aus eigner Erwägung der Umstände schon ohne Befehl seine anfängliche Richtung verlassen hatte, und bereits gegen Bautzen im Anzuge war. Dennoch blieb Napoleon zwei ganze Tage, am 18. und 19. Mai, dem Angriffe der Verbündeten mit fast nur der Hälfte seines Heeres bloßgestellt; sie hätten mit gesammter Macht über die Spree gehen, und ihn bis in die Engwege von Bischofswerda zurückdrängen, und darauf auch gegen Ney in ganzer Stärke sich wenden gekonnt. Dies aber blieb versäumt. Statt dessen wurde die halbe Maßregel

ergriffen, daß, nachdem durch Blücher's wohlgeleitete Streifschaaren die Annäherung des Feindes von Hoyerswerda her mit Sicherheit erkundet war, Barclay-de-Tolly und York mit etwa 20,000 Mann am 18. Mai ihm dahin entgegenzogen, die am 19. bei Königswartha und Weißig den Vortrab des Feindes anfielen, ihm 10 Kanonen und 1000 Gefangene nahmen, aber vor der nachrückenden Hauptmacht sogleich wieder, und nicht ohne Verlust, über die Spree gegen Bautzen zurückweichen mußten. Nachdem Napoleon die Gewißheit erlangt, daß Ney zur rechten Zeit eintreffen, und an der Schlacht Theil nehmen werde, ordnete er alles zum Angriff, welchem die Verbündeten, nach dem Urtheil der Kriegskundigen, jetzt durch einen Rückzug hinter die Neiße hätten ausweichen sollen, da ihre rechte Flanke durch Ney's Anrücken durchaus gefährdet war. Allein die Schlacht wurde angenommen, die gute Stellung wollte man ehrenhalber vertheidigen, die tapfersten Truppen ungestritten nicht weiter zurückgehen lassen. Schon am 18. hatte Wittgenstein seine Verfügungen für den Fall eines Angriffs ausführlich ertheilt, und den Generalen, die unter ihm befehligten, ihre Obliegenheiten angewiesen. Blücher bezeigte sich unzufrieden, daß darin von Abwehr des Feindes, nicht vom Selbstangreifen und Vordringen die Rede war; doch freute er sich des Kampfes, und hatte sich auf denselben durch scharfe Beschauung des verwickelten Geländes besonders vorbereitet.

Mittags am 20. Mai drangen die Franzosen mit vier Heertheilen gegen die Spree vor, und überschritten dieselbe unter heftigem Gefecht an mehreren Punkten. Die Marschälle Oudinot und Macdonald warfen sich auf den linken Flügel der Verbündeten, der Marschall Marmont griff mit Heftigkeit den General von Kleist an, der mit 5000 Mann die Höhen von Burk vertheidigte, und der General Bertrand rückte gegen Blücher's Stellung vor. Bautzen war bereits genommen, und Kleist gefährdet, in der Seite angegriffen zu werden, während er der Uebermacht, die vornher auf ihn eindrang, mit aller Tapferkeit kaum noch widerstand; er sandte zu Blücher um Hülfe, und dieser unterstützte ihn mit 3000 Mann Fußvolk, während er zugleich Geschütz und Fußvolk gegen

den General Bertrand entsandte, und denselben in den Engweg von Nieder-Gurkau zurückwarf. Fünf Stunden dauerte der Kampf, und nur Schritt vor Schritt gewann der Feind Boden. Endlich mußte Kleist dennoch die Höhen, die er hartnäckig vertheidigt, aufgeben, und zog sich langsam zurück, indem er die französische Reiterei, die eifriger nachdringen wollte, mit der seinigen schnell aus dem Felde schreckte. Als es dunkel geworden, waren die Stellungen des Vordertreffens sämmtlich dem Feind überlassen, nur Blücher allein hielt sich trotzig in der seinigen, auf den Höhen von Kreckwitz, wie er von Anfang sie innegehabt. Jedoch war seine Stellung, wie die des ganzen verbündeten Heeres überhaupt, für das Verhältniß der Truppenzahl viel zu sehr ausgedehnt, und ihm war nicht möglich, mit 18,000 Mann, soviel ungefähr unter seinem Befehle standen, den Raum von mehr als einer halben Meile gehörig zu besetzen. Während der Nacht wurden die Truppen von Kleist und York links rückwärts von Blücher zu dem bei Litten zahlreich aufgepflanzten Geschütz in die Mittestellung näher hineingezogen. Folgenden Tags am 21. Mai mit erster Frühe begann die Schlacht auf's neue. Auf dem linken Flügel der Verbündeten rangen die russischen Generale Milo-radowitsch und der Prinz Eugen von Würtemberg hartnäckig mit dem Marschall Oudinot; das Gefecht blieb eine Zeitlang im Schwanken, endlich neigte sich der Vortheil sogar auf die Seite der Verbündeten; doch nicht auf diesem, sondern auf ihrem rechten Flügel sollte der Tag seine Entscheidung finden. Die Angriffe von Bautzen her gegen die Mitte und von Nieder-Gurkau gegen die rechte Flanke der Hauptstellung wurden kräftig zurückgewiesen. Allein plötzlich erscholl Kanonendonner vom äußersten rechten Flügel. Die Vorhut des Generals Barclay-de-Tolly wurde heftig angegriffen, bei Klix und dann bei Gottamende zurückgedrängt, und endlich Barclay selbst aus seiner Stellung auf dem Windmühlenberge zum Rückzuge nach Baruth gezwungen. Der General Lauriston führte diesen Angriff, ihm folgte der Marschall Ney, und diesem der General Reynier, mit der ganzen Macht von 70,000 Mann, die von Hoyerswerda her endlich anlangen, und den entscheidenden Augenblick mitbringen. Ungestüm

wirft sich Ney auf das Dorf Preititz, durch welches Blücher im eintretenden Falle seinen Rückzug nehmen sollte. Er mußte daher die Höhen von Kreckwitz sogleich verlassen, oder Preititz wiedernehmen, und augenblicklich wählt er das letztere. Er sendet mit allem Fußvolke, das er entbehren kann, den General von Röder an der Spitze der preußischen Garden dorthin, sie sollen das Dorf wiedererobern, dann aber den Russen unter Barclay die weitere Vertheidigung überlassen, und schleunigst auf die Höhen zurückkehren; zugleich eilt aus der Mitte her der General von Kleist mit seiner Schaar herbei, und in vereinter Anstrengung ist um 1 Uhr Nachmittags Preititz wieder in den Händen der Verbündeten. Doch dieser glänzende Vortheil wird bald wieder vereitelt. Napoleon sendet alles zum Angriff aus; aus Nieder-Gurkau dringt geradezu gegen Blücher's Stellung mächtiges Geschütz, bald auch Fußvolk in gedrängter Schaar hervor, bei Basankwitz eröffnet sich eine Batterie in seine linke Seite, zwischen Malschwitz und Preititz feuert bald noch zahlreicheres Geschütz in seine rechte, die Dörfer Plieskowitz und Doberschütz werden genommen, schon reicht sein Fußvolk nicht mehr hin, dem Feinde nach so vielen Richtungen die Stirn zu bieten. Mit Kraft schmettern 24 russische Zwölfpfünder rechts und links Verderben in den Feind, aber ihr Schießbedarf ist bald erschöpft. Endlich, da von Bautzen her neuerdings 16 Bataillons anrücken, der Marschall Ney mit heftigem Andrange Preititz abermals nimmt, und Lauriston's Heertheil von Baruth her dem rechten Flügel der Verbündeten völlige Umgehung droht, sieht Blücher sich genöthigt, die Höhen von Kreckwitz, die er so lange vertheidigt, dem Feinde zu überlassen. Er verfügt den Rückzug mit muthiger Entschlossenheit, und vollbringt ihn ohne Verlust in ruhigster Fassung; da Preititz in Feindeshand ist, so zieht er durch Groß-Purschwitz. York wurde beauftragt ihn zu unterstützen, rückte heran, und eroberte das Dorf Kreckwitz wieder, wo er ein Bataillon Würtemberger gefangen machte; allein die Höhen hatte der Feind bereits mit Geschütz bepflanzt, und zu ihrer Wiedereinnahme hätte der Kern des Fußvolks geopfert werden müssen. Die Verbündeten beschlossen demnach, die

Schlacht jetzt, es war Nachmittags um 3 Uhr, abzubrechen, und durch geordneten Rückzug weiterem Verluste vorzubeugen. Blücher gab seine Befehle, und in geschlossener Ordnung zogen die Truppen vom Schlachtfelde ab. Ein Bataillon von York mußte das Dorf Litten bis auf's äußerste behaupten, vier andere Bataillons wurden bei Preititz dem Feind entgegen geworfen, und so der Zug fest und trotzig über Groß-Purschwitz und Würschen auf der Straße nach Weißenberg fortgeführt; York und Kleist hatten sich angeschlossen. Barclay folgte von Baruth über Gröditz in derselben Richtung. Miloradowitsch und Gortschakoff verließen das Gebirge, und zogen über Hochkirch, — den Ort schon ehemaliger Kriegsereignisse, — nach Löbau. Die geordnete, kampfbereite Nachhut der Preußen unter Kleist, der Russen unter Barclay, erhielt den Feind in Scheu, der nur bis Würschen und Hochkirch nachdrang, dann aber es aufgab, diesen unbesiegten Truppen an dem Tage noch einen Vortheil abzuringen. Hinter Weißenberg lagerten die Preußen, bei Löbau die Russen; der weitere Rückzug wurde nach Schlesien angeordnet.

Diese zweitägige Schlacht, in welcher 90,000 Russen und Preußen gegen 140,000 Franzosen gestanden, und beide Theile nahe an 30,000 Todte und Verwundete verloren hatten, war für Napoleon ein theurer Gewinn. Den Vortheil der Stellung auf Seiten der Verbündeten hatte er mit Aufopferung der Truppen überwinden müssen, die schonungslos dem Kartätschenhagel Preis gegeben worden, sein Verlust war bei weitem der größere, — über 18,000 französische Verwundete kamen in Dresden an, — und der Gewinn des Schlachtfeldes, ohne Gefangene und ohne ein Stück erobertes Geschütz, nur 5 unbrauchbar gewordene Kanonen waren ihm überlassen worden, dünkte ein schlechter Ertrag für solch blutiges Tagewerk. Seine Truppen und selbst seine besten Generale waren betroffen durch den hartnäckigen Widerstand, den die Verbündeten zeigten, und durch die ganze Weise der Kriegführung, welche sich in diesem Feldzuge darthat. Sein Mißvergnügen warf sich auf seine Feldherren, denen er Schuld gab, sie führten die Sachen lässig, sie versäumten

gewonnene Vortheile zu benutzen; er selbst begab sich an die Spitze des Vortrabs, um die Verfolgung nachdrücklicher und ergiebiger zu machen. Am 22. Mai, dem Tage nach der Schlacht, leitete Napoleon selbst die Angriffe gegen die Nachhut der Verbündeten auf den Höhen von Weißenberg, Rothkretschmar und Reichenbach; allein sie wich nur Schritt vor Schritt, von Stellung zu Stellung, erst nach Entwickelung regelmäßigen Angriffs, dann langsam und geschlossen, ohne Verlust. Eine Kanonenkugel tödtete den französischen General Bruyeres, später eine andere nicht weit von Napoleon den General Kirgener und darauf den Großmarschall Duroc. Blücher zog über Ebersbach und Ludwigsdorf, wo er über die Neiße ging, unangefochten nach Hennersdorf; Barclay bis hinter Görlitz. So ging der Rückzug, unter lebhaften, stets hartnäckig bestandenen Gefechten, in guter Ordnung fort. Am 24. Mai wurde der Queiß und darauf der Bober überschritten, und nunmehr in Schlesien, gemäß den Landsturmverfügungen, durch Verlassung der Dörfer, Wegschaffung der Lebensmittel, Entfernung der Ortsbehörden, und sonstige Maßregeln, dem Feinde das Vordringen noch mehr erschwert. Den Landsturm selbst bot Blücher jedoch nicht auf; eine solch furchtbare Volksbewegung, deren Folgen sich nicht berechnen ließen, schien unter den eingetretenen Umständen noch auszusetzen, bei den obwaltenden politischen Verhältnissen vielleicht ganz entbehrlich. Am 25. rückten die Preußen nach Hainau, die Russen nach Goldberg. Inzwischen hatte, statt des Grafen von Wittgenstein, der General Barclay-de-Tolly den Oberbefehl über den Theil des Heeres erlangt, zu welchem die Truppen Blücher's gehörten, und dieser war mit dem Tausche nicht unzufrieden. Das Verhältniß zu dem ersteren hatte seine ganze Selbstverläugnung in Anspruch genommen. Ueber die Art der Kriegführung, über die einzelnen Maßregeln und Anordnungen, stimmte er mit dem Oberbefehlshaber selten überein, der seinerseits die Meinung und den Rath Blücher's und der anderen preußischen Generale kaum zu wissen verlangte, etwanige Einwendungen aber unbeachtet ließ. Jener Wechsel in der Befehlführung veranlaßte, daß Barclay am folgenden Tage in das Hauptquar-

tier des russischen Kaisers nach Jauer berufen wurde, und unvermuthet sah Blücher den Oberbefehl über die preußischen Truppen für die kurze Zwischenzeit in seine Hände gelegt. Er nahm sich vor, die Gunst des Augenblicks nicht unbenutzt zu lassen. Schon vor dem Abzuge von Bautzen hatten die Verbündeten beschlossen, nicht die gerade Rückzugslinie nach Breslau und über die Oder zu verfolgen, sondern durch eine Seitenbewegung sich an der Gränze von Böhmen hinzuziehen, und diesseits der Oder in einer festen Stellung bei Schweidnitz den Anzug der Verstärkungen, welche nun immer zahlreicher eintreffen mußten, und den Beitritt Oesterreichs, der schon für entschieden galt, abzuwarten. Dieser getroffenen Anordnung gemäß hatte nun freilich Blücher die preußischen Truppen nicht nach Gutdünken zu verwenden, sondern mußte sie am 26. Mai von Hainau nach Liegnitz jedenfalls zurückführen. Aber er that wenigstens was er konnte. Er ließ bei Pohlsdorf eine starke Nachhut stehen, gegen welche der Feind in der Ebene anrücken mußte. Gegen diesen legte er seitwärts bei dem Dorfe Baudmannsdorf einen Hinterhalt von 21 Schwadronen und 3 reitenden Batterieen, die auf ein gegebenes Zeichen hervorbrechen und dem Feinde in Flanke und Rücken fallen sollten. Die Franzosen erschienen an diesem Tage, wider ihre Gewohnheit, erst Nachmittags, sie rückten mit großer Vorsicht an, und zu früh wurden sie durch das Zeichen der abbrennenden Windmühle auf der Höhe von Baudmannsdorf gewarnt aber trotz dieser widrigen Umstände war der Erfolg dennoch schon überaus glänzend. Kaum war die französische Vorhut unter dem General Maison, der wegen seiner geäußerten Besorgniß kurz vorher von dem Marschall Ney verspottet worden, und daher jetzt ehrenhalber keine Gefahr achten wollte, eine Strecke in die Ebene vorgerückt, so fielen 3000 preußische Reiter unter dem Obersten von Dolffs aus dem Versteck in vollem Rennen ihr in die Seite, jagten die Reiterei des Feindes aus dem Felde, und zersprengten einhauend die schnellgebildeten Vierecke des Fußvolks, von dem nur ein Theil sich frühzeitig nach Michelsdorf rettete. Ueber 1500 Mann wurden zusammengehauen, 400 gefangen, und von 16 eroberten Kanonen 11 mitfort=

geführt. Der preußische Verlust bestand nur in 80 Todten und Verwundeten, unter den ersteren aber befand sich der Oberst von Dolffs und mehrere Offiziere. Dieser tüchtige Reiterstreich, durch welchen Blücher seine kurze Befehlführung so ruhmvoll auszeichnete, gab dem Nachdringen des Feindes bedeutende Hemmung, und selbst Napoleon's Ungeduld lernte sich bezähmen. Aber der kühne Eifer Blücher's wurde nicht überall gleich günstig beurtheilt, der wiedergekehrte russische Oberbefehlshaber lobte in dem nächsten Tagesbefehle die Tapferkeit der Ausführung, aber sprach zugleich den Tadel aus, daß solche Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zusammenzuhaltende Kraft sich einzeln unnütz verschwende, künftig besser unterblieben.

Unangefochten zog Blücher am 27. Mai über die Katzbach, und durch Wahlstadt und Pohlwitz in die Gegend von Mertschütz, hierauf das ganze Heer in eine Stellung hinter dem Striegauer Wasser, und am 31. Mai in das Lager von Schweidnitz. Napoleon, der die Hauptstärke der Verbündeten fortwährend auf der Straße nach Breslau glaubte, verfolgte mit dreien Heertheilen, von dem Marschall Ney und den Generalen Lauriston und Reynier befehligt, über Liegnitz und Neumark diese Richtung, doch nur langsam und mit äußerster Vorsicht; erst am 1. Juni rückten seine Truppen in Breslau ein. Eine andere Truppenschaar war auf Glogau gezogen, und hatte am 27. Mai diese Festung entsetzt. Drei andere Heertheile, unter den Marschällen Marmont und Macdonald und dem General Bertrand, näherten sich längs der Gebirge von Böhmen der Stellung von Schweidnitz. Indem alles sich zu neuen Waffenentscheidungen anschickte, trat ein Zwischenereigniß ein, welches jene unverhofft auf längere Zeit aussetzte.

Der französische Kaiser fühlte nach den furchtbaren Schickungen, die ihn in Rußland betroffen, seine Stellung zur Welt wesentlich verändert; seine Macht hatte den Schimmer eingebüßt, von dem sie bisher umgeben gewesen, und er sah dieselbe nunmehr den Angriffen bloßgestellt, zu welchen Haß und Ingrimm überall nur die Gelegenheit zu erwarten schienen. Die Meinung der Welt, welche er so lange Zeit

ungestraft verachten gekonnt, mußte er jetzt bedacht sein, wo möglich, wieder zu gewinnen. Da er nicht hoffen konnte, bei der hartnäckigen Weise, wie dieser Krieg geführt wurde, durch den Schrecken großer und folgenreicher Siege die wankenden Sinnesarten wieder unbedingt an seine Macht zu fesseln, so war ihm alles daran gelegen, vor der Welt wenigstens den Schein der Friedenserbietung zu behalten. Zunächst war Oesterreich der Gegenstand seiner Besorgnisse und Hoffnungen. Unterhandlungen sollten ersetzen, was den Kriegserfolgen abging, und seiner Thätigkeit selbst wurde Waffenruhe dringendes Bedürfniß, um die Verhältnisse neu zu ordnen, die Hülfsmittel anzustrengen, die Streitkräfte zu sammeln. Oesterreich hatte sich zur Friedensvermittelung angetragen, seine Stellung gebot Rücksicht, und Napoleon fügte sich einer Maßregel, die ihm den verhängnißvollen Lauf in neue, unabsehbare Wagnisse ersparen konnte. Schon vor dem Beginn der Schlacht von Bautzen hatte er, infolge der von Oesterreich eingeleiteten Schritte, durch Caulaincourt an die Verbündeten Waffenstillstandsanträge gelangen lassen, allein die Schlacht selbst hatte dieses Geschäft unterbrochen. In den nachfolgenden Tagen wieder aufgenommen, führte dasselbe, nach großen Schwierigkeiten, welche besonders Preußen dabei erhob, endlich zu dem Ereigniß, daß durch gemeinsame Uebereinkunft in Pleißwitz am 4. Juni die Feindseligkeiten auf 7 Wochen, bis zum 20. Juli, eingestellt wurden. Ein neutraler Streifen Landes wurde längs der gesammten Waffenlinie als Zwischenraum der beiderseitigen Truppen ausgeschieden. Hatte Napoleon wichtige Gründe, den Stillstand zu wünschen, der ihm nach allen Seiten ein reiches Feld der Benutzung öffnete, so waren noch wichtigere Gründe und reichere Vortheile auf Seiten der Verbündeten. Durch Unterzeichnung des Waffenstillstandes beging Napoleon, so sagt ein geistreicher kriegskundiger Schriftsteller, einen der größten Fehler seines Lebens, er unterschrieb sein eignes Todesurtheil, aber alles drängte ihn zu diesem Fehler. Von dem inneren Zustande der verbündeten Streitkräfte, hatte er keine Ahndung, er wußte nicht, daß die Anstrengungen Preußens noch bei weitem nicht das gehoffte Ergebniß lieferten, nicht, daß es

dem russischen Heere fast ganz an Schießbedarf mangelte, daß Barclay, um das Heer wiederherzustellen, durchaus eine Ruhe von sechs Wochen verlangte, und deßhalb den Rückzug nach Polen für unerläßlich hielt. Im Augenblicke selbst leuchtete das wahre Verhältniß den Wenigsten ein; wer von jenen Umständen nicht unterrichtet war, wer nicht wußte, daß die Verbündeten des Beitritts von Oesterreich schon gewiß waren, daß diese Macht gleich jenen durch Unterhandlungen nur die nöthige Zeit für ihre Rüstungen zu gewinnen hatte, und daß der Muth und die Entschlossenheit zum Kriege in den Häuptern ungeschwächt waren, dem durfte leicht der Waffenstillstand als eine bloße Folge der Schlachten und als die Einleitung zu einem Frieden erscheinen, der unter solchen Umständen kein erwünschter sein konnte.

Auch Blücher, dessen Sinn auf greifliche Thatsachen der Gegenwart gerichtet war, und auf geistige Uebersicht künftiger Gestaltungen wenig einging, konnte seine Unzufriedenheit nicht unterdrücken; der Stillstand lag schwer auf seinem Gemüthe, und die Waffenthätigkeit vermochte er durch keine andre zu ersetzen. Er nahm sein Hauptquartier in Strehlen, und beritt zunächst die Vorposten, die in ihrem Dienste stets wachsam und schlagfertig sein mußten, weil des Feindes Treue verdächtig war, der allerdings durch den Ueberfall bei Kitzen, wo die Reiterei von Lützow, die im Vertrauen auf den Waffenstillstand von ihren Streifereien arglos heimzog, verrätherisch angegriffen und niedergehauen wurde, durch die That bewies, daß ihm jeder Vortheil wohlerworben schien. Die Ansichten und Entwürfe der russischen Feldherren machten indeß Blücher'n während des Waffenstillstandes mehr als der Feind zu thun. Die Gegensätze, welche sich hier offenbarten, gingen jedoch eben so sehr aus der Verschiedenheit hervor, welche der Lage der beiderseitigen Staaten, als aus derjenigen, welche den persönlichen Karakteren angehörte. Der Russe durfte auf sein Land und seine Thaten ruhig zurückblicken, der Preuße mußte beides größtentheils noch vorwärtsliegend erschauen; für jenen war eine Stellung in Polen oder ein Frieden mit Frankreich durchaus nicht dasselbe, was für diesen. Nur auf den höchsten Standpunkten konnte diese Verschieden=

heit in der Gemeinschaft desselben höchsten Zweckes wieder schwinden, wie sie in den Gesinnungen der verbündeten Herrscher wirklich schwand. Aber Blücher'n vor Allen gebührt der Ruhm, daß er diesen höchsten Beispielen durch seine Gesinnung und Kraft immer entsprochen, und das Ganze der Aufgabe, unbekümmert um scheinbaren Theilgewinn, unter allen Umständen in seiner Brust getragen, zurückgedrängt in einen Winkel von Schlesien, wie vorgedrungen auf die Höhen von Montmartre, mit immer gleichem, dort von Unfällen, hier von Siegen nicht geschwächten Muthe den Sturz Napoleon's als unerläßlich betheuernd. Hieraus aber mußte für den Augenblick allerdings ein gespanntes Verhältniß entstehen; die preußischen Truppen hatten an dem russischen Oberbefehl manches zu tadeln, die russischen Befehlshaber glaubten nicht minder Anlaß zur Unzufriedenheit zu haben. So großer Selbstverläugnung Blücher, mit wahrer Heldenstärke, in den Augenblicken fähig war, wo eine große Entscheidung auf dem Spiele stand, so wenig vermochte er seine Ausbrüche zurückzuhalten, wenn kein solcher Beweggrund auf ihn wirkte. Ueber den Verlust der Schlacht bei Groß-Görschen äußerte Blücher sich mit Bitterkeit. Dagegen erlitt er von russischer Seite den Vorwurf, an dem Verluste der Schlacht von Bautzen schuld zu sein, denn er habe den Schlüssel der Stellung, die Höhen von Kreckwitz, allzu früh verlassen, als eben der General von Yorck ihm zu Hülfe gesandt worden. Ihn, den Hartnäckigen und Rücksichtslosen, der auf jenem Posten gegen vielmal stärkeren Feind nach allen Seiten sich grimmig herumgeschlagen, hätte jener Vorwurf vielleicht dennoch treffen können, wäre an diesem und irgend anderen Tagen des Gefechts ein größeres Maß der Ausdauer nur je zu finden gewesen, als er selbst! Zu diesen Umständen gesellte sich noch die Kränklichkeit, von der Blücher, nach so heftiger Kriegsanstrengung, während der Ruhe wieder befallen wurde, um den Gedanken, ihn vom Oberbefehl der preußischen Truppen zu entfernen, mit neuem Vorwande zu unterstützen, obwohl man gewiß nicht seine Schwäche, sondern vielmehr seine Kraft fürchtete, seinen Ungestüm, seine Husarenstreiche. Ob wirklich der Vorschlag ernstlich gemacht worden, ihn durch

den General von Grawert oder durch den Fürsten von Hohenlohe zu ersetzen, ließe sich vielleicht bezweifeln; das Gerede davon lief jedoch umher.

Während des Waffenstillstandes war der Kronprinz von Schweden mit seinen Truppen in Pommern gelandet, und er selbst hatte sich am 9. Juli zu Trachenberg in Schlesien zu einer Berathung mit den verbündeten Herrschern und ihren ersten Feldherren über die bevorstehende Kriegsführung eingefunden. Blücher war zu dieser Zusammenkunft nicht berufen worden, und die dort genommenen Verabredungen blieben geheim. In der neuen Heereseintheilung war ihm jedoch der Oberbefehl eines der dreien Heere, die man aufzustellen beschloß, des schlesischen, bestimmt; ein solcher Genosse, wenn es zur That ging, gab Zuversicht, und niemand wollte ihn ganz entbehren, am wenigsten der Kronprinz von Schweden, welcher von der Zeit her, da er als Fürst von Ponte-Corvo jenen als Feind kennen gelernt, die größte Achtung für ihn hegte; nur wurde dem schlesischen Heere selbst, mit einer geringeren Truppenzahl von höchstens 50,000 Mann, auch nur eine untergeordnete Rolle zugedacht; dasselbe sollte zwar dicht am Feinde bleiben, aber jedem entscheidenden Gefechte ausweichen, und nur stets bereit sein, entweder dem südlichen oder dem nördlichen Heere eiligst beizustehen. Daß Napoleon diesem Heere eine Hauptrolle aufnöthigen könne, oder daß Blücher es dazu aufschwingen werde, kam nicht in Rechnung. Inzwischen wurde der Waffenstillstand durch neue Uebereinkunft bis zum 10. August verlängert, und von beiden Seiten die Friedensbemühung, noch mehr aber die Kriegsrüstung fortgesetzt. Die Verhandlungen auf dem Kongresse zu Prag, wo Napoleon's Anschläge durch diplomatische Geschicklichkeit gegen ihn selbst zurückgewendet wurden, zerschlugen sich, und Oesterreich trat der großen Verbündung gegen Napoleon offen bei. Der Waffenstillstand ging zu Ende, die Verbündeten kündigten ihn in der festgesetzten Frist auf, die Feindseligkeiten sollten am 17. August wieder anfangen, und von allen Seiten bewegten sich die Heerschaaren dem neuen Kampf entgegen. Sowohl die Verbündeten, als auch Napoleon, hatten alles aufgeboten, um ihre Heeresmacht zur mög-

lichsten Stärke zu bringen. Ungeachtet des auch in Spanien heftig fortgeführten Krieges, konnte der französische Kaiser in Deutschland wieder ein Heer von 380,000 Mann zum Kampfe stellen, wobei 34,000 Reiter und 1300 Geschütze. Außerdem hatte er in Italien 40,000 Mann zusammengezogen, die unter dem Vicekönig Eugen gegen Oesterreich bereit standen, einer großen Anzahl anderer Rückhalttruppen, und der in den zahlreichen Festungen eingeschlossenen, nicht zu gedenken. Doch eine noch größere Macht hatten die Verbündeten unter Waffen. Wie im Anfange des Feldzuges ohne Zweifel die Ueberzahl auf der Seite der Franzosen, so war sie beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten unläugbar auf der Gegenseite. Die Verbündeten zählten gegen 500,000 Krieger, wobei 100,000 Reiter und über 1500 Geschütze. Die Franzosen hatten ihren Mittelpunkt an der Elbe in Sachsen, die Verbündeten dehnten sich, im Halbkreise umfassend, von der Niederelbe durch die Mark Brandenburg und Schlesien nach Böhmen bis zur Gränze von Baiern aus.

Durch eine folgenreiche Anordnung waren die Streitkräfte der Verbündeten in drei Heere so vertheilt, daß in keinem die Truppen Einer Macht für sich allein standen, sondern immer mit andern gemischt. Das Hauptheer in Böhmen vereinigte mit der gesammten österreichischen Macht den Kern der russischen und preußischen Truppen unter dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg, der unter der unmittelbaren Leitung der verbündeten Herrscher das Amt und den Namen eines Oberbefehlshabers auch über die andern beiden Heere führte, soweit die Umstände dies gestatteten. Das Nordheer, in der Mark unter dem Befehle des Kronprinzen von Schweden, bestand aus einem schwedischen, einem russischen, einem preußischen, und einem gemischten Heertheile. Das schlesische Heer endlich, unter Blücher, hatte zwei russische Heertheile, einen von 40,000 Mann unter dem General Grafen von Langeron, und einen von 16,000 Mann unter dem General von Sacken, sodann einen preußischen, der unter dem General von York über 40,000 Mann zählte. Gegen die anfängliche Absicht bestand dieses Heer dennoch

aus mehr als 90,000 Mann nebst 330 Kanonen. Die Truppen waren vortrefflich, die Russen im besten Stand, gut bewaffnet und ausgerüstet, mit Reiterei und Geschütz trefflich versehen, die Preußen zwar noch unvollkommen an Waffen und Bekleidung, aber von dem besten Geiste beseelt und zu jeder Leistung entschlossen. Die Anführer hatten Muth und Kriegskunde in ausgezeichneten Thaten schon längst bewährt. In einem Generalstabe, der nichts zu wünschen ließ, waren unter der Leitung des Obersten von Müffling die tüchtigsten Offiziere um den Feldherrn versammelt. Scharnhorst, der an den Folgen seiner bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde in Prag am 28. Juni gestorben war, durfte wohl vermißt werden; allein der General von Gneisenau, der den Befehl über die preußischen Truppen bei dem Nordheere abgelehnt, und vorgezogen hatte, als Generalquartiermeister im Hauptquartier Blücher's zu verbleiben, war für dieses ein unberechenbarer Gewinn. Ueber diese Trefflichkeit des schlesischen Heeres und seiner Hauptbestandtheile sagt ein unparteiischer Zeuge, der Graf von Westmorland: "The Prussians formed a most efficient portion of the allied army; their troops, though lately brought together, had secretly been trained for a considerable time; they had more hatred against the French, who had humbled their high character as a military nation; their officers were better instructed, and their army displayed, perhaps, more nerve and energy, adventured more, and reaped greater triumphs, than any other engaged in the same cause. The spirit of its great commander, marshall Blucher, pervaded the whole, he was ever foremost in attack, decisive and resolute in his determinations: wherever in the course of the war offensive movements are to be traced, wherever the enemy is attacked and pursued, marshal Blucher will almost always be found to have directed them. He was fortunate in the general officers who commanded under him: besides the Prussian generals Yorck, Kleist, and Bulow, the Russian generals, baron Sacken, count Langeron, and count Woronzoff, were all of them distinguished officers, and general Gneisenau, the chief of

his staff, as also general baron Müffling, was of the greatest value."

Ungeachtet dieser äußeren Stärke und inneren Trefflichkeit des schlesischen Heeres, blieb demselben gleichwohl noch immer nur die untergeordnete Rolle zugedacht, welche in der Berathung von Trachenberg demselben bestimmt worden war. Erst am 11. August erhielt Blücher in Reichenbach durch den General Barclay-de-Tolly von dieser Bestimmung nähere Kunde. Abhängig gemacht von den Bewegungen des Hauptheeres, und verpflichtet, demselben in allen Fällen als Ableiter zur Hand zu sein, ohne sich je mit dem Feinde ernstlich einzulassen, erklärte Blücher, die Aufgabe sei ihm zu schwer, er verstünde die Künste eines Fabius nicht, seine Sache sei drauf loszugehn, und wenn ihm das nicht erlaubt sei, müsse er lieber auf die Befehlführung verzichten. Jedoch Barclay und dessen mitanwesender Generalquartiermeister, General von Diebitsch, in den Einwürfen Blücher's das scharfe Gepräge seiner kräftigen Persönlichkeit nicht verkennend, suchten ihn zu beruhigen; er dürfe die Vorschrift, sagten sie, nicht allzu buchstäblich nehmen, ein Feldherr, der 100,000 Mann befehlige, werde immer eine gewisse Selbstständigkeit haben, und so möge er denn auch, wenn sich die Gelegenheit zeige, seinen Feind angreifen und schlagen. Unter dieser Bedingung, die jedoch Barclay noch Bedenken trug schriftlich zu geben, wohl aber den Herrschern zur Genehmigung vorzulegen versprach, ließ Blücher nunmehr sich die angetragene Befehlführung gefallen. Da in der Folge niemals die Sache weiter erörtert oder berührt wurde, so sah Blücher alles für gutgeheißen an, und nahm sich freie Hand. Doch war es gut, daß der Sieg schnell rechtfertigte, was bei zweifelhaftem Gange der Ereignisse leicht strengen Vorwurf und schleunige Wiederbeschränkung erfahren konnte.

Was auch die Kriegsführung im Ganzen durch die gemischte Zusammensetzung der verbündeten Heere gewinnen mochte, des einzelnen Feldherrn Lage war dadurch in manchem Betracht schwieriger. Die Verschiedenheiten der Dienstweise, der Verpflegung und Behandlung, der Sprache, waren allgemeine Uebel, welche sich schwer ausgleichen ließen. Für

Blücher traten noch besondere Mißverhältnisse ein. Mit einem Theile der russischen Generale war er schon von dem bisherigen Feldzuge her gespannt; die Aeußerungen seiner Unzufriedenheit, die derben Worte, — getrennt von dem, was sie vergüten konnte, den kraftvollen Thaten, — waren umhergetragen worden, und hatten das Vorurtheil gegen ihn genährt. Ungern sahen die Russen ein Heer, in welchem sie die Mehrzahl ausmachten, unter fremden Befehl gestellt, an welchen sie weniger Hoffnungen und manche Besorgnisse knüpften. Ihre beiden eigentlichen Anführer zeigten sich unter schwierigen Beziehungen. Der General von Sacken war ein entschlossener, bewährter Krieger, allein durch früher gehabte Mißhelligkeiten im Dienste für solche Verhältnisse äußerst empfindlich und reizbar. Der General Graf von Langeron hatte schon selbst, im Kriege gegen die Türken, den Oberbefehl geführt, und konnte sich in seiner jetzigen Stellung nur unbehaglich finden; daß höheres Vertrauen ihm die Geheimnisse des Kriegsplanes mitgetheilt, ihn vielleicht zum Wächter und Mäßiger bestimmt hatte, im Fall der alte Husar die Sachen allzutoll machte, durfte ihm schwerlich genügenden Ersatz bieten. Blücher ahndete nicht, daß einer seiner Untergebenen mit den ihm ertheilten Vorschriften bekannt sein, und mehr nach diesem Mitwissen, als nach seinen unmittelbaren Befehlen, sich richten dürfte; am schlimmsten war, daß jener nur die erwähnten früheren Vorschriften kannte, nicht aber zugleich die Aenderungen, wodurch sie erweitert worden. Allen diesen Schwierigkeiten trat Blücher mit offenem Muth und freier Seele getrost entgegen. Die Grundsätze, nach welchen er seine Befehlführung leitete, entsprachen dem Sinn eines Helden, der, je größer die Mühsale, nur desto größere Tugend zu Hülfe ruft. Sich selbst, den Seinen, den Preußen, eignete er stets die schwerste Bürde zu, die größere Arbeit, die härtere Noth; es war ihm ein Ehrenpunkt für das Vaterland, daß, während dessen Sache hauptsächlich auf dem Spiele stand, auch dessen Söhne dabei das Beste thäten. Den Russen, als großmüthigen Mitkämpfern, deren Werk schon gethan war, erkannte er den Vorrang des Ansehens, der Ehre zu, ihre Art und Weise diente bei allgemeinen Anordnungen zur

Richtschnur, ihnen war jede Rücksicht gewidmet. Unregelmäßigkeiten, geringe Mängel und Versäumnisse, wollte er lieber übersehen, wo es ohne Schaden möglich war und die Zeit Heilung hoffen ließ, als durch Strenge, Verweis und Strafe, gleich von Anfang die Entgegensetzung noch mehr hervorzuheben. In den Kriegsthaten selbst, in den gemeinschaftlich erfochtenen Erfolgen, meinte er, würde sich schon die rechte Einheit finden, an dem Feinde sich Spaltung und Mißvergnügen austilgen. Sein Betragen war in diesem Sinne so gewandt als einsichtsvoll, so kräftigend als versöhnlich. Doch alle Klugheit konnte nur hinhalten, und bis zum Thatgewinn war noch eine schwere Prüfung!

Blücher zog seine Truppen den 12. August am Zobtenberge zusammen, und richtete sogleich seine Aufmerksamkeit auf den Feind. Demselben in Besetzung des neutralen Gebietes, eines Landstriches von der Breite zweier Märsche, zuvorzukommen, erschien aus zwiefachen Gründen wichtig, sowohl um jene zwei Märsche schon gewonnen zu haben, falls es galt, dem gegen das Hauptheer der Verbündeten nach der Elbe abziehenden Feinde schleunigst nachzurücken, als auch um die Hülfsmittel jener weniger angestrengten Gegend für die Verpflegung nicht zu verlieren. Sorgsam bewachte er die Schritte der Franzosen, und auf die willkommene Nachricht, daß diese am 13. August sich erlaubt bis Jauer zu streifen, und Kriegsforderungen einzutreiben, gab er sogleich Befehl, auch von preußischer Seite in das neutrale Gebiet einzudringen, die Franzosen daraus zu verjagen, doch nicht über die Katzbach, als die jenseitige Gränze desselben, hinauszugehen, bevor der Waffenstillstand völlig abgelaufen wäre. Am 14. ließ er Breslau besetzen, und bis zum 16. den ganzen Strich Landes bis zur Katzbach einnehmen; der Feind hatte keine Klage darüber zu führen, da er selbst das Beispiel des Bruches gegeben, aber desto lauter fanden russische Stimmen daran zu tadeln; sie nannten den Feldherrn voreilig und unüberlegt, und meinten der General Barclay werde kommen müssen, um die Truppen zu befehligen. Blücher ließ jene reden, und verfolgte seine Maßregeln. Die Lebhaftigkeit, mit der sich alles in Bewegung setzte, ließ bald

erkennen, sagt ein französischer Schriftsteller, daß es Blücher sei, der hier den Befehl führte. Am 17. August ging der General von Gneisenau mit einer Erkundungsschaar vor, und plänkelte mit dem Feind an der Katzbach, der daselbst das Dorf Röchlitz ernsthaft vertheidigte, aber gleichwohl nachher aus seinen Lagern bei Liegnitz und Goldberg rückwärts abzog. Auf diese Anzeige rückte Blücher am 19., nach einigen Gefechten bei Siebeneichen, gegen Löwenberg und Hainau vor, um seiner Vorschrift zufolge den Feind nicht aus dem Auge zu lassen. Beim Rückzuge fand sich der dritte französische Heertheil, gegen 20,000 Mann unter dem Marschall Ney, unvermuthet von den übrigen getrennt, und Blücher sah schon die Möglichkeit, denselben am Gräditzberge, wo York ihn festhielt, während Sacken ihm den einen Uebergang über den Bober bei Bunzlau, und Langeron den anderen bei Löwenberg abschneiden sollte, das Gewehr strecken zu lassen. Allein der Graf Langeron, dessen Truppen stark im Gefecht gewesen, und gegen 1500 Mann verloren hatten, antwortete auf den Befehl, den er zum Vorrücken erhielt, seine Truppen seien zu ermüdet, um sogleich wieder aufzubrechen, und Ney gewann dadurch Zeit, während der Nacht aus der Schlinge glücklich nach Bunzlau zu entkommen. Blücher, voll Mäßigung die Umstände erwägend und sein Vaterland bedenkend, wollte hier die strengen Formen des Dienstes nicht anwenden, sondern ließ als ein Mißverständniß hingehen, was als Fehler nicht ohne Nachtheil zu rügen war. Die Franzosen wichen am 20. August fechtend über den Bober zurück, hier aber, nachdem sie alle Uebergänge zerstört, hielten sie nicht nur fest, sondern stellten sogar ihrerseits, als York sich anschickte den Fluß zu überschreiten, die Uebergänge desselben schleunigst wieder her, und drangen aus Löwenberg am 21. mit aller Stärke unvermuthet wieder über den Bober vor. Die Nachricht, daß Napoleon angekommen und an der Spitze der Vordringenden sei, erklärte den plötzlichen Wechsel hinlänglich, und ließ Blücher'n über sein Verhalten keine Zweifel. Er befahl den Rückzug, aber zunächst nur bis hinter das Gebirgswasser, die schnelle Deichsel genannt, unter stetem Geplänkel, in welchem die preußische Landwehr zum ersten=

mal focht, mit tapferem Muthe, aber als Neulinge in solchem Gefecht mit ansehnlichem Verlust. Langeron, mitwissend und immer eingedenk, daß Blücher angewiesen sei, dem Feinde auszuweichen, drang auf entschiedneren Rückzug; allein Blücher, den Sinn jener Vorschrift besser fassend, beschloß stehen zu bleiben, bis der Feind durch Entwickelung seine Uebermacht offenbart, und wenigstens die Zeit ernstlicher Angriffsanstalten verloren hätte. Langeron indeß, der früheren allgemeinen Vorschrift folgend, verließ, als eine französische Schaar bei Pilgramsdorf gegen ihn anrückte, seine Stellung, und als Blücher herzusprengte, fand er schon Pilgramsdorf in Feindeshand, Goldberg verlassen, und Langeron in vollem Rückzuge auf dem Wege nach Jauer. Hiedurch waren die übrigen Heerestheile in dringender Gefahr, und diesmal galt es schleunigen Ernst. Blücher sandte an Langeron den gemessenen Befehl, auf der Stelle umzukehren, und die Stellung bei Goldberg wieder zu besetzen. Er selbst warf einstweilen 6 preußische Bataillons, noch glücklicherweise vor dem Feinde in diese Stadt, wo sie den gleich darauf erfolgenden französischen Angriff tapfer zurückschlugen. Langeron gehorchte dem Befehl, und kehrte in der Nacht wieder nach Goldberg zurück, doch mißvergnügt und aufgebracht. Da jedoch der Wolfsberg als der Stützpunkt seines linken Flügels von den Franzosen inzwischen besetzt war, und in ihren Händen blieb, auch die Truppen von York auf dem linken Ufer der Katzbach heftig angegriffen wurden, wo am 23. in einem der blutigsten Gefechte der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz der Uebermacht des Feindes zwar hartnäckig, aber auch mit eignem großen Verluste, die Spitze bot, so fand Blücher gleichwohl den weiteren Rückzug aus den trennenden Engwegen dieses schwierigen Bodens nach der offneren Gegend von Jauer zweckmäßig. Als Langeron den Befehl erhielt, mit seinen ermüdeten Truppen den Weg, von dem er eben zurückgerufen worden, nun dennoch wieder anzutreten, brach sein Unwillen aus, daß er so unnütz, wie er meinte, hin und her gezogen werde; er wollte stehen bleiben, und seine Truppen ruhen lassen, doch Blücher's persönliche Anwesenheit sicherte den Vollzug seines Befehls, die bis dahin unterhal-

tenen Gefechte wurden geschickt abgebrochen, und der Rückzug von der Katzbach gegen Jauer angetreten. Allein nun fing auch York an, gegen die Maßregeln des Feldherrn seine Unzufriedenheit zu äußern, er sah die preußischen Truppen durch angestrengte Bewegungen, deren Zweck nicht einleuchtete, und durch Gefechte, die keinen Erfolg gaben, zu Grunde gehen, ehe es noch zu einer Schlacht käme. In der That hatte die Dunkelheit der Nacht in den preußischen Truppenzügen große Verwirrung verursacht, und 4 Bataillone Landwehr waren ganz abgeirrt. Inmitten solcher anwachsenden Unzufriedenheit und Mißtrauens stand Blücher und seine kriegskundige Umgebung in muthiger Besonnenheit fest, allein es war hohe Zeit, diesem bedenklichen Zustand eine Wendung zu geben, und eine Schlacht, ein glückliches Kriegsereigniß, wurde unter solchen Umständen höchst dringend erforderlich. Blücher beschloß, in günstiger Gegend rückwärts von Jauer eine Schlacht anzunehmen, wenn der Feind vorrückte, oder selbst auf ihn loszugehen, wenn derselbe Halt machte.

Auf der französischen Seite indeß verhielten sich die Sachen folgendergestalt. Bei der Nachricht von dem Vordringen Blücher's an den Bober war in der That Napoleon selbst unwillig dahin geeilt, und hatte dem Zurückgehen seiner Truppen, denen er große Verstärkungen zuführte, sogleich Einhalt gethan. Am 20. August in Lauban eingetroffen, drang er am 21. alsbald mit Macht bei Löwenberg über den Bober vor, und sah das schlesische Heer vor seinem Annahen hinter die Katzbach, und von da weiter gegen Jauer, aber in fester Haltung zurückweichen. Inzwischen kam die Nachricht, daß das Hauptheer der Verbündeten am 20. August aus Böhmen hervorgebrochen und gegen Dresden im Anzuge sei, wo die Gegenwart des französischen Kaisers dringend nöthig wurde. Er gab einem Theile seiner Truppen ohne Säumen die Richtung dorthin, und folgte selbst am 23. von Löwenberg mit seinen Garden nach, dem Marschall Macdonald mit drei Heertheilen, zusammen gegen 70,000 Mann stark, die Verfolgung des schlesischen Heeres überlassend. Doch wie Napoleon den Rücken wandte, ließ auch sogleich der kraft-

volle Antrieb nach, den seine Gegenwart erweckt hatte. Macdonald zog fürerst die Truppen Ney's wieder an sich, die im ersten Augenblick mit gegen Dresden beordert worden, jetzt aber, unter des Generals Souham Anführung, ihm wieder zugewiesen waren. Hierüber verging der 24. August ohne weiteres Ereigniß. Aus diesem Stillstande vermuthete Blücher sogleich, daß Napoleon nicht mehr da sei, und als auch am 25. nichts vorfiel, glaubte er die Stärke der Franzosen im Abzuge gegen Dresden, und beschloß die Zurückgebliebenen am folgenden Tage anzugreifen. Dasselbe glaubte und beschloß Macdonald in Ansehung des schlesischen Heeres, und so rückten beide Feldherren gleichzeitig und in gleicher Stärke, keiner vom andern wissend, unter strömendem Regen, der die Gebirgswässer schwellte, am 26. August gegeneinander an.

Blücher hatte schon am Abend des 25. den General von Sacken persönlich besucht und kennen gelernt, und mit großer Zufriedenheit in dessen Beurtheilung der Dinge ganz seine eigne Ansicht und Meinung wiedergefunden, welches bisher weder bei Langeron der Fall war, noch selbst bei York, der besonders diesmal den aufgestellten Ansichten der Kriegsführung stark widersprach. Allein der Befehl zum Vorrücken wurde von Blücher am 26. Vormittags in seinem Hauptquartier Brechtelshof unterzeichnet, und am Schlusse hieß es: „Beim Rückzuge des Feindes erwarte ich, daß die Reiterei mit Kühnheit verfährt; der Feind muß erfahren, daß er im Rückzuge nicht unbeschadet aus unsern Händen kommen kann." In drei Truppenzügen rückte das schlesische Heer Nachmittags um 2 Uhr gegen die Katzbach vor; Langeron auf dem linken Flügel, zwischen dem Gebirge und der wüthenden Neiße, die sich durch ein tiefeingeschnittenes Thal bei Kroitsch in die Katzbach stürzt, gegen Goldberg; York in der Mitte, nach Nieder-Krain, durch das genannte Gebirgswasser links von Langeron getrennt, aber rechts nahe mit Sacken verbunden; dieser auf dem rechten Flügel, in der Richtung gegen Liegnitz ausgedehnt, nach Dohnau. Doch ehe diese Truppenzüge die Katzbach erreichten, fanden sie unerwartet den Feind, der jenseits angegriffen werden sollte, schon diesseits in vollem Anzuge. Die Franzosen waren über die Katzbach, darauf

über die wüthende Neiße gezogen, und rückten über Nieder-Krain heftig nach der höheren Gegend vor, welche vom rechten Thalrande der wüthenden Neiße längs der Katzbach sich gegen Liegnitz erstreckt. Augenblicklich mußte Blücher seine ganze Anordnung, die für eine Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach getroffen war, für eine Schlacht auf dem rechten Ufer derselben umändern, und schnell sind seine Maßregeln ergriffen. Seine schleunigen Befehle gelangen an die Generale; Sacken erwiedert voll kriegerischen Feuers dem Offizier, der ihm die neuen Weisungen bringt, nur kurz: „Antworten Sie dem General: Hurrah!“ und Blücher freut sich des guten Zeichens. Die Ueberraschung stört seine Fassung nicht, er redet zu den Soldaten, als komme alles wie er es gewollt und erwartet; er reitet umher, den schlauen Blick auf den Feind geheftet, und wie alles bereit ist, ruft er voll Zuversicht: „Nun, Kinder, hab' ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!“ Anderen ruft er zu: „Kinder, heute gilt's. Ihr sollt beweisen, ob ihr euren König und euer Vaterland liebt. Seht dort den Feind. Auf, zeigt euch wie wackre Preußen.“ Unter dem stürmischen Ruf: „Es lebe der König!“ setzt sich sogleich alles in Bewegung. Die Anhöhe zwischen den Dörfern Eichholz und Christianshöhe, auf welche der Feind hauptsächlich seine Richtung nahm, durfte ihm nicht überlassen werden. York erhielt den Auftrag, Geschütz dort aufzupflanzen, und Sacken die Weisung, sich auf Eichholz zu wenden. Allein dieser hatte schon von selbst diese Richtung eingeschlagen, die Wichtigkeit des Postens erkannt, ihn sogleich besetzt, und von dorther gegen den Feind ein lebhaftes Geschützfeuer angehoben. Als die Preußen diesen Meisterstreich Sacken's gewahrten, drangen sie freudig vor, entschlossen, auch ihren Theil an der Ehre des Tages zu gewinnen. York rückte längs des Thalrandes der wüthenden Neiße, dem Feinde durch den wellenförmigen Boden und heftigen Regenguß verdeckt, über Bellwitzhof hinaus, und griff auf der Ebene von Wahlstadt das französische Fußvolk an, welches ungestüm entgegenkam; aber der Regen hinderte das Gewehrfeuer, es entstand ein Handgemenge, und die Preußen hatten mit Bajonet und Kolben schnell die Oberhand. Blü-

cher zeigte sich überall voran; die Truppen, anfangs in finsterem Schweigen, jauchzten ihm freudig zu: „Hör', Vater Blücher, heut geht's gut." Sie rückten unaufhaltsam vor, und ihr Geschütz, auf dem rechten Flügel ihres Zuges zu einer großen Batterie vereint, begleitete wirksam ihre Bahn. Einige französische Reiterei wollte ihnen Einhalt thun, allein die preußischen Massen, obgleich beraubt der Hülfe des Gewehrfeuers, hielten geschlossen Stand. Während dieses Gefechtes war es, daß Blücher eine Meldung erhielt, die als eine bedenklichst-wichtige nur ihm allein heimlich ausgerichtet werden sollte; er aber wollte sie nur laut und öffentlich vor allen Offizieren, die ihn gerade umgaben, annehmen. Da kam denn heraus, es sei keine Zeit zu verlieren, Napoleon selbst dringe an der Spitze seiner Truppen vor, und stehe Blücher'n schon völlig im Rücken. Irrige Angaben und besorgliche Muthmaßungen waren Schuld an dieser Uebertreibung, welche jedoch in dieser Lage der Kriegsführung und nach allen stattgehabten Ereignissen auch den Kühnsten wohl hätten beunruhigen dürfen. Aber nicht so Blücher'n: „Steht er mir im Rücken, — rief er mit barschem Unwillen, — nun so ist mir's recht angenehm, da kann er mich ja gradesweges —." Ihm in der That war es völlig gleich, ob er es mit Napoleon selbst oder mit einem der Marschälle desselben zu thun hatte, und die gewöhnlichen Schreckbilder, umgangen oder gar abgeschnitten zu sein, brachten ihn nicht aus der Fassung. Mit keiner andern als dieser Antwort entließ er die, wie sich bald ergab, so wenig der Sache als seinem Sinne gemäße Meldung. Noch war das Gefecht unentschieden. Der Feind hatte die Dörfer Ober-Weinberg und Schlaupe verloren, allein das Dorf Weinberg noch in Besitz, und drang von Nieder-Krain mit einer neuen Truppenschaar in die Seite der Preußen vor, zahlreiches Fußvolk von dem Ney'schen Heertheile und die ganze Reiterschaar des Generals Sebastiani eilten herbei, und wurden nur durch ihr Zusammentreffen in dem langen Engwege von Kroitsch verzögert. Blücher sendet an Sacken den Befehl, mit seinen Reitern zwischen Eichholz und Jänowitz dem Feinde in die linke Flanke zu fallen, und ruft die preußische Reiterei heran,

um von vorn anzugreifen. Inzwischen kommen üble Nachrichten von dem linken Flügel des Heeres unter Langeron, derselbe sei im vollen Rückzuge begriffen. Eine andre Meldung lautet, der Feind sei bei Schlaupe hervorgedrungen, habe Geschütz erobert, und drohe weitere Fortschritte. Blücher befiehlt, den Rückhalt des York'schen Heertheils ungesäumt gegen Schlauphof und Schlaupe abzusenden, um die eigne Flanke zu decken, und die des vorgedrungenen Feindes zu bedrohen, er selbst aber zieht den Säbel, setzt sich an die Spitze der durch das Fußvolk durchgezogenen Reiterei, schreit: „Vorwärts!“ und stürmt mit Uhlanen und Husaren unter lautem Hurrah in vollem Rennen auf die feindlichen Reiter, die zwar geworfen werden, aber während des aufgelösten Zustandes der Verfolgenden gerathen diese selbst in Gefahr; die beiden letzten preußischen Reiterregimenter müssen aus dem Rückhalt hervoreilen, diese und die russische Reiterei von Sacken, unter den Generalen Lanskoi und Wassiltschikoff, die im rechten Augenblick dem Feind in die Seite fällt, entscheiden das Gefecht. Die Franzosen räumen geschlagen das Feld. Einiges Fußvolk allein deckte in geschlossenen Vierecken den Rückzug bis über Nieder-Krain. In den Engwegen des Neißethals aber gerieth alles in Verwirrung. Der Regen strömte noch immer, die Gebirgswässer wuchsen mit jedem Augenblick, und ihre tobenden Fluthen rissen Brücken und Stege fort. Vergebens suchte man Uebergänge, die eingetretene tiefe Dunkelheit ließ Tausende von Flüchtlingen in der wüthenden Neiße und Katzbach den Tod finden, eine Menge Gefangene, 30 Kanonen nebst ihren Pulverwagen, und vieles andre Fuhrwerk, fielen in die Hände der Sieger. Die Finsterniß setzte der Verfolgung ein Ziel; der Boden war vom Regen so durchweicht, daß ein Theil des Fußvolks seine Schuhe stecken ließ, und barfuß einherzog; der Regen goß in Strömen immerfort, und löschte jedes angezündete Feuer aus.

Während hier auf solche Weise gestritten wurde, sah es auf dem linken Flügel des schlesischen Heeres ganz anders aus. Langeron war mit dem General Lauriston in Kampf, und zog sich vor demselben von Stellung zu Stellung zurück.

Ihm hatte sich die Vorstellung eingeprägt, Blücher werde sich, sobald der Feind ernstlich anrücke, einer Schlacht entziehen, und in dieser Voraussetzung hatte er sein meistes und bestes Geschütz gleich anfangs über Jauer zurückgesandt, und von 130 Stücken nur etwa 30 Sechspfünder zurückbehalten, und konnte nun selbst die starke Stellung hinter Hennersdorf kaum behaupten. Nur die Erfolge der Preußen bei Nieder-Krain, und Blücher's gegen Schlauphof vorgeschickte Schaar, hielten den Feind in seinen Fortschritten gegen Langeron wieder zurück. Als dieser durch einen von Blücher abgeschickten Offizier von der Lage der Sache belehrt wurde, und mit Verdruß den Irrthum einsehen mußte, dem er sich hingegeben, strengte er alle Kräfte an, um denselben wieder gut zu machen. Er ließ das Geschütz eiligst zurückholen, und bot dem Feinde sogleich tapfer die Stirne, allein der Abend endete das Gefecht, ehe noch ein Vortheil wiederzuerringen war. Der Feind, in der Mitte geschlagen, und auf dem linken Flügel der Verbündeten, trotz anfänglicher Vortheile, gehemmt, versuchte noch zuletzt, auf den rechten Flügel derselben einen Schlag zu führen. Das endlich angelangte noch frische Fußvolk des Ney'schen Heertheiles drang unter Anführung des Generals Taraire bei Schmogwitz muthig über die Katzbach vor; allein ehe dasselbe Boden gewinnen konnte, warf ihm Sacken seine Rückhaltstruppen entgegen, und schlug es mit großem Verlust an Gefangenen und Geschütz wieder über die Katzbach zurück. Eine französische Truppenabtheilung unter dem General Puthod, die auf dem äußersten linken Flügel der Verbündeten gegen Jauer vorrücken wollte, wurde von den ihr begegnenden Truppen, die zur Sicherung der Flanke von diesem Flügel in's Gebirge entsendet waren, dort ebenfalls zurückgewiesen. Die Schlacht hatte demnach aus vier besonderen Gefechten bestanden, von welchen das Haupttreffen durch York und Sacken gemeinschaftlich unter Blücher's eigner Anführung geliefert worden. Aber die Vortheile des Tages selbst sollten erst in den nachfolgenden Ergebnissen nach ihrem ganzen Umfange klar werden.

In dunkler Nacht, unter fortwährendem Regen, ritt Blücher, umgeben von seinen Offizieren, über das Schlachtfeld

in sein Hauptquartier nach Brechtelshof zurück. An seiner Seite ritt Gneisenau. Das unfreundliche Wetter hielt den Sinn noch unter der Tagesbürde befangen, und schweigend ging der Zug über das nächtliche Feld. Blücher jedoch, in seinem Innern arbeitend, und seitwärts unter dem Regenmantel hervor nach seinem Nachbar schauend, ruft dem Erkannten zu: „Na, Gneisenau", sagt er scherzend, „die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; aber jetzt laßt uns mal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben?" Eine Aeußerung, die unter anderem Scheine doch nur die innere Einfalt und Bescheidenheit des Helden zeigt, der im vollen Gefühl seiner Stärke und des errungenen Sieges doch den Erfolg von der That scheidet, und in der Begebenheit eine höhere Waltung, als die seines Handelns anerkennt. Kaum unter Dach angelangt, erstattete Blücher sogleich seinen Bericht in das große Hauptquartier, gab seine Befehle für den folgenden Tag, und schrieb noch am nämlichen Abend eigenhändig einen Brief nach Breslau, worin er den guten Breslauern den erfochtenen Sieg verkündigt, ihnen seine Verwundeten empfiehlt, und es dankbar zu erkennen verspricht, wenn die Stadt zur Erquickung seiner braven Waffenbrüder durch Uebersendung einiger Lebensmittel etwas thun wolle. Sein größter Eifer blieb auf die Verfolgung des Feindes gestellt, sie sollte mit nachdrücklichster Schnelle geschehen. Yorck erhielt den Befehl, noch in der Nacht mit seinem Heertheile dem Feinde nachzudringen. Indeß stiegen die Gewässer mit jedem Augenblick, das Fußvolk durchwatete, bis an den halben Leib im Wasser, die wüthende Neiße bei Nieder-Krain, vertrieb die Franzosen aus Kroitsch, und sammelte sich hier zum neuen Angriff gegen die feindliche Nachhut, die sich auf den Höhen hinter Kroitsch hielt. Allein die Katzbach tobte mit aufgeschwollenen Fluthen, und bot hier nirgends mehr einen Uebergang. Doch Sacken ging bei Liegnitz über, und drang auf Hainau vor. Langeron griff die Nachhut des Feindes bei Goldberg an, warf sie mit heftigem Anfall über den Haufen, und nahm ihr Geschütz und Gefangene ab. Endlich war die Katzbach überall

zurückgelegt; das nächste Gewässer, die schnelle Deichsel, jetzt gleichfalls angeschwollen, verursachte dem Feinde neuen Aufenthalt; bei dem Uebergange zu Pilgramsdorf von der Reiterei York's und Sacken's ereilt, ließ er Geschütz, Wagen und Mannschaft zurück. Blücher selbst feuerte unaufhörlich die Verfolgung an, den ermüdeten Truppen rief er zu: „Nur vorwärts, Kinder! mit einer körperlichen Anstrengung könnt ihr eine neue Schlacht sparen.“ Sein Wort gab neue Kraft, und mit Hurrahgeschrei und „Vater Blücher lebe!“ ging's weiter. Ein Theil der feindlichen Truppen gewann am 28. August die Uebergänge über den Bober bei Bunzlau und Löwenberg, späterkommende fanden an letzterem Orte den Uebergang wegen der zunehmenden Ueberschwemmung nicht mehr möglich, und alles drängte am 29. verwirrt auf Bunzlau. Dorthin wollte Langeron nachdringen, als er genöthigt wurde, einer feindlichen Schaar, die von Zobten gegen Löwenberg in seinem Rücken einherzog, sich entgegenzuwenden. Dies waren die Truppen unter dem General Puthod, welche durch das Gebirge gegen Jauer hatten vordringen sollen, und jetzt längs des Bobers einherirrten, vergeblich einen Uebergang suchend. Langeron schnitt ihnen die Straße nach Bunzlau, den einzigen Weg des Entkommens, völlig ab, und hieß sie das Gewehr strecken, allein auf ihre Weigerung, und nachdem Puthod auf der Höhe von Plagwitz sich zum Kampfe gestellt, ließ jener sie angreifen, und was nicht niedergemacht wurde, oder Rettung suchend im Bober ertrank, mußte sich ergeben. Puthod selbst und 3000 Gefangene, 2 Adler, 16 Kanonen und zahlreiches Fuhrwerk fiel in des Siegers Hand. Am 30. August fand sich das ganze schlesische Heer am Bober, bewerkstelligte am 31. bei Löwenberg und Bunzlau den Uebergang, und rückte bis an den Queiß vor. Blücher ließ hier am 1. September Viktoria schießen und ein Tedeum halten, und gönnte den Truppen nach so großer Anstrengung einen Ruhetag.

Erst jetzt ließen die Folgen des Sieges in ihrem ganzen Umfange sich überschauen. Große Ergebnisse waren mit geringem Verlust erkauft; der Heertheil von York, welcher im stärksten Kampfe gewesen, zählte kaum 500 Todte und Ver=

wundete, auch der Feind hatte verhältnißmäßig wenig durch das Schwert verloren, desto mehr aber in den fluthenden Gewässern, und am meisten an Gefangenen, deren noch täglich bis zum 4. September eingebracht wurden, zum Theil durch den Landsturm, der die Versprengten im Gebirge aufgriff. Immer größer stellte sich der Gesammterfolg dar, je nachdem die einzelnen Ergebnisse sich zur Uebersicht anreihten; das Heer vernahm staunend die Größe des vollbrachten Werkes; ein allgemeiner Jubel durchlief seine Reihen, als Blücher von Löwenberg aus ihm dasselbe nach That und Erfolg durch folgenden Tagesbefehl preisend vorhielt: „Soldaten des schlesischen Heeres! Schlesien ist vom Feinde befreit. Eurer Tapferkeit, brave Soldaten der russischen und preußischen Armee unter meinem Befehl, eurer Anstrengung und Ausdauer, eurer Geduld in Ertragung von Beschwerden und Mangel, verdanke ich das Glück, eine schöne Provinz den Händen eines gierigen Feindes entrissen zu haben. Bei der Schlacht an der Katzbach trat euch der Feind trotzig entgegen. Muthig und mit Blitzesschnelle brachet ihr hinter euren Anhöhen hervor. Ihr verschmähtet, ihn mit Flintenfeuer anzugreifen, unaufhaltsam schrittet ihr vor; eure Bajonette stürzten ihn den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinab. Seitdem habt ihr Flüsse und angeschwollene Regenbäche durchwatet. Im Schlamm habt ihr die Nächte zugebracht. Ihr littet zum Theil Mangel an Lebensmitteln, da die grundlosen Wege und der Mangel an Fuhrwerk deren Nachfuhr verhinderten. Mit Kälte, Nässe, Entbehrungen, und zum Theil mit Mangel an Bekleidung, habt ihr gekämpft, dennoch murrtet ihr nicht, und ihr verfolgtet mit Anstrengung euren geschlagenen Feind. Habt Dank für ein so hochlobenswerthes Betragen: nur derjenige, der solche Eigenschaften vereinigt, ist ein ächter Soldat. Ueber 100 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, seine Feldschmieden, seine Mehlwagen, 1 Divisionsgeneral, 2 Brigadegenerale, eine Anzahl Obriste Stabs- und andre Offiziere, 18,000 Gefangene, 2 Adler, und andere Trophäen, sind in euren Händen. Den Rest derjenigen, die euch in der Schlacht an der Katzbach gegen-

über gestanden haben, hat der Schreck vor euren Waffen so sehr ergriffen, daß sie den Anblick eurer Bajonette nicht mehr ertragen werden. Die Straßen und Felder zwischen der Katzbach und dem Bober habt ihr gesehen, sie tragen die Zeichen des Schreckens und der Verwirrung eurer Feinde. Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen, und im öffentlichen Gottesdienste ihm für den uns gegebenen herrlichen Sieg danken. Ein dreimaliges Freudenfeuer beschließe die Stunde, die ihr der Andacht weihet. Dann sucht euren Feind auf's neue auf." Der ganze Verlust der Franzosen betrug an 30,000 Mann, der Gefangenen waren 20,000, der genommenen Kanonen 105 und der Pulverwagen über 300. Blücher schätzte den Verlust des schlesischen Heeres auf höchstens 1000 Mann; vielleicht nie, sagte er am Schlusse seines Berichts, sei ein Sieg mit so wenig Blut erkauft worden. Das Naturereigniß, welches sich diesen Kriegsauftritten so verhängnißvoll beigemischt, hatte Sinn und Gemüth mit dem Schauer des Wunderbaren erfüllt. Die Schleusen des Himmels hatten an diesen Tagen über weite Länderstrecken sich eröffnet; es ging auch die Sage, daß Durchbrüche unterirdischer Gewässer zur Anschwellung der Gebirgsfluthen mitgewirkt. Eine Menge Franzosenleichen trieben zwischen Trümmern in weiter Ueberschwemmung umher, und blieben beim Ablaufe des Wassers zum Theil auf Feldern und auf Bäumen zurück. Der Russe sah in diesem Unwetter ein Zeichen, daß der Himmel die Schickungen, durch welche der Feind in Rußland verderbt worden, noch nicht aufhören lasse.

Wie groß auch der Erfolg dieser Schlacht an und für sich war, so erschien ihr Gewinn doch größer noch in den geistigen Wirkungen, welche sie ausübte. In dem Heere selbst war durch einen solchen Sieg aller Zwiespalt, alle Unzufriedenheit getilgt. Der Feldherr hatte gezeigt, daß sein kühner Muth mit kundiger Einsicht verbunden, und solchem Führer unbedingt zu vertrauen sei; die Generale, die Offiziere und Soldaten hatten ihn, und hinwieder er sie kennen gelernt; York war mit ihm ausgesöhnt, Langeron entsagte

dem Irrthume völlig, den er zum Theil schon auf dem Schlachtfelde gutgemacht. Sacken's Verdienst leuchtete in glänzender Anerkennung. Alles beeiferte sich, fortan im Sinne des Feldherrn zu handeln, einig und gehorsam seinen Anordnungen zu folgen. Das ganze Heer war zu begeisterter Stimmung erhoben, die Soldaten wußten nicht Ausdruck genug für ihre Freude zu finden. Wo Blücher und York sich am folgenden Tage zeigten, wurde ihnen jauchzendes Lebehoch zugerufen. Insbesondere gewann Blücher die Vorliebe der Russen von dieser Zeit an immer mehr, sie dienten freudig unter ihm, und während des ganzen Krieges erfuhr sein Oberbefehl weder Murren noch Eifersucht mehr. Das schlesische Heer, kürzlich noch von Ausbrüchen der gefährlichsten Zwietracht bedroht, war durch einen einzigen Sieg zu einem festen, einstimmigen Ganzen vereint. Die Wirkung nach außen war nicht minder groß. Schlesien pries laut seine Rettung, und neuer Muth und Eifer entzündete sich in allen Gemüthern. Die Unfälle der Verbündeten bei Dresden, wo Napoleon das Hauptheer nach Böhmen zurückschlug, wurden am selben Tage durch Blücher an der Katzbach, durch Bülow am 23. bei Großbeeren, und durch Ostermann, Colloredo und Kleist am 30. bei Kulm herrlich aufgewogen. Erst an letzterem Tage, weil der gleich vom Schlachtfelde abgefertigte Offizier während der Finsterniß im ausgetretenen Gewässer umkam, traf Blücher's Bericht im großen Hauptquartiere zu Töplitz ein, und verdoppelte die Siegesfreude. Der König sandte ihm das Großkreuz des eisernen Kreuzes, der Kaiser von Oesterreich das Komthurkreuz des Theresienordens, der Kaiser von Rußland von seiner eignen Brust den Andreasorden mit einem eigenhändigen Schreiben, welches die innerste Anerkennung, den ehrendsten Dank aussprach. Auch für die Generale, insbesondere für Sacken, dessen Blücher bestens gedacht hatte, für die vielen Offiziere und Soldaten, die sich besonders hervorgethan, erfolgten zahlreiche Belohnungen.

Doch Blücher, dem Staunen und der Freude über seinen Sieg nicht viele Zeit gönnend, strebte unaufhaltsam vorwärts. Seine Kühnheit und Zuversicht belebte alles um ihn her; immer auf den Feind, ihm keine Ruhe gelassen, das war

seine Meinung; zum Ausweichen, dachte er, sei immer Zeit genug. Am 3. September drang das Heer über die Neiße in die Lausitz bis zur Landskrone vor, und rückte am 4. gegen Bautzen an. Die französische Nachhut wich, plötzlich aber bei Hochkirch wandte sie sich wieder, und hielt nicht nur Stand, sondern drang auf's neue vor. Staubwolken bezeichneten den starken Anzug feindlicher Truppenmassen, und alle Nachrichten durch Gefangene und Kundschafter sagten aus, daß der französische Kaiser selbst in Bautzen eingetroffen sei. In der That war Napoleon von Dresden, wo ihm durch die Nachrichten von dem Unglück seiner Generale der Preis seines selbsterfochtenen Sieges mehr und mehr wieder verdarb, mit starker Macht aufgebrochen, um fürerst Blücher zurückzuwerfen, der vor allen Andern so dreist ihm annahte. Allein der preußische Feldherr vergaß seiner Aufgabe nicht. Langsam zog er unter starken Nachhutgefechten, die den Feind aufhielten, am 5. Abends hinter die Neiße, und mit einem Theile des Heeres über den Queiß zurück, so gestellt, daß zum Rückzuge wie zum Vordringen immer schon ein Schritt gewonnen wäre. Wirklich kam der letztere ihm zu Gute, denn Napoleon, da seine Hoffnung einer Schlacht getäuscht und seine Gegenwart auf andrer Seite dringend nöthig war, kehrte am 5. Abends mit einem Theile der Truppen wieder nach Dresden um, und überließ dem Könige von Neapel die Sorge, das im Weichen begriffene Heer Blücher's ferner zurückzudrängen. Hievon durch Kundschafter und durch die zahlreichen und trefflichen Streifpartheien, welche im Rücken des Feindes jeden Vortheil wahrnahmen, alsbald unterrichtet, wandte sich auch Blücher sogleich wieder, und beschloß auf den König von Neapel loszugehen. Er zog eine russische Truppenschaar, von dem General Grafen von Pahlen, und bald nachher von dem General Grafen von Saint-Priest befehligt, zur Verstärkung an sich, und wollte den Feind, da das Erdreich zwischen Görlitz und dem Queiß durch waldige Hügel versteckte Märsche begünstigt, links über Ostritz und Löbau umgehen, um dessen Stellung an der Landskrone im Rücken anzugreifen. Schon war Blücher am 8. in Ostritz angekommen, allein der Feind hatte in Herrnhut unter dem

Fürsten Poniatowski eine beträchtliche Truppenschaar, die sich zwar auf Löbau zurückzog, dort aber am 9. gegen die russischen Truppen unter Saint-Priest eine Zeitlang Stand hielt, und erst in der Nacht auf Bautzen wich, wohin unterdeß auch der König von Neapel aus der Gegend von Görlitz eiligst zurückgegangen war. Am 10. September hatte Blücher sein Hauptquartier in Herrnhut, und vereinigte sich hier mit dem österreichischen General Grafen von Bubna, welcher 10,000 Mann aus Böhmen über Zittau herbeiführte, und links nach Schluckenau vorrückte. Um den Feind aus Bautzen zu vertreiben, wurde Langeron durch das Gebirge über Schirgiswalde gegen Neustadt beordert, während York nach Rumburg zog, und Sacken unmittelbar vor Bautzen stand. Der König von Neapel, in seinem Rücken bedroht, zog sich hierauf am 12. von Bautzen nach Bischofswerda zurück, lehnte seinen rechten Flügel bei Lilienstein an die Elbe, und nun stand auf dieser Seite des Stromes die französische Macht in einem Halbkreise, der sich abwärts über Neustadt, Bischofswerda, Kamenz, Königsbrück und Großenhain erstreckte, nahe vereinigt um Dresden her, den Mittelpunkt ihrer Stärke und Bewegungen. Diesem Halbkreise zu nahen, wurde für jedes einzelne Heer um so gefährlicher, je näher derselbe zusammenrückte, und je weiter die andern Heere der Verbündeten noch entfernt standen. Ihre Vereinigung aber, die nur vorwärts auf dem linken Ufer der Elbe durch gemeinsame Machtbewegungen geschehen konnte, unterlag noch großen Schwierigkeiten. Das Nordheer hatte zwar am 6. September gegen den Marschall Ney, welchen der französische Kaiser neuerdings mit 77,000 Mann zu einem Versuch auf Berlin vorgesandt, einen zweiten Sieg bei Jüterbogk und Dennewitz errungen, allein es fehlte viel, daß dieses Heer zu einem kühnen Vordringen über die Elbe bereit gewesen wäre. Das Hauptheer in Böhmen hatte große Verluste zu ersetzen, und auf seine leichte und rasche Beweglichkeit war bei seiner zusammengesetzten Masse und den vorliegenden Oertlichkeiten überhaupt wenig zu rechnen. Napoleon aber schien in Dresden ganz darauf gefaßt, dasjenige Heer der Verbündeten, welches zuerst sich hervorwagte, mit gesammter

Macht anzugreifen, und zu erdrücken, ehe die andern zu Hülfe kommen könnten. Unter solchen Umständen durfte auch Blücher nicht weiter vordringen, sondern mußte wie bisher jeden Augenblick bereit bleiben, im Fall Napoleon gegen ihn hervorbräche, dem Kampf auszuweichen. Er nahm daher den 15. September sein Hauptquartier in Bautzen, und der größte Theil seiner Truppen bezog daselbst ein Lager. Hier trat bis zum 22. September ein Stillstand in den Kriegsbewegungen ein, während dessen jedoch der kleine Krieg von Kosacken und andern leichten Truppen in vielen glücklichen Zügen und Gefechten nur um so lebhafter fortdauerte; für die übrigen Truppen wurde die kurze Rast zur Ausbesserung der Waffen und des Fuhrwerks, zum Ersatz der fehlenden Bekleidung, und zur Beischaffung alles anderen Kriegsbedarfs eifrig benutzt. Blücher indeß erwartete voll Ungeduld die Beschlüsse aus dem großen Hauptquartier; er hatte sowohl in dieses, als in das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden vertraute Offiziere gesandt, welche ihn von dem Nöthigen sogleich unterrichten sollten. Die verbündeten Herrscher verfolgten mit Entschlossenheit und Eifer den gemeinsamen Zweck, und wünschten der Kriegsführung allen möglichen Nachdruck zu geben; weniger Entschiedenheit glaubte man bei dem Kronprinzen von Schweden zu sehen, welchen Rücksichten und Zweifel mancher Art zu hemmen schienen. Daß er seine besonderen Verhältnisse, unter denen er mitkämpfte, scharf im Auge behielt, durfte seiner Staatsklugheit zum Lobe gereichen, aber dem Feldzuge nicht immer zum Vortheil. Bei den neuen Verabredungen, die zu nehmen waren, konnte dieser Umstand nicht außer Acht bleiben, und Blücher insbesondere hob ihn hervor. Schon war die Absicht, das schlesische Heer, welches nach den angestrengten Märschen und häufigen Gefechten nur noch 65,000 Mann stark war, zur Verstärkung des Hauptheeres nach Böhmen zu ziehen, und dann von hieraus, indem Blücher die Bahn bräche, vereint in Sachsen vorzudringen; der General Graf von Bennigsen sollte mit 57,000 Mann, die er aus Polen heranführte, in den von dem schlesischen Heere verlassenen Raum einrücken. Hauptsächlich der russische Kaiser betrieb diesen Plan, sowohl aus

persönlicher Vorliebe für Blücher, den er in seiner Nähe zu haben wünschte, als auch in der Hoffnung, durch ihn die kriegerische Thätigkeit allgemeiner zu beleben. Allein Blücher selbst, als er die Sache vernahm, war nicht ohne Besorgniß, jene Verbindung möchte im Gegentheil seiner eignen Thätigkeit mancherlei Hemmung bringen, auch kam in Betracht, daß Bennigsen schneller und sicherer aus Schlesien gradesweges nach Böhmen zu dem Hauptheere ziehen, als Blücher aus der Nähe des Feindes weg durch den beschwerlichen Gebirgsumweg diesen Marsch ausführen konnte. Der Kaiser indeß wiederholte den Vorschlag, und Blücher, der schon befürchtete, derselbe möchte zum Befehl werden, sandte durch einen vertrauten Offizier die schriftliche Erörterung seiner Bedenken, und wie viel rathsamer es sein dürfte, daß er in der einmal genommenen Richtung fortschritte, und quer durch Sachsen vorwärts seine Vereinigung mit dem Hauptheere auf dem jenseitigen Elbufer zu bewirken suchte, wo er schnell genug einzutreffen versprach; zugleich ließ er vorstellen, wie nöthig es sei, den Kronprinzen von Schweden nicht vereinzelt sich selbst zu überlassen, sondern ihn aus seinem bisherigen Zaudern und Zurückhalten durch Anschließung in den Kreis der wirksameren Thätigkeit mitfortzureißen. Diese Ansicht fand Genehmigung, das schlesische Heer blieb, zur großer Zufriedenheit Blücher's, in seiner bisherigen Bahn, und nach Böhmen zog Bennigsen. Es wurde beschlossen, mit dem Hauptheere, sobald dieser angelangt, durch das Erzgebirge dem Feinde in den Rücken zu gehen, und ihm, wenn er dadurch Dresden und die Elbe zu verlassen genöthigt worden, in den Ebenen von Sachsen eine Schlacht zu liefern, zu welcher das schlesische Heer und das Nordheer von ihrer Seite einzutreffen hätten. Die verschiedenen Streitmassen, durch welche das französische Heer umfaßt werden sollte, dünkten auf solche Weise jede für sich stark genug, um den Anfall Napoleon's eine Zeitlang allein auszuhalten. Blücher bekam den Auftrag, gegen Dresden und Pirna vorzudringen, und auf seiner Seite den Feind in Spannung zu erhalten, um dessen Aufmerksamkeit von dem Zuge des Hauptheeres abzulenken: für ihn selbst und seine Vertrauten aber bildete

sich daraus die größere Aufgabe, nach Maßgabe der Umstände in schnellen Märschen rechts die Verbindung mit dem Nordheere zu gewinnen, und zugleich mit diesem über die Elbe zu gehen; eine Aufgabe, deren Lösung aber mancherlei Schwierigkeiten noch im Wege standen.

Blücher mochte nicht lange ruhen. Er und Gneisenau folgten dem Grundsatze, man müsse den Feind immerfort angreifen, durch Gefechte schwächen, und den eignen Verlust nicht scheuen, damit, bei gleicher Abnahme, das Uebergewicht der Verbündeten um so stärker hervorträte, welches nach ungefährer Schätzung schon jetzt, da der Feind größere Verluste und mindere Verstärkungen empfangen, gegen 100,000 Mann betrug. Er lud den General Grafen von Tauentzien, der mit 20,000 Preußen, dem Nordheere mehr angereiht als angehörig, an der Mittelelbe stand, zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen den König von Neapel ein, der die Gegend von Großenhain besetzt hielt. Tauentzien rückte sogleich vor, und hatte am 19. September bei Mühlberg an der Elbe ein glückliches Reitergefecht, worin 3 französische Reiterregimenter fast ganz vernichtet wurden. Durch diesen Unfall aufgeschreckt entzog jedoch der Feind sich dem Hauptangriffe. Inzwischen wandte Blücher seine Truppen mehr und mehr rechts über Kamenz gegen Großenhain, den Feind täuschend, als rücke die Stärke des schlesischen Heeres in der Richtung von Bautzen über Bischofswerda heran. Ein besonderer Umstand bestärkte diese Täuschung. Napoleon war am 16. September neuerdings in Böhmen eingebrochen, und bei dieser Gelegenheit der Major von Blücher, Sohn unseres Feldherrn, an der Spitze seines Husarenregiments fechtend, schwerverwundet in Gefangenschaft gerathen. Der Vater, von dem Schicksale des Sohnes benachrichtigt, schrieb ihm, und ließ am 20. September durch einen Trompeter den Brief offen bei den französischen Vorposten abgeben; aus kluger Vorsicht jedoch, um nicht seinen Aufenthalt zu verrathen, hatte er als Ort Bischofswerda gesetzt. Nun zweifelte Napoleon nicht, daß derselbe in dieser Richtung anrücke, und brach ungesäumt auf, denselben mit Macht zurückzuwerfen. Gleich am folgenden Tage gegen Abend fiel er auf die preu-

ßische Vorhut in Bischofswerda, die, nur 4 Bataillons stark, vor 30,000 Mann in die Stellung von Förstchen unfern von Bautzen zurückwich. Am 22. rückte er mit noch größerer Truppenstärke gegen diese Stellung an, aber mit Vorsicht und nicht ohne Verlust, den die Reiterei der Verbündeten ihm verursachte. Am 23. zog er noch immer neue Truppen heran, allein verzweifelnd, das schlesische Heer zur Schlacht zu bringen, und durch die Bewegungen des Hauptheeres der Verbündeten wieder nach Dresden gerufen, kehrte er Abends dahin zurück. Ihm folgte ein Theil der Truppen. Blücher hatte ihnen auf dem Rückwege noch einen Streich zugedacht, er selbst war auf der Höhe von Förstchen, um den Feind von vorn zu erwarten, oder auch selbst anzugreifen, während Sacken von Kamenz über Marienstern gegen Bischofswerda heranziehend ihn im Rücken nehmen sollte, jedoch die Sache mißlang, weil die Truppen sich verspäteten und des Weges verfehlten, und erst am 24. vor Bischofswerda erschienen, wo der Feind unterdeß schon abgezogen war.

Am 25. war das Heer von Bennigsen bei Zittau vollständig eingetroffen, dem rechten Flügel des Hauptheeres angereiht, und jetzt konnten die verabredeten großen Bewegungen mit Kraft beginnen. In dem Hauptquartiere des schlesischen Heeres wurde nun der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit offenbar. Hier war der eigentliche Kern der Kriegsführung; der thätige Anstoß und das fortreißende Beispiel waren hier. Vor Allen ragte Blücher selbst hervor in rücksichtsloser Unerschrockenheit, in unaufhaltsamem Vorwärtsstreben; sein Generalquartiermeister, sein Generalstab, vereinigten mit der tüchtigsten Gesinnung die auserlesenste Kriegskunst; er benutzte die Einsicht, die klugen Anschläge und genauen Berechnungen, die ihm von daher dargeboten waren, mit uneifersüchtiger Beachtung, und beseelte sie mit seiner heldenmüthigen Entschlußkraft, die das ganze Heer ergriff und fortriß. Das schlesische Heer ließ bei Bautzen 8000 Mann unter dem General Fürsten Schtscherbatoff zur Beobachtung stehen, und rückte rechts gegen die Elbe vor. Zuerst griff Sacken am 27. September die Franzosen in Großenhain unvermuthet an, trieb sie nach

Meißen zurück, und unterhielt dort die folgenden Tage ein lebhaftes Geschützfeuer. Hinter diesem verdeckenden Angriffe zog Blücher mit York und Langeron in starken Märschen rechts ab, erreichte am 1. Oktober Herzberg, am 2. die Gegend von Jessen, nahe dem Einflusse der schwarzen Elster in die Elbe, wo sogleich in der Nacht bei dem Dorfe Elster von 72 russischen Leinwandpontons, die am 26. September von Görlitz über Hoyerswerda nach Elster abgegangen waren, eine Schiffbrücke, und gleich daneben eine zweite Brücke auf Pfahlstützen über die Elbe geschlagen wurde, und am 3. in der Frühe das Heer überzugehen begann. Schon von Bautzen hatte Blücher durch den Major Rühle von Lilienstern die Generale Tauentzien und Bülow von seinem Vorhaben, am 3. Oktober über die Elbe zu gehen, benachrichtigt, und sie fragen lassen, wiefern er, im Fall unerwarteter Bedrängnisse, auf ihre Mitwirkung rechnen dürfe, selbst wenn der Kronprinz den Befehl dazu nicht ertheile? Die beiden Generale antworteten günstig, doch wurde auf Bülow's Rath der Kronprinz von Blücher's Vorhaben in Kenntniß gesetzt, und ihm der Vorschlag gemacht, auch seinerseits über die Elbe zu gehen, und gegen Leipzig vorzurücken, da beide Heere dann stark genug sein würden, sich auf dem linken Elbufer zu behaupten. Der Kronprinz stimmte unerwartet dem Unternehmen lebhaft bei, und versprach seine Theilnahme, allein er glaubte den 3. Oktober allzuvoreilig anberaumt, und die Ausführung noch keineswegs so nahe, unterließ daher seinerseits alle Anstalten, und blieb einstweilen in Koswig stehen. Ihm gegenüber in Wörlitz stand der französische General Bertrand, und da dieser von den Anstalten bei Elster vernahm, und auf der Seite des Kronprinzen alles ruhig sah, so trug er kein Bedenken, mit 20,000 Mann schon am 2. Oktober nach dem bedrohten Punkte zu eilen, und gegenüber von Elster eine Stellung zu nehmen, aus welcher sein Geschütz noch denselben Abend die preußischen Brückenarbeiter bestrich, ohne jedoch das Werk in der Nacht hindern zu können. Diese Stellung umfaßte die Dörfer Bleddin, Globig und Wartenburg, und war, als ein günstiger Uebergangspunkt, schon früherhin sorgfältig verschanzt worden, besonders bot das Dorf Warten-

burg durch die Gewässer und Dämme eine fast unangreifbare Feste dar. Blücher, zwar für sich allein auf dem linken Elbufer großer Gefahr ausgesetzt, wollte von seinem Unternehmen nicht ablassen, sandte einen Offizier mit der Nachricht seines Ueberganges und mit neuer Aufforderung an den Kronprinzen, und ließ die Truppen unverweilt ihren Zug über die Brücke fortsetzen. Die Stärke des Feindes in Wartenburg und die feste Beschaffenheit dieses Ortes selbst waren noch nicht gehörig erkundet, aber Blücher sah ein, daß alles darauf ankam, den Feind hier zu vertreiben. Yorck war mit seinen Truppen an der Spitze; singend das alte Lied von Prinz Eugenio waren sie über die Brücke gezogen, Blücher hielt drüben, und rief den Ankommenden zu: „Vorwärts, Kinder! und gut ausgehalten! Die Brücke lass' ich hinter uns abbrennen!" Einige Stimmen antworteten mit Jubel, andere aber mit Murren, und einige Soldaten riefen unwillig, so brauche man ihnen nicht zu kommen, sie würden ihre Schuldigkeit thun ohne zu fragen, ob hinter ihnen die Brücke stehe oder brenne. Freudig eines Muthes, der solche Zurechtweisung an den Feldherrn richten durfte, rief Blücher zutraulich herzhaft: „Nun, seid nur klug, Kinder! So hab' ich's auch gar nicht gemeint; wir kennen einander schon!" Und so entließ er sie zum Angriff. Yorck gab dem Prinzen Karl von Mecklenburg den Befehl, das Dorf Bleddin wegzunehmen, und alsdann das Dorf Wartenburg in des Feindes rechter Seite zu umgehen, gegen welches der General von Horn auf einem der Elbdämme in gerader Richtung anrückte. Es entstand ein hartnäckiges, mörderisches Gefecht, das vier Stunden andauerte; Bleddin wurde genommen, aber die Umgehung verzögerte sich; es war schon 3 Uhr Nachmittags. Da wurde der General von Horn ungeduldig, rief seinen Leuten zu: „Bursche, ein Hundsfott, wer nun noch einen Schuß thut; Vorwärts mit dem Bajonet!" und unaufhaltsam drang der Sturm, trotz eines Hagels von Kartätschen, über den schmalen Damm in die Verschanzungen des Feindes, mit ihm zugleich durch Gräben und Verhaue in das Dorf; die Franzosen verloren über 3000 Mann, worunter 1000 an Gefangenen, von 60 Stücken Geschütz 11,

nebst 80 Pulverwagen, und zogen in Eile gegen Wittenberg und Kemberg zurück. Nur wenige Reiterei war zur Hand, die mit Erfolg den Abziehenden nachsetzte; der größte Theil war noch auf dem rechten Elbufer zurück, und kam erst spät an den Feind. Auch Sacken konnte von Meißen in angestrengten Märschen erst gegen Abend eintreffen. Die Verbündeten hatten 2000 Todte und Verwundete, ein Verlust, der größtentheils den York'schen Truppen angehörte, die fast allein das Gefecht bestanden hatten. Stundenlang waren diese tapferen Truppen dem feindlichen Geschützfeuer ausgesetzt geblieben, ehe das eigne Geschütz herangebracht werden konnte; die schlesische Landwehr und das zweite Bataillon vom Leibregiment hatten sich besonders ausgezeichnet. Die Kühnheit und Schwierigkeit dieses Elbüberganges, der Heldenmuth, welchen die Truppen und Anführer dabei bewiesen, und die Wichtigkeit des Erfolges selbst, machen den Sieg von Wartenburg zu einem der denkwürdigsten der neueren Kriegsgeschichte, der sich mit Recht für immer dem Namen York fortan verknüpft.

Der Kronprinz von Schweden, von Blücher's Ernst unterrichtet, ging am 4. Oktober bei Acken und Roslau nun gleichfalls über die Elbe, und folgte den Truppen des Marschalls Ney, der sich vor ihm gegen Leipzig zurückwandte. Der Kronprinz lobte in seinen Kriegsberichten Blücher's kühnen Marsch und tapfre Schlacht, und verhieß demselben darauf thätiges Zusammenwirken von Seiten des Nordheeres. Allein Blücher glaubte, fürerst nur noch seinen eignen Kräften trauen zu müssen, und in sofern war seine Lage nicht ohne große Gefahr. Um Haltung auf dem linken Elbufer und Sicherheit des Rückzugs zu haben, beschloß er die Linie zwischen Wartenburg und Bleddin durch ein verschanztes Lager zu 150 Kanonen in Vertheidigungsstand zu setzen, und sogleich am 4. Oktober ließ er 4000 Arbeiter aus dem Heere zu diesem Werk aufbieten, welches am 10. fertig sein sollte. Er selbst indeß rückte vorwärts am 5. und 6. bis an die Mulde, wo das schlesische Heer rechtshin dem Nordheere sich anreihte. York machte jetzt den rechten Flügel, Sacken den linken, der Feind zog sich auf Delitzsch und

Eilenburg zurück. Sacken's leichte Reiterei streifte aufwärts zwischen der Elbe und Mulde über Mokrehna bis jenseits Wurzen, sandte durch eine Kosackenschaar hinter dem Rücken des Feindes die Nachricht von dem Vorrücken des schlesischen Heeres zu dem Hauptheere nach dem Erzgebirge, und machte auf der Verbindungsstraße des französischen Heeres zwischen Leipzig und Dresden binnen wenigen Tagen über 1000 Gefangene. Die französischen Heertheile der Generale Bertrand und Reynier, unter dem Oberbefehle von Ney, standen 40,000 Mann stark bei Leipzig und Wurzen, und starke Truppenzüge von Dresden und Altenburg konnten die französische Macht hier schnell vermehren. Das schlesische Heer war etwa 60,000 Mann stark, sein Rückhalt bei Wartenburg noch nicht vertheidigungsfähig, und seine kühne und drohende Stellung, im Falle Napoleon mit ganzer Macht sich ihm entgegenwarf, höchst bedenklich. Blücher hatte deßhalb am 7. Oktober mit dem Kronprinzen von Schweden in Mühlbeck an der Mulde eine Zusammenkunft, um sich mit demselben über gemeinsame Maßregeln näher zu verständigen. Die beiden Feldherren wußten keiner die Sprache des andern, indeß wurde durch Vermittelung die Abrede getroffen, mit beiden Heeren auf Leipzig vorzudringen, und hier dem Feinde, falls er Stand hielte, am 9. oder 10. eine Schlacht zu liefern. Blücher schickte sich bereits zur Ausführung an, als plötzlich durch den Major von Falkenhausen die Nachricht kam, Napoleon sei am 7. Oktober, nachdem er Blücher'n, den er noch immer in Bautzen geglaubt, so unvermuthet diesseits der Elbe in seinem Rücken vernommen, von Dresden aufgebrochen, und rücke auf der Straße von Meißen nach Leipzig mit aller Macht heran. Das Nordheer war um ein Drittheil stärker als das schlesische, und beide zusammen durften der Stärke, welche Napoleon in den nächsten Tagen bei Leipzig vereinigen konnte, wohl gewachsen sein. Blücher war daher der Meinung, derjenige Theil, welchen Napoleon zunächst angriffe, sollte sich auf seinen Uebergangsort an der Elbe, das Nordheer zwischen Mulde und Saale in den Brückenkopf von Roslau, das schlesische zwischen Mulde und Elbe in die Verschanzungen von Wartenburg zurückziehen,

der nichtangegriffene Theil aber sogleich den Feind selbst in der Flanke und im Rücken angreifen. Der Major Rühle von Lilienstern aber, welchen Blücher mit jener Nachricht zu neuen Verabredungen an den Kronprinzen nach Jeßnitz gesandt, kehrte am 9. Oktober Morgens mit der Botschaft wieder, der Kronprinz wolle auf das rechte Elbufer zurückgehen, und nur unter dem Beding auf dem linken bleiben, wenn Blücher mit ihm vereint über die Saale ginge, um hinter derselben eine Stellung zu nehmen. Nach einer kurzen Berathung mit Gneisenau nahm der preußische Feldherr den auffallenden, kühnen, aber für ihn auch besonders mißlichen Vorschlag an, gab seinen Rückhalt an der Elbe bei Wartenburg willig auf, um nur das Nordheer auf das linke Elbufer herüberzuziehen, und ertheilte ungesäumt Befehl zum Aufbruch. Vielleicht hatte der Kronprinz gar nicht erwartet, daß Blücher ohne vorhergepflogene Rücksprache mit dem großen Hauptquartier die Verantwortlichkeit für eine so gewagte Bewegung auf sich nehmen würde. Der Uebergang über die Mulde geschah noch am nämlichen Tage bei Jeßnitz und Düben, nicht ohne Gefahr jedoch für Sacken, der bei Eilenburg und Mokrehna mit dem andringenden Feinde noch im Gefechte stand, als ihn, durch Schuld eines Offiziers um drei Stunden verspätet, der Befehl erreichte, mit seinen Truppen dem Heertheile Langeron's über Düben auf das linke Ufer der Mulde zu folgen; schon aber war der Feind im Besitz der Straße nach Düben, denn Langeron hatte in der Meinung, die anrückenden Truppen seien der erwartete Heertheil von Sacken, bereits diesen Ort selbst geräumt, wo die Franzosen noch eine Anzahl Nachzügler und einzelne Offiziere nebst Pferden und Packwagen der Langeron'schen Truppen fanden; hiedurch war Sacken von dem übrigen Heere getrennt und zwischen zwei feindlichen Truppenzügen in sehr gefahrvoller Lage; doch seine Entschlossenheit half ihm bald aus dieser Klemme, er wußte den Feind in Scheu zu erhalten, zog dann in angestrengtem Marsche die ganze Nacht hindurch im Halbkreise um Düben herum, und konnte in der Frühe am 10. glücklich seinen Uebergang über die Mulde ausführen. Die Brücken wurden zerstört, und Napoleon, der Abends

in Düben anlangte, fand das schlesische Heer jenseits der Mulde schon vereinigt mit dem Nordheere.

Neue Schwierigkeiten erhoben sich hier für Blücher. Der Kronprinz von Schweden hatte bereits Halle durch den General Grafen Woronzoff besetzen lassen, und sollte nun rechts dahin nachrücken, und Blücher ihm rechts angeschlossen an die Saale folgen. Allein jener fand nun Bedenken, sich von der Elbe zu trennen, und dadurch seiner unmittelbaren Verbindung mit Schweden, mit seinen nordwärts zurückgebliebenen oder in einzelnen Entsendungen vertheilten Truppen, für eine Zeitlang zu entsagen; er wollte daher den linken Flügel, die Stellung zunächst der Elbe, dem Nordheere vorbehalten, und verlangte, Blücher solle mit dem schlesischen Heere an jenem vorbei auf den rechten Flügel rücken; die Nachtheile, welche der Kronprinz für sich vermeiden wollte, wurden dadurch Blücher'n in nur größerem Maße zugemuthet, denn wenn jener in Bezug auf die nahe Mark jene Erstreckung mißlich fand, wie sehr mußte es dann dieser in Bezug auf das ferne Schlesien? Indeß Blücher scheute kein Opfer; um nur das Zusammenwirken der beiden Heere zu erhalten, und Bruch und Trennung zu verhüten, gab er dem Verlangen nach, und ließ noch am 10. Mittags die beiden Heertheile von York und Langeron nach Zörbig vorrücken, während Sacken mit dem seinigen noch bei Jeßnitz und Raguhn am Ufer der Mulde festhielt. Eine Zusammenkunft, welche beide Feldherren an diesem Tage hatten, lief ziemlich kalt ab; Blücher sah in dem Kronprinzen nur Zweifel und Ungewißheit, und traute demselben nicht den entschlossenen Willen zu, an einer sich darbietenden Schlacht mit Aufbietung aller Kräfte unbedingt Theil zu nehmen. Man hatte von den möglichen Zwecken und Schritten des Feindes verschiedene Ansichten, und daher nicht dieselbe Meinung über die eigenen Maßregeln; indeß wurde verabredet, bei Wettin über die Saale zu gehen, und auf dem linken Ufer sich aufzustellen. Der Kronprinz versprach, bei Wettin eine Brücke schlagen zu lassen, und alles zum Uebergange vorzubereiten. Hiernach setzte sich am 11. Oktober das schlesische Heer in Bewegung, York und Langeron von Zörbig, Sacken über Radegast von

der Mulde her, wo zur Sicherheit einige Truppen stehen blieben. Schon um Mittag aber kam die Nachricht, bei Wettin sei nicht allein keine Brücke geschlagen, sondern auch nicht die geringste Kunde von einem solchen Vorhaben. Zwar hatte Blücher aus Vorsorge, um eine zweite Brücke schlagen zu können, auch seine Pontons dorthin gesandt, allein deren Ankommen verzögerte sich in den schlechten Wegen, und für den Augenblick war kein Uebergang möglich. Höchst aufgebracht beschloß Blücher, der sich gerade auf der Straße befand, die auf dem rechten Ufer der Saale von Magdeburg nach Halle führt, ohne Verzug mit den Truppen von York und Langeron auf dieser Straße die ganze Nacht durch bis Halle vorzurücken und dort überzugehen; während dies vollführt wurde, behielt Sacken mit seinem Heertheile die erste Richtung, und rastete bei Wettin, bis daselbst der Uebergang bereitet war. Hier gingen sodann auch von dem Nordheere der General von Bülow mit dem preußischen Heertheile und der General von Winzingerode mit dem russischen über die Saale, bei Alsleben aber der Marschall von Stedingk mit dem schwedischen. So war denn die vereinigte Heeresmacht auf's neue dem Angriffe Napoleon's, wie früher über die Mulde, so jetzt auch noch über die Saale ausgewichen, und dieser, der über den ersten Fluß nachzudringen vielleicht bereit gewesen, fand nicht rathsam, über den zweiten hinaus seine Truppen, deren er gleich in der Nähe zu einer Schlacht gegen das vordringende Hauptheer bedürfen konnte, auf ungewisse Weite zu erstrecken. Schon am 10. Oktober in Düben angelangt, und die folgenden Tage bis zum 14. dort verweilend, leitete er bereits neue Bewegungen, deren Zweck nach Maßgabe der unsichern Nachrichten und irrigen Ansichten, die er über die feindlichen Bewegungen hatte, mehrmals schwankte, aber ohne Zweifel, bei gelungener Durchführung nach der einen oder nach der andern Seite, mit den größten Folgen verknüpft gewesen wäre. Eine Truppenmacht von 4 Heertheilen richtet er plötzlich in angestrengten Märschen auf die Elbe, 30,000 Mann auf Wittenberg, 20,000 auf Dessau, 15,000 auf Wartenburg, ein allgemeines Vorrücken seiner ganzen Heereskraft verkündet sich in dieser Richtung.

Ein Theil dieser Truppen unter dem General Reynier geht bei Wittenberg über die Elbe, und vertreibt den General von Thümen, welcher mit einer preußischen Truppenschaar diese Festung berennt hielt, stromabwärts auf dem rechten Elbufer gegen Roslau. Tauentzien geht mit seinem Heertheile hier schnell auf das rechte Ufer zurück, nimmt die Truppen von Thümen auf, und eilt sich auf die Straße von Berlin, zwischen den Feind und diese bloßgestellte Hauptstadt zu werfen. Auf dem linken Elbufer rücken die Franzosen unter Ney gleichzeitig nach Dessau und gegen den Brückenkopf von Roslau vor, und dieser, wie auch der Uebergang bei Wartenburg, von Bertrand besetzt, sind schnell in ihrer Hand. Dies alles ist bereits am 11. geschehen.

Große Bestürzung verbreitete sich bei dieser Nachricht. Der Kronprinz von Schweden, in dessen Hauptquartiere die verschiedenartigsten Besorgnisse sich kreuzten, war überzeugt, der französische Kaiser dringe mit gesammter Macht auf das rechte Elbufer vor, und wolle ganz und gar den Kriegsschauplatz wechseln; ein Streich auf Berlin war als unfehlbar anzunehmen, manch andere Schläge standen in seiner Gewalt. Der Kronprinz, um vor allem den Norden und seine Rückzugslinie zu sichern, ließ ungesäumt sein ganzes Heer aufbrechen, um bei Acken, wo er seine Schiffbrücke hatte, über die Elbe auf das rechte Ufer zurückzugehen, und da er mit dem Nordheere allein dort die Gesammtmacht Napoleon's nicht bestehen zu können glaubte, so beschloß er, das schlesische Heer nachzuziehen. Er theilte Blücher'n am 12. Oktober seine Nachrichten und seinen Entschluß mit, und forderte ihn auf, demselben beizutreten. Seine Majestät der Kaiser Alexander, sagte er in seinem Schreiben, hätten ihm eröffnet, daß Blücher in gewissen Fällen unter seinen, des Kronprinzen, Befehlen stehen solle; da nun ein solch wichtiger Fall eingetreten sei, so mache er davon Gebrauch, um Blücher'n zu ersuchen, mit dem schlesischen Heere dem Zuge an das rechte Ufer der Elbe ungesäumt zu folgen. Als diese Botschaft in Blücher's Hauptquartier zu Halle am 13. Oktober einlief, regte sie daselbst die gewaltigste Bewegung auf. Ganz andere Ansichten und Gesinnungen herrschten hier, in

Betreff des Feindes sowohl wie auch des Kronprinzen selbst, als daß ein Ansinnen jenes Inhalts hier Raum und Folge hätte hoffen dürfen. Blücher war längst unwillig über die Maßregeln des Kronprinzen, der, so wurde geklagt, bei jedem Vorschlage schwierig, in jeder Ausführung säumig, dem schlesischen Heere nur Hemmung und Gefahr bringe; jener hatte deßhalb schon den Vorsatz gefaßt, fernerhin für sich allein zu handeln, und nur seinen Beschluß dem Kronprinzen anzuzeigen, nicht aber Rücksprache mit demselben zu nehmen; eine Mitwirkung hoffte er eher von den Befehlshabern der einzelnen Heertheile, den Generalen von Bülow und Winzingerode, die seine Ansicht und Unzufriedenheit theilten, als von dem Oberfeldherrn, auf den er nicht mehr rechnen wollte. In solcher Stimmung traf ihn nun noch jenes Schreiben. In Betreff des Oberbefehls glaubte Blücher, der von keiner solchen Verabredung gehört hatte, sich keineswegs gebunden, und hielt für angemessen, diesen Punkt schweigend zu übergehen, zumal er wichtige Gründe hatte, in der Sache selbst dem Kronprinzen nicht beizupflichten. Schon am 12. Oktober hatte Blücher durch den General von Saint-Priest mit 12,000 Mann Merseburg besetzen lassen, und auf diesem Wege aus Altenburg von dem durch das Erzgebirge dahin vorgedrungenen Hauptheere Nachricht erhalten, und dadurch die Gewißheit erlangt, daß der König von Neapel diesem Heere fortwährend mit einer bedeutenden Macht gegenüberstehe. So lange dieser nicht über Leipzig nach Wittenberg vorrückte, war demnach die Annahme, daß Napoleon mit dem ganzen Heere auf das rechte Elbufer übergehe, noch zweifelhaft. Am 13. bestätigte sich nicht nur jene Nachricht von dem Stehenbleiben des Königs von Neapel, sondern die vorgesandten Streiftruppen berichteten auch, daß sich in Leipzig französische Truppen anhäuften, ja daß ein Theil der nach der Elbe vorgerückten bereits wieder gegen Leipzig umkehre. Blücher meldete dies alles dem Kronprinzen, den er zugleich mündlich beschwören ließ, mit dem Nordheere diesseits der Elbe zu bleiben, und die schon übergegangenen Truppen schleunig zurückzurufen, da aller Anschein sei, daß es in der Gegend von Leipzig zu einer Schlacht kommen werde. Wirklich schien

die Absicht Napoleon's keine andere, als durch täuschende Bewegungen das Nordheer auf das rechte Elbufer zu locken, dann selbst schnell umzukehren und mit aller Macht das Hauptheer anzugreifen, ehe jenes wieder zur Hülfe da sein könnte. Doch was die Mahnungen Blücher's bezweckten, hatte der Feind selbst unterdessen schon bewirkt. Die bei Wittenberg übergegangenen Franzosen waren auf dem rechten Elbufer nicht nur bis zur Brücke von Roslau, sondern noch weiter abwärts bis zur Brücke von Acken vorgedrungen, hatten die Zerstörung auch dieser Brücke verursacht, und dem Kronprinzen dadurch unmöglich gemacht, seinen Vorsatz auszuführen. Er mußte auf dem linken Elbufer ausdauern, nahm den 13. Oktober eine Stellung bei Köthen, und der äußersten Besorgniß, in welche er sich hier versetzt fühlen konnte, überhob ihn nur die schnelle Bestätigung, daß auch die Franzosen wieder von der Elbe zurückkehrten. Blücher und sein Generalstab hatten richtig geurtheilt; Napoleon selbst verweilte unschlüssig und unthätig in Düben, nur eine geringe Truppenzahl hatte er bei Wittenberg über die Elbe gesandt, aber auch diese schon am 13. schnell zurückgerufen, und am 14. dann mit allen Truppen die Richtung auf Leipzig genommen. Was er durch die Bewegung an der Elbe gewollt, ist zweifelhaft geblieben; die Zerstörung der Brücken widersprach dem Zwecke, den Kronprinzen von Schweden und vielleicht sogar Blücher auf das rechte Elbufer zu locken, denn diesen blieb nun keine Möglichkeit zu diesem Rückgange; dem andern Vorhaben, die Streitkräfte der Verbündeten auf dem linken Elbufer abzuschließen, und indeß für sich selbst auf dem rechten nach Berlin, vielleicht bis zur Oder vorzubringen, entsprach gleich anfangs der Verlauf der Bewegungen nicht. Ob der Kleinmuth seiner Umgebungen, die Nachrichten von dem Abfalle Baierns, oder die von dem Vorrücken des Hauptheeres gegen Leipzig, oder alles dieses vereint, den Entwürfen Napoleon's entgegengetreten, und ihn vier Tage in Düben zwischen streitenden Maßregeln schwankend erhalten, bleibt dahingestellt. Jetzt aber war Leipzig entschieden das Ziel aller seiner Bewegungen, von Dresden sollte der Marschall Gouvion-Saint-Cyr, den aber die Befehle nicht

mehr erreichten, mit 30,000 Mann heranziehen, von Erfurt war über Naumburg der Marschall Augerau mit 14,000 Mann eingetroffen, der König von Neapel zog sich mit 36,000 Mann vor dem Hauptheere der Verbündeten dahin zurück. Napoleon selbst führte 120,000 Mann von der Elbe und Mulde herbei.

Den Rückmarsch Napoleon's von der Elbe gegen Leipzig hatte Blücher schleunig in das große Hauptquartier gemeldet, und seine schon früher gethane Zusage wiederholt, daß auf seine Theilnahme zu rechnen sei, wenn das Hauptheer zur Schlacht käme; er wolle dann seinerseits gerade auf Leipzig losgehen, und den Feind dort angreifen. Am 15. Oktober Morgens empfing Blücher in Halle die Nachricht aus dem großen Hauptquartier, am 16. werde der Fürst von Schwarzenberg den französischen Kaiser südlich von Leipzig bei Wachau mit aller Macht angreifen, zugleich aber einen Heertheil auf Lindenau, westlich von Leipzig, auf der Straße von Erfurt vorrücken lassen; er rechne auf Blücher's gleichzeitiges Vordringen, so wie auf das des Kronprinzen von Schweden, um dem Feinde auf keiner Seite die Vereinigung seiner Kräfte zu gestatten. Noch am nämlichen Tage zog Blücher von Halle in der Richtung von Leipzig bis Schkeuditz, und ließ sogleich Saint-Priest von Merseburg gegen Lindenau vorgehen, und das Gerücht ausbreiten, das ganze schlesische Heer rücke in dieser Richtung an. Er gab dem Kronprinzen von Schweden von seiner Bewegung Nachricht, und hoffte, derselbe würde gleichfalls noch bis Delitzsch gegen Leipzig vorrücken, um zur bevorstehenden Schlacht am 16. da zu sein; doch hoffte er nicht stark genug, um sich auf Verabredung gemeinsamer Maßregeln einzulassen, sondern blieb gefaßt, für sich allein das Unternehmen zu bestehen. In der That rückte der Kronprinz mit dem Nordheere noch am 15. seitwärts nach dem Petersberge, und erst am 16. in die von Blücher verlassenen Quartiere nach Halle, um 3 und 4 Meilen hinter dem schlesischen Heere zurück. Blücher indeß, auf die Gefahr, die ganze Macht Napoleon's, dessen Stützpunkt er am nächsten bedrohte, gegen sich anrücken zu sehen, und geschlagen zu werden, eilte den Feind aufzusuchen, überzeugt, daß dem

Ganzen dennoch zum Vortheil gereichen würde, was ihm insbesondere vielleicht nachtheilig ausfiele.

Am 16. Morgens, von Schkeuditz vorrückend, entdeckte Blücher von den Höhen von Lützschena eine feindliche Macht, deren Stellung sich von Hohen-Ossig und Podelwitz bis Lindenthal zu erstrecken schien. Die Stärke des Feindes, auf dessen linker Seite der Wald von Lindenthal einen Vorhang zog, war nicht zu beurtheilen. Die Dörfer Freienrode und Radefeld waren vom Feinde besetzt. Im Falle das Nordheer, gemäß der aus dem großen Hauptquartier ergangenen Anordnung, von Delitzsch gegen Leipzig vorrückte, durfte Blücher den vorstehenden Feind, der bald Beschäftigung genug mit jenem Heere finden mußte, in seiner linken Seite stehen lassen, und an demselben vorüber unaufgehalten gerade auf Leipzig fortziehen, allein Lord Stewart, großbritannischer Bevollmächtigter im Hauptquartiere des Kronprinzen, traf von daher mit der Nachricht ein, daß dieser nicht von Delitzsch herankomme, sondern rückwärts in Halle sei. Demnach mußte Blücher jetzt fürerst gegen den nächsten Feind seinen Angriff wenden. Die Reiterei war überall voraus, und erforschte die feindliche Richtung und Stärke. Langeron, dem Saint-Priest von Merseburg vorwärts auf das rechte Ufer der Elster wieder zugezogen war, rückte links über Freienrode und Radefeld, die der Feind ohne Widerstand verließ, gegen die Anhöhe des letzteren Ortes vor, wo sich alsbald ein Geschützfeuer erhob; Sacken folgte ihm als Rückhalt. York ließ seinen Vortrab an der Elster gegen Leipzig gerichtet, und zog mit dem Haupttrupp gleichfalls links gewandt zum Angriff gegen Lindenthal. Blücher vermuthete die Stärke des Feindes in der Richtung gegen Hohen-Ossig, und beschloß vorsichtig, mit dem Heertheile von Sacken bei Radefeld stehen zu bleiben, bis durch die angeordneten Bewegungen sich die Lage der Sachen aufgeklärt hätte. Dies erfolgte bald. Die Franzosen verließen die Anhöhe von Radefeld, und zogen über Lindenthal zurück, bis endlich eine Stunde vorwärts von Leipzig ihre Schlachtordnung in starker Linie sich entwickelt zeigte. Der Marschall Marmont stand mit seinem Heertheile, 20,000 Mann stark, auf den vortheilhaften An-

höhen, zwischen dem Dorfe Euteritzsch, auf welches sein rechter Flügel sich stützte, und den Niederungen der Elster, welche seinen linken Flügel deckten, vor welchem er das Dorf Möckern stark besetzt hielt. York gerieth alsbald mit dem Feind in starkes Kanonenfeuer, und mußte sogleich seine Richtung ändern, Lindenthal in seinem Rücken lassen, und rechtshin gegen die Elster, an seinen Vortrab in gleicher Linie anschließend, dem Feinde die Stirn bieten. Während dieses geschah, rückte Langeron, dem Befehle gemäß, linkshin über Lindenthal hinaus auf die Straße von Delitzsch, traf die feindliche Division Dombrovski, und kam bei den Dörfern Groß- und Klein-Widderitzsch mit ihr zum Gefecht. Dies wurde sehr heftig, besonders als vom Ney'schen Heertheile die Division Delmas aus Leipzig und die Division Souham von Düben her dazukam. Die letztere wich aber bald wieder vom Schlachtfelde, und die Russen rückten vor. Da durch jene Bewegungen das schlesische Heer völlig getheilt war, so ließ Blücher, den Uebelstand wahrnehmend, nach Angabe seines Adjutanten des Majors Grafen von Nostitz, und unter dessen Führung, die Reiterei von Sacken in die weite Lücke zwischen York und Langeron einrücken, zugleich auch Saint-Priest von dem letzteren Heertheile abrufen, und ihn jenseits des Baches, der von Lindenthal nach Euteritzsch fließt, mit 36 Zwölfpfündern zum Angriff auf Marmont's rechten Flügel vorgehen. Langeron selbst mußte sich während des Vorrückens zur Herstellung der geschlossenen Schlachtordnung mehr und mehr rechts an York heranziehen. Unterdeß lastete die ganze Schwere des Kampfes auf York. Er hatte das Dorf Möckern vor dem linken Flügel des Feindes erobert, wieder verloren, auf's neue erstürmt, und nochmals räumen müssen; mit größter Anstrengung rang von beiden Seiten das tapfre Fußvolk um den Besitz des Dorfes, das schon in Flammen stand. Darauf beschloß York, das Dorf nochmals anzugreifen, zugleich aber mit der Hauptstärke rechts vorüber geradezu auf den linken Flügel der feindlichen Stellung loszurücken. Hier war der größte Theil des feindlichen Geschützes, und das Feuer von 50 Kanonen schlug verheerend in die preußischen Reihen, der Angriff stockte, bald drangen

sogar die Franzosen zum heftigsten Angriff hervor, in gedrängten Schaaren mit zahlreichem Geschütz rückten sie an. York rief seinen letzten Rückhalt in's Gefecht, und in erbitterter Hartnäckigkeit hielt sich der Kampf eine Zeitlang unentschieden. Endlich riß die Wirkung des preußischen Geschützes die französischen Massen aus einander, einige Pulverwagen flogen im Gedränge auf, und die dadurch entstehende Verwirrung benutzte York augenblicklich. An der Spitze des nächsten Reiterregiments, der brandenburgischen Husaren, stürmte er mit dem Rufe: „Vorwärts!“ auf den Feind, alle übrige Reiterei folgte, das Fußvolk drang rasch in dichten Schaaren nach, und dieser Augenblick entschied die Schlacht. Die Franzosen, überall geworfen und über einander gestürzt, behielten keine Zeit, sich wieder zu fassen, ihr linker Flügel wurde durch die preußische Reiterei von dem Dorfe Gohlis, seinem nächsten Rückzugspunkte, abgedrängt, und mußte sich rechts gegen Euteritzsch retten, wo der rechte Flügel der Franzosen, der noch nicht im Gefecht gewesen war, ihn aufnahm. Aus Mangel an frischen Truppen war die Verfolgung von Seiten der Preußen nur schwach, und während der Nacht konnte der Marschall Marmont mit allen seinen Schaaren sich hinter dem Bache, der von Euteritzsch nach Gohlis fließt, theils in die hallische Vorstadt von Leipzig, theils auf das linke Ufer der Partha nach Schönfeld zurückziehen. Blücher hatte zwar, sobald er Gewißheit erlangt, daß in der Richtung von Hohen-Ossig kein Feind sei, zur Unterstützung York's auch Sacken mit seinem ganzen Fußvolk von Radefeld aufbrechen lassen, allein dieser sowohl als Saint-Priest, der gegen Euteritzsch anrückte, trafen erst nach Eintritt der Nacht ein, und die Schlacht von Möckern war durch York allein getragen und ausgekämpft. Seine Truppen übernachteten auf dem Schlachtfelde; von 22,000 Mann, die Morgens ausgerückt, waren Abends nur noch 13,000 vorhanden, fast alle höheren Offiziere waren verwundet. Die Franzosen hatten über 2000 Gefangene, 1 Adler, 43 Kanonen und eine Menge Pulverwagen verloren. An Todten und Verwundeten war ihr Verlust nicht geringer, als der preußische. Langeron seinerseits, welcher dem von Düben herangerückten

Feinde die unmittelbare Vereinigung mit Marmont verwehrt, und in glücklichen Gefechten ihn gegen die Partha zurückgeworfen hatte, brachte 11 eroberte Kanonen und viele Pulverwagen. Blücher freute sich des Sieges, den er weniger selbst gefochten, als angeordnet und herbeigeführt hatte; sein kühnes Vordringen, sein entschlossener Angriff, zeigten auch hier wieder in dem schlesischen Heere die einleitende Bewegkraft, deren starker Nachdruck auf die Gesammtheit der Ereignisse, welche die große Schlacht von Leipzig ausmachen, entscheidend überging. Blücher sandte noch von dem Schlachtfelde einen Offizier in das große Hauptquartier, um die Nachricht von dem Siege bei Möckern, und in der Frühe seinen ersten Adjutanten, den Obersten Grafen von der Golz, um den genommenen Adler zu überbringen. Auch dem Kronprinzen von Schweden wurde die Anzeige von dem Geschehenen unverzüglich mitgetheilt. Am 17. Nachmittags auf der Höhe von Gossa empfingen die verbündeten Herrscher diese gute Botschaft. Auch das Hauptheer hatte den Tag vorher in heißem Kampfe gestanden, und bei Wachau angestrengt um den Erfolg gerungen, welchen Napoleon durch Aufbieten aller Kraft einen Augenblick an sich zu reißen schien, und zwar nicht selbst errang, aber zuletzt auch den Verbündeten wenigstens an diesem Tage nicht zugestand. Er hatte von den Truppen Marmont's, den er minder bedroht glaubte, 2 Divisionen Fußvolk und den Marschall Ney selbst zur Unterstützung an sich gerufen, und sie erst Abends, als er den Angriff des schlesischen Heeres vernahm, wieder zurückgesandt. Schwarzenberg verhieß die Erneuerung des Entscheidungskampfes, sobald das russische Heer unter Bennigsen und die österreichische Truppenschaar unter dem Feldzeugmeister Grafen Hieronymus von Colloredo zur Verstärkung eingetroffen wären, und beschied demnach den Kronprinzen von Schweden neuerdings, und Blücher'n, der solcher Aufforderung durch Anerbieten und That immer schon zuvorkam, für den nächsten Tag zur kräftigsten Mitwirkung.

In dem Hauptquartiere des Kronprinzen von Schweden hatte Blücher's Anzeige von der Schlacht bei Möckern großen Eindruck gemacht. Der Aufbruch des Nordheeres entschied

sich erst auf die Botschaft des erfochtenen Sieges. Auf Anregung des großbritannischen Gesandten Lord Stewart sandte der Kronprinz auch noch spät am 16. October den General von Winzingerode mit 5000 Reitern — er hatte 10,000 versprochen, es waren aber kaum die Hälfte — zur Unterstützung Blücher's in dessen linke Flanke vor; sie trafen am 17. früh bei Taucha ein, besetzten diesen Ort, konnten ihn aber gegen Reynier, der mit allen Waffen herbeikam, nicht behaupten. Blücher nahm indeß auf diese Bewegungen keine Rücksicht mehr, er mochte weder die vergangenen Säumnisse jetzt ohne Nutzen ausführlich zur Sprache bringen, noch durch neue Verabredungen die Gelegenheit künftigen Fehltreffens zu seinem Schaden darbieten, sondern verfolgte ruhig und fest seinen Weg für sich. In aller Frühe am 17. saß er zu Pferde, und ritt über das Schlachtfeld vorwärts, um des Feindes Stellung nach dem gestrigen Rückzuge zu erkunden. Die Franzosen hatten wider Vermuthen noch das Dorf Eutritzsch und die Linie des Baches, der von da nach Gohlis fließt, wie auch dieses letztere Dorf stark besetzt. Erst als Blücher das Dorf Eutritzsch durch eine Truppensendung über Widderitzsch in der rechten Flanke bedrohte, zog sich der Feind plänkelnd von dort zurück, behauptete sich aber noch in Gohlis. Eine starke Nachhut des Feindes hielt überdies eine Stellung zwischen Eutritzsch und Leipzig besetzt, aus welcher jederzeit ein Angriff mit Vortheil hervordringen konnte. Blücher durfte dem Feinde diesen Vortheil nicht lassen. Schon hatte Sacken, der nun anstatt York's in das Vordertreffen rückte, auf dem rechten Flügel den Befehl erhalten, mit seinem Fußvolke Gohlis zu nehmen; Winzingerode war auf den linken Flügel gegen die Partha vorgesandt; Langeron war im Anrücken; Blücher selbst hielt mit der Reiterei von Sacken der feindlichen Nachhut gegenüber. In Gohlis aber wurde hartnäckig gefochten, und Sacken's Fußvolk bedurfte sogar der Unterstützung des preußischen von York, welches aus seiner Rast aufgerufen wurde. Während also das Vordringen auf dieser Seite sich verzögerte, und die Bewegung Langeron's noch einiger Zeit bedurfte, so wurde Blücher auf seiner Stelle ungeduldig, und da er in der Anordnung des Feindes einige

Mängel erspäht hatte, so beschloß er, auch mit bloßer Reiterei, indem weder Geschütz noch Fußvolk zur Hand war, gegen jene Nachhut, die aus allen Waffen bestand, einen Versuch zu machen. Die französische Reiterei unter dem General Arrighi stand rechts an die Partha gelehnt, links an das Fußvolk in derselben Linie angeschlossen, das Ganze seinem Rückzugswege, nach dem hallischen Thore von Leipzig, allzuweit rechtsab entrückt. Durch 4 russische Husarenregimenter unter dem General Wasiltschikoff ließ Blücher die französische Reiterei an der Partha angreifen, im heftigsten feindlichen Geschützfeuer trabten sie heran, dann blieben 2 Regimenter als Rückhalt stehen, die beiden andern aber stürzten in vollem Rennen auf den Feind, warfen ihn völlig, verfolgten ihn hinter dem feindlichen Fußvolke weg bis zur Parthabrücke des hallischen Thores, und nahmen ihm Gefangene, 5 Kanonen und mehrere Pulverwagen. Das französische Fußvolk unterdessen hatte sich mit großer Fassung mitten auf dem Felde in Vierecke geordnet, stand jedem Angriff, und gab der russischen Reiterei, die vom hallischen Thore mit ihrer Beute hinter der französischen Stellung wieder längs der Partha zurückging, wiederholtes Gewehrfeuer, unter dessen Schutz ihm darauf der eigne Rückzug nach Leipzig in guter Ordnung gelang. Nunmehr hatte Sacken auch das Dorf Gohlis genommen und behauptet, und der Feind wurde auf einige Häuser und Schanzen vor dem hallischen Thore beschränkt, die seinem Hervorbrechen zwar immer noch eine Stütze, aber schon minderen Raum gewährten. Jenes Reitergefecht aber war eines der kühnsten und glänzendsten; auf solches Gelingen that Blücher sich am meisten zu gut, ja es war ihm, als sei etwas nicht recht gethan, wenn dabei die Reiterei nicht wenigstens mitgewirkt hatte; sich selbst an die Spitze solchen Angriffs, in das wildeste Getümmel, zu begeben, kam er stets in Versuchung, und nicht immer konnten Gründe ihn zurückhalten.

Zwischen der Elster und Partha war nun für das schlesische Heer wenig mehr auszurichten; es genügte, den Feind an neuem Hervordringen aus Leipzig zu verhindern. Die Wegnahme der Häuser und Schanzen, welche vor dem hallischen Thore noch im Besitze der Franzosen waren, und die

Auffahrung einiger zwölfpfündigen Batterieen gegen die Parthabrücke und das hallische Thor selbst, entsprachen diesem Zwecke. Die 20,000 Mann, aus welchen die beiden Heertheile von York und Sacken noch bestanden, konnten dann vertheidigungsweise hinreichen, den Feind auf dieser Seite gehörig beschränkt zu halten, und Blücher dagegen hatte freie Hand, mit dem Heertheile von Langeron, freilich nur noch 25,000 Mann stark, und mit den 5000 Reitern Winzingerode's, die ihm der Kronprinz von Schweden gesandt hatte, über die Partha zu gehen, und auf deren linkem Ufer zu neuem Angriffe gegen Leipzig vorzudringen. Er achtete nicht die Gefahr, mit einer so geringen Macht vielleicht auf die ganze Stärke des Feindes zu treffen, und an dem linken Ufer der Partha, getrennt von seinen andern Heertheilen, durch Uebermacht erdrückt zu werden, er sahe nur die Pflicht, an diesem entscheidenden Tage nicht Schwarzenberg im Stich zu lassen, die Nothwendigkeit von seiner Seite auf jede Gefahr den Feind unablässig im Gefecht zu halten, und ihm nicht zu gestatten, alle seine Truppen südwärts auf das Hauptheer zu werfen, dessen gestriges Tagewerk ihm heute sich nicht vermindert erneuern mußte. Als Blücher im Begriffe stand, sein heldenmüthiges Unternehmen zu beginnen, erhielt er Nachrichten von dem Fürsten von Schwarzenberg und von dem Kronprinzen von Schweden. Jener meldete, daß in Erwartung der Truppen, welche Bennigsen und Colloredo herbeiführten, das Hauptheer am 17. nicht, sondern erst am 18. die Schlacht erneuern werde; dieser zeigte an, daß er aufgebrochen sei, und Abends mit dem schlesischen Heere sich vereinigen werde. Blücher ließ demnach das noch stehende Gefecht abbrechen, die angeordneten Bewegungen einstellen, und die Truppen der nöthigen Ruhe pflegen. York und Sacken blieben stehen, Langeron lagerte sich zwischen Euteritzsch und der Partha, Winzingerode an der Partha aufwärts gegen Taucha; der noch übrige Tag verfloß unter Vorbereitungen auf den kommenden. Auch die Franzosen, durch die Schlacht des vorigen Tages, bei Wachau als angebliche Sieger und bei Möckern als völlig Besiegte gleich erschöpft, brachten den 17. mit Vorbereitungen

und Märschen zu, um für den nächsten Tag auf den bedeutendsten Punkten möglichst verstärkt aufzutreten.

Bevor jedoch der neue Kampf anhob, hatte Blücher Schwierigkeiten eigner Art mit dem Kronprinzen von Schweden zu verarbeiten. Für das schlesische Heer war die Mitwirkung des Nordheeres eine Art Geschick, heftig zu wünschen, schwer zu ertragen, nicht zu vermeiden. Die größten Gegensätze der Verhältnisse waren gegeben, die der Ansichten kamen hinzu, die der Persönlichkeiten vollendeten. Kaum war das Nordheer wieder in der Nähe, der nöthige Beistand gewiß, als auch die alten Störungen hemmend und aufreizend wieder eintraten. Dem Kronprinzen war es empfindlich, daß eine Schlacht, die er mit beiden vereinten Heeren zu bestehen seinerseits gemieden, von dem schlesischen allein geliefert und gewonnen worden war. In dem schlesischen Heere mußte bei vielem andern noch mehr erbittern, daß der Kronprinz die Schlacht von Möckern wie ein kleines Gefecht behandeln wollte, ehrenvoll genug für die Tapferkeit, für die Sache kaum bedeutend. Nun kam unerwartet, noch ehe die Truppen des Nordheeres eintrafen, von dem Kronprinzen die Forderung, Blücher solle mit ihm gleich jetzt in die ehemalige Heeresstellung zurücktauschen, für das Nordheer, als wiederum rechten Flügel, die Stellung zwischen Elster und Partha einräumen, und für das schlesische als wiederum linken Flügel, jenseits der Partha ein neues Feld auswählen. Blücher hatte die ursprüngliche Heeresstellung wider Willen verändert, und war auf den rechten Flügel des Nordheeres gerückt, als der Kronprinz, um sicherer an der Elbe zu bleiben, diese Bedingung gemacht; nun auf's neue, und wieder für die bloße Bevortheilung des Nordheeres, dem schlesischen unverhältnißmäßig Anstrengung und Nachtheil aufzubürden, däuchte ihm wahrlich zu viel. Ueberdies kam in Betracht, daß der Wechsel der Schlachtordnung nicht ohne großen Zeitverlust geschehen konnte, und daß die Stellung zwischen Elster und Partha, wo der Feind schon auf Leipzig beschränkt und fürerst kein weiterer Angriff möglich war, durch 20,000 Mann unter York und Sacken jetzt hinlänglich vertheidigt wurde, das nach Abrechnung der auf dem rechten Elbufer zurückgebliebenen

Truppen noch 68,000 Mann starke Nordheer aber weit besser anderwärts in die Angriffslinie einrückte, als dort gehemmt blieb. Aus diesen Gründen schlug Blücher jene Forderung, die seinen Unwillen in hohem Grade reizte, mit kurzen und derben Worten ab. Der Kronprinz kam unterdeß mit seinem Hauptquartier in Breitenfeld an, und sandte seinen Adjutanten an Blücher, denselben zu einer Zusammenkunft einzuladen. Allein Blücher, nun nicht mehr an sich haltend, warf der Einladung eine andre entgegen, und schlug die Zusammenkunft ab. „Wenn der Prinz, — fuhr er gegen den schwedischen Offizier heraus, der freilich die Worte nicht verstehen konnte, aber mit Bestürzung den Ausbruch des grimmigsten Zornes sah, — wenn der Prinz seine Schweden nicht dransetzen will, so sagen Sie ihm, die will ich auch gar nicht haben, und er selbst mag auch wegbleiben, aber die Preußen und Russen, die er hat, soll er freilassen; sagen Sie ihm, daß ... sagen Sie ihm, er kann" .... und der Zorn hinderte ihn auszureden. Blücher sah den Entscheidungskampf vielleicht des ganzen Krieges jeden Augenblick näher rücken, und richtete auf dieses Ziel sein ganzes Augenmerk, jede andre Rücksicht hintansetzend. Auf den Kronprinzen wollte er nicht mehr rechnen, aber an den General von Bülow, den Befehlshaber des preußischen Heertheils bei dem Nordheer, sandte er durch einen vertrauten Offizier die Aufforderung, er möchte auch diesmal wie bei Groß-Beeren und Dennewitz, im Fall die Befehle des Kronprinzen ausblieben, auch ohne Befehl handeln, und zur morgenden Schlacht über die Partha vorrücken. Bülow antwortete sogleich, er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europa's gelte, auch der General von Winzingerode mit seinem russischen Heertheile werde sich einfinden. Noch spät in der Nacht erfolgte jedoch eine zweite Aufforderung des Kronprinzen an Blücher, mit dem Zusatz, er wünsche den Angriff für den morgenden Tag mit ihm zu verabreden. Dies klang schon besser in Blücher's Ohr, und er fand sich bewogen, dieser Einladung zu folgen, ersuchte aber den Prinzen Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, der Unterredung als ein Zeuge beizuwohnen, dessen Gegenwart den Verhand-

lungen und Beschlüssen, durch welche die Theilnahme des Nordheeres an der nahen Schlacht bestimmt werden sollte, größeres Ansehen und Gewicht geben mußte. Am 17. Oktober Nachmittags fand die Zusammenkunft in Breitenfeld Statt. Der Kronprinz von Schweden aber setzte Blücher'n durch ein neues Begehren in Verwunderung; er verlangte nämlich, um über die Partha zu gehen, und auf deren linkem Ufer anzugreifen, zu seinen eignen Truppen für diesen Tag noch 30,000 Mann des schlesischen Heers. Welche Regungen hiebei das Gemüth des alten Feldherrn zuerst verwinden mußte, läßt sich aus allem Bisherigen ungefähr abnehmen. Mit größerem Rechte hätte er für das durch Schlachten geschwächte schlesische Heer eine Verstärkung von dem Nordheere verlangen dürfen. Sich selbst indeß um des Ganzen willen verläugnend, und damit nur dem Nordheere kein Vorwand zur Unthätigkeit bliebe, willigte Blücher, nachdem er vorher seinem Grimme Luft gemacht, großgesinnt in das Verlangen, und stellte den Heertheil von Langeron unter des Kronprinzen Befehl, beschloß aber zugleich, selber diesen Truppen, welche der größere Theil seines Heeres waren, nahe zu bleiben, und sie, wo es nöthig würde, immer wieder nach eignem Sinn zu leiten. Als er aus der Berathung am 18. Morgens auf den Höhen von Euteritzsch wieder eintraf, hatte jenseits bei dem Hauptheere die Schlacht bereits angehoben, heftig erscholl von dorther der Kanonendonner, und bald entspann sich rings um die ganze französische Linie lebhaftes Gefecht. Sacken unterhielt das Feuer vor dem hallischen Thore von Leipzig, Yorck stand als Rückhalt bei Euteritzsch und Langeron hielt an der Partha.

Der Kronprinz von Schweden wollte mit dem Nordheere den Uebergang der Partha aufwärts bei Taucha bewerkstelligen, um dann auf dem linken Ufer wieder abwärts vorzudringen. Dieser weite Umweg verursachte großen Zeitverlust. Nach Taucha waren schon am 17. Winzingerode's Kosacken vorgeeilt, aber auf den Abend vor dem General Reynier, der mit den Sachsen von Eilenburg heranzog, wieder zurückgewichen. Die Sachsen ihrerseits aber wichen nun wieder vor dem in voller Stärke anrückenden Nordheer. Nach Taucha wurde

von dem Kronprinzen auch Langeron befehligt. Allein dieser stand auf dem rechten Ufer der Partha zwei Stunden unterhalb Taucha schon gegenüber dem Feinde, den er nach vierstündigem Hin- und Herwege, auf dem linken erst wiederfinden sollte, und Blücher wollte so viele Zeit nicht verlieren. Er beschloß vielmehr, gleich an Ort und Stelle, trotz der schwierigen Ufer, den Uebergang zu erzwingen, und ließ den Kronprinzen wissen, der Heertheil von Langeron werde am linken Ufer der Partha in der Gegend von Abt-Naundorf seines Befehls warten; zugleich benachrichtigte er Bülow'n, und forderte ihn auf, seinen Uebergang bei Taucha und seinen Angriff zu beschleunigen, damit die Kräfte des Feindes desto früher getheilt würden. Längs der Partha standen, unter dem Oberbefehle des Marschalls Ney, der sechste französische Heertheil von dem Marschall Marmont und weiter aufwärts der dritte Heertheil von dem General Souham befehligt. Sie vertheidigten die sumpfigen Ufer mit kriegskundiger Tapferkeit, ihr Geschütz hatte eine vortheilhafte Aufstellung bei Neutzsch, und schlug wirksam in die russischen Reihen. Doch Blücher ließ 36 russische Zwölfpfünder dagegen auffahren, und das feindliche Geschütz räumte den Platz. Inzwischen wurde das Feuer bei dem Hauptheer in der Gegend von Probstheida immer heftiger, und das Gefecht an der Partha ließ nach. Blücher sah es mit seinem scharfen, durch Jagd und Aufenthalt im Freien wohlgeübten Auge, und angelegte Fernröhre bestätigten es, daß von Leipzig Verstärkungen nach jener Seite abzögen. Schon besorgte Blücher, Schwarzenberg möchte der Uebermacht erliegen, bevor der Kronprinz von Schweden zum Angriff käme; seine Ungeduld war nicht mehr zurückzuhalten, er fühlte, wie wichtig der Augenblick sein könne, und ohne auf Bülow's Erscheinen zu warten, befahl er ohne Zögern bei Mockau die Partha zu überschreiten; einiges Fußvolk watete durch, und schnell war für die Nachfolgenden eine Nothbrücke gelegt. Die Franzosen unter Marmont und Souham wichen zurück, stellten sich aber bei Schönfeld wieder auf, enger angeschlossen an die Sachsen unter Reynier, welche vor dem Nordheere weichend bei Paunsdorf wieder Fuß gefaßt hatten. Allein die russische Reiterei war

auf dem linken Ufer der Partha kaum entwickelt, so verließen zwei sächsische Regimenter Husaren und Uhlanen die französischen Reihen, und traten aus der verhaßten Bundesgenossenschaft auf die Seite herüber, wo die Sache des deutschen Vaterlandes, die Sache der allgemeinen Freiheit sie schon lange angezogen hatte. Blücher hieß sie willkommen, und sandte sie einstweilen zum Heertheile von York. Als gegen Mittag endlich das Nordheer zum Angriff erschien, und Blücher gegen Paunsdorf anrückte, gingen die übrigen sächsischen Truppen und zwei würtembergische Reiterregimenter unter dem General von Normann, zusammen gegen 5000 Mann und 26 Stücke Geschütz, gleichfalls über, und schlossen sich an Bülow an, ihr Geschütz sogleich gegen die Franzosen umkehrend. Jetzo war der Halbkreis der Verbündeten um Leipzig überall geschlossen, das Nordheer zwischen dem schlesischen und der Kosackenschaar des Attamans Platoff, zwischen dieser und dem Hauptheere das Heer von Bennigsen völlig eingerückt, in der französischen Linie dagegen durch den Austritt der Sachsen eine gewaltige Lücke entstanden. Der General Reynier behielt nur die französische Division Durutte übrig, und zog sich gegen Reudnitz in Unordnung zurück; dieses Dorf selbst war einen Augenblick verloren. Doch Ney kam eiligst mit der Division Delmas, und Napoleon selbst mit einem Theile seiner Garden herbei, und das Gefecht stellte sich hartnäckig wieder her. Blücher indeß, unermüdet, und dem Feinde kein Aufathmen gestattend, befahl sogleich den Angriff von Schönfeld. Um 2 Uhr Nachmittags begann Langeron mit seinem Fußvolke den Sturm, allein der Widerstand der Franzosen war lange nicht zu überwinden. Da Blücher vernahm, daß von Leipzig stets neue Verstärkungen dahin vorrückten, so ließ er Sacken auffordern, seinen Angriff gegen die Schanzen vor dem hallischen Thore zu verstärken, um den Feind auch dort ernstlicher zu bedrohen, und für die Stadt selber besorgt zu machen. Wirklich hielten die französischen Truppen auf dem Wege nach Schönfeld zweifelnd inne, sobald das vermehrte Feuer aus Geschütz und Kleingewehr von dem Thore herschallend dort stärkeres Gefecht verkündete, und ein Theil der Truppen kehrte nach Leipzig

um. Zugleich ließ Blücher vom rechten Ufer der Partha ein heftiges Kanonenfeuer gegen die Stellung von Schönfeld richten, deren Geschütz nun auch von dieser Seite antworten mußte. Unter diesen Begünstigungen erneuerte Langeron seinen Angriff, und drang glücklich ein, doch Napoleon selbst sandte von Reudnitz eine Abtheilung seiner Garde vor, welche das in Flammen stehende Dorf wieder nahm; endlich nach vielem Wechsel und mörderischem Gefecht erstürmten es die Russen mit Einbruch der Nacht auf's neue, und behaupteten sich darin mit großen Massen Fußvolk. Die Franzosen hielten auf dieser Seite Volkmannsdorf und Reudnitz besetzt. Auch das Nordheer war an diesem Tage bedeutend vorgedrungen, und noch größere Vortheile hatte das Hauptheer bei Probstheida erfochten. Napoleon hatte alle Kräfte aufgeboten, um den allgemeinen Andrang der Verbündeten zu bestehen, doch auf keiner Seite war ihm gelungen, ihn siegend zurückzuweisen; vielmehr, von allen Seiten geschlagen, zogen seine Truppen sich immer enger um Leipzig zusammen. Noch schienen indeß seine Anstrengungen nicht erschöpft, noch konnte die Verzweiflung ihn furchtbar machen. Die Franzosen fochten mit heldenmüthiger Ausdauer, ihre Hingebung und Standhaftigkeit entsprach jeder Zumuthung ihres gewaltigen Herrschers, nur schrittweise wichen sie zurück, jeder Streif Boden mußte ihnen blutig abgekämpft werden. Gleichwohl konnte der Kampf, das war abzusehen, zuletzt nur in völligen Rückzug enden, und Blücher nahm frühzeitig auf diese Wendung Bedacht. Napoleon hatte durch den Kern seiner Garde unter dem Marschall Mortier sich des Ausgangs aus Leipzig rückwärts bei Lindenau versichert, und den General Bertrand von dort gegen Weißenfels entsendet, um den Uebergang über die Saale, als den einzigen Weg der Rettung, festzuhalten. Sobald Blücher von dieser Bewegung Nachricht empfing, sandte er an York den Befehl, noch in der Nacht aufzubrechen, und an der Saale dem Feinde seinen Rückzug auf alle Weise zu erschweren. Langeron dagegen, dessen Heertheil, wiewohl den Befehlen des Kronprinzen von Schweden untergeben, doch nur denen Blücher's gefolgt war, und jetzt völlig wieder denselben angehörte, sollte gleichfalls noch in der Nacht auf

das rechte Ufer der Partha zurückkehren, um Sacken zu unterstützen, und zur Verfolgung des Feindes, sobald dessen Rückzug sich entschieden, einen Vorsprung zu gewinnen. Blücher machte an seine Truppen die größten Forderungen; aber sie waren überzeugt, daß ihre Anstrengnug nothwendig, daß sie ersprießlich sei, und vergaßen gern der Beschwerden in dem sicheren Erfolg. Er selbst und seine Umgebung schonten sich nicht, überall war der Feldherr dem Soldaten vor Augen, und theilte jede Last und Gefahr wie jeden Ruhm mit ihm.

Erst am 19. Oktober, dem vierten Tage der Schlacht, ergab sich Napoleon's völlige Niederlage. Schon zogen die Trümmer seiner Heerschaaren mit Geschützen und Wagen, soviel ihrer übrig und fortzubringen waren, über Lindenau rückwärts der Saale zu, aber der Kampf um Leipzig war darum noch nicht aufgegeben, die Marschälle Macdonald und Poniatowski hielten zur Deckung des Rückzuges daselbst nur desto entschiedener fest. Blücher indeß, der von seinem Standpunkte die Bewegungen des Feindes am meisten überschaute, erlangte nach 8 Uhr Morgens, als der Nebel gesunken, die Gewißheit, daß Napoleon den Rückzug angetreten, und theilte die frohe Nachricht den übrigen Befehlshabern mit. Wetteifernd eilten alle Schaaren heran, dem Feinde Leipzig um desto schneller zu entreißen. Schwarzenberg griff die Vorstädte im Süden an, Bennigsen und der Kronprinz von Schweden im Osten, Blücher im Norden. Um 10 Uhr Vormittags rückte Bülow mit seinem Heertheile aus Reudnitz gegen Leipzig zum Sturm, indem Blücher vom rechten Ufer der Partha durch eine Batterie von Zwölfpfündern ihm den Raum bis zu den Vorstädten frei machte. Den Angriff des hallischen Thors erneute Sacken mit Wuth, allein vergebens fiel sein tapferes Fußvolk unter dem Kartätschenhagel dreier im Thore aufgepflanzten Geschütze, und unter dem wohlunterhaltenen Gewehrfeuer der hinter Mauern sichergestellten Plänkler. Es war Zeit, daß Langeron herbeikam, dessen Truppen, durch Dunkelheit der Nacht, Mangel an Uebergangsmitteln und große Ermüdung verzögert, erst am Morgen die Partha hatten überschreiten können. Gegen Mittag kamen sie zum Gefecht, aber auch sie wurden mit großem Verluste

zurückgewiesen. Blücher ließ längs den Wiesen der Partha leichtes Fußvolk gegen das Thor andringen, aber mit nicht besserem Gelingen. Während dieses Kampfes erschien, von einem Trompeter und einem französischen Offizier begleitet, ein Abgeordneter des Magistrats von Leipzig, um Schonung der Stadt bittend, und einen Waffenstillstand antragend, um die Uebergabe festzusetzen. Gleiche Anträge waren an Schwarzenberg und an den Kronprinzen von Schweden gesandt worden. Blücher ließ dem Magistrat sowohl als dem französischen Offizier die Erklärung geben, er sei zur Einstellung des Feuers sogleich bereit, wenn die Stadt unverzüglich übergeben würde; allein da ihm deutlich ward, der Feind suche nur Zeit zu gewinnen, so befahl er sogleich, das hallische Thor auf's neue stürmend anzugreifen. Doch um die Stadt zu schonen, verbot er Granaten hinein zu werfen. Abermals stand das Gefecht in aller Heftigkeit, die Franzosen wollten nicht weichen, die Russen nicht ablassen. Hier war es, wo Blücher durch den unaufhörlichen, gewaltigen Zuruf: „Vorwärts! vorwärts!“ mit welchem er die russischen Fußvölker anfeuerte, diesen, welche der Bedeutung dieses ewig wiederholten Rufes inne geworden, den entscheidenden Anlaß gab, ihn fürder mit dem schönen Namen Marschall Perod, „Marschall Vorwärts“ zu benennen. Gegen 1 Uhr endlich wurde der Widerstand des Feindes erschüttert, die Preußen unter Bülow drangen von Reudnitz her in die Vorstädte ein, die Franzosen fürchteten abgeschnitten zu werden, und fuhren das Geschütz vom hallischen Thore ab. Dieser Augenblick war entscheidend, die Plänkler von Sacken stürmten in vollem Laufe über die Parthabrücke, und drangen in die Straßen der hallischen Vorstadt. Auch hier dauerte der Kampf noch fort, allein unaufhaltsam drängten Truppen über Truppen von allen Seiten herein, und zwischen den Vorstädten und der inneren Stadt, wo in gränzenloser Verwirrung Kanonen, Pulverwagen und anderes Fuhrwerk, mit Pferden, Flüchtlingen, Verwundeten und Streitenden untermischt, den Raum erfüllten, wurden die letzten Abtheilungen des Feindes, auch hier noch tapfer gegenkämpfend, endlich überwunden. Die Brücke über die Elster nach Lindenau flog in die Luft,

zu früh, wie Napoleon mit einigem Anschein klagte, weil gegen 20,000 Mann und mehr als 70 Kanonen sich darüber noch retten sollten, aber dem Stande der Dinge nach zu rechter Zeit, da der Andrang der Verbündeten dem Rückzuge jener schon zuvorkam. Alle Flucht war nun gesperrt, und was von Franzosen noch diesseits der Elster war, mußte sich gefangen geben; wenige entkamen über die Pleiße und Elster, unter ihnen Macdonald; eine große Anzahl verunglückten, unter diesen Poniatowski. Von allen Seiten zogen die Sieger ein, Russen, Preußen, Oesterreicher, Schweden, voran die Herrscher und Feldherren mit ihren zahlreichen Gefolgen; unter dem Zurufe des hervordringenden Volkes, unter den Ehrenbezeigungen der zum Schutze des Königs von Sachsen aufgestellten sächsischen Leibwachen, ritt Blücher an der Spitze seines Stabes; auf dem Marktplatze stieg er ab, die verbündeten Herrscher waren hier vereint, und begrüßten einander als Sieger; als Blücher nahte, ging ihm der Kaiser Alexander entgegen, umarmte ihn, nannte ihn den Befreier Deutschlands, und führte ihn dem Könige von Preußen zu, der ihn mit gerührten Dankworten anredete. Der Kaiser von Oesterreich ertheilte ihm die schmeichelhaftesten Lobsprüche. Der Kronprinz von Schweden konnte nicht umhin, den alten Helden nach Verdienst anzuerkennen. Mit Innigkeit begrüßten einander Blücher und Schwarzenberg. Der große Sieg, die endlich für Deutschland errungene Entscheidung, vereinte alle Theilnehmer in demselben Gefühle des Danks und der Freude, kein Rückblick, keine Eifersucht störte den großen Tag. Die Ergebnisse überstiegen jede Erwartung. Von 170,000 Mann, die bei Leipzig gefochten, brachte Napoleon kaum 90,000 über die Saale; an Todten hatten die Franzosen 4 Generale, und über 20,000 Mann, an Verwundeten, außer den Marschällen Marmont und Ney und vielen Generalen, wenigstens ebenfalls 20,000 Mann, ferner an Gefangenen 14 Generale, worunter Reynier und Lauriston, und über 15,000 Mann verloren, ungerechnet 23,000 in den Lazarethen zurückgebliebene Kranke, ferner 300 Kanonen, 130,000 Gewehre, 900 Pulverwagen, und unendliches Gepäck und andre Beute. Aber auch die Verbündeten hatten un=

geheuern Verlust, von 300,000 Kriegern, die an der Schlacht Theil gehabt, zählten sie 21 Generale, 1800 Offiziere, und 45,000 Unteroffiziere und Gemeine an Todten und Verwundeten, wovon 22,000 Russen, 15,000 Preußen, 8000 Oesterreicher und 300 Schweden, der Zahl nach Russen die meisten, dem Verhältnisse nach Preußen.

Blücher ließ seine Truppen, da die Stadt gleich im ersten Augenblick überfüllt war, nicht weiter nachrücken, sondern vor den Thoren halten, wo auch die Hauptmasse der übrigen Heere zurückblieb. Sein nächster Gedanke ging auf Benutzung des Sieges, der ohne die kräftigste Verfolgung ihm nur unvollständig erschien. Es wurde im Allgemeinen beschlossen, daß das Hauptheer südlich der Stadt, das schlesische nördlich derselben dem Feinde nachrücken solle; indeß nach so großer Arbeit und in so reichem Gewinn war nicht alle Säumniß abzuweisen, doch nur um so eifriger strebte Blücher vorwärts, und seine Truppen am wenigsten durften harren und rasten. Sie waren schon unterwegs, York schon in der Nacht gleich nach dem 18. Oktober zur Saale vorausgeeilt, Langeron und Sacken noch am 19. Abends nach Schkeuditz gerückt, um daselbst über die Elster zu gehen, und an die Saale nachzudringen. Doch die Verfolgung hatte große Hindernisse, die Truppen waren auf's äußerste ermüdet, und fanden in der aufgezehrten Gegend nichts zu leben, die Wege und Brücken waren überall zerstört, und der Feind hatte nicht nur einen starken Vorsprung, sondern nahm auch sogleich wieder gute Fassung, und hielt die Nachdringenden tapfer ab. Am 20. stellte sich die französische Nachhut unter dem Könige von Neapel bei Lützen der verfolgenden Reiterei von Sacken kämpfend entgegen; sie wurde zwar geworfen, und die russischen Reiter brachten den Tag hindurch über 2000 Gefangene ein, allein sie erfuhren mannigfachen Aufenthalt, und das noch übrige Heer Napoleon's eilte unterdeß zu entkommen. Blücher strengte jede Kraft an, ihm auf den Fersen zu sein. Am 20. hatte er sein Hauptquartier in Lützen, am 21. Mittags in Weißenfels. Die Franzosen zogen auf das linke Saalufer, brannten die Brücke ab, und verwehrten den Uebergang. Napoleon, in der Meinung,

die Engwege von Kösen seien durch Abtheilungen des Hauptheeres der Verbündeten schon völlig besetzt, hatte bei Weißenfels die große Straße auf Naumburg verlassen, und sich gleich dort über die Saale gezogen, um durch den Nebenweg über Freiburg wieder auf die Straße nach Erfurt zu kommen. York, der über Halle vorgegangen war, erreichte mit seiner Reiterei den Zug der Franzosen, und nahm ihnen beim Uebergang über die Unstrut eine Anzahl Gefangene und mehrere Kanonen ab, auch befreite er 3000 österreichische Kriegsgefangene, die zum Theil von der Schlacht von Dresden her, zum Theil seit dem 16. Oktober in des Feindes Händen waren. Blücher rechnete darauf, daß York jenseits der Saale auf den Feind treffen werde, und beschloß, den Uebergang bei Weißenfels zu erzwingen, um York drüben nicht allein zu lassen. Durch eine Batterie Zwölfpfünder wurden die Franzosen auf dem jenseitigen Ufer eine Strecke zurückgetrieben, und dann schleunigst eine Brücke geschlagen, die mit Hülfe einer Menge vorgefundener Flöße und Bretter, durch den Eifer der aufgebotenen Schiffer, Zimmerleute und anderer Handwerker aus Weißenfels, binnen wenigen Stunden fertig war. Ein alter Zimmermeister, der im Jahre 1757 als Lehrbursche an der Brücke gearbeitet, über welche Friedrich der Große zur Schlacht von Roßbach zog, hatte angerathen, dieselbe Stelle wieder zu wählen, und hier mit Erfolg das Werk betrieben. Nachmittags rückte Blücher von Weißenfels auf dem linken Ufer der Saale gegen Freiburg, und seine Reiterei nahm dem Feinde Gefangene und Kanonen, während York von Müchéln her ebendahin vordrang. Der König von Neapel hielt auf den Höhen diesseits der Unstrut eine Zeitlang tapfer Widerstand, aber York's Fußvolk nöthigte den Gegner mit einbrechender Nacht zum Weichen, und den folgenden Morgen fanden die Kosacken 15 Kanonen, 100 Pulverwagen und zahlreiches Gepäck zurückgelassen. Die zerstörten Brücken über die Unstrut wurden schnell wieder hergestellt.

Mittlerweile war der Prinz Wilhelm von Preußen, Bruder des Königs, nach kurzem Aufenthalt in Leipzig, bei dem schlesischen Heere wieder eingetroffen, und hatte Blücher'n die

Ernennung zum Feldmarschall in einem äußerst gnädigen Königlichen Schreiben eigenhändig überbracht. „Durch wiederholte Siege“, sagte der König, „mehren Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den Beweisen meiner Dankbarkeit Ihnen zu folgen vermag.“ Auch von anderer Seite wurde Blücher's Auszeichnung nicht vergessen. Der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm das Großkreuz des Theresienordens; der Kaiser Alexander gab ihm, der schon die höchsten russischen Orden besaß, einen reichbesetzten goldenen Ehrendegen. Das ganze schlesische Heer, jetzt wieder, bis auf einige Truppen unter dem Fürsten Scherbatoff, der von der Elbe her nachfolgte, auf Einem Punkte beisammen, nahm begeistert Antheil an der Beförderung und Auszeichnung seines Feldherrn, und sah in ihm sich selber geehrt und belohnt. Russen und Preußen waren unter Vater Blücher's Führung brüderlich vereint, und wetteiferten in Anhänglichkeit für ihn. Sein kräftiges Beispiel, seine eindringliche Vertraulichkeit machte aller auferlegten Mühsale und Gefahren vergessen. Er forderte viel, aber er würdigte anerkennend, was geleistet wurde, neidlos pries er jedes Verdienst, und sorgte für dessen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte man zum Siege, zum Ruhm, das wußte man. Ihn schreckte kein Gegner in immer neue Zweifel. Sein verwegener Muth schloß nicht die Vorsicht aus, und Schlauheit und List gesellten sich seiner Kühnheit: Eigenschaften, deren Vereine der Soldat besonders huldigt und vertraut. Unter den Kosacken galt schon längst die Sage, er sei am Don geboren, also ein Kosack selbst, und nur durch besondere Schicksale in der Jugend nach Preußen gekommen. Die alten russischen Soldaten nannten ihn mit größter Ehre „den kleinen Suwaroff“, und von ihnen ging, wie schon erwähnt, auch die Benennung aus, welche bald allgemein Blücher's schönster Ehrenname bei Heer und Volk wurde, „Marschall Vorwärts“, als welcher in der That vor allen anderen Heerführern er in diesem Kriege sich dargethan.

Von dem Hauptheere war unterdessen der österreichische Heertheil des Generals Grafen Giulay den 20. Oktober an der Saale bis Naumburg angekommen, wo ihm der fran-

zösische General Guilleminot mit wenigen Truppen hartnäckig Stand hielt; am 21. aber, da jener mit Macht auf der Straße nach Weimar vordringen wollte, führte der General Bertrand die Truppenschaar, mit welcher er den Uebergang der Saale bei Weißenfels bisher bewacht, eiligst herbei, und hielt das Hervorbrechen Giulay's aus den Engwegen von Kösen in lebhaftem Gefecht geraume Zeit zurück. Blücher, benachrichtigt von dem Vordringen des Hauptheeres auf der großen Straße nach Weimar und Erfurt, mußte nun für unnütz erachten, auch das schlesische Heer auf jene Straße zu führen. Napoleon konnte von Freiburg über Eckartsberge und Buttelstädt, zwar auf schlechten Wegen, doch sicher nach Erfurt gelangen. Ungeachtet der täglichen Verluste an Gefangenen und Abtrünnigen, — fast alle Truppen aus deutschem Stamme wichen nach und nach von ihm ab, — zählte sein Heer noch gegen 80,000 tapfere Soldaten und mehr als 200 Kanonen; mit dieser Macht durfte er fürerst bei Erfurt wieder Stand halten, und die Heere der Verbündeten abwarten; auf einen weiteren Rückzug wurde damals kaum gerechnet. In solchen Voraussetzungen faßte Blücher sogleich den Entschluß, von Freiburg aus seitwärts in Napoleon's linker Flanke vorzurücken, die Aufstellung desselben bei Erfurt zu umgehen, die Engwege von Eisenach vor ihm zu erreichen, und ihn so von Frankreich abzuschneiden. Ohne Säumen ging das schlesische Heer am 22. zwischen Freiburg und Laucha über die Unstrut, und zog dann in starken Märschen die Unstrut aufwärts über Sömmerda und Langensalza, wo die Truppen am 25. eintrafen. Hier theilte sich das Heer am 26. in dreifache Richtung auf die Straße Napoleon's; eine Abtheilung von Langeron unter dem General Rudschewitsch rückte gegen Gotha, Yorck an den Fuß des Hörselberges zwischen Gotha und Eisenach. Allein Napoleon war nicht mehr in Erfurt; seine Truppen hatte er dort gesammelt, einige Rast ihnen gegönnt, aber dann unverweilt den Rückweg nach dem Rhein fortgesetzt. Die Vortruppen Yorck's unter dem General von Hünerbein, auf der Höhe am Hörselberge ankommend, sahen im Thal das französische Heer im vollen Zuge gegen Eisenach. Sie griffen den Zug augen=

blicklich an, doch ein Theil der französischen Truppen warf sich dem Angriffe tapfer entgegen, und unterhielt ein hartnäckiges Gefecht, während die übrigen beschleunigt fortzogen. Erst am Abend, nachdem die übrigen Truppen York's mit großer Anstrengung herangerückt, wurde das Dorf Eicherodt, auf der Straße zwischen Gotha und Eisenach, genommen, und dadurch die noch zurückgebliebene Abtheilung französischer Truppen unter dem General Bertrand abgeschnitten, doch warf sie sich links in das Gebirge, um über Ruhla nach Bach zu gelangen, und dort dem Heerzuge Napoleon's sich wieder anzuschließen. Die gegen Gotha vorgerückte Abtheilung Langeron's hatte zahlreiche Haufen französischer Nachzügler weggenommen. Der Heertheil von Sacken war auf den Höhen von Eisenach angelangt, allein zu spät am Tage und zu schwach an Mannschaft, um dem Feinde ernstlich etwas anzuhaben. Die Franzosen räumten Eisenach während der Nacht, und am 27. Morgens rückte Blücher daselbst ein. Unverzüglich sandte er seine Truppen zu neuer Verfolgung auf getheilten Wegen aus. Langeron auf der großen Straße über Markfuhl auf Bach, dem Feinde unmittelbar auf den Fersen, Sacken rechts über Berka nach Hersfeld, Saint-Priest noch weiter rechts auf Kassel, York links über Wilhelmsthal nach Barchfeld zur Verfolgung Bertrand's. Die Nachricht, daß eine starke Heerschaar Oesterreicher und Baiern unter dem Oberbefehle des Generals Grafen von Wrede nach Frankfurt am Main im Anzuge sei, ließ keinen Zweifel mehr, daß Napoleon den Rückzug nunmehr unaufhaltsam beschleunigen würde. Es war zu vermuthen, daß die Franzosen, da auf der Hauptstraße ihnen Wrede entgegen kam, versuchen möchten, auf Nebenwegen nach dem Rhein zu entkommen; überall auf diesen dem Feinde zuvorzukommen, und unaufhörlich ihn im Rücken zu drängen, strebte Blücher mit unnachlassendem Gewalteifer. Doch alle Anstrengung hat ihr Maß, und wenn Blücher's Kraft des Entschlusses in fortgesetzter Spannung eisern ausdauern mochte, so war in dem Heere selbst die Kraft der Ausführung doch nicht unerschöpflich. Seit Wiedereröffnung des Feldzuges, von der Katzbach an, waren die Truppen des schlesischen Heeres in stetem

Wechsel von Kämpfen und Märschen; der Anstrengung, den Sieg zu erringen, folgte stets noch größere, ihn zu benutzen. Nach der Schlacht von Leipzig vom Wahlplatz aus unaufhörlich dem Feinde nachdringend, in beständigen Gefechten, seit Weißenfels ohne gebahnte Straße, abgemüdet rastlos eilend auf abscheulichen Wegen, mit Mangel an Nahrung und mit der Kälte der Oktobernächte ringend, dabei den Anblick der Verheerung und des gränzenlosesten Elendes vor Augen, bei jedem Schritte das scheusliche Bild des Unterganges, der den Feind durch Hunger und Nervenfieber traf, deren Ansteckung sich über das Land ausbreitete: wahrlich, die Truppen hätten Uebermenschliches leisten müssen, um in einer solchen Folge von Ereignissen und Eindrücken nicht einigermaßen in ihrem Eifer nachzulassen. Man vernahm die Befreiung von ganz Deutschland, man sah den Feind über den Rhein fliehen, man gönnte ihm endlich die Flucht, der ohnehin noch Verderben genug durch Wrede bevorstehen mußte. So geschah es, daß Blücher's Vorschriften einen Augenblick lässiger befolgt, seine Befehle nicht mit bisherigem Drange ausgeführt wurden. Die französische Nachhut wurde bei Markfuhl nochmals eingeholt, allein die weitere Verfolgung gelang nur noch den Kosacken, welche dem Zuge Napoleon's voraneilten, ihm folgten, ihn zu beiden Seiten umschwärmten, aber von dem Fußvolke leicht abgewehrt wurden. Das Hauptheer der Verbündeten folgte südlich über Schmalkalden und Meinungen gegen Fulda, vermochte aber den Feind noch weniger einzuholen. Am 30. Oktober in Fulda angekommen, und von Wrede's Anrücken versichert, sah Blücher für Napoleon, wenn er in den Engwegen von Gelnhausen gehemmt oder sonst irgend angegriffen würde, keinen Ausweg, als von seiner Straße rechtsab nach Koblenz einzulenken, und dort über den Rhein zu gehen. In diese Richtung hatte Sacken bereits von Hersfeld eingelenkt, da jedoch am 1. November in Fulda die österreichischen Vortruppen des Hauptheeres eintrafen, und nun im Rücken Napoleon's genug Truppen folgten, so nahm Blücher auch mit den übrigen Truppen des schlesischen Heeres rechts durch die Wetterau über das Vogelsgebirge den Weg nach Gießen, wo er am 3. November

ankam, und Sacken sogleich weiter nach Wetzlar, leichte Reitertrupps aber bis zum Rhein vorsandte. Dieser Marsch war der Gipfel der Anstrengung, die Truppen erlagen fast. Dennoch ließ fürerst ihren Mühsalen sich weder Ziel noch Rast absehen, wenn nicht die Nachricht gekommen wäre, daß Napoleon am 30. Oktober bei Hanau, und am 31. bei Frankfurt am Main in heftiger Schlacht den Widerstand Wrede's gebrochen, und die Trümmer seines großen Heeres, noch etwa 60,000 Mann, bei Mainz über den Rhein geführt habe. Jetzt endlich gönnte auch Blücher seinem Heere einige Ruhe, und ließ die Truppen ausgedehnte Quartiere nehmen, um sich zu erholen und herzustellen.

Doch nicht allzulange. In Blücher's Geiste war schon die Aussicht bis jenseits des Rheins erweitert, und der Gedanke, den Krieg in die Gränzen des alten Frankreichs zu tragen, gewann Raum und Zuversicht. Das Hauptquartier des schlesischen Heeres war in solchen Vorstellungen lebhaft aufgeregt, alles drängte voll Muth zu großen und raschen Entschließungen: man dürfe nicht stehen bleiben, hieß es, bei halbem Werke; in Feindesland müsse man Vergeltung holen für so vieljährige Schmach und Bedrückung, und zuverlässige Bürgschaft für die Zukunft; schlecht meine es der mit dem Vaterlande, der ihm den Rhein zur Gränze gelten lasse; der ängstlichen Furcht, der listigen Selbstsucht zum Trotz, müsse man durch kühnes Eigenhandeln auch den Rheinübergang, wie früher den der Elbe, entschlossen vorwegnehmen, und die Zaudernden, wie schon immer, über herkömmliche Bedenklichkeiten in den Strudel der Ereignisse mitfortreißen. Man trank in feurigem Rheinwein auf den raschen Uebergang über den dann erst freien Strom, und Blücher wandte sich alsbald zur That. Schon am 7. November setzte sich das schlesische Heer wieder in Bewegung, und richtete sich, — Langeron mit Saint-Priest über Dillenburg und Siegen, Blücher selbst mit Sacken und Yorck über Limburg und Altenkirchen, — nach Mühlheim, gegenüber von Köln. Am 15. sollten daselbst Brücken geschlagen werden, das Heer über den Rhein gehen, und über Aachen und Lüttich rasch in die Niederlande vordringen. Alle Nachrichten, welche durch Kund-

schafter und Deutschgesinnte vom linken Rheinufer gebracht wurden, bestätigten, daß diesem Vorhaben wenig entgegenstehe, daß der Feind überall schwach, die festen Plätze schlecht bewehrt, die Stimmung der Landeseinwohner wenigstens nicht feindlich sei. Blücher meinte, das Hauptheer unter Schwarzenberg sollte zu derselben Zeit zwischen Mannheim und Mainz den Rhein überschreiten, das Nordheer unter dem Kronprinzen von Schweden, welches die Richtung nach Hannover genommen hatte, von dort nach Holland vordringen, und dieses schon zur Freiheit aufgährende Land dem Feind entreißen. Mit diesen Entwürfen war der General von Gneisenau in das große Hauptquartier nach Frankfurt am Main abgeordnet worden, um die höhere Genehmigung für sie zu erlangen, und das nähere Zusammenwirken zu verabreden, während Blücher schon die Schritte zur Ausführung beeilte. Doch im großen Hauptquartiere hielten andere Ansichten und Plane den Entschluß noch hin, nur darüber war schnelle Verständigung, daß Blücher's Unternehmen noch voreilig und zu gewagt sei. Am 11. November erreichte ihn ein Eilbote, der das schlesische Heer vom Niederrhein zurück in die Gegend von Frankfurt am Main rief, wo ihm diesseits von Mainz die Einschließung der Brückenfeste Kassel übertragen wurde. Das Heer traf am 15. November vor Kassel an, und löste dort die Oesterreicher ab, welche sogleich nach dem Oberrhein zogen, Blücher selbst begab sich nach Frankfurt am Main, und nahm dann sein Hauptquartier in Höchst, inmitten seiner Truppen, die zur Erholung in den Ortschaften eingelagert waren. Einzelne Abtheilungen erstreckten sich zur Bewachung des rechten Rheinufers bis hinauf zum Neckar, und bis hinab nach Düsseldorf.

Die außerordentlichen Ergebnisse der Schlacht von Leipzig hatten ein ungeheures Feld großer und mannigfacher Angelegenheiten den Rathschlägen und Entscheidungen der Verbündeten überantwortet. Nach dem Beispiele von Baiern traten die meisten Staaten des Rheinbundes durch besondere Verträge dem großen Bündnisse gegen Frankreich bei, andere, wie das Königreich Westphalen und die Großherzogthümer Frankfurt und Berg, wurden aufgelöst, Sachsen blieb künf-

tiger Entscheidung aufbewahrt, Hannover, Braunschweig, Hessen-Kassel, die freie Stadt Frankfurt, erstanden wieder zu neuem Dasein. Alte Ansprüche und neue Verdienste, vergangene Sünden und künftige Leistungen, allgemeine und besondere Rücksichten, persönliche Verbindungen und politische Angemessenheit, alles bewegte und durchkreuzte sich mannigfach in diesen Thätigkeiten, welche inmitten der hervorwogenden Stimmen der öffentlichen Meinung, deren Macht in jener Zeit durch die Ereignisse selbst gehoben wurde, und unter dem fortwährenden Einflusse der raschen Begebenheiten, nicht immer bei ihren ursprünglichen Richtungen und Absichten beharren konnten. Die früher gemeinsam auf denselben Punkt der Gefahr gerichteten Streitkräfte, eines gegenüberstehenden Feindesheeres für den Augenblick entbehrend, blieben eine Zeitlang in Unentschiedenheit gehemmt, oder vertheilten sich in dem gewonnenen weiten Felde nach besonderen Richtungen und Zwecken. Der Kronprinz von Schweden wandte sich mit einem Theile des Nordheeres gegen Dänemark, um sich dort des ihm zugesagten Besitzes von Norwegen zu versichern, während Bülow fast mit Gewalt, und dann auch Winzingerode, dem Zuge sich entrangen, um der allgemeinen Hauptrichtung des Krieges gegen Napoleon und Frankreich zu verbleiben. Oesterreich hatte hauptsächlich Italien im Auge, Rußland durfte den Besitz von Polen als gewiß ansehen, für Preußen lagen bedeutende Loose bereit, England hatte eine Auswahl von Vortheilen. Bei dem großen Gewinn, der sich auf allen Seiten errungen zeigte, war der Gedanke nicht zu unterdrücken, ob nicht genug geschehen, nicht vor allem das Gewonnene sicherzustellen, und neuen Wechselfällen, in welchen das Kriegsglück wieder entreißen könnte, was es gegeben, durch allgemeinen Frieden vorzubeugen sei? Die Sorge der Staatsklugheit durfte, wie bisher gegen Frankreich, so jetzt schon wieder für dieses Land sich bemühen, die französische Volksmacht und Napoleon's Verzweiflung konnten ernste Scheu, die persönlichen Verhältnisse manche Schonung gebieten. Unter solchen Einwirkungen waren gemeinsame Friedensverhandlungen mit dem französischen Kaiser wirklich schon angeknüpft. Diesem allen gegenüber, jener Vereinzelung

der Betheilnisse und dieser gemeinsamen Hinneigung derselben, stand die Gesinnung der Kraft und des Nachdrucks, welche, unverlockt vom Einzelnen und unbefriedigt vom Halben, unausgesetzt das Ganze der Aufgabe und die Vollendung des Werkes zum Gegenstande hatte. In mancher Gestalt und an vielen Orten zeigte sich diese Gesinnung wach und wirksam, doch nirgends hatte sie eine entschiednere Stätte, eine kräftigere Vertretung, als in dem Hauptquartiere Blücher's, in dem Muthe des Feldherrn wie in dem Geiste seiner Umgebung und des ganzen Heeres. Inmitten der zahllosen Geschäfte und Arbeiten, welche sich in Frankfurt zusammendrängten, nahm Blücher das, was ihm zumeist gemäß war, nur immer den Feind zum Augenmerk. Die Anordnung politischer Mannigfaltigkeiten gern Anderen überlassend, von keiner Rücksicht gehalten, von keinem Bevorstehenden geschreckt, drang er immer nur auf Fortsetzung des Krieges; rasch über den Rhein zu gehen, mitten in Frankreich hinein, nach Paris, den Feind zu vernichten, das war sein Sinn. Vermessen dünkte Vielen ein solches Ziel, unerreichbar, ja kaum wünschenswerth; Frankreichs Boden, der die Revolutionsheere ausgebrütet, konnte leicht wieder zu gleicher Zeugungskraft erhitzt, ein Wiederanspruch Deutschlands auf das linke Rheinufer zum Aufrufe für die Volksehre der Franzosen werden; der Kronprinz von Schweden insonderheit widerstritt warnend jedem weiteren Vordringen. Man sprach davon, am Rhein vertheidigungsweise stehen zu bleiben, in Winterquartieren des Ausganges der Friedensbemühungen zu harren. Es entstand eine Friedenspartei, Fürsten, Minister, Generale auf ihrer Seite zählend, mit vielfachen Beziehungen im Bunde, auf manche scheinvolle Vorstellung und vielvermögende Gründe gestützt. Aber auch eine Kriegspartei erhob sich, und Blücher an ihrer Spitze; sein keckes Reden schlug Wunden, wie sein Schwert; vor der Heldenkraft des alten Feldmarschalls, welchen Würde und Ruhm unverwundbar machten, sank manches glänzende Ansehen in den Staub, wurde manche vornehme Feigheit zu nichte; er sprach von Schuften, von Galgen verdienen, von ihm das und jenes thun können. Allerdings erweckte diese Art auch ihm bittere Gegenreden, doch nur

hinter seinem Rücken. Man fing wieder an, von dem tollen Husaren zu reden, dem unbesonnenen Stürmer, der den Krieg wie ein wilder Spieler treibe, und sein bisheriges Glück für Klugheit ausgebe; wenn man früher in solcher Lage gewesen, um sich die ärgsten Wagnisse gefallen zu lassen, so sei das jetzt anders, man habe früher nichts zu verlieren gehabt, und alles zu gewinnen, gegenwärtig aber umgekehrt; jetzt bedürfe man besonnener, vorsichtiger Generale, auch solle man nur sehen, wie das schlesische Heer zugerichtet worden, auf unnöthigen Seitenwegen verschleppt, in fruchtlosen Eilmärschen erschöpft, müsse es gleichsam neu hergestellt werden, um nur wieder auftreten zu können. Aber solchen Reden zum Trotz erhob sich Blücher's Name, von der schon entschiedenen Stimme der Völker getragen, immer herrlicher, ein unerschütterliches Vertrauen knüpfte sich an seine Führung, und sein tüchtiges „Vorwärts!" erhielt sich als das recht eigentliche Wort des Tages in voller Geltung.

Die Gesinnung der verbündeten Herrscher selbst aber war die sicherste Gewähr, daß die Folge der Begebenheiten, in deren Zuge die Welt sich befand, keinen Ausgang nehmen konnte, der nicht den großen Zwecken gemäß, der gemachten Anstrengungen würdig gewesen wäre. Zum Frieden bereit, sobald dieser von der Art, daß die Freiheit und Wohlfahrt der Völker in ihm eine dauernde Sicherheit fände, aber eben so entschlossen, dieses Ziel durch die Waffen zu erkämpfen, sofern von Unterhandlungen wenig zu hoffen schiene, hatten sie zwar eingewilligt, das Mittel eines Kongresses zu versuchen, allein darum nicht weniger die Fortsetzung des Krieges bedacht und angeordnet. Ganz Deutschland rüstete unter gemeinsamer Leitung, die Völker traten insgesammt unter Waffen. Aus Rußland, Preußen und Oesterreich zog den Heeren in zahlreichen Ersatzmannschaften ansehnliche Verstärkung herbei; bedeutende Truppenmacht schloß jenen aus den gewonnenen deutschen Ländern sich an; die allgemein verfügte Errichtung von Landwehr und Landsturm sicherte überall einen Rückhalt unermeßlicher Volkskräfte. Bald lag eine ungeheure Streitmasse längs des Rheines ausgebreitet, ihre Verpflegung wurde schwierig, das Futter für die Pferde

selbst der beiden Kaiser mußte fernher geholt werden, die Stimmen zum Aufbruch erhoben sich stärker, und der Beschluß, in Frankreich einzudringen, wurde nicht mehr verzögert. Die Entwürfe dazu waren im großen Hauptquartier mit kriegskundiger Einsicht, welche zugleich aber politischen Bedingnissen gehorchen mußte, schon angefertigt. Die Hauptmacht der Verbündeten unter Schwarzenberg zog nach dem Oberrhein, um durch die Schweiz, deren Neutralität nicht angenommen wurde, nach Langres vorzurücken, aus welcher hiezu wohlgewählten Zwischengegend sowohl nordwärts in Hinsicht auf Paris, als auch südwärts in Bezug auf die Angelegenheiten von Italien, wo den Krieg gegen die französische Macht Oesterreich allein trug, sichere Wirksamkeit offen stand. Während ein Theil des Nordheeres noch gegen Dänemark beschäftigt blieb, zogen zwei seiner Heertheile unter Bülow und Winzingerode gegen Frankreichs nördliche Gränze, wohin auch andere Schaaren deutscher und großbritannischer Kriegsvölker sich wandten. Zwischen diesen Heermassen eingeschoben, sollte Blücher mit dem schlesischen Heere, wie früher in Sachsen, so jetzt auch in Frankreich, die bewegliche Mitte bilden. Jetzt, da es wieder vorwärts ging, verstummten die Tadler, und sein Ansehen leuchtete in erhöhtem Glanz. Sein Heer war durch beträchtliche Verstärkungen, besonders der russischen Heertheile, wieder auf 85,000 Mann gebracht, ihm wurden noch drei neue Heertheile zugewiesen, ein preußischer unter Kleist, ein hessischer unter dem Kurprinzen von Hessen, ein gemischt-deutscher unter dem Herzoge von Sachsen-Koburg, zusammen gegen 50,000 Mann, die jedoch erst in zwei Monaten streitfertig sein konnten. Ihm waren die allgemeinen Entwürfe des Feldzuges von den verbündeten Herrschern mitgetheilt, Schwarzenberg setzte ihn von den für das große Heer bestimmten Bewegungen in Kenntniß, und ersuchte ihn um Benachrichtigung, welche Bewegungen er selbst, in Uebereinstimmung mit jenen, für das schlesische Heer beschließe? „Von allen Auszeichnungen, welche dem Feldmarschall bis hierher wurden“, sagt ein bewährter Schriftsteller, „scheint diese, als ein Beweis von unumschränktem Vertrauen, die größte; sie verdient auf die Nachwelt überzugehen, weil unsere

Herrscher dadurch den Beweis ablegten, wie sie die Umsicht, Thätigkeit und Vaterlandsliebe des Feldmarschalls zu ehren und zugleich zu belohnen wußten." Blücher war mit seinen Ueberlegungen bald am Schlusse. Er hatte früher darauf bestanden, man müsse sogleich, ohne Verstärkungen abzuwarten, mit den Truppen, die man habe, über den Rhein gehen, in Frankreich eindringen, und Napoleon durch raschen, nachdrücklichen Krieg vollends erdrücken, ehe er wieder zu Kräften kommen könne. Dies war nun freilich versäumt, die Franzosen hatten sich wieder gefaßt und das linke Rheinufer, welches sie im ersten Augenblicke Preis gegeben, war schon nicht mehr ohne Vertheidigung. Den Gedanken, die Niederlande zu erobern, und von dort mit Bülow, der indeß Holland fast ganz erobert, vereint auf Paris loszugehen, diesen Gedanken, der Blücher'n besonders lieb war, vielleicht noch von den früheren Eindrücken aus dem Revolutionskriege her, mußte er nun aufgeben, da sich alles mehr südwärts wandte, und an der nördlichen Gränze von Frankreich, durch das Verweilen des Kronprinzen von Schweden im Norden, fürerst keine so nachdrückliche Gestalt des Krieges zu erwarten war. Auch traten wichtige politische Gründe ein, diesmal sich näher an das Hauptheer zu halten, und diesem, wie früher dem Nordheere, zur Aufregung zu dienen, ohne welche leicht Unthätigkeit, und zur Stütze, ohne welche leicht Unfälle entstehen konnten, deren Folgen dem ganzen Kriege zur schlimmsten Wendung werden mußten. Denn die Friedensparthei, welche, nach den Worten des schon angeführten Schriftstellers, wie eine giftige Pflanze in dem Herzen des Heeres, in dem großen Hauptquartier umhergeschleppt wurde, hielt sich am eifrigsten an die österreichischen Verhältnisse, und hoffte da, wo ein österreichischer Feldmarschall den Oberbefehl führte, am leichtesten von jedem Ereignisse Vortheil zu ziehen. Aus allen diesen Gründen und Rücksichten beschloß Blücher, das schlesische Heer möglichst in Einwirkung auf das Hauptheer zu erhalten, und dem trägeren Gange des größeren Körpers durch kräftigere Regsamkeit des leichteren nachzuhelfen. Er benachrichtigte den Fürsten von Schwarzenberg von seiner in solchem Sinne gefaßten Absicht, durch Lothringen in Frank-

reich einzudringen, unbekümmert um die Festungen und Engwege, und in der Mitte des Januar in der Gegend von Metz einzutreffen, zu welcher Zeit das Hauptheer bei Langres stehen wollte. Da jedoch der Feind auf dem linken Rheinufer wieder einige Stärke zeigte, so wollte Blücher, um bei dem Rheinübergange weniger Schwierigkeiten zu erfahren, den Feind über sein Vorhaben erst vollkommen täuschen. Es kam darauf an, denselben glauben zu machen, die ganze Angriffsmacht der Verbündeten wende sich nach der Schweiz, und längs des Rheins werde bloß eine Beobachtungslinie zurückbleiben. Blücher behielt seinen Plan streng geheim, und die natürliche Offenheit, die man bei seinen Aeußerungen gewohnt war, schaffte jetzt der verstellten um so mehr Glauben. Er hatte mit den Einwohnern von Frankfurt lebhaften Verkehr, viele waren ihm noch aus den früheren Feldzügen am Rhein in guter Bekanntschaft, an deren traulicher Wiederbelebung er es nicht fehlen ließ. Er machte häufige Besuche in der Stadt, die Frankfurter kamen noch fleißiger zu ihm nach Höchst; sie luden ihn freundlichst ein, sein Hauptquartier nach Frankfurt zu verlegen, er aber versicherte, er wolle nicht rasten, und müsse bei seinen Soldaten bleiben. Schon oft hatte er laut seinen Verdruß geäußert, daß er so lange feiern müsse, und seine Ansicht der Dinge war überhaupt kein Geheimniß geblieben. Nun aber wurden seine Klagen stets herber; von seinen Winterquartieren hatte er viel zu reden, und schien endlich, nach vielem Widerstreben, sich in sein Loos zu finden. Zur Feier seines einundsiebenzigsten Geburtstages nahm er am 16. Dezember zu Wiesbaden von den Offizieren York's einen Ball an, auf welchem er selbst und York munter mittanzten. Endlich sogar verlegte er am 25. Dezember von freien Stücken sein Hauptquartier nach Frankfurt, indem er sagte, da er nun doch einmal den Winter auf der Bärenhaut liegen müsse, so wolle er es sich auch in Frankfurt wohlsein lassen. Wegen der Winterquartiere und der Verpflegung wurden ausführliche Anordnungen eingeleitet, und mit den Regierungen der benachbarten Länder wegen ihrer verhältnißmäßigen Leistungen unterhandelt. Eine Menge französischer Beamten, die aus den deutschen Ländern,

wo sie angestellt gewesen, in Frankfurt sich zusammengefunden hatten, und bisher zurückgehalten worden waren, sollten jetzt an dem Orte des Hauptquartiers nicht länger geduldet werden, und Blücher ließ sie am 26. Dezember sämmtlich nach Mainz abführen, wo sie zur Verbreitung dessen, was in Frankfurt allgemein geglaubt wurde, trefflich beitrugen. Inzwischen wurden so thätig als geheim alle Anstalten gemacht, daß in der nahen Neujahrsnacht das schlesische Heer an drei verschiedenen Orten über den Rhein ginge. Die Anführer der Heertheile wurden am 26. durch geheime Befehle von allem Nöthigen in Kenntniß gesetzt. Blücher schrieb am 29. in einem Briefe nach der Heimath: „Nach Frankreich gehe ich von hier, und den ersten Januar mit Tagesanbruch passire ich mit der ganzen Armee den Rhein; zuvor aber will ich mit meinen Waffenbrüdern in diesem stolzen Strome alle Knechtschaft abwaschen, und als freie Deutsche wollen wir der großen Nation, die jetzt die fromme geworden ist, Gebiet betreten. Als Sieger, aber nicht besiegt, kehren wir zurück, und wenn der ehrenvolle Frieden erkämpft ist, dann soll unser Vaterland uns dankbar empfangen. Wie wohl wird es uns thun, bei der Rückkehr, von Gattinnen, Vätern, Müttern, Kindern, Schwestern und Brüdern mit Freudenthränen empfangen zu werden!“ Im Ausdrucke solcher Gefühlsweise konnte Blücher sich oft gefallen, er wußte in dieser Art auch das Gewöhnlichste mit Behagen anzubringen, und verfehlte damit eine gewisse Wirkung nicht.

Frankreichs Aufmerksamkeit war voll Sorgen auf die Fortschritte des Hauptheers der Verbündeten gerichtet, als unerwartet der Angriff, und viel heftiger und drohender, auch von der Rheinseite sich eröffnete. Blücher legte großen Werth darauf, gerade das neue Jahr mit dem Rheinübergang anzuheben, und mit dem allgemein bedeutsamen Zeitabschnitte den Anfang einer neuen Folge wichtiger Begebenheiten zu verknüpfen. Seinen Unternehmungen gab er für Truppen und Volk durch Wort und That in solcherlei Weise besonderen Schwung und Nachdruck. In der Nacht vom 31. Dezember 1813 zum 1. Januar 1814 mit dem Schlage zwölf, da ohnehin durch Schießen und Lärmen das Scheiden des alten

und der Beginn des neuen Jahres in jenen Gegenden gefeiert zu werden pflegt, ging das schlesische Heer, jetzt 85,000 Mann stark, zu gleicher Zeit bei Mannheim, bei Kaub und bei Koblenz über den Rhein. An die Truppen hatte Blücher schon am 30. Dezember folgende Ermahnung gerichtet: „Als ihr von der Oder zum Rheine vordrangt, tapfre Soldaten des schlesischen Heeres, mußten dem Feinde Provinzen entrissen werden, die er sich früher unterworfen hatte. Jetzt geht ihr über den Rhein, um den Feind, der es nicht verschmerzen kann, seine neunzehnjährigen Eroberungen in zwei Feldzügen verloren zu sehen, zum Frieden zu zwingen. Soldaten! Den Siegern an der Katzbach, bei Wartenburg, bei Möckern und bei Leipzig, darf ich nur den Tag des Ruhmes zeigen, und ich bin des Erfolges gewiß. Allein ich hab' euch neue Pflichten aufzulegen. Die Bewohner des linken Rheinufers sind nicht feindlich gegen uns gesinnt, ich habe ihnen Schutz und Sicherheit des Eigenthums versprochen; ich that's in eurem Namen, ihr müßt es halten. — Ehre bringt dem Soldaten die Tapferkeit, jedoch der Gehorsam und die strenge Mannszucht sind seine schönste Zierde.“ — Auch den neuen Heertheilen, welche seinem Befehl untergeben worden, und, sobald sie in Stand gesetzt sein würden, seinem Zuge nachrücken sollten, ließ er zum Gruß folgenden Aufruf zurück: „Der Feldmarschall von Blücher an den zweiten preußischen und den vierten und fünften deutschen Heertheil. Die verbündeten Monarchen sind mit dem schlesischen Heer zufrieden. Sie haben es dadurch bewiesen, daß sie dieses Heer verdoppeln, durch euch, ihr tapfern Soldaten des zweiten preußischen Heertheils, die ihr bei Kulm und in der blutigen Schlacht von Leipzig unter den Augen der erhabenen Monarchen fochtet; durch euch, ihr biedern Hessen, die ihr nie den deutschen Karakter und die Treue gegen die in eurer Mitte gebornen Fürsten verläugnetet, und durch euch, Soldaten des fünften deutschen Heertheils, die ihr selbst in den Reihen unserer Feinde des deutschen Namens nicht vergaßt, und, obgleich aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt, doch fest verbunden seid durch gleiche Gesinnung, durch gleichen Abschen gegen die Herrschaft der Ausländer, die euch

so lange unterdrückten und verachteten. Soldaten! Ich fühle mich hochgeehrt, euer Feldherr zu sein. Das schlesische Heer des Jahres 1813 empfängt euch als Brüder, als würdige Mitglieder, mit denen es freudig alles theilen wird. Das schlesische Heer des Jahres 1814 wird ruhmvoll auf dem gebahnten Wege der Ehre fortschreiten. Und ihr, Deutsche, von euren angestammten Fürsten geführt, seid versichert, daß es meine erste Sorge, mein höchster Stolz sein wird, den übermüthigen Feind die Gewalt eurer Waffen fühlen zu lassen, damit er erkenne, — was auch der List vormals gelungen sein mag, — daß die alte deutsche Tapferkeit noch in uns lebt, und damit das Band des Friedens dauerhaft geknüpft werde durch eure letzten Thaten."

Die Franzosen hatten gegenüber den Mündungen der rechtsher in den Rhein strömenden Flüsse überall Schanzen aufgeworfen, um diese zum Uebergange gelegensten Punkte zu bewachen; doch ihre schwachen Posten durften an keine ernstliche Vertheidigung denken. Sacken erstürmte unter den Augen des Königs von Preußen die Neckarschanze gegenüber von Mannheim; Saint-Priest nahm die Lahnschanze bei Koblenz, der überraschte Feind wurde gefangen oder verjagt, das Geschütz erbeutet. Blücher selbst, mit York's Heertheil und einem Theile von Langeron's Truppen, ging bei Kaub über; die Pfalz im Rhein war der Ort, von welchem aus er die Anstalten leitete; die russischen Leinwandpontons reichten nicht hin, die ersten Truppen fuhren auf Kähnen über; die Brücke war kaum zu Stande gebracht, als die Gewalt des Stromes den Theil zwischen der Pfalz und dem linken Ufer fortriß und gänzlich umbog, so daß die Arbeit auf's neue gemacht werden mußte, und 12 bis 14 Stunden verloren gingen, während welcher der Feind gutes Spiel haben konnte; allein er zog sich nach wenigen Schüssen zurück, und die Preußen drangen mit Hurrahgeschrei auf das linke Ufer nach. Zu den Einwohnern sprach Blücher durch folgenden Aufruf: „Ich habe das schlesische Heer über den Rhein geführt, damit die Freiheit und Unabhängigkeit der Nationen hergestellt, damit der Friede errungen werde. Der Kaiser Napoleon hat Holland, einen Theil von Deutschland und Italien dem fran-

zösischen Reiche einverleibt, er hat erklärt, daß er kein Dorf dieser Eroberung herausgeben würde, selbst wenn der Feind auf den Höhen von Paris erschiene. Gegen diese Erklärung, gegen diese Grundsätze marschieren die Heere aller europäischen Mächte. Wollt ihr diese Grundsätze vertheidigen? Wohlan! so tretet in die Reihen Napoleon's, und versucht euch im Kampfe gegen die gerechte Sache, welche von der Vorsehung so augenscheinlich beschützt wird. Wollt ihr es nicht, so findet ihr Schutz bei uns. Ich werde euer Eigenthum sichern. Jeder Bürger, jeder Landmann bleibe ruhig in seiner Wohnung, jeder Beamte an seinem Platz, und setze ungestört seine Dienstverrichtung fort. Von dem Augenblicke des Einrückens der verbündeten Truppen muß jedoch alle Verbindung mit dem französischen Reiche aufhören; wer sich dieser Anordnung nicht fügt, begeht Verrath an den verbündeten Mächten, wird vor ein Militairgericht gestellt, und erleidet die Todesstrafe. Gegeben am linken Rheinufer den 1. Januar 1814." Die Briefschaften eines in demselben Augenblick aufgefangenen Postillons enthielten den Befehl Napoleon's an den General Durutte in Koblenz, für den Fall, daß ein Rheinübergang dennoch versucht würde, sich an den Marschall Marmont anzuschließen, der bei Kaiserslautern eine Stellung nehmen werde. Blücher beschloß, ihm zuvorzukommen. Eilig rückte er mit dem Heertheile York's über Kreuznach, Lautereck und Cousel in der Richtung auf Saarbrücken vor, während Sacken von Mannheim geradezu gegen Kaiserslautern vordrang, Langeron dagegen blieb mit einem Theile seiner Truppen zurück, um die Festung Mainz auf beiden Rheinufern einzuschließen, Saint-Priest behielt Koblenz und die Umgegend besetzt. Doch als Blücher am 8. Januar in Sankt-Wendel eintraf, war Marmont aus seiner Stellung bei Kaiserslautern vor Sacken's Andrang schon nach Saarbrücken zurückgewichen, hatte dort mit Durutte sich vereinigt, und machte Anstalt die Saar zu vertheidigen. Blücher ordnete für den 11. alles zum ernstlichen Angriff und zum Uebergang über die Saar, allein schon am 10. gab Marmont, der nicht 20,000 Mann gegen 25,000 hatte, und durch Blücher's Reiterei seine beiden Flügel bedroht sah, die

Vertheidigung auf, und zog nach Metz, und von hier weiter nach Verdun zurück. Am 12. Januar war Blücher auf der Straße nach Metz in Saint-Avold eingetroffen, jenseits welches Ortes die deutsche Sprache aufhört; er ließ deßhalb für die weiterhin zu durchschreitenden Lande folgenden Aufruf in französischer Sprache ausgehen: „Franzosen! Lasset euch nicht durch verläumderische Gerüchte betrügen, von Uebelgesinnten ausgestreut; sehet in den Heeren der verbündeten Herrscher nur Freunde der Menschheit, deren einzige Feinde die Feinde des Friedens sind. Eure Blutsverwandten, eure Freunde, eure Brüder, eure Kinder, kriegsgefangen auf fremdem Boden, vereinigen ihre Wünsche mit den unsrigen für einen Frieden, dessen erste Wohlthat für sie sein wird, in die Mitte ihrer Familie zurückzukehren." Da der Feind nirgends Stand hielt, einige Gefechte ausgenommen, welche den Muth der verbündeten Truppen nur erhöhten, so rückte das schlesische Heer immer vorwärts, doch nicht ohne die Sorgfalt, welche inmitten eines so vielfach durchschnittenen und mit zahlreichen Festungen bewehrten Landes erforderlich schien. Die leichten Truppen besetzten Trier, hielten Streifpartheien vor den Festungen Luxenburg, Thionville und Metz, und drangen südwärts gegen Nancy und Saarburg vor. Zu größerer Sicherheit mußte York gegen die Festungen anrücken, mit dem Auftrage, wenn sich bei genauer Besichtigung ein vortheilhaftes Unternehmen zeigte, die eine oder die andere gewaltsam anzugreifen. Sein Erscheinen engte wenigstens die schwachen Besatzungen ein, und vermehrte die Ungewißheiten des Feindes. Unterdessen hatten die französischen Truppen unter dem Marschall Victor und General Milhaud vor dem Heertheile Wittgenstein's, der als Zwischenglied des Hauptheeres und des schlesischen bei Fort-Louis über den Rhein gegangen war, den Elsaß geräumt, und über Nancy die Richtung auf Chalons genommen, wohin auch Marmont gezogen war. Sacken's Reiterei besetzte darauf Nancy, und am 17. Januar traf Blücher in dieser ehemaligen Hauptstadt des alten Lothringens ein. Die Stadtobrigkeit bewillkommte ihn beim Einzuge mit einer unterwürfigen Rede, welche den Schrecken erkennen ließ, mit dem die Franzosen den fremden

Kriegsheeren entgegensahen. Blücher hatte sich schon oft geärgert, daß die französischen Tagesblätter das Volk durch die Vorstellung täuschten, als kämen die verbündeten Truppen, nur auf Raub und Plünderung ausgehend, jetzt noch in der entschiedenen Absicht, Frankreich zu theilen; ihm war eben recht, da man ihm einmal förmlich eine Anrede gehalten, auch seinerseits die Gelegenheit wahrzunehmen, und sich über die Lage der Sachen auszusprechen. Und so hielt er denn, mit seiner natürlichen Redegabe, die Kaiserlichen Ausdrücke Napoleon's mit seltsamer Laune nachahmend, in deutscher Sprache folgende merkwürdige Gegenrede, deren erst unverständlicher Klang und nachher gedollmetschter Sinn die demüthigen Hörer mit staunender Verwunderung erfüllte. „Meine Herren", so hob er an, „ich bin zufrieden mit den Gesinnungen, die Sie mir in Ihrer Rede ausdrücken. Endlich hat die Gerechtigkeit der Vorsehung unsere Waffen auf Frankreichs Boden geführt. Ganz Europa ist durch die unersättliche Ehrsucht desjenigen, der Frankreich seit 14 Jahren unumschränkt beherrschte, endlich aus seiner falschen Sicherheit geschreckt. Die Völker der Wolga, der Donau, der Elbe, der Themse, des Tajo, sind ausgewandert, und stehen jetzt auf dem Gebiet des einst so glücklichen Frankreichs. Viele dieser Völker waren einst mit Freundschaft und Anhänglichkeit Frankreich zugethan; alle sind nun dessen Feinde geworden, und wodurch? durch den alles zerstörenden Ehrgeiz eines Einzigen. Durch ihn sind selbst diejenigen Völker, die nicht kriegerisch waren, aus Noth es geworden, weil sie die Erniedrigung und die Schmach, worunter sie seufzten, und sein und seiner Satelliten Hohn und Plünderung nicht länger zu ertragen vermochten. Seht jene Portugiesen, die jetzt an dem Ufer der Garonne stehen; sie werden nun unter die besten Truppen Europa's gerechnet; jene Holländer, die mit einemmale das verhaßte Joch abwerfen und zu den Waffen greifen! Gott hat endlich ein strenges Gericht gehalten, und sechsmalhunderttausend Franzosen in zwei Feldzügen von der Erde vertilgt. Arme, beklagenswürdige Opfer der unermeßlichen Ehrsucht eines Herrschers, verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling ist. Und

was sehe ich in Frankreich als Gewinn so viel vergossenen Blutes? Eine ganze Generation, die jungen Männer von 20 bis 30 Jahren vertilgt! der Krieg hat sie verzehrt; das baare Geld verschwunden; den Handel in Fesseln; den Ackerbau ohne Aufmunterung; die Gewerbe im Verfall; das Volk seufzend unter der Last schwerer Abgaben; Gensdarmen Eure Kinder zu den Fahnen des Ehrgeizigen schleppend, der solche umkommen läßt, aus Mangel an Fürsorge; in Gesellschaften bezahlte Auflaurer, einem Savary die Klagen und Seufzer hinterbringend, die eine so grausame Regierung erpreßt; Militair- und Spezial-Kommissionen, die mit ungesetzlichen Todesurtheilen, Galeeren und ewigen Gefängnissen die Klagen der Leidenden zurückschrecken. Ist dies der Preis nie erlöschender Kriege, wodurch so viele Völker so gränzenlos unglücklich geworden sind? Also für Generale, für Intendanten, für Kommissaire, die durch die Plünderung unserer Länder und durch die schamlosesten Erpressungen sich bereicherten, habt Ihr so viel erduldet? unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten; gern hätten wir ihn mit großen Opfern erkauft; übermüthig wurden wir abgewiesen. Wir müssen ihn nun mit den Waffen in der Hand auf Eurem Gebiet, und wenn es so sein soll, selbst in Eurer Hauptstadt suchen. Wohlan! die erhabene Tapferkeit unserer Truppen wird ihn zu erkämpfen wissen, und mit ihm unsere Nationalunabhängigkeit, und die Freiheit des Handels und die der Meere, denn wir sind es, die für diese Meeresfreiheit kämpfen, und nicht er, Euer Herrscher, der so gern alle Häfen verschließen möchte, welche die Vorsehung den Völkern zu ihrer Wohlfahrt geschenkt hat. Es thut mir leid, Euch nicht alle Lasten ersparen zu können, die der Krieg unvermeidlich mit sich führt. Was ich zu deren Erleichterung beitragen kann, soll geschehen. Wir wollen Euch nicht die Verheerungen vergelten, die Eure Heere in unseren Landen angerichtet haben, und nicht dafür Rache nehmen. Wir führen den Krieg nur gegen diejenigen, die ihn so gern verewigen möchten. Die verhaßtesten Eurer Abgaben, die droits réunis, die gabelle, die droits d'enregistrement habe ich aufgehoben. Möchte ich, für Euch namentlich, brave Lothringer, die alte gute Zeit

zurückrufen können, womit die sanfte Regierung Eurer Herzoge Euch einst beglückte!“ Die Rede wurde sogleich in französischer Uebersetzung gedruckt, und tausendfältig nach allen Richtungen verbreitet. Auch sonst benahm sich Blücher gegen die Franzosen mit vieler Haltung und Klugheit, sein herzhaftes entschlossenes Wesen flößte Furcht ein, und doch auch wieder Zutrauen, wie es für das Volk nöthig ist. Er sprach und handelte ganz in dem Sinn, als sei mit den Franzosen kein Krieg, sondern nur mit Napoleon, dieser aber schon so gut wie gestürzt, und der Krieg seinem Ende nahe. Französische Kriegsgefangene entließ er, auf ihren Wunsch, öffentlich in ihre Heimath; Napoleon's Heer würde bald, so verkündete er, auf gleiche Weise auseinandergehen. So hielt er wirklich die Menge großentheils zweifelhaft, und viele alte und neue Soldaten von Napoleon's Heere zurück. Auch bestand in dieser ersten Zeit, während des ungestörten Vordringens, bei guter Ordnung ein günstiges Vernehmen zwischen den Truppen und Einwohnern, welches erst später, als verwüstende Märsche und Gefechte eintraten, eine schlimmere Wendung nahm. In Nancy traf Blücher spanische Kriegsgefangene, die sogleich erbötig waren, gegen die Franzosen zu dienen, und daher in 4 Kompanieen, den General Sotomayor an der Spitze, den verbündeten Truppen sich anschlossen.

Die Gegend von Chalons unterdeß war der Sammelplatz der Streitkräfte, welche Napoleon den verbündeten Heeren neu entgegenzustellen dachte. Dorthin zogen die Marschälle Marmont und Victor zurück; der Marschall Macdonald und der General Sebastiani nahmen vom Niederrhein, wo sie vor Winzingerode's Anrücken, der bei Düsseldorf über den Rhein gegangen war, weichen mußten, die gleiche Richtung; die neuen Truppen aus dem Innern trafen zahlreich dort ein; Napoleon selbst wurde jeden Augenblick aus Paris erwartet. Blücher, schon in gleicher Höhe mit dem über Langres vorrückenden Hauptheer, und auf seinem linken Flügel schon mit dessen rechtem in Verbindung, indem Wrede mit seinem Heertheil ihm von Epinal her die Hand bot, faßte den Entschluß, den Feind durch ein schnelles Vordringen gegen Chalons zu täuschen, ihn dadurch auf sich zu lenken,

und ihn dann links auf das Hauptheer nachzuziehen. Dadurch hinderte er den französischen Kaiser, sich in die Ardennen auf die rechte Flanke der Verbündeten zu werfen, wo der Krieg für diese eine sehr schwierige Gestalt annehmen konnte, und nöthigte zugleich dem Hauptheere unverzüglich ein thätigeres Mitwirken auf. Er rückte zunächst auf Toul, dessen schwache Besatzung sich bald ergab. Von hier sandte er den General Fürsten Schtscherbatoff mit 10,000 Mann über Void und Ligny, wo eine feindliche Nachhut einigen Widerstand leistete, gegen Saint-Diziers, welches am 25. Januar genommen wurde. Er selbst rückte mit der Hauptstärke, gedeckt von jener Bewegung und ohne den Feind zu treffen, über Vaucouleurs, Joinville und Doulevent nach Brienne, wo er am 26. Januar ankam. York erhielt Befehl, die rückwärts liegenden Festungen, welche schwach besetzt waren, bis zum Anzuge der erwarteten Heertheile durch leichte Truppen umstellt zu lassen, und mit seinem Heertheile über Saint-Mihiel gleichfalls nach Saint-Diziers vorzurücken, wo er am 28. eintreffen und den General Lanskoi vorfinden sollte. Allein schon war Napoleon über Chalons am 26. in Vitry angekommen, und am 27. nach einem heftigen Gefechte mit Lanskoi, der nach Joinville zurückging, wieder in Saint-Diziers eingerückt. Schtscherbatoff hatte sich schon früher über Montier-en-Der nach Brienne gezogen, und in dieser Richtung folgte Napoleon.

Blücher, in Brienne angelangt, und erinnert, daß hier die Kriegsschule gewesen, in welcher Napoleon den Jugendunterricht empfangen, meinte scherzend, hier könne man nun Examen halten, und zusehen, wer gut bestehe, er hoffe, der Feind solle finden, daß auch sie ihrerseits genug gelernt hätten. Von dem Hauptheere ging die Nachricht ein, daß es über Chaumont vorrücke, und daß der Marschall Mortier mit dem Kerne der französischen Truppen, nachdem er bei Bar-sur-Aube ein nachtheiliges Gefecht mit dem Kronprinzen von Würtemberg gehabt, sich gegen Troyes zurückziehe und zu Napoleon's Hauptmacht annähere. Blücher sandte Sacken links nach Lesmont, um die Aube hinab dem Feinde zu folgen, und seine Bewegungen zu beobachten. Bald nachher

aber kam die Nachricht, Napoleon ziehe von Saint=Diziers durch den Wald von Der geradezu gegen Brienne; er hatte sich zwar, wie aufgefangene Befehlbriefe zeigten, mit Mortier noch nicht vereinigt, auch Macdonald und Sebastiani noch nicht an sich gezogen, und war daher höchstens 40,000 Mann stark; allein auch Blücher hatte seine Kräfte nicht beisammen, und ohne York, der nun durch Napoleon's Marsch für eine Weile ganz von ihm getrennt war, kaum 25,000 Mann, denen nur eben noch am 29. Morgens, durch den Vortrab von Wittgenstein's anrückendem Heertheil, 2000 Reiter unter dem General Grafen von Pahlen als Verstärkung zukamen. Blücher wollte demnach fürerst keine Schlacht wagen, sondern sich nur in Brienne halten bis Sacken von Lesmont wieder herbeigezogen wäre, und dann, im Fall er gedrängt würde, in die starke Stellung bei Trannes, zwischen Brienne und Bar=sur=Aube, auf das Hauptheer zurückgehen, welches in dieser Richtung herannahte. Napoleon fühlte sich für den Augenblick im Vortheil, hoffte seinen kühnsten und dringendsten Feind in getrennten Schaaren zu überraschen, und nachdem er mit größter Anstrengung Mannschaft und Geschütz durch den unwegsamen Wald gebracht, erschien er am 29. Januar Nachmittags vor Brienne, und eröffnete sogleich den Angriff von der Seite von Maizieres, als eben Sacken von der Seite von Lesmont wieder einrückte, und durch die Stadt zog, um sich hinter derselben aufzustellen. Napoleon führte Geschütz auf, und beschoß die Stadt mit Granaten, welche an mehreren Orten zündeten, einige Schüsse trafen prasselnd in das Dach des Schlosses, wo Blücher mit den Seinigen eben bei der Mahlzeit saß; ein anwesender Fremder konnte seine unruhigen Besorgnisse nicht bergen, und Blücher sprach ihm scherzend zu: „Ach, ich merke nun, Lieber, Ihnen gehört wohl das Schloß hier? Lassen Sie sich das nicht jammern, wenn's auch zusammengeschossen wird, das bauen wir nachher wohl wieder auf!“ Indeß entwickelte Napoleon nach und nach seine Truppen; von der Höhe des Schlosses zu Brienne konnte jede seiner Bewegungen in der Ebene genau bemerkt werden, und Blücher traf demgemäß seine Vorkehrungen; Pahlen zog mit seiner Reiterei nun gleichfalls durch die

Stadt zurück. Blücher wurde gewahr, daß, während seine Reiterei sich gegen den linken Flügel der Franzosen auf das freie Feld gezogen, die französische sich rechts gegen die Stadt gesammelt, wo dieselbe nur hinderlichen Boden hatte; diesen Fehler benutzte er sogleich, ließ die Reiterei von Wasiltschikoff und Pahlen den linken Flügel des Feindes umgehen, und ihn darauf mit einbrechender Dunkelheit ungestüm angreifen. Die Franzosen geriethen in Unordnung, und gaben ihre Batterieen Preis, von denen jedoch die Russen nur 5 Kanonen fortbrachten. Der General Olsufieff, von Langeron's Heertheil, behielt mit 4000 Mann und 24 Kanonen die untere Stadt besetzt, und das Gefecht schien für diesen Tag beendet. Doch keineswegs. Beide Feldherren sollten noch in der Nacht fast zu gleicher Zeit in die plötzlichste, persönlichste Gefahr gerathen. Napoleon ritt durch schwarzes Nachtdunkel mit seinem Gefolge nach dem Dorfe Maizieres in sein Quartier zurück, als plötzlich eine Schaar Kosaken in den Weg sprengte, und alles durch einander jagte. Von beiden Seiten erhob sich um Napoleon her ein heftiges Schießen. Seine nächsten Begleiter waren schon überritten, und ihm selbst ein Feind, bereit ihn zu ergreifen oder niederzustechen, so nah, daß der General Corbineau und der Oberst Gourgaud nur eben noch ihn retten konnten. Blücher seinerseits war auf die Höhe des Schlosses zurückgekehrt, um dort vor der völligen Dunkelheit die Stellung des Feindes nochmals zu überblicken; er beschloß, die Nacht dort zu bleiben. Den weiteren Hergang erzählt umständlich folgender Bericht. Blücher gab seinem Adjutanten, dem Major Grafen von Nostitz, den Auftrag, seine Pferde in die Stadt führen und sie dort in einem guten Stalle, da er sie hier nicht brauche, unterbringen zu lassen; dasselbe ordnete Gneisenau für die seinigen an. Beide Feldherren bestiegen darauf den obern Stock des Schlosses, um noch die französischen Lagerfeuer zu betrachten, und dann einiger Ruhe zu pflegen. Dem Adjutanten jedoch dünkte die Sache unheimlich, er ließ die Pferde zwar dem Feldmarschall aus den Augen schaffen, aber behielt sie in der Nähe auf dem Schlosse; er selbst war auf dem freien Platze vor demselben noch im Gespräch mit andern Offizieren, als

plötzlich ein Schuß in die nahe Mauer schlug, bald folgten mehrere, und in wenigen Augenblicken war dicht umher alles von heftigem Geplänkel erfüllt. Ob einzelne Franzosen sich zuerst durch die Gärten herangeschlichen, oder in den Kellergeschossen der Schloßgebäude versteckt gewesen, ist nicht entschieden; bald aber drangen ganze Schaaren über die steilen Stufenhöhen des Parks ungestüm zu dem Schlosse herauf. Blücher und Gneisenau warfen sich auf die zur Hand gebliebenen Pferde, und schnell wurde der Weg nach der Stadt eingeschlagen. Allein von dorther kam ein Kosack mit der Nachricht entgegen, daß der Feind auch dort eingedrungen sei, und bald konnte Blücher selbst, im hellen Scheine der brennenden Häuser, die französische Reiterei erkennen, die des Weges entgegenkam. Jetzt lenkte er sein Pferd gelassen um, und schlug einen Seitenweg ein. Aber auch hier zeigte sich bald der nachfolgende Feind, und Gneisenau erinnerte, sie müßten traben; doch Blücher hielt sein Pferd ruhig im Schritt; ungeduldig rief jener: „Wollen Sie im Triumphe in Paris eingeführt werden?“ Dies wirkte, und Blücher gab nun die Sporen. So entkamen sie glücklich zu den Ihren. Sacken, der in eben der Zeit mit seinem Gefolge in die Stadt ritt, um den Gang des Gefechts zu erkunden, gerieth gleichfalls an französische Reiterei, und entging kaum der Gefangenschaft. Blücher ließ hierauf noch in der Nacht die Stadt, in welcher das Gefecht bis 11 Uhr mit großer Wuth fortdauerte, völlig wieder einnehmen, allein da der Feind nicht auch aus dem eroberten Schlosse vertrieben werden konnte, von dessen Fenstern aus er die Anrückenden, vom hellen Flammenscheine beleuchtet, zum unfehlbaren Ziel seiner Schüsse hatte, und weil die Feuersbrunst in Brienne immer zunahm, so ließ Blücher auch die Stadt, welche eigentlich nur für die Waffenehre wieder genommen worden, am Morgen des folgenden Tages räumen, und zog mit allen Truppen anderthalb Meilen zurück nach Trannes. Der Unfall von Brienne erklärte sich nachgehends in folgender Weise. Der General Olsufieff hatte den Ausgang von Brienne gegen Montier-en-Der besetzt, von woher Napoleon andrang, den andern Ausgang gegen Lesmont erfüllten die

Truppen von Sacken, welche ununterbrochen dort einzogen und durch die Stadt rückten, als aber endlich ihr Durchzug aufhörte, war dieser Ausgang offen und unbesetzt geblieben, der Feind hatte sich dann, von diesem Zufall begünstigt, zu gleicher Zeit in den Park und in die Stadt geschlichen, und so die zwiefache Ueberrumpelung vollführt. Blücher machte sich nicht viel daraus, allein Sacken war höchst unzufrieden, und um die Sache nur abzuthun, forderte Blücher von Olsufieff späterhin eine förmliche Verantwortung wegen des Vorgangs von Brienne, dessen Zurechnung am Ende, wie so manche im Kriege, in vielfältiger Vertheilung sich verlieren durfte.

Bei Trannes erwartete Blücher, fast nur auf Sacken's Heertheil beschränkt, das Vordringen Napoleon's, und hinwieder das Herankommen Schwarzenberg's. Sein linker Flügel lehnte sich an die Aube, sein rechter an das Dorf Eclance, sein Hauptquartier war rückwärts in Arsonval auf der Straße nach Bar=sur=Aube. Napoleon nahm sein Hauptquartier auf dem Schlosse von Brienne, besetzte vorwärts an der Aube den Ort Dienville als Anlehnung seiner Rechten, la Rothiere vor seiner Mitte auf der Straße nach Trannes, Chaumenil zu seiner Linken, sandte einige Reiterei plänkelnd gegen Trannes vor, und ließ Mortier mit seinen Truppen von Troyes wieder gegen Vendoeuvres anrücken, um die linke Flanke Blücher's zu bedrohen. Allein er unternahm keinen ernstlichen Angriff, sondern blieb drittehalb Tage, vom 30. Januar bis zum 1. Februar Mittags, ruhig in Brienne stehen. Die Wiederherstellung der Brücke von Lesmont über die Aube wurde während dieser Zeit eifrig betrieben, sie war zur Sicherung des Rückzuges für Napoleon wichtig, allein dieser Grund scheint nicht hinreichend, einen solchen Verlust an Zeit bei einem Feldherrn zu erklären, der stets lauter Thätigkeit war, und jetzt in ihr allein noch einiges Heil zu hoffen hatte. Die Ungewißheiten, welche ihn früherhin zu Düben befangen hielten, scheinen sich ihm hier wiederholt zu haben. Ihm wurde die Kunde von dem Vorrücken des Hauptheeres, aber auch die falsche Nachricht, dasselbe wende sich links gegen Auxerre, er konnte daher

glauben, mit Blücher'n allein desto leichteres Spiel zu haben; aber die Bewegungen zu seiner Linken, wo längs der Marne hinab von Chaumont her verbündete Truppen sich ausbreiteten, und Yorck mit seinem Heertheil am 30. Januar in Saint-Diziers eintraf, wo er die Franzosen vertrieb, und dabei eine Kanone eroberte, durften ihm neue Zweifel geben. Am meisten jedoch mögen ihn die Friedensverhandlungen beschäftigt und unschlüssig gehalten haben, mit welchen ein Kongreß zu Chatillon-sur-Seine jetzt wirklich beauftragt war, und von deren Gange sich Napoleon ein neues, reicheres Feld des Gewinnes versprach, als ihm durch die Waffen in diesem Augenblicke zu hoffen schien. In der That wankten die Entschlüsse in dem großen Hauptquartiere der Verbündeten zu dieser Zeit höchst bedenklich, und Napoleon's Rettung konnte selbst von da noch erfolgen, wo zu seinem Untergange die meiste Macht und Stärke, und übergenügend vereinigt war. Man hatte sich auf Napoleon's Friedensanträge eingelassen, nicht sowohl weil man ihm aufrichtige Absichten zutraute, als vielmehr, um vor der Welt auch nicht den Schein zu haben, als sei nicht jederzeit Frieden der einzige Zweck der Verbündeten, selbst mit Napoleon Frieden, sobald dieser nur als möglich erschiene. Allein die Gesinnungen und Ansichten, welche nur vereinzelten Triebfedern und persönlichen Bezügen in dieser großen Angelegenheit gehorchen wollten, verrückten mit großem Eifer die Gesichtspunkte, aus welchen die Sache zu betrachten war. Die Vorstellungen und Schlußfolgen, welche schon in Frankfurt am Main gewirkt hatten, wurden mit stärkerer Dreistigkeit wiederholt. Mehr als die große, immerwährende Sorge, in welcher Napoleon als Kaiser auch nur von Altfrankreich die Staaten Europa's erhalten mußte, sollten die Gegenstände einer untergeordneten Eifersucht zwischen diesen, mehr als die Sicherheit der Zukunft der trügliche Vortheil des Augenblicks gelten. Der Krieg, sagte man, sei als geendet zu betrachten, der Frieden, den alle Welt wünsche, sei vor der Thüre, alles weitere Blutvergießen unnütz und sogar sündlich, ja das Glück könne sich wenden, und dann sei alle Frucht so großer Erfolge wieder auf dem Spiele. Diese Parthei, welche nur immer

den Frieden anrief, hatte durch die Umstände mächtige Verstärkungen erlangt, die verschiedensten Stimmen fanden sich in ihr vereint, manche, die den französischen Kaiser mit Rußland, andere, die ihn wesentlich mit Oesterreich, noch andere, die ihn mit den deutschen Staaten des gewesenen Rheinbundes in Beziehung hielten, einige vielleicht, die ihn um seiner selbst willen trugen, überhaupt aus allen Staaten und Nationen, nur doch am wenigsten wohl aus Preußen. Hier vielmehr war die Parthei des Krieges einheimisch, und wenn jene nur noch den Schein des Krieges neben den Verhandlungen zu gestatten meinte, so war für diese neben dem Kriege schon der Schein der Verhandlungen zu viel. Aus diesem Zwiespalt entstand heftiger Tadel gegen Blücher, daß er im unzeitigen Augenblick den Gegner wieder auf den Kampfplatz herausgefordert; und als er in Brienne die Unterstützung des Hauptheers erwartete, fragte die Friedensparthei im großen Hauptquartier, was denn Blücher für Ansichten habe, und worauf er eigentlich hinarbeite? Den Diplomaten, sagt der Schriftsteller, dem wir hier zumeist folgen, schien der persönliche Auftrag, ihn auszuforschen, bedenklich, sie fürchteten die Kraft seiner Entgegnungen, an welchen so leicht der feinste Ruhm zu Schaden kam. Schwarzenberg sandte deßhalb einen geachteten General nach Brienne, und ließ offen und treuherzig fragen, was denn in Betreff des ganzen Krieges Blücher's Ziel und Absicht sei? Unumwunden antwortete dieser in seiner gewohnten Kraftweise: „Wir müssen nach Paris. Napoleon hat in allen Hauptstädten von Europa seine Visite gemacht, sollen wir weniger höflich sein als er? Und endlich muß er vom Thron, auf dem er zum Wohl von Europa und unsrer Fürsten nie hätte sitzen sollen. Ehe er nicht davon herabgestoßen ist, können wir keine Ruhe bekommen.“ Dasselbe wiederholte Blücher nach der Räumung von Brienne aus Arsonval, und setzte hinzu, Napoleon stehe bei Brienne mit noch getheilter Stärke, man müsse ihm auf den Leib gehen, bevor er seine ganze Kraft gesammelt. Blücher versprach, den Feind anzugreifen, sobald nur zu dem Heertheile von Sacken, da York's Heertheil ihm noch fehle, das Hauptheer ihm die nöthige Ver-

stärkung gebe. Seine Aeußerungen und Vorschläge fanden heftigen Tadel; der Vorfall von Brienne, der sehr vergrößert wurde, gab Anlaß, ihm Unbesonnenheit und Tollkühnheit vorzuwerfen: er sei ein Waghals, ein guter Haudegen, allerdings, aber weder ein Staatsmann, noch selbst, man sehe es, ein Feldherr. Gleichwohl mußte ein Entschluß gefaßt werden, die Heeresmacht der Verbündeten konnte nicht stehen bleiben, in dem Thale der Aube fehlte es schon an Lebensmitteln, der Feind hemmte das Vorschreiten, man mußte ihn angreifen oder selbst zurückgehen. Das letztere schien doch zu hart, die Ueberlegenheit an Truppenzahl zu groß, und Blücher zu dringend, als daß dem Kampfe hier so ganz wäre auszuweichen gewesen. Eine Schlacht wurde beschlossen, und Blücher'n sollte der Vorzug bleiben, sie gegen Napoleon zu liefern, zu dessen Begegnen niemand gern sich drängte. Am 31. Januar empfing Blücher aus Chaumont von Schwarzenberg die Anzeige, zu seinen Truppen seien noch die Heertheile Giulay's und des Kronprinzen von Würtemberg ihm überwiesen, um mit dieser Gesammtstärke von 50,000 Mann am 1. Februar den Angriff gegen Brienne zu unternehmen; Wrede rechts mit 25,000 Mann, und Colloredo links in gleicher Stärke, würden seine Flügel bilden, die sämmtlichen Garden nach Bar-sur-Aube vorrücken, ihm als Rückhalt zu dienen. Noch jenseits des rechten Flügels war Wittgenstein mit 16,000 Mann ausgerückt, dieser aber, so wie Colloredo und die Garden, zusammen gegen 60,000 Mann, mußten nach der getroffenen Anordnung ohne Antheil an der Schlacht bleiben. Der Heertheil des Kronprinzen von Würtemberg war bereits angelangt, und hatte sich rechts von Blücher bei Maisons aufgestellt, dagegen konnten die Truppen von Giulay nicht früher bei Trannes eintreffen, als gegen 11 Uhr Vormittags an dem für die Schlacht selbst bestimmten Tage, auch Wrede konnte mit dem rechten Flügel kaum früher zum Angriff kommen.

Um dieselbe Zeit langte das Hauptheer in Bar-sur-Aube an, und Blücher nahm die an der Spitze befindlichen Grenadiere und Kürassiere noch bis Trannes vor. Schwarzenberg traf hier ein, und beredete mit Blücher die Schlacht.

Oesterreichische Nachrichten erzählen, daß Blücher hier gezaudert und die Schlacht noch einen Tag habe verschieben wollen, wahrscheinlich um seine Preußen, die noch nicht heran waren, abzuwarten, Schwarzenberg hingegen sei dringend geworden, und habe auf den Einwand, die Wege seien so schlecht, daß kein Geschütz fortzubringen sei, erwiedert: „Desto besser, so werden wir das der Franzosen nehmen!“ Dies scheint dem bisherigen Gange der beiden Feldherren etwas zu widersprechen, Schwarzenberg war mit dem großen Heere in 12 Tagen nur 6 Meilen gegen den entfernten Feind vorgerückt; Blücher hatte denselben mit raschem Eifer in der Nähe aufgesucht und festgehalten, und durch seinen Eifer den Entschluß zum Angriff ausgewirkt, Gneisenau wenigstens verneinte, von einem solchen Verhandeln, das ihm doch nicht hätte entgehen können, das Geringste zu wissen. Wie dem auch sei, das ist gewiß, daß die Schlacht, durch wessen Schuld immer, übereilt wurde, sonst hätten die Verbündeten hier mit 150,000 Mann über Napoleon, der ein Drittheil so stark war, einen Sieg erfechten müssen, der keinen weiteren mehr nöthig gemacht hätte. Die Kriegskundigen rügen noch andere Fehler in der Anordnung zur Schlacht, die Entfernung des Rückhalts, die Zerstückelung der Kräfte in zu weiten Räumen, die ungünstige Richtung des Hauptangriffs, der, anstatt gegen die Mitte des Feindes, vielmehr auf dessen linken Flügel gerichtet sein mußte. Allein für Blücher war hier das Vorhandene zu nehmen, wie es war, und damit auszuführen, was die Umstände zuließen. Blücher hätte allerdings vorgezogen, in seiner günstigen Stellung auf den Höhen von Trannes, wo sein vortheilhaft aufgepflanztes Geschütz die Ebene bestrich, den Angriff zu erwarten, und wirklich hatte schon Tages vorher Napoleon seine leichte Reiterei von la Rothiere bis dicht vor Trannes vorgesandt, woraus die Absicht eines Angriffs zu vermuthen war, weßhalb auch der Kronprinz von Würtemberg nach Eclance rechts von Trannes vorrücken mußte, allein da gleichwohl am 1. Februar bis Mittag nichts erfolgte, so gab Blücher seinerseits den Befehl zum Angriff. Sacken in der Mitte sollte in gerader Richtung auf la Rothiere, der

Kronprinz von Würtemberg durch den Wald vorwärts von Eclance auf die Meierei la Giberie gegen den linken Flügel des Feindes, Giulay von Trannes auf Dienville längs der Aube gegen den rechten Flügel desselben vorrücken. Es war ein trüber Wintertag, der tiefe Lehmboden, durch bloßen Nachtfrost nicht gefestet, machte es unmöglich, das Geschütz fortzubringen, wenn nicht die Bespannung vermehrt wurde. Sacken ließ daher, mit Blücher's Zustimmung, die Hälfte seines Geschützes stehen, um die andere Hälfte doppelt zu bespannen, und führte, statt 120 Kanonen, nur 60 zum Angriff. Auch der Kronprinz von Würtemberg konnte nur Eine Batterie auf dem Waldwege fortbringen. Giulay fand gleiche Schwierigkeit, sobald er die große Straße verließ. Unter solchen Umständen kam erst gegen 3 Uhr Nachmittags das Geschütz gegen die feindliche Stellung in's Feuer. Napoleon stand noch zweifelhaft bei Brienne, und wußte nichts von der Ankunft des Hauptheers der Verbündeten, als ein österreichischer Trompeter, der von dem Heertheile Wrede's als Ueberläufer ankam, ihm von derselben die erste Nachricht brachte, der er nicht einmal Glauben gab. Gegen 1 Uhr aber wurde Blücher's Anrücken gemeldet, und nun beschloß Napoleon, die Schlacht zu vermeiden, und über die inzwischen fertig gewordene Brücke bei Lesmont hinter die Aube zurückzugehen. Allein besorgt, in dem trüben Schneewetter seinen beschleunigten Abzug vor dem überlegenen Feinde mancher Gefahr auszusetzen, und hingerissen von dem kampfbegierigen Jubelgeschrei, mit welchem seine junge Garde ihn begrüßte, ließ er dennoch gleich hier das Loos der Waffen gelten. Sein Befehl setzte alles in eifrige Bewegung, das Geschütz der Garde rückte vor, und gegen 4 Uhr stand bei la Rothiere der stärkste Kampf. Wassiltschikoff mit der leichten Reiterei Sacken's drang auf das feindliche Geschütz ein, mußte aber der feindlichen Reiterei weichen, die ihrerseits im dichten Schneegestöber in das Feuer des russischen Fußvolks von Schtscherbatoff gerieth, und von Sacken's Dragonern, dann neuerdings von Wassiltschikoff angegriffen, mit großem Verluste zurückgeworfen wurde, wobei letzterer 32 Kanonen eroberte, welche Napoleon seinem linken Flügel eben zur

Unterstützung sandte. Dieser Erfolg wäre entscheidend gewesen, hätte Blücher mit eignem Auge den Bewegungen des Gefechts folgen können oder gleich davon Meldung empfangen, allein diese verfehlte ihn, und jenes hinderte der Schnee, der in großen Flocken fiel, und selbst das Geschützfeuer eine Weile schweigen machte, weil keine Richtung zu erkennen war. So gewann die französische Reiterei wieder Zeit, und der General Colbert führte sie auf's neue vor. Sacken indeß griff mit seinem Fußvolke das Dorf la Rothiere an, der General Duhesme vertheidigte dasselbe mit verzweifelter Tapferkeit; Napoleon's Gegenwart, Ney's und anderer Generale, befeuerte die Truppen zur größten Anstrengung. Mehrmals wogte der Kampf in dem Dorfe hin und her, man focht im wüthendsten Handgemenge. Der Marschall Oudinot mit frischen Truppen stürmte hinein, und wurde zurückgeworfen, aber auch Sacken konnte nicht festen Fuß darin behalten. Blücher selbst führte endlich den Rückhalt des Heertheils von Sacken heran, und erst um 11 Uhr in der Nacht war der Besitz von la Rothiere völlig errungen. Unterdeß hatte rechts der Kronprinz von Würtemberg, nach hartnäckigem Kampfe mit dem Marschall Victor, das Vorwerk la Giberie und 11 Kanonen genommen, noch weiter rechts hatte Wrede, von Doulevent anrückend, den Marschall Marmont aus Morvilliers vertrieben, darauf das Dorf Chaumenil und daselbst 25 Kanonen erobert; zwar entriß Napoleon, der selbst mit einem Theile seiner jungen Garde und allem Geschütz herbeieilte, den Siegern einen Augenblick jene beiden Orte wieder, allein er konnte sie gleichwohl nicht behaupten; er verließ hierauf das Schlachtfeld, und ertheilte seine weiteren Befehle von dem Schlosse zu Brienne. Links gegen Dienville hatte Giulay den Angriff gegen den General Gerard eröffnet, allein die Stellung zu stark gefunden, um sie von vorn zu nehmen, er war daher mit einem Theile seiner Truppen über die Aube gegangen, um bei Dienville wieder überzugehen, und die rechte Flanke des Feindes anzugreifen; allein auch hier war der Widerstand zu stark, Giulay eroberte 8 Kanonen, und blieb mit dem Feinde bis in die Nacht im Kampfe, konnte aber Dienville nicht nehmen. Von

preußischen Truppen waren nur 5 Schwadronen Reiter bei dieser Schlacht; unter Anführung des Prinzen Biron von Kurland hatten sie zwischen la Rothiere und la Giberie den Feind geworfen und 6 Kanonen erobert. In der Mitte und auf seinem linken Flügel völlig geschlagen, hatte Napoleon keine Wahl mehr, als schleunig den Rückzug anzuordnen, welchen Dunkelheit und Wetter noch begünstigten. Nach Mitternacht verließen die Franzosen Dienville, wo Giulay ihnen sogleich nachrückte, und zogen durch Brienne nach Lesmont, wo Napoleon mit allen Truppen auf das linke Ufer der Aube ging, die Brücke zerstörte, und sich nach Arcis-sur-Aube wandte. Nur Marmont blieb auf dem rechten Ufer der Aube, und zog sich hinter das Flüßchen Voire auf die Höhen von Rosnay, von wo er nach hartnäckigem Kampfe mit Wrede, der ihn abschneiden wollte, rückwärts an die Aube nach Ramern zurückging, um sich über Arcis-sur-Aube wieder mit Napoleon zu vereinigen.

Die Schlacht von Brienne, oder von la Rothiere, wie Blücher sie nannte, war die erste, welche auf französischem Boden gefochten wurde, die erste, in welcher Blücher und Napoleon persönlich gegen einander anführten. Unter den Augen der verbündeten Herrscher, die bei Trannes dem Kampfe folgten, in Gegenwart Schwarzenberg's und seiner Umgebungen, hatte Blücher den Gegner in die Flucht geschlagen. Als Graf Nostitz den verbündeten Herrschern die erste Meldung Blücher's, la Rothiere sei gewonnen und der Sieg entschieden, überbrachte, umarmte ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.“ Der Sieg der Verbündeten würde vollständiger gewesen sein, wenn mehr Truppen zur Schlacht gekommen, wenn nach derselben kraftvollere Bewegungen geschehen wären. Allein auch so hatte Napoleon den härtesten Schlag erlitten. An Todten und Verwundeten hatte er über 5000 Mann, 3000 an Gefangenen, und, was für ihn fast unersetzlich war, 82 Stücke Geschütz verloren. Der Verlust der Verbündeten betrug ebenfalls über 5000 Mann, hauptsächlich von dem Heertheile Sacken's, dessen Kampf der heftigste und dauerndste

gewesen. Das Wichtigste jedoch war der Eindruck, welchen diese Schlacht auf die Gemüther machte. Napoleon hatte nun auch in Frankreich selbst eine Niederlage erlitten, unter den Augen des Volkes, das ihm, so lange er nur in der Fremde unterlegen, noch keineswegs allen Glauben an seine Unüberwindlichkeit entzogen, sondern ihm bald das Wachsen der Donau, wie bei Aspern, bald die Strenge des Winters, wie in Rußland, bald den Verrath der Bundesgenossen, wie bei Leipzig, nach seinem Begehren zur Entschuldigung hatte gelten lassen. Hier war nichts von allem diesen weder in Wahrheit vorhanden, noch zur Täuschung vorzuspiegeln. Die Franzosen faßten von nun an immer mehr die Vorstellung eines großen Wechsels, der in ihren Staatsverhältnissen eintreten könnte, die Krieger selbst überließen sich dem sorgenvollen Zweifel, ob ihr Kaiser noch jemals wieder seine Sachen würde herstellen können. Desto kühner erhob sich der Muth der Verbündeten; der Boden, welchen üble Vorhersagungen als verderbentragend bezeichnet hatten, gewährte wie jeder andere den Preis der Tapferkeit; Russen, Preußen, Oesterreicher, Baiern und Würtemberger, hatten hier unter Anführung eines preußischen Feldmarschalls siegend ein neues Band der Vereinigung gefunden; auch äußerlich wurde dasselbe angezeigt durch die weiße Binde, welche von dieser Zeit die gemischten Streiter zur Erkennung am linken Arme trugen. Blücher ärntete das Lob der Herrscher, den Ruhm der Soldaten; er hatte dem langsamen Kriegszuge einen rascheren Antrieb ertheilt, seiner Feldherrnweise neues Vertrauen verdient, und durfte größere Erfolge hoffen. Gerade deßhalb aber war den Anhängern der entgegengesetzten Sinnesart sein Gelingen fast ärgerlich, wie sein ganzes Treiben höchst unbequem.

Nach Blücher's Meinung sollte die ganze Macht der Verbündeten jetzt geradezu nach Paris vordringen, wodurch der Krieg mit wenigen Märschen beendet sein würde. Nicht entgegen diesem Zwecke, aber mit dem Vorbehalt, ihn durch mannigfach abweichende Mittelglieder zu verfolgen, beschlossen die Verbündeten am 2. Februar Mittags auf dem Schlosse zu Brienne folgende Maßregeln. Weil die Masse der Krieger

zu groß war, um für alle zugleich auf Einer Straße und in derselben Gegend hinreichende Verpflegung zu finden, so wurden die Heere zum Vorrücken nach verschiedenen Richtungen getheilt. Blücher empfing die Bestimmung, sich nordwärts nach der Marne zu wenden, York wieder an sich zu ziehen, und über Chalons vorzugehen; Wittgenstein sollte auf dem rechten Ufer der Aube ungesäumt vorrücken, und die Verbindung zwischen Blücher und dem Hauptheer unterhalten; Wrede, der Kronprinz von Würtemberg und Giulay, dem Zuge Napoleon's über Lesmont nach dem linken Ufer der Aube folgen; Schwarzenberg selbst, mit Colloredo, den Grenadieren und Garden, wollte links auf Troyes rücken. Durch ihre große Ueberlegenheit an Reiterei schienen die Verbündeten gegen jeden Nachtheil dieser Trennung sichergestellt. Blücher schritt seinerseits mit gewohntem Eifer zum Werk. Er zog am 3. Februar bis Saint-Ouen, am 4. linkshin gegen Sommesous, wo Olsufieff stehen blieb, nach Fere-Champenoise, um sich auf die Kreuzpunkte der Straßen von Chalons nach Paris und von Rheims nach Troyes zu setzen; seine Streifschaaren gingen rückwärts nach Vitry und Chalons, vorwärts über Sezanne die Marne hinab gegen la Ferté-Gaucher, und links gegen Villenoxe an die Seine, wo sich die Truppen des Hauptheeres zeigen mußten. Auf die Nachricht, daß Napoleon sich südwärts gegen Troyes gewendet, glaubte Blücher denselben mit seinen bei la Rothiere geschlagenen Truppen dem Hauptheere, das in vollem Vorrücken und schon bei Arcis diesseits der Aube sein mußte, ruhig überlassen zu dürfen, und wandte sich gegen Macdonald und Sebastiani, welche aus den Niederlanden zurückgekommen jetzt bei Chalons und Vitry gegen York standen. Allein sie waren schon im Weichen; York hatte am 2. Februar Vitry besetzt, am 3. bei la Chaussée zwischen Vitry und Chalons die ihm entgegengerückte feindliche Reiterei unter Sebastiani und Excelmans in die Flucht geschlagen, am 4. Chalons angegriffen und am 5. besetzt, nachdem Macdonald wegen Räumung der Stadt eine Abkunft mit ihm geschlossen. Aber schon am 4. und 5. hatte Blücher einzelne Truppenzüge des Feindes angetroffen, Sacken bei Soudron

die von Vitry abgezogene Truppenschaar, welche Excelmans mit seiner Reiterei deckte, überfallen, und ihr 2 Kanonen und 30 Pulverwagen genommen. Darauf am 6. entdeckte Blücher auf der großen Straße, welche von Chalons über Epernay nach Paris führt, die Nachhut Macdonald's welche in guter Fassung langsam ihres Weges zog. Er traf sogleich Anstalt, dem Feinde, dessen Straße bei Chateau=Thierry auf das rechte Ufer der Marne und bei la Ferté=sous=Jouarre wieder auf das linke zurückführte, an letzterem Orte durch Sacken auf der kleinen Straße von Chalons nach Paris über Montmirail zuvorzukommen, während York ihn im Rücken drängte. Indeß hatte York, da die Franzosen bei Chalons die Brücke gesprengt, und das linke Ufer der Marne noch eine Zeitlang tapfer vertheidigt, nicht sogleich folgen können, sondern erst nachdem er die Brücke hergestellt und die zurückgelassenen Truppen herangezogen, auch seinen Schießbedarf aus dem eroberten ergänzt hatte, rückte er am 8. von Chalons aus; deßgleichen hatte Sacken einiger Zeit bedurft, seinen neuen Zug anzuordnen. Demnach am 9. Februar befand sich York mit 18,000 Mann auf der großen Straße bei Chateau=Thierry, dem Zuge Macdonald's im Rücken folgend, und Sacken mit 20,000 Mann, worunter die meiste Reiterei, bei Montmirail auf der kleinen Straße, bemüht ihm seitwärts vorbeizukommen. Am nämlichen Tage traf der Heertheil von Kleist, bestehend aus 8000 Preußen, und eine Truppenschaar von 7000 Russen unter dem General Kapzewitsch von Langeron's Heertheil, jener vor Erfurt, dieser vor Mainz abgelöst, in der Gegend zwischen Vertus und Chalons und Vitry an, wodurch das schlesische Heer wieder auf 57,000 Mann stieg. Blücher beschloß, mit den 4000 Mann von Olsufieff, die in Champaubert standen, diese willkommene Verstärkung abzuwarten, und mit ihr einen Rückhalt für York und Sacken zu bilden, die jedoch schon an sich ihrem Gegner hinlänglich gewachsen schienen. Zugleich ließ er Vitry durch Schanzarbeit und Verpfählung gegen einen ersten Anlauf sichern, und den Wall mit eroberten Kanonen von la Rothiere besetzen. Blücher wollte zur Sicherung seines Rückens nichts versäumen, doch fiel ihm nicht ein, daß ihm

in seiner linken Flanke Verderben drohen könnte, dort war Wittgenstein mit 16,000 Mann diesseits der Aube vorgerückt, weiterhin drei Heertheile, zusammen 60,000 Mann, mit einem Rückhalt von fast gleicher Stärke, gegen den Feind in Bewegung. Wir müssen uns zu dem Hauptheere wenden, um zu sehen, wiefern sich dort diese Voraussetzung begründete.

Nach den am 2. Februar auf dem Schlosse zu Brienne festgesetzten Bestimmungen, sollte Schwarzenberg mit dem Hauptheere in zwiefacher Richtung dem geschlagenen Heere Napoleon's nachfolgen; allein durch unnöthige Rückmärsche einzelner Heertheile, durch die Entfernung des nach Bar-sur-Aube zurückverlegten Hauptquartiers und dadurch verzögerte Befehle, gingen gleich zwei Tage verloren, und während dieser auch die Kunde, wohin Napoleon sich gewendet. Hierauf machte das Hauptheer, anstatt vorzurücken, eine Seitenbewegung links, um auf Napoleon's rechten Flügel vorzugehen, wodurch auf dem weitesten Wege mit allen Nachtheilen gesucht wurde, was auf dem kürzesten mit allen Vortheilen schon bereitet war, eine Bewegung, durch welche sich die Heertheile, auf deren Vorrücken Blücher rechnen mußte, von ihm ganz entfernten, ja selbst die Truppen unter Wittgenstein, und deren Vortrab unter Pahlen, welche zwischen der Aube und Marne die Verbindung Blücher's mit Schwarzenberg unterhalten sollten, wurden auf das linke Ufer der Aube zurückgezogen, und das rechte Ufer, und somit Blücher's linke Flanke, völlig Preis gegeben. Mit diesen Bewegungen und dazwischen wiederholten Ruhetagen war das Hauptheer bei doppelter Uebermacht gegen den geschlagenen Feind in 9 Tagen nur etwa 6 Meilen vorgerückt, hatte diesem erlaubt, seine erschöpften Kräfte herzustellen und die getrennten zu vereinigen. Es wird behauptet, der Grund dieser in einem sonderbaren Lichte erscheinenden Maßregeln sei nicht in mangelhaften Einsichten der Feldherren, sondern in der mächtigen Einwirkung der politischen Verhältnisse zu suchen, deren Verwickelung in dem während dieser Zeit eifrig gepflogenen Kongresse zu Chatillon sich hemmend auf die Kriegsthätigkeit geworfen. „Zu den unglücklichen Umständen“, sagt bei dieser

Gelegenheit ein Schriftsteller, dessen Leitung wir öfter folgen, als wir seine Worte anführen, „gehört, daß Blücher von allen diesen Verhältnissen nicht unterrichtet wurde, oder daß er sie nicht begreifen konnte. Er, der gehorsame, seinen Ehrgeiz dem Wohl des Ganzen stets unterordnende, der alle Ursache hatte sein Pferd im Zügel zu halten, bis 60,000 Mann bei Chalons vereinigt waren, wo einige Tage Ruhe seinem Heere recht willkommen gewesen wären, er, der in seinem Eifer immer glaubte für seine Nachbaren zu wenig zu thun, wenn er nicht das Unmögliche möglich machte, — er wurde das Opfer der begangenen Fehler. Das große Heer erlitt keine andere, als eine moralische Strafe: das Vertrauen und die innere Zufriedenheit gingen verloren.“ Blücher empfing erst am 9. Februar Nachricht von der veränderten Bewegung des Hauptheeres, und zugleich, daß Wittgenstein zwar an der Aube vor der Mitte des Feindes stehen geblieben, aber für seine Aufgabe zu schwach sei, und daher durch den Heertheil von Kleist verstärkt werden möge, statt dessen der Kaiser von Rußland den Heertheil von Winzingerode, der aus den Niederlanden zu Laon eingetroffen sein mußte, unter Blücher's Befehl stelle. Auch meinte Schwarzenberg, da Napoleon nach Nogent-sur-Seine zurückgehend alle seine Kräfte vereinigen wolle, würde es zweckmäßig sein, wenn auch das schlesische Heer sich näher gegen Nogent zöge. Augenblicklich entsandte Blücher Kleist und dazu Kapzewitsch in der Richtung von Fere-Champenoise, um von da folgenden Tages über Sezanne weiter gegen Nogent vorzugehen. Blücher's Heer war auf der Straße nach Paris zwar vielfach vertheilt, die Truppen überdies, um bei geordneter Verpflegung ihnen weniger Anlaß zu Gewaltsamkeiten gegen die Einwohner zu geben, in Dörfer und Ortschaften verlegt, gleichwohl aber, bei den vielen leichten Truppen und Kosacken, gegen einen Ueberfall, so schien es, genug gesichert. Nur von Sezanne her konnte eine solche Besorgniß Statt finden, doch noch ehe Blücher erfahren, daß die Truppen des Hauptheeres aus seiner Flanke weggezogen, hatte er schon Sacken beauftragt, Sezanne zu besetzen. Jetzt wollte er selbst nach dieser Richtung aufbrechen. Aber schon

am nämlichen Tage war Sezanne bereits in Feindeshand, und eine neue Reihe von Begebenheiten eröffnet, zu deren Betrachtung wir einen Augenblick den Schritten Napoleon's folgen.

Nach der Niederlage von la Rothiere zog dieser bei Lesmont auf das linke Ufer der Aube, nach Piney und Troyes, wohin auch Mortier mit der alten Garde von Vendoeuvres gekommen war, und Marmont von Rosnay über Arcis-sur-Aube folgte. Mit diesen gesammelten Kräften bot er sogleich wieder die Stirne. Seine verzweifelte Lage verläugnete er durch aufgerafften Muth und rastloses Gegenstreben. Mortier hielt vorwärts von Troyes die Brücken der Barce besetzt, und warf am 4. und 5. Februar die andringenden Vortruppen Schwarzenberg's zurück, ja dieser schien einen Angriff schon wieder mehr zu befürchten, als zu suchen. Schnell aber zogen Blücher's Fortschritte Napoleon's Aufmerksamkeit nach der Marne, die dringende Gefahr für Paris gestattete keine Wahl, er ließ das Hauptheer der Verbündeten vor Troyes stehen, eilte schon am 6. mit dem Kern seiner Truppen nach Nogent-sur-Seine, zog eine aus Spanien zurückgekehrte Division alter Truppen unter dem General Leval an sich, und war am 9. über Villenoxe in Sezanne eingetroffen. Die Kosacken unter dem General Karpoff hatten hier weichen müssen, und sich auf Montmirail zurückgezogen. Die Straße von Troyes nach Paris, auf der Napoleon vorgerückt war, hat keinen Verbindungsweg mit der Straße von Chalons nach Paris, auf der sich Blücher befand, als über Sezanne, allein auch dieser Weg war für ein ernsthaftes Kriegsunternehmen unbrauchbar zu achten, da er neben dem großen Moraste von Saint-Gond durch eine vierstündige Strecke sumpfiger Niederungen und Gebüsche führt, in welchen Geschütz und Pferde versinken mußten; das tiefeingeschnittene Bette des Baches Petit-Morain deckt übrigens die linke Seite der ganzen Straße von Champaubert nach la Ferté-sous-Jouarre. So gesichert setzten die Truppen des schlesischen Heeres ihre Bewegungen die Marne hinab fort, und Sacken hielt das Vordringen des Feindes nach Sezanne für einen bloßen Streifzug, durch welchen er in seinem Vor-

rücken nach la Ferté-sous-Jouarre sich nicht irre machen ließ. Napoleon aber war durch keine Schwierigkeiten abzuschrecken, die Gewißheit, das schlesische Heer in getrennten Theilen zu überraschen, gab ihm die, es zu schlagen, und sein Eifer besiegte jedes Hinderniß. Schon wollte Marmont umkehren, wegen der Unmöglichkeit, das Geschütz durch die Holzwege zu schaffen, allein Napoleon kam herbei, trieb ihn wieder vor, und mit unsäglicher Anstrengung der von allen Seiten aufgebotenen Menschen und Pferde wurde der Durchzug vollbracht. Napoleon befahl sogleich den Angriff; am 10. Februar Vormittags ließ er durch Marmont das Dorf Baye wegnehmen, und Nachmittags überfiel er bei Champaubert die Truppenschaar von Olsufieff, der zwar hartnäckigen Widerstand leistete, und erst in der Richtung von Chalons, dann in der von Epernay durchzubrechen suchte, aber überall von Feinden umstellt, zuletzt der Uebermacht unterliegen mußte. Er selbst, zwei andere Generale, viele Offiziere und 1500 Mann wurden gefangen, 9 Kanonen genommen, die Flüchtlinge nach entgegengesetzten Richtungen versprengt, ein Theil gegen Chalons, ein Theil gegen Montmirail, jene von Marmont mit Fußvolk und Geschütz, diese vom General Nansouty mit der Reiterei verfolgt. Napoleon hatte durch diesen Streich das schlesische Heer auf der Straße nach Paris in zwei Theile getrennt. Sacken und Yorck waren voraus, in der Richtung gegen Meaux, Blücher mit den übrigen Truppen zurück bei Vertus; gegen diesen ließ er einstweilen Marmont mit einigen Truppen bei Etoges stehen, er selbst eilte mit der Hauptstärke am 11. über Montmirail auf der Straße nach Paris dem Zuge von Sacken nach. Dieser hatte am 10. bei la Ferté-sous-Jouarre eine Truppenabtheilung Macdonald's in die Flucht geschlagen, und 3 Kanonen erobert, sein Vortrab war bis Trilport nicht weit von Meaux vorgedrungen; auf die Meldung, daß der Feind mit Macht über Montmirail heranziehe, kehrte er um und ging ihm entgegen wünschend, daß Yorck, der bei der Nachricht von Olsufieff's Unfall sein Vorrücken an der Marne bei Chateau-Thierry gehemmt hatte, ebenfalls gegen Montmirail umkehren, und mit ihm vereinigt angreifen möchte. Allein Yorck war

angewiesen, im Fall eines feindlichen Anrückens dem Gefecht auszuweichen, und auf das rechte Ufer der Marne zu gehen, zu welchem Behuf er bei Chateau-Thierry zwei Brücken hatte schlagen lassen; er forderte Sacken auf, dieser Bewegung zu folgen, und sammelte seine Truppen bei Viffort, zwischen Chateau-Thierry und Montmirail, um ihn aufzunehmen; auch hielt York für unmöglich, auf den schlechten Wegen von Viffort nach Montmirail sein zwölfpfündiges Geschütz fortzubringen. Doch Sacken war überzeugt, er werde den Feind bei Montmirail zu Grunde richten, und schon im vollen Anzuge dorthin. Er traf den französischen Vortrab unter Nansouty dicht vor Montmirail, griff ihn lebhaft an, und warf ihn zurück. Seinen linken Flügel auf der Straße von Vieux-Maisons lassend, dehnte er seinen rechten, um den Feind desto sicherer zu umfassen, bis zum Petit-Morain aus, und griff von da aus das Dorf Marchais an, welches er in hartnäckigem Kampfe gegen Ney mehrmals eroberte und wieder verlor; endlich aber, als schon der Tag sich neigte, dennoch zu behaupten schien. Napoleon sah dem Kampfe zu, ungeduldig die Ankunft Mortier's erwartend, der mit der alten Garde den geraden Weg von Sezanne heranzog. Sie kamen an, und nun ging Napoleon plötzlich mit dem ganzen Gewicht seiner Garden zum Angriff über. Sacken hatte fast alle seine Truppen auf den rechten Flügel nach Marchais gezogen, und den linken entblößt; auf diesen, der Sacken's Rückzugslinie hielt, warf Mortier sich mit 6 Bataillons Garden, während Ney mit 4 Bataillons alter Grenadiere den Meierhof des Grenaux, wo Sacken's Mitte stand, und der Marschall Lefebvre und der General Bertrand das Dorf Marchais gleichfalls mit Garden angriffen. Mit hartnäckiger Tapferkeit fochten die Russen eine Zeitlang gegen die Uebermacht; als aber auf ihren linken Flügel auch die Reiterei und das Geschütz der Garde hervorbrach, erkannte Sacken die Gefahr in den Petit-Morain gedrängt zu werden, gab Marchais freiwillig auf, und suchte eiligst den Rückzug nach Chateau-Thierry zu gewinnen; schon war es vielleicht für ihn allein zu spät, als in diesem entscheidenden Augenblicke glücklicherweise Hülfe kam. York hatte von Viffort, als er den

Kanonendonner vernahm, den General von Pirch mit einigen Truppen, die aber in den grundlosen Holzwegen nur Eine Batterie mit größter Mühe fortbrachten, über Fontenelles gegen Montmirail vorgesandt, diese griffen jetzt unerwartet Napoleon's rechte Flanke heftig an, und indem sie einen Theil seiner Truppen auf sich zogen, gewann Sacken Zeit, der Vernichtung zu entgehen. Der Rückzug wurde die ganze Nacht mit äußerster Anstrengung durch morastige Waldgegend fortgesetzt, 10 Kanonen blieben stecken, ganze Schaaren nahmen querfeldein falsche Richtungen, 5000 Mann betrug der Verlust. Folgenden Tages, am 12. Februar, zog Napoleon den Flüchtigen nach. York nahm die geschlagenen Truppen von Sacken auf, und machte fechtend den Rückzug nach Chateau-Thierry, allein gleichfalls mit einem Verluste von 2000 Mann und 3 Kanonen, die feindliche Reiterei drang heftig nach, und erst Abends um 6 Uhr endete das Gefecht bei Chateau-Thierry, nachdem Sacken und York sich über die Marne gezogen, und ihre Brücken, welche der Prinz Wilhelm von Preußen mit 2000 Mann bis zuletzt vertheidigte, zerstört hatten. Napoleon überließ dem Marschall Mortier die Verfolgung jenseits der Marne, und wandte sich mit den übrigen Truppen sogleich wieder zurück, um auf denjenigen Theil des schlesischen Heeres zu fallen, den inzwischen Marmont jenseits Etoges festgehalten hatte, und bei welchem Blücher selbst war.

Schon am 9. Februar Abends war Blücher's Hauptquartier in Etoges durch die Nachricht aufgestört worden, daß feindliche Reiterei nach Baye vorgedrungen sei; diese konnte nur den Weg über Sezanne genommen haben; indeß hatte Blücher so wenig als Olsufieff, dessen Truppen in Baye, Champaubert und Etoges lagen, eine Meldung empfangen, daß der General Karpoff mit seinen Kosacken vertrieben worden. Jedoch die bloße Möglichkeit einer Annäherung Napoleon's von dieser Seite her gab Blücher'n Anlaß, an Sacken und York durch Offiziere die Weisung zu senden, am 10. in Montmirail und Chateau-Thierry stillzustehen, die von Sezanne her geschehene Feindesbewegung zu beobach-

ten, und einem überlegenen Angriffe Napoleon's von dorther nach Chateau-Thierry und über die Marne auszuweichen; nur im Falle Sacken durchaus sicher wäre, wurde mündlich hinzugefügt, daß von Sezanne her nichts zu fürchten sei, möchte er ohne Aufenthalt seinen Zug fortsetzen. Aus den Nachrichten von dem großen Heere ersah Blücher, daß durch die veränderte Richtung desselben allerdings die linke Flanke des schlesischen Heeres entblößt, und dem Feinde das Anrücken von jener Seite freigegeben sei, der gemeldete Rückmarsch Napoleon's auf Nogent-sur-Seine war damit in Verbindung zu halten, und Blücher selbst wollte, wie schon erwähnt, am folgenden Tage, gemäß der Aufforderung Schwarzenbergs, mit einem Theile seiner Truppen in dieser Richtung nach Sezanne vorrücken. Noch in der Nacht aber vom 9. auf den 10. Februar kam die Kunde, daß Napoleon selbst mit seinen Garden von Nogent-sur-Seine über Villenoxe nach Sezanne heranzöge. Blücher sammelte seine in der Gegend umher verlegten und zum Theil noch weit zurückstehenden Truppen, empfand aber gleich den Mangel an Reiterei, die größtentheils an der Spitze des Heeres weit voraus war. Am 10. Mittags erhielt er von Sacken die Nachricht, von Sezanne befürchte er nichts Ernstliches, und setze daher seinen Marsch getrost fort; zu gleicher Zeit kam aber die Meldung, daß zwischen Fere-Champenoise und der Aube weder Wittgenstein mit seinen Truppen selbst, noch Pahlen mit dessen Vortrab sich finde, und die andere, daß Napoleon am 9. in Sezanne übernachtet habe. Für Sacken und York durfte Blücher bei den ertheilten Anweisungen unbesorgt sein, er selbst rückte daher unverzüglich nach Fere-Champenoise, um in Napoleon's rechter Seite zu stehen, allein schon auf dem Wege dahin erhielt er Kunde von Olsufieff's Unfall bei Champaubert, wodurch seine eigne rechte Flanke entblößt, und die Verbindung mit Sacken und York bedroht war, und kehrte deßhalb sogleich mit den Truppen von Kleist und Kapzewitsch in der Richtung auf Vertus nach Bergeres zurück, wo er in der Nacht ankam, und die Trümmer der Truppen von Olsufieff, unter dem General Udom noch etwa 1800 Mann und 15 Kanonen, an sich zog. Alle Nachrichten bestätigten

nun, daß Napoleon mit seiner ganzen Macht anrücke. Blücher getröstete sich der guten Zuversicht, daß das Hauptheer entweder über Plancy, wo Wittgenstein früher eine Brücke über die Aube schlagen lassen, dem Feinde nachfolgen, oder inzwischen geradezu nach Paris vorgehen werde; mochte nun Napoleon links auf Sacken fallen, oder sich rechts gegen Blücher wenden, immer wurde ein geringer Nachtheil des schlesischen Heers durch bedeutende Erfolge des Hauptheeres aufgewogen; Blücher aber beschloß, wenn der Feind sich auf ihn würfe, dem Gefecht auszuweichen, und nach Epernay zurückzugehen, wo er sich zugleich den Heertheilen von York und Sacken, die auf dem anderen Ufer der Marne sich dahin ziehen sollten, wieder näherte. Da die Franzosen am 11. bei Etoges stehen blieben, und Mittags Kanonendonner von jenseits Montmirail her vernommen wurde, so war gewiß, daß Napoleon sich gegen Sacken gewandt habe, für den jedoch keine wesentliche Besorgniß Statt finden konnte, da er mit York den Rückzug hinter die Marne sicher hatte. Dennoch würde Blücher sogleich zum Angriff geschritten sein, wäre er nicht fast ganz ohne Reiterei gewesen. Mit gleicher Ungeduld nähere Kunde von den Vorgängen bei Montmirail und das Eintreffen seiner von Chalons ankommenden Reitereiverstärkung herbeiwünschend, harrte er in dem Lager von Bergeres peinlichst bis zum 13. Vormittags, da zwei preußische Kürassierregimenter, zu Kleist's Heertheil gehörig, endlich anlangten. Nun griff er unverzüglich mit seiner nunmehrigen Stärke von etwa 15,000 Mann, worunter doch nur höchstens 1100 Reiter, die Franzosen bei Etoges an, warf sie über Champaubert zurück, und verfolgte sie bis Fromentiere. Am 14. früh drang er weiter gegen Montmirail vor; Marmont fühlte sich zum Widerstande gegen solch heftigen Andrang zu schwach, und ging fechtend zurück; das Dorf Vauchamps vor Montmirail mußte er nach hartnäckigem Gefecht der preußischen Vorhut unter dem General von Zieten überlassen. Aber in diesem Augenblicke traf Napoleon mit der alten Garde durch einen angestrengten Nachtmarsch von Chateau-Thierry ein, und sogleich nahm alles eine andere Wendung. Marmont griff Vauchamps

wieder mit Heftigkeit an, zahlreiche französische Reiterei drang hervor, und warf die preußische Vorhut, welche in Vauchamps zu weit vor dem Haupttrupp voraus war, auf diesen mit ansehnlichem Verlust und in großer Unordnung zurück. Blücher nahm eiligst, und deßhalb ohne viele Wahl, eine Stellung, um die Zurückweichenden aufzunehmen. Sogleich aber sah er sich selbst auf seinem linken Flügel, der nicht gestützt war, von überlegener Reiterei angegriffen, gegen welche die preußische nicht Stand hielt, das Fußvolk aber, schnell in 6 Vierecke gestellt, sich tapfer vertheidigte. Die Hauptstärke der französischen Reiterei, gegen 6000 Pferde unter Anführung des Generals Grouchy, suchte, so wurde gemeldet, seinen rechten Flügel zu umgehen. Der Ungestüm des Vordringens und die große Anzahl der Truppen setzten Napoleon's Anwesenheit außer Zweifel. Für Blücher war nichts übrig als zurückzugehen, allein dem Gefecht war schon nicht mehr auszuweichen, und bei der Uebermacht des Feindes, besonders an Reiterei, mußte dasselbe sehr nachtheilig ausfallen.

Eine Nachricht, daß der General von Diebitsch mit der leichten Reiterei der russischen Garde, von dem Hauptheer entsendet, von Sezanne gegen Montmirail vorrücke, gab für den Augenblick wenig Trost, da der Petit-Morain von dieser Hülfe trennte. Der fernere Rückzug geschah in großer Ordnung, aber allzulangsam; Kapzewitsch auf dem linken Flügel machte seine geschlossenen Bewegungen schachbrettartig wie auf dem Uebungsplatze; auf dem rechten Flügel wandte Kleist, der in der Seite die große französische Reiterschaar und deren drohende Ueberflügelung vor Augen hatte, größere Eile an, und ließ zugleich den linken Flügel zur beschleunigteren Gewinnung des Waldes von Etoges auffordern. Dieser Wald sollte von dem General Udom, der mit dem Reste von Olsufieff's Truppen in Etoges zurückgelassen worden, besetzt sein, Blücher sah keine Gefahr, freute sich vielmehr der trefflichen Haltung und festen Ruhe der Russen, wollte nichts übereilt wissen, und sandte an Kleist, der ihm zu schnell fortrückte, sogar den Befehl, Halt zu machen. Kleist gehorchte zwar dem Befehl, allein stellte sogleich dringend die Lage der Dinge vor. Der Verzug war indeß geschehen, die

französische Reiterei, welche bisher auf durchweichtem schwierigen Erdreich nur im Schritt und mit dem preußischen Fußvolke kaum in gleicher Höhe fortkommen konnte, eilte plötzlich, als die Ebene von Champaubert festeren Boden gab, schneller heran, trieb die wenige Reiterei Blücher's, welche vom linken Flügel auf den rechten gezogen war, völlig aus dem Felde, und warf sich mit Ungestüm von allen Seiten auf das Fußvolk, welches in dichten Massen zusammengedrängt sich der heftigen Angriffe standhaft erwehrte. Allein noch war der Wald von Etoges nicht erreicht, ein offener Raum von 1500 Schritt lag dazwischen, und gab der feindlichen Reiterei freies Spiel. Hier galt es muthvolle Ausdauer und kräftige Besonnenheit. Unter stetem Anstürmen des Feindes, mit Geschützfeuer sich den Weg bahnend, durch das Schlagen aller Trommeln die Bataillone zusammenhaltend, zogen die vielfach erschütterten Massen mit einbrechender Dunkelheit dem Walde zu. Ein Augenzeuge berichtet diese Vorgänge in Kürze wie folgt: „Wir rückten jeden Tag von Vertus auf der Straße nach Paris vor, und kehrten immer wieder in die Quartiere nach Vertus zurück. Den letzten Tag hörten wir zur Seite kanoniren, dann sogar deutlich Gewehrfeuer, offenbar mußte Yorck bei Montmirail im Gefecht stehen, und jederman meinte, wir müßten ihm zu Hülfe eilen; aber wir kehrten auch diesmal zurück. Alles schrie darüber. Dafür kam ein Tagesbefehl gegen das dreiste Kritisiren. Gleich darauf wurden wir überfallen und geschlagen.“ Blücher selbst war unter den Letzten, dem Feinde Trotz bietend, die Seinen aufmunternd, und doch in eigner Seele nicht unerschüttert. Der steigende Nachtheil des vom ersten Augenblicke höchst bedenklichen Gefechts, welches mit der Gefangennehmung der ganzen Truppenschaar zu enden drohte, die Gewißheit, daß die Heertheile von Yorck und Sacken schon geschlagen waren, und die Vorstellung so vieles ferneren unabwendbaren Unheils, wirkten so stark auf den Feldherrn ein, daß es Augenblicke gab, wo seine Umgebung nicht zweifeln konnte, daß er solch unglücklichen Tag nicht zu überleben wünsche. Dahin deutet auch folgende Erzählung, daß er sich mehrmals dem Feuer eines eigenen Bataillons aussetzte, gegen

welches französische Reiterei ansprengte. Neben ihm hielt Nostitz, eine Ordonnanz wurde im wiederholten Gewehrfeuer niedergestreckt, und noch immer verharrte Blücher. Da sagte Nostitz, der bisher geschwiegen: „Wenn Euer Exzellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben." Blücher sah ihn ernst an, doch der inhaltschweren Mahnung folgend, wandte er sein Pferd, und sagte: „Nun, so lassen Sie uns weiterreiten." Einem Offizier, der seine Gewohnheit Späße und Witze zu machen auch jetzt unzeitig übte, rief er zu: „In's drei Teufelsnamen, stille! Sie machen einen ja noch konfuser, als man ohnehin schon ist!" Darauf kamen Gneisenau und andere Offiziere, die ihn vermißt hatten. Blücher, von Beschwerden gequält, stieg ab, und rief: „Na, Gneisenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit; es wird nun schon wieder gehen, und wir werden noch alles gut machen." — Zwei preußische Bataillons, welche ihre Flanken nicht genug bewachten, wurden von der französischen Reiterei niedergemacht. Der Rückzug mußte eilig fortgesetzt werden; Gneisenau, voll Ungeduld, hieß nach der Uhr sehen, und als es hieß „Vier Uhr", wurde er hochroth vor Zorn und Verlegenheit, daß es noch so früh sei, denn vor der Dunkelheit, meinte er, werde der Feind nicht ablassen. Endlich war der Wald von Etoges erreicht, aber der Feind mußte auch hier noch bekämpft werden, der General Udom hatte schon früher von Kapzewitsch eine andere Richtung erhalten, dagegen war feindliches Fußvolk auf einem Seitenwege vorgedrungen, und früher als die preußische Nachhut in Etoges eingetroffen, wo bis 10 Uhr Abends das Gefecht mit großer Heftigkeit fortwährte. Doch endigte die Verfolgung hier. Blücher zog die ganze Nacht in Einem fort bis in die Stellung von Bergeres, wo die Truppen zuerst wieder aufathmen und sich ordnen konnten. Mehrmals kam Blücher unterwegs von den Seinen ab. Der Lieutenant Blanc, vor und nach dem Kriege Prediger zu Halle, damals kriegsfreudiger Soldat, ritt im Dunkeln eine Zeitlang allein, dann stieß er auf einen Reiter, und fragte: „Wo ist der Feldmarschall?" — „Der

bin ich!" war die Antwort, und „Ich hätte mir heute auch wohl gewünscht, daß eine Kugel mich getroffen hätte", fügte er hinzu. Von 15,000 Mann waren an 6000 geblieben, verwundet oder gefangen, davon kamen 4000 auf den Heertheil von Kleist, der überdies auch 7 Geschütze, die unfahrbar geworden, eingebüßt hatte. Zu schwach, um einen neuen Angriff zu bestehen, der für den folgenden Tag zu befürchten war, setzte Blücher noch in der Nacht seinen weiteren Rückzug nach Chalons fort, wo er hinter der Marne die Wiedervereinigung mit seinen getrennten Heertheilen bewerkstelligen und die Ankunft neuer Verstärkungen erwarten konnte. Schon am 15. Mittags war er unverfolgt mit allen Truppen dort angelangt.

Die Heertheile von Sacken und Yorck waren nach ihrem Rückzug über die Marne bei Chateau-Thierry, wenig verfolgt vom Feinde, über Oulchy-le-Chatel, Fismes und Rheims im Halbkreise gleichfalls auf Chalons gezogen, wo sie am 16. und 17. bei Blücher eintrafen. Hier erst erfuhr dieser den Hergang der unglücklichen Gefechte von Montmirail und Chateau-Thierry, und übersah seinen ganzen Verlust. Vier Tage hindurch hatte Napoleon, in vier besonderen Gefechten, die getrennten Abtheilungen des 56,000 Mann starken schlesischen Heers mit etwa der Hälfte dieser Truppenzahl geschlagen; die Russen und Preußen hatten im Ganzen 14,000 Mann, worunter 6000 an Gefangenen, die im Triumph nach Paris gebracht wurden, und 27 Kanonen verloren; von Meaux waren sie bis Chalons zurückgeworfen. Dieser glänzende Erfolg richtete den Kriegsruhm Napoleon's und die Zuversicht der Seinen wieder auf, das ganze Unternehmen, so kühn ersonnen als kräftig ausgeführt, zeigte neuerdings, welch furchtbare Schläge diesem gewaltigen Gegner in seiner Bedrängniß zu Gebote blieben. Aber hob Napoleon wiederum stolzer das Haupt, so beugte darum Blücher keineswegs das seine. Eine Niederlage war für ihn ein Ereigniß wie jedes andere, sie konnte ihn tief schmerzen, aber nicht aus der Fassung bringen; die Bedeutung, welche für andere Feldherrn sich damit verknüpfte, hatte für ihn keinen Sinn, er wußte nichts von Feldherrnruhm, der auf dem Spiele stehen

könnte; man hatte sich tapfer geschlagen, und war übel weggekommen, was war da weiter? man mußte sich nur nicht lange bei dem Unglück aufhalten, man mußte sich wieder schlagen, und besseren Erfolg hoffen, die Würfel fallen nicht alle Tage gleich. Seine muthige Stimmung gehörte schon den Truppen an, und jeder hielt sich noch für eben so gut, als die Tage vorher. Zwischen Sacken und York blieb von jenen Vorfällen einige Mißhelligkeit; jener behauptete, wenn York seiner Aufforderung gefolgt, und mit ihm vereint angegriffen hätte, würde ein Sieg an die Stelle der Niederlage getreten sein; dieser meinte, für ihn habe Sacken's Beispiel kein Grund sein können, auch seinerseits von der erhaltenen Vorschrift abzuweichen, er habe schon genug gethan, indem er bei Viffort stehen geblieben, und einen Theil seiner Truppen zur Rettung von jenem aufgeopfert. Blücher konnte York'en nicht tadeln, allein er machte auch Sacken keinen Vorwurf, und in den Berichten, die er in das große Hauptquartier sandte, nahm er alle Verantwortung auf sich selbst. Hierin zeigte er wahre Heldengröße als Feldherr, der nach verlorener Schlacht die fremde Schuld, welche ihn rechtfertigen könnte, großmüthig verschweigt, und dadurch als eigene gelten läßt. „Der General von Sacken", heißt es bei dem Schriftsteller, der uns hier Gewährsmann ist, „hatte viel zu wichtige Dienste geleistet, und zu viele Beweise eines unerschütterlichen Muthes gegeben, um wegen einer falschen Ansicht ungleichen Urtheilen Preis gegeben zu werden. General von Sacken konnte irren, aber sein Irrthum war der eines Helden, der seinen Kräften zuviel vertraut. Solcher Männer hatten wir nicht viel, und nur solche waren fähig Bonaparte zu schlagen." Viel aufgebrachter war Blücher auf die veränderten Maßregeln, welche, der genommenen Abrede zuwider, in den Bewegungen des Hauptheeres Statt gefunden hatten, und in welchen allein schon, ohne andere Ursachen zu Hülfe zu nehmen, die erlittenen Unfälle hinreichend begründet sein konnten. Nichtsdestoweniger, als er den Feind nach Chalons nicht folgen sah, war seine erste Sorge sogleich wieder für jenes Heer. Er konnte nicht zweifeln, daß Napoleon mit allen Kräften eiligst wieder gegen Schwarzenberg sich gewen=

det habe, und sandte an diesen Botschaft über Botschaft, um ihn zu benachrichtigen, zugleich aber auch das unter den vorhandenen Umständen fast abentheuerliche Versprechen, ihn auf dem Kampfplatze nicht allein zu lassen.

Bei dem großen Heere war von Napoleon's Abwesenheit wenig Vortheil gezogen worden. Die einzelnen Heertheile waren zwar bei Nogent, Bray und Monterau über die Seine gedrungen, deren Uebergänge die Marschälle Victor und Oudinot mit den wenigen Truppen, welche Napoleon ihnen zurückgelassen, gegen die überlegene Macht nicht behaupten konnten, und die Kosacken des Attamans Platoff verbreiteten Schrecken bis in die Gegend von Paris, allein zu einem Hauptschlage waren die Kräfte noch zu sehr getheilt, und selbst die Aufmerksamkeit des Oberbefehlshabers zu sehr nach dem Süden abgelenkt, wohin sogar der Heertheil Colloredo's zur Verstärkung der bei Lyon stehenden österreichischen Truppenmacht, welche den Streitkräften des Marschalls Augereau nicht gewachsen schien, abgesandt wurde. Das Bemühen des Kaisers von Rußland, durch nachdrückliches Vordringen des großen Heeres in Napoleon's Rücken, für Blücher, der schon am 11. Februar den erlittenen Anfall gemeldet hatte, eine entscheidende Hülfe zu bewirken, mußte einige Tage fruchtlos bleiben. Erst am 15. erhielt Wrede den Befehl, mit seinem ganzen Heertheil über Sezanne vorzurücken, wohin einstweilen der General von Diebitsch mit einiger Reiterei vorausgeeilt war. Allein auf die Nachricht von dem bereits geschehenen Unglück wurden alle Bewegungen wieder eingestellt. Erst als Diebitsch meldete, das schlesische Heer sei zwar geschlagen, aber keineswegs vernichtet, und werde schnell wieder im Feld erscheinen, wurde zu neuem Vorrücken der Befehl ertheilt. Wittgenstein und Wrede erhielten am 16. die Richtung auf Nangis und Melun, und Fontainebleau wurde von österreichischer Reiterei besetzt. Doch schon war Napoleon wieder nach dieser Seite im Anzuge. Die Fortschritte des Hauptheers, wie gering sie an sich waren, verursachten ihm die äußerste Beunruhigung, er mußte eilen, seine Hauptstadt, die er kaum auf der einen Seite vor Blücher gerettet, schleunigst auf der anderen gegen Schwarzenberg zu decken. Er über-

ließ unmittelbar nach dem Gefechte von Vauchamps die Bewachung der Marne den Marschällen Mortier und Marmont, und eilte schon am 15. früh mit seiner Garde und den Truppen Marmont's nach der Seine zurück. Um auf gebahnte Straße zu kommen, ging er erst bis Meaux hinab, lenkte dann rasch auf zwei Wegen über Fontenay und Rosoy südwärts, zog bei Guignes die aus Spanien ankommende Reiterei des Generals Treillard an sich, und darauf mit den Marschällen Victor und Oudinot vereint griff er am 17. früh bei Nangis den Vortrab Wittgenstein's unter Pahlen an, der 9 Kanonen und über 1000 Mann verlor, und über Provins gegen Nogent zurückwich. Am 18. drängte er mit gleichem Ungestüm den Kronprinzen von Würtemberg in heftigem Gefecht bei Monterau zurück, nachdem derselbe den früheren Angriff des Marschalls Victor tapfer abgewiesen hatte. Auf allen Seiten wichen vor Napoleon's Erscheinen die Abtheilungen des großen Heeres besorglich zurück; am 19. wurde der Rückzug allgemein, und blieb bei dem heftigen Nachdringen des Feindes nicht ohne Verlust. Schwarzenberg beschloß, das Heer hinter Troyes in die Stellung von Saint-Parre zu führen, und daselbst gegen Napoleon Stand zu halten, wenn Blücher versprechen könnte, zum 22. oder 23. Februar an der zu liefernden Schlacht wenigstens mit 30,000 Mann Theil zu nehmen. Als Blücher diese Botschaft durch Schwarzenberg's Adjutanten, den Major Grafen von der Schulenburg, empfing, freute sich sein Herz, und er gab zur Antwort: „Ich werde am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit sein." Die Verstärkungen von allen Waffen, welche stufenweise vom Rheine nachrückten, Russen unter den Generalen Rudzewitsch, von Korff, Langeron und Saint-Priest, Preußen unter den Generalen von Röder, von Klüx, von Lobenthal und von Jagow, deren Herbeikommen durch zweckmäßige Befehle beschleunigt wurde, und von welchen wenigstens einige Abtheilungen binnen wenigen Tagen eintreffen mußten, konnten ihn in Stand setzen, bei der rastlosen Thätigkeit seiner Umgebungen und dem noch immer herrlichen Geiste seiner Truppen, ein solches Versprechen wirklich zu erfüllen, wie

sehr dies auch, nach einem so bedeutenden Verluste, und kaum sechs Tage nach so großer Zerrüttung, den schwächeren Fassungskräften zu bezweifeln schien.

Unterdessen war das Bemühen derjenigen, welche mit dem französischen Kaiser ein friedliches Abkommen wünschten, wobei manche Betheiligungen sicherer und besser als bei seinem Sturze wahrzunehmen schienen, nicht ohne Folge geblieben. Die Siege, welche Napoleon so eben davongetragen, die Demüthigung, welche seinen hartnäckigsten Gegner, den unaufhörlichen Kriegseiferer, so warnend getroffen hatte, und selbst die neuen Vortheile, mit welchen er schon wieder gegen das Hauptheer zu wirken begann, mußten der Friedensparthei ein bedeutendes Uebergewicht geben. Schon am 17. Februar Abends, nach dem Gefechte bei Nangis erschien Schwarzenberg's Adjutant, der Oberst Graf von Paar, bei den französischen Vorposten mit Anträgen zu einem Waffenstillstande. Während der Einstellung der Feindseligkeiten würden die Friedensverhandlungen auf dem Kongresse zu Chatillon, hoffte man, einen geordneteren Gang und eine leichtere Wendung nehmen. Schon waren die verbündeten Mächte über die Grundlagen eines Friedensvertrags übereingekommen, und nur Napoleon zögerte, in dem Umfange des alten Frankreichs ein ihm genügendes Herrscherthum anzuerkennen. Endlich hatte er dennoch, nach der verlorenen Schlacht von la Rothiere fast ohne Aussicht der Rettung, verzweiflungsvoll seinem Abgeordneten Caulaincourt unbeschränkte Vollmacht gesandt, auf jede Bedingung, nur schleunigst und augenblicklichst, irgend einen Vertrag einzugehen, damit vor allen Dingen nur Paris gerettet würde. Caulaincourt jedoch übereilte nichts, und sandte, anstatt sie zu unterzeichnen, die letzten Bedingungen der Verbündeten ihm zur Prüfung und Genehmigung ein. Schon wankte Napoleon's starrer Sinn, und schon war er im Begriff, der beschämenden Einschränkung auf das alte Frankreich sich zu fügen, als die neuen Waffenerfolge plötzlich in ihm allen Trotz und Uebermuth wieder aufriefen. Er verweigerte Waffenstillstand und Frieden auf andere Bedingungen, als die seinem neuen Glücke gemäß wären; er setzte seine Hoffnung auf die Verhältnisse der

Verwandtschaft, die ihn mit Oesterreich verbanden, und indem er diese Macht einzeln zu gewinnen dachte, glaubte er sich der Ansprüche der andern künftig schon leichter zu erwehren. Der zweiten Botschaft Schwarzenberg's, der neue Anträge durch den Obersten Fürsten Wenzel von Liechtenstein sandte, antwortete er mit vollem Uebermuthe. So zerrüttete Blücher's Niederlage, durch ein seltsames Verhängniß, mehr noch als seine Siege es gekonnt, die Hoffnungen und Anschläge der Friedensparthei, und der Schimmer von Glück, den Napoleon wiedergewann, und den er mit leidenschaftlicher Verblendung sich selbst und Andern übertrieben vorspiegelte, führte ihn nur um so sicherer und unaufhaltsamer dem Verderben zu, aus welchem ein fortgesetztes Unglück ihn wahrscheinlich würde gerettet haben. Aber einstweilen verfolgte er mit Kraft seine kriegerischen Vortheile.

Der empfangenen Aufforderung entsprechend, eilte Blücher schon am 19. Februar von Chalons nach Sommersous, am 20. nach Arcis-sur-Aube, an ersterem Orte die Generale von Korff und Rudzewitsch, an letzterem den General von Röder aufnehmend. So verstärkt setzte er seinen Marsch am 21. bis nach Mery-sur-Seine fort, wo Wittgenstein mit seinem Heertheile stand, und das schlesische Heer demnach dem Hauptheere sich bereits wieder anschloß. Wittgenstein hatte schon Befehl, am folgenden Tage, nachdem Blücher eingetroffen, auf dem rechten Ufer der Seine nach Troyes abzuziehen. Sein Vortrab indeß unter Pahlen war auf der Straße von Nogent bei Saint-Hilaire von den Franzosen angegriffen, und fechtend bis nach Chatres, unfern Mery, zurückgetrieben worden. Ehe von dem schlesischen Heere Schtscherbatoff am 22. diese Truppen gehörig ablösen konnte, war der Feind schon bis Mery vorgedrungen, und hatte den auf dem linken Ufer der Seine gelegenen Theil des Städtchens genommen. Die von den Russen angezündete Brücke brannte nicht völlig ab, doch Schtscherbatoff vertheidigte den Uebergang mit seinen Truppen hartnäckig. Aber die Hitze einer in Mery durch vernachläßigte Wachtfeuer entstandenen Feuersbrunst wurde so groß, daß Blücher den Ort zu räumen gestattete. Nach einigen Stunden benutzten diesen Umstand

die französischen Plänkler, und drangen zahlreich über die halbverbrannte Brücke, und durch und neben Mery gegen die Stellung von Yorck. Blücher befahl, sie unverzüglich zurückzutreiben, und Yorck vollführte dies mit Nachdruck, indem er das brennende Städtchen wieder nahm, und durch 2 Kompanieen Jäger den Zugang der Brücke fest behaupten ließ, bis während der Nacht dieselbe völlig zerstört wurde. Eine Division französischer Garden unter dem General Boyer hatte hier bei Mery alle ihre Anstrengungen vergeblich gesehen. Das ganze Heer Schwarzenberg's, bemerkt Fain in seinem Geschichtbuche, war im Zurückweichen, überall stieß Napoleon auf Truppen, welche wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit der Gegenwehr bei Mery stimmte damit nicht überein, man fragte staunend, wer dieser trotzige Feind sei? Napoleon erfährt, es seien Truppen von Blücher, er will es nicht glauben, diese Truppen, meint er, seien auf 30 Stunden weit ab von hier, doch die Sache bestätigt sich, und nun ist alles begreiflich, nur nicht, wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer Niederlage erholt haben konnten, so schnell wieder, und hier, plötzlich auf dem Kampfplatz erscheinen? Jedoch ließ er seine ganze Macht nachdrücklichst gegen Schwarzenberg gewandt, um erst auf dieser Seite die Oberhand völlig an sich zu reißen. Blücher indeß harrte am 23. bei Mery der Verfügungen zur Schlacht, die ihm aus dem großen Hauptquartiere zukommen sollten. Statt derselben empfing er die Nachricht, mit dem Feinde werde unterhandelt, Schwarzenberg habe die Anträge zur Einstellung der Feindseligkeiten wiederholt, und wolle sich zurückziehen. Daß man Waffenstillstandsanträge gemacht, die noch dazu Napoleon verwerfen durfte, konnte Blücher gar nicht fassen, noch weniger, daß man mit 124,000 Mann, so stark waren die beiden Heere, vor dem Feinde, der nicht über 62,000 Mann haben konnte, ohne Schlacht zurückweichen wollte. Er sandte den Obersten von Grolman nach Troyes, und ließ Schwarzenberg beschwören, nicht weiter zurückzugehen, sondern, ungeirrt durch den prahlerischen Anschein des Feindes, demselben die Schlacht zu liefern, auf die hier alles ankomme; er selbst mit dem schlesischen Heere allein wolle

die Schlacht liefern, dafern ihm das Hauptheer nur zum Rückhalt bliebe. Weit anderen Ansichten und Eindrücken war man in dem großen Hauptquartiere schon gefolgt. Die glücklichen Gefechte Napoleon's, und die Nachtheile der Oesterreicher bei Lyon, hatten die früheren Plane durchaus zerrüttet, und Schwarzenberg wollte die ganze Heeresmacht nach Chaumont und Langres zurückführen; schon war deßfalls eine Verfügung auch an Blücher fortgeschickt. Blücher's Abgesandter fand durch seine Aufträge diesen Beschluß nicht mehr zu ändern, stellte jedoch vor, wie Blücher, bei der Art, die man an ihm kenne, kaum zu bewegen sein werde, einen Rückzug mitzumachen, den er für durchaus unnöthig, ja für unverantwortlich halte. Unterdeß erfuhr der Oberst von Grolman, daß die verbündeten Herrscher selbst den Rückzug, der ihrem Sinne nicht entsprach, nur ungern geschehen ließen, und daß von ihnen kein Befehl ausgegangen sei, der Blücher'n vorschriebe, auch mit dem schlesischen Heere unter jeder Bedingung der Rückwärtsbewegung des Hauptheeres zu folgen. Mit diesen Nachrichten kehrte der Oberst am 23. Morgens von Troyes nach Mery zurück. Hier hatte Blücher inzwischen den Feind, — Napoleon selbst war ihm in Chatres gegenüber, — in Augenschein genommen. Es war ein kalter Tag, und der heftige Wind ließ im Freien kein angezündetes Feuer, an welchem der alte Feldherr sich zu wärmen wünschte, bestehen. Endlich fand sich eine gegen den Wind gedeckte Stelle, wo aber, wie bemerkt wurde, feindliche Kugeln häufig einschlugen. Dies war für Blücher kein Abhaltungsgrund, begleitet von seinem Adjutanten Grafen von Nostitz und von dem General von Valentini begab er sich zu Fuß dorthin, ganz nahe den russischen Plänklern, welche gegen die französischen im heftigsten Feuer standen. Er sprach mit dem Fürsten Schtscherbatoff dem jüngern, der die Russen befehligte, über die Anordnung des Gefechts, und ließ sich beim Feuer nieder. Plötzlich wurden die russischen Plänkler zurückgedrängt, und Blücher durfte nicht länger weilen; im Zurückgehen erhielt Schtscherbatoff einen Schuß, Valentini gleichfalls, ein dritter traf Blücher'n am Fuß, daß er auffuhr, Nostitz aber, dessen Arm er gefaßt hatte, führte ihn ungesäumt

weiter. Bei näherer Besichtigung fand sich der Fuß weniger verletzt, als der Stiefel, der ganz zerrissen war; „das ist schlimm, sagte Blücher, wir haben mehr Doktors als Schusters bei uns.“ Die Quetschung des Fußes schmerzte ihn sehr, und er setzte sich in seinen Wagen, der unfern hielt; eine Kanonenkugel schlug alsbald auch hier ein, aber deßhalb noch weiter zurückzugehen wollte er nicht einwilligen. Während er noch am Ufer der Seine nach einem Uebergange forschend weilte, erschien unerwartet der Fürst von Liechtenstein, welcher, durch einen französischen Offizier den Vorposten übergeben, von seiner schon erwähnten Sendung zurückkehrte. Die Mittheilungen über Napoleon's unbiegsamen Trotz waren für Blücher entscheidend, er sah nur die gesteigerte Nothwendigkeit, diesen Feind bis zur Vernichtung zu bekriegen, mit ihm keinen Stillstand einzugehen. Mittlerweile langte aus dem großen Hauptquartiere die Vorschrift zum Rückzuge, aber auch der von Blücher dorthin gesandte Offizier an. Blücher gerieth in großen Unwillen und drückte denselben heftig aus. Die meisten Generale und Offiziere seines Heeres theilten seine Gesinnungen, und es fielen leidenschaftliche Reden vor; ja es fehlte nicht an Meinungen, welche behaupteten, alles, was seit der Schlacht von la Rothiere vorgegangen, sei durch Ränke der Friedenspartheі gefügt worden, man habe Blücher'n absichtlich im Stich gelassen, um ihn so zu schwächen, daß er nicht mehr dem Frieden entgegenwirken könne, und jetzt habe man ihn zur Schlacht gerufen, um ihn in einen Rückzug fortzureißen, mit welchem der Krieg enden solle. Es ging hier wie es auch sonst mit solchen Vorstellungen geistiger Bezüge zu gehen pflegt; aus einer schwankenden Allgemeinheit, in welcher sie allein wahr sind, gehen sie schnell zu einzelner Bestimmtheit über, in welcher sie keine Wirklichkeit mehr haben; eine Friedenspartheі hat ohne Zweifel damals bestanden, und vieles gewirkt, und noch mehr gehemmt, allein zu solch ausgemachten Planen und treulosen Ausführungen ist es gewiß nie gekommen, vielleicht nicht einmal zu einer solchen Gestaltung, daß man hätte sagen können, wer nun ganz und immer zu ihr gehört habe? Sie mag in dieser Gestaltlosigkeit nur um so gefährlicher gewesen,

und Blücher's Verdienst ein desto größeres sein, diese trüben Nebeldünste durch die Blitze seines gewaltigen Muthes immerfort vernichtet zu haben. Blücher überschaute den Umfang seiner Befugnisse, und sah nichts was ihn hindern konnte, als Feldherr selbstständig zu handeln. Genug, er war sogleich fest entschlossen, den schmachvollen, durch keinen Grund zu rechtfertigenden Rückzug nicht mitzumachen. Er faßte vielmehr den großen und kühnen Plan, seine Verbindung mit dem Hauptheere freiwillig aufzugeben, und während dasselbe den unseligen Rückzug fortsetzte, mit dem schlesischen Heere abermals geradezu gegen Paris vorzurücken, eine Bewegung, welche den französischen Kaiser schnell wieder zur Umkehr von seinem jetzigen Vorgehen nöthigen mußte, und von dem Hauptheere neues Innehalten in seinem Rückzuge hoffen ließ. Zu diesem Plane jedoch bedurfte es der Möglichkeit, der gesammten Macht Napoleon's zuletzt mit nicht allzu ungleichen Kräften eine Schlacht zu liefern, und dafür gab es nur den einen Ausweg, wenn Blücher die aus den Niederlanden ankommenden Heertheile der Generale von Winzingerode und von Bülow, von welchen der erstere mit 25,000 Russen zu Rheims schon angelangt war, der letztere mit 20,000 Preußen unverzüglich bei Laon eintreffen mußte, mit zu dieser Schlacht ziehen durfte, da die eignen Verstärkungen des schlesischen Heeres, durch welche dasselbe auf 80,000 Mann steigen konnte, noch um 10 bis 12 Tagemärsche zurück waren. Zu diesem Zwecke schrieb Blücher, genau nach dem Entwurfe, den ihm Gneisenau vorlegte, sofort eigenhändig an den König, und zugleich an den russischen Kaiser, da er es nur mit den Truppen dieser beiden Fürsten zu thun hatte, theilte ihnen sein Vorhaben mit, und bat sie ihm den Oberbefehl über jene beiden Heertheile anzuvertrauen, die zwar zum Nordheere gerechnet wurden, dessen Befehlführer indeß noch nicht den Boden Frankreichs betreten hatte; Blücher ließ mündlich die Versicherung hinzufügen, Napoleon werde unfehlbar das Hauptheer verlassen, und dem schlesischen nacheilen, dann aber möchte nur jenes auch wieder umkehren, und neuerdings vorrücken. Das Schreiben, welches Blücher auf Gneisenau's Bitte für diesen nochmals abschrieb, und das in

dieser Abschrift von Gneisenau sorgsam verwahrt wurde, lautete wie folgt: „Der Oberst von Grolman bringt mir die Nachricht, daß die Hauptarmee eine rückgängige Bewegung machen wird. Ich halte es für Pflicht, Euer Majestät die unvermeidlichen nachtheiligen Folgen davon allerunterthänigst vorzustellen: 1) Die ganze französische Nation tritt unter Waffen; der Theil, welcher sich für die gute Sache geäußert hat, ist unglücklich; 2) unsre siegreiche Armee wird muthlos; 3) wir gehen durch eine rückgängige Bewegung in Gegenden, wo unsere Truppen von Mangel gedrückt werden; die Einwohner werden durch den Verlust des Letzten, was sie haben, zur Verzweiflung gebracht; 4) der Kaiser von Frankreich wird sich von seiner Bestürzung, worin er durch unser Vordringen gebracht worden, erholen, und seine Nation wieder für sich gewinnen. Euer Majestät danke ich unterthänigst, daß Sie mir die Offensive zu beginnen erlaubt haben; ich darf mir alles Gute davon versprechen, wenn Euer Majestät die bestimmten Befehle geben, daß die Generale von Winzingerode und von Bülow meiner Aufforderung genügen müssen. In dieser Verbindung werde ich auf Paris vordringen, und scheue so wenig den Kaiser Napoleon wie seine Marschälle, wenn sie mir entgegen treten. Erlauben Euer Majestät, daß ich mich glücklich schätzen werde, an der Spitze der mir anvertrauten Armee Euer Majestät Befehle und Wünsche zu erfüllen". Mit diesen Anschlägen und Bitten sandte er den Obersten von Grolman abermals nach dem großen Hauptquartiere, und schritt unterdeß, damit nicht Schwarzenberg immer größeren Raum aufgäbe, ungesäumt zur Ausführung. Im ersten Augenblicke meinte Schwarzenberg, das schlesische Heer dürfe sich von ihm nicht trennen, dasselbe habe seine Stelle auf dem rechten Flügel angewiesen, noch immer sei er willens eine Schlacht zu liefern, nur müsse er dazu seine Kräfte rückwärts besser zusammenziehen. Ein großer Kriegsrath in Bar-sur-Aube vereinigte jedoch alsbald alle Stimmen für Blücher. Auch Schwarzenberg, ein edler Karakter und persönlich unerschrockener Feldherr, erkannte Blücher's Verdienst, und zeigte keine Empfindlichkeit. Die verbündeten Herrscher billigten sein Unternehmen, hießen ihn

mit allem Nachdruck handeln, und stellten nicht nur, nach seinem Wunsche, die Heertheile von Winzingerode und Bülow, sondern auch den des Herzogs von Sachsen-Weimar, der noch in den Niederlanden stand, unter seinen Befehl. Das Hauptheer aber setzte dabei wie vorher seine rückgängige Bewegung fort, und neue Waffenstillstandsanträge wurden zu Lusigny bei Vendoeuvres zwischen beiderseitigen Bevollmächtigten verhandelt!

Blücher aber hatte nicht gewartet, sondern war schon in voller Thätigkeit. Noch in der Nacht zum 24. Februar war er mit dem ganzen Heere von Mery aufgebrochen, am 24. mittelst Pontonbrücken bei Anglur, auf das rechte Ufer der Aube gegangen, und rückte nun unaufhaltsam fort in der Richtung gegen Sezanne. Dieses Aufgeben seiner Verbindung mit dem Hauptheere, dieses vereinzelte Vordringen gegen Paris, regte viele tadelnde Stimmen auf, altgediente Männer vom Handwerk waren bedenklich über das unerhörte Wagniß, eingeweihte Kriegskünstler fanden sich in die tollen Unternehmungen des alten Husaren nicht, und Alle weissagten neues Unheil als nothwendige Folge, ja als gerechte Strafe solches Treibens. Und dieser Marsch gehört, nach dem einstimmigen Urtheil aller wahren Kriegskundigen, zu den größten und glänzendsten Unternehmungen des ganzen Krieges! Blücher wußte was er that, und that es mit Bedacht und Vorsicht, nur nicht mit jener, welche den Zweck selbst wieder zurücknimmt. Es war die reifste Ueberlegung, die ihn bewog, nicht zuerst die Vereinigung mit Winzingerode und Bülow zu suchen, wie am sichersten und ganz leicht gewesen wäre, sondern gleich gegen Paris vorzudringen, um nur Napoleon so schnell als möglich nachzuziehen, dann erst auf jene sich zu stützen, und seinem Anrennen eine vereinte Stärke von 100,000 Mann entgegenzubieten. Schon bei Sezanne stieß Blücher auf den Feind; der Marschall Marmont war mit ungefähr 8000 Mann bis dorthin vorgerückt, wich aber dem Andrange der Uebermacht geschickt aus, und kam abwärts von Sezanne bei Esternay glücklich über die Brücke des Grand-Morain, zum großen Verdrusse Blücher's, der ihn schon zu haben glaubte, und seine Reiterei, die jenen auf beiden Flügeln hatte um-

gehen sollen, der Lässigkeit beschuldigte. Bei Esternay kam der General von Klüx, zum Heertheile von Kleist gehörig, mit einer Brigade preußischen Fußvolks, einigen Batterieen und ansehnlichem Pulvervorrath als Verstärkung zu dem schlesischen Heere. Für sein entlegneres Vordringen aber mußte Blücher selbst auf solche Verstärkungen einstweilen verzichten; er sandte dem General Saint=Priest den Befehl entgegen, bei Vitry an der Marne stehen zu bleiben, alle nachkommenden russischen und preußischen Truppen dort zu sammeln, sie für eine Macht von 30,000 Mann auszugeben, und nach den eintretenden Umständen über Chalons, Rheims und Fismes an das schlesische Heer zur Theilnahme an einer Schlacht in Eilmärschen heranzuführen; an Winzingerode hingegen, der zwischen der Marne und Aisne in der Gegend von Rheims stand, ließ er die Einladung ergehen, von seiner Seite auf dem rechten Ufer der Marne, wie Blücher auf dem linken, gegen Meaux vorzurücken, und sich dem schlesischen Heere anzuschließen. Blücher selbst verfolgte seinen Weg über la Ferté=Gaucher und Coulommiers nach la Ferté=sous=Jouarre, wo Marmont sich über die Marne zurückzog, die nähere Straße über Meaux nach Paris Preis gebend, um sich nur zuvörderst mit Mortier, der aus der Gegend von Soissons herbeieilte, zu vereinigen. Erst am 26. Februar in Rebais empfing Blücher aus dem großen Hauptquartiere Nachricht von den dortigen Beschlüssen, welche sein Unternehmen billigten, und den Umfang seines Oberbefehls ausdehnten. Er setzte seinen Zug nur um so eifriger fort, und bereitete sich, mit allen Truppen auf das rechte Ufer der Marne überzugehen, durch zwei bei Sameron unfern bei la Ferté=sous=Jouarre am 27. geschlagene Pontonbrücken war dieser Uebergang im voraus gesichert, durch eine Nachhut von 4000 Reitern unter Korff linkshin gegen Villenoxe und Provins einer zweiten Ueberrumpelung, die Napoleon versuchen möchte, einigermaßen vorgebeugt. Inzwischen drängte er fortwährend gegen Meaux, um die Marschälle Marmont und Mortier noch weiter zurückzuwerfen. Sacken griff diese Stadt vom linken Ufer der Marne mit Geschütz an, während Kleist, den Krümmungen der Marne auf ihrem rechten Ufer folgend, bei

Lisy über den Ourcq und bei Gué=a=Tremes über die Therouanne gehen, und so von dieser Seite angreifen sollte, worauf dann Sacken, jenen ersten Angriff aufgebend, eiligst umzukehren, bei Sameron mit seinen und Langeron's Truppen gleichfalls überzugehen, und Kleist'en zu folgen hatte. Am Abend des 28. aber wurde Kleist an der Therouanne plötzlich von Mortier, der aus Paris ansehnliche Verstärkung, besonders an Geschütz erhalten hatte, mit Heftigkeit angegriffen, und zugleich von Marmont am Ourcq aus Lisy verdrängt, so daß Kleist und Sacken eine Zeitlang getrennt blieben, und jener erst durch einen Umweg seine Verbindung wiederfand. Der Feind hielt sich hier durch einsichtsvolle Kühnheit gegen das viermal stärkere schlesische Heer.

Ein weiter Zwischenraum lag nunmehr trennend zwischen Blücher und Schwarzenberg. Der Zug des schlesischen Heeres mußte dem französischen Kaiser jetzt bekannt sein, und in dessen Beschlüssen bereits Folgen haben; welcherlei Folgen aber, das wußte niemand, die große Strecke von der Aube bis zur Marne war der undurchforschte Raum, innerhalb dessen sich das Beginnen Napoleon's verborgen entwickelte. Doch der General von Tettenborn, mit mehreren Kosacken=regimentern eben vom Rheine her in Frankreich angelangt, und in Epernay von der neuesten Lage der Sachen unter=richtet, säumte keinen Augenblick, sondern warf sich mit seinen leichten Reitern sogleich vorwärts in jene Räume, welche den Marsch Napoleon's enthalten mußten. Er war über Vertus bis nach Fere=Champenoise kaum vorgedrungen, als er gleich am 28. Februar daselbst mit einigen Seitentruppen Napoleon's, der persönlich voll Begierde herzueilte, ein Gefecht hatte, durch welches der bisher verborgene feindliche Heerzug sogleich entdeckt war. Napoleon hatte auf die erste Nachricht, welche er zu Troyes in der Nacht auf den 27. von Blücher's neuer Kühnheit erhalten, die Marschälle Oudinot und Mac=donald mit der Hälfte seines Heeres bei Troyes gegen Schwar=zenberg zurückgelassen, und eilte jetzt mit 30,000 Mann Garden und anderen Kerntruppen in angestrengten Märschen über Arcis=sur=Aube und Sezanne dem schlesischen Heere nach. Frühmorgens war das Gefecht, und noch in der Nacht

empfing Blücher durch Tettenborn die erfreuliche, wichtige Nachricht, welche ihm Gewißheit gab, daß sein Zweck erreicht worden, und ihn in Stand setzte, demnach alle weiteren Maßregeln zu nehmen. Er sandte an Winzingerode, an Bülow und an Saint-Priest seine Befehle, zog alle seine Truppen, zuletzt die Reiterei unter Korff, über die Marne, und ließ die Brücken abbrechen. Kaum war dies am folgenden Tage, den 1. März, um 10 Uhr Morgens vollendet, als auch schon die ersten Truppen Napoleon's erschienen, und sogleich überzugehen suchten. Blücher zog sich von der Marne nach la Ferté-Milon zurück, sich seinem Rückhalt annähernd, den Heertheilen von Winzingerode und Bülow, mit welchen er bei Oulchy-le-Château sich zu vereinigen dachte. Die Marschälle Marmont und Mortier noch im Vorbeigehen zu schlagen, verhinderte ihre Stellung hinter dem Ourcq, die Blücher selbst am frühen Morgen besichtigte, und für einen schnellen Streich, bei dem keine Zeit verloren werden durfte, zu stark fand. Allein sie wenigstens hinter dem Ourcq noch zurück und von Napoleon so lange als möglich getrennt zu halten, blieb Kleist noch zwischen Mareuil und Neufchelles drohend stehen, wurde aber am 2. März angegriffen, und folgte nun dem übrigen Heere nach Oulchy-le-Château, wohin Blücher seinen Marsch beschleunigte, weil Napoleon sich schon nach Chateau-Thierry gewandt hatte, von wo er den Feind vortheilhafter in dessen Flanke zu erreichen hoffte. Wie Blücher früherhin seine Vereinigung mit Winzingerode und Bülow nur vorwärts bei Meaux gesucht, so strebte jetzt auch Napoleon die seinige mit Marmont und Mortier nur vorwärts zu erreichen, und die beiden Marschälle säumten nicht, auch ihrerseits vorzudringen.

Yorck und Sacken langten in der Nacht zum 3. März in der Stellung am Ourcq bei Oulchy-le-Chateau an, Kleist von la Ferté-Milon kommend, von wo ihm Marmont und Mortier folgten, und Langeron's Truppen von Gandelu her, vor Napoleon weichend, trafen bei Neuilly zusammen, machten vereint die Nachhut, und bestanden am 3. ein lebhaftes Gefecht. Allein die Absicht Blücher's, bei Oulchy eine Schlacht zu liefern, war schon vereitelt. Winzingerode hatte sich mit

Bülow zur Wegnahme von Soissons vereinigt, welches zwar früher schon in den Händen der Russen gewesen, aber am 19. Februar von Mortier wieder mit einer französischen Besatzung versehen worden war, und die Ankunft auch nur Winzingerode's, der am nächsten stand, zu einer Schlacht am 3. blieb mehr als ungewiß. Blücher mußte sich daher auf das rechte Ufer der Aisne zurückziehen; er hatte dazu den Uebergang über den Vesle bei Fismes, und über die Aisne bei Vailly und bei Bery=au=Bac gewiß, zog aber fürerst nach Busancy, wo ihm noch die Wahl blieb, über eine neu zu legende Brücke bei Venizel zu gehen, oder jene Wege über Fismes und Vailly, oder, im Fall Soissons sich ergäbe, die nähere Richtung auf diese Stadt zu nehmen. Soissons indeß ergab sich, und Blücher ließ seine Truppen zur Erleichterung diese Straße einschlagen, sie waren Tag und Nacht abwechselnd fast nur im Gefecht und auf dem Marsche, zum Theil im tiefsten Kothe schlechter Feldwege, die erst zuletzt der eintretende Frost ein wenig gefestet. Das ganze Heer zog am 4. März durch Soissons, nur das Gepäck war schon über Fismes abgesandt, wo jedoch das von Sacken, durch Mißverständniß verspätet, zum Theil verloren ging. Blücher selbst war nunmehr mit Winzingerode und Bülow, das schlesische Heer mit einem Theile des Nordheeres vereinigt, und die ganze Macht gegen 100,000 Mann stark. Auch Langeron traf noch eben mit 3 Reiterregimentern, und der General von Lobenthal mit einigem preußischen Fußvolk ein. Da die folgenden Ereignisse jedoch wesentlich von der Verschiedenartigkeit der Bestandtheile dieser Vereinigung bedingt wurden, so schalten wir hier einige Betrachtungen ein, in welchen wir einen Augenzeugen reden lassen, dessen Worte einfach wiederzugeben hier der größte Gewinn für uns wird. „Als das schlesische Heer, — heißt es in der trefflichen Geschichte der Feldzüge desselben, — sich mit den Truppen von Winzingerode und Bülow bei Soissons vereinigte, machten diese große Augen, als sie die zerlumpten Mäntel der Soldaten und die magern Pferde sahen. Es war fast auf jedem Gesicht zu lesen: „So werden wir also in vier Wochen auch sein!“ Besser wäre gewesen, es hätte

sich jeder gesagt: „Das ist das Heer, das durch seine großen Anstrengungen wesentlich zum Gelingen beigetragen hat, und in manchen schwierigen Lagen sich durch Muth und Standhaftigkeit herauszog.“ Bei einem Vertheidigungskrieg im Vaterlande, wo jeder Schritt die Folgen darstellt, jede Aufopferung ihren Lohn hat, da ist es leicht, die letzten Kräfte anzuspannen. Weit vom Vaterlande, wo schon eine tiefe Einsicht dazu gehört, um zu begreifen, daß ein so entfernt geführter Krieg dennoch ein Vaterlandskrieg ist, da kann die große Masse der Soldaten von nichts mehr emporgehalten werden, als von der Ehre, vom kriegerischen Ruhm. Der Kaiser Alexander hatte die Lage Bonaparte's und die der Verbündeten mit Scharfsicht beurtheilt, und er war der Fels im Meer geworden, um den sich alles sammelte, an den sich alles hielt, was die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges und der Entthronung Bonaparte's begriffen hatte. Ihm verdanken wir viel, vielleicht alles. Ohne seinen festen Willen hätten seine Heere nicht mit der Bereitwilligkeit getragen und gehandelt, denn es gab viele höhere und niedere Offiziere darin, die sich nach dem Frieden sehnten. In den Heertheilen von Bülow und Winzingerode herrschte ein guter Geist. Die höheren Stellen waren von ausgezeichneten Offizieren besetzt, allein die Truppen hatten 1813 und 1814 beinahe noch gar nicht biwakirt, und waren die Anstrengungen des schlesischen Heeres nicht gewohnt, sie hatten unter dem Kronprinzen von Schweden eine ganz andere Art von Krieg geführt, und waren viel mehr, besonders der Heertheil von Winzingerode, an eine langsame, systematische Kriegsführung gewöhnt, als das schlesische Heer. Die Heertheile von York und Kleist waren beide zusammen 23,000 Mann stark, der von Bülow hielt 17,000 Mann, ohne 9000 Mann, welche noch in den Niederlanden standen. Diese 49,000 Mann waren die Reste von 120,000 Preußen, welche nach dem Waffenstillstande von 1813 kriegsfertig auftraten, und bereits schon einmal, nach der Schlacht von Leipzig, bedeutende Verstärkungen erhalten hatten. Bei vielen Offizieren entstand der Gedanke, ob das preußische Heer auch wohl fernerhin die Rolle eines Vorfechters spielen könne, ohne so auf-

gerieben zu werden, daß ihm beim Frieden nicht mehr mitzureden bliebe? Bei dem russischen Heere meinte man, warum denn Russen und Preußen alles allein thun sollten? man besorgte, daß Oesterreich ein anderes Interesse haben, ja ein anderes System annehmen könne; es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es im großen Hauptquartiere mit der Einigkeit nicht zum besten aussähe. Diese kurze Darstellung der allgemeinen Ansichten und Verhältnisse war zur Verständigung der folgenden Begebenheiten, bis zum 23. März, nöthig. Sie tragen nicht das Gepräge des Großen, des Außerordentlichen, welches man an dem schlesischen Heere gewohnt ist. So hängen die Thaten eines Heeres oft von den Umständen ab, und der Feldherr ist nicht immer der Herr derselben!" So weit jener Schriftsteller. Blücher beschloß, zwischen Soissons und Craonne, auf der Hochfläche zwischen der Aisne und der ihr nördlich gleichlaufenden Lette, die Schlacht Napoleon's anzunehmen. Die Oertlichkeit war hiezu sehr günstig gewählt. Der Rand der Hochfläche zieht sich zunächst an der Lette hin, von ihm fließen tiefe Bäche senkrecht zur Aisne nieder, und dieses Erdreich machte den Angriff von vornher über die Aisne fast unmöglich. Einstweilen aber behielt Blücher noch eine ausgedehntere Stellung, sein rechter Flügel war auf Soissons gestützt, der linke bei Craonne und Corbeny zwar weniger gedeckt, wenn der Feind über Bery-au-Bac ging, allein bei gehöriger Besetzung immer haltbar genug. Die Truppen waren folgendermaßen vertheilt: Bülow auf dem äußersten rechten Flügel bei Loiry, die Aisne von Soissons bis hinab nach Compiegne beobachtend; Langeron, der die Befehlführung seiner Truppen wieder persönlich übernahm, in und bei Soissons bis Bailly; York rückwärts bei Laffaux, Margival und Villery; Sacken von Bailly bis Soupire, und die Aisne aufwärts beobachtend bis Beaurieux; Winzingerode auf dem äußersten linken Flügel bei Beaurieux und Craonne, und die Aisne hinauf bis Bery-au-Bac; Kleist, dessen Truppen bisher vorzüglich gelitten hatten, bildete den Rückhalt bei Anizy-le-Château; Blücher selbst nahm sein Hauptquartier rückwärts in Chavignon, und hielt sein ganzes Heer bereit, auf jener Hochfläche jeden Augenblick in Schlacht-

ordnung zusammenzustehen. Die Truppen athmeten eben auf, aber Napoleon ließ ihnen keine Zeit zu rasten.

Schon gleich nach dem Uebergang über die Marne hatte sich Napoleon rechts gegen Fismes gewandt, um Blücher'n von dessen linkem Flügel her anzugreifen, und diese Bewegung setzte er fort, auch nachdem er die Uebergabe von Soissons, auf dessen Behauptung er rechnete, in Fismes erfahren hatte. Die Marschälle Marmont und Mortier mußten wieder auf Soissons vordringen, welches sie am 5. März frühmorgens angriffen; Langeron stritt den ganzen Tag wider sie, mußte ihnen am Abend jedoch die eine Vorstadt überlassen; das Gefecht kostete auf jeder Seite über 1000 Todte und Verwundete. Während dieser Zeit war Napoleon mit seinen Garden und anderen alten Truppen immer rechts gezogen, hatte Rheims überfallen lassen, und mit seiner Hauptstärke querfeldein Bery-au-Bac erreicht. Winzingerode hatte früher gemeldet, auf dem linken Flügel sei nichts zu befürchten, und auf Blücher's nochmalige Aufforderung zur thätigsten Wachsamkeit wiederholt versichert, er werde schon auf's beste sorgen; auch waren bei seinem Heertheil in der That gegen 7000 leichte Reiter, eine Stärke, die ihn völlig in Stand setzte, seiner Aufgabe zu genügen. Nichtsdestoweniger wurde die Brücke von Bery-au-Bac durch die französische Reiterei Nansouty's nach einem kurzen Gefecht genommen, Napoleon zog ungehindert über die Aisne, und Winzingerode hatte bald dessen Anrücken auf Corbeny zu melden. Auch die französischen Truppen vor Soissons, nachdem sie am 6. März ihren Angriff in aller Frühe zum Schein erneuert, zogen alsbald rechts ab, und eilten über Fismes gegen Bery-au-Bac dem Hauptzuge nach. Blücher hoffte diesen zu schlagen, bevor jene angekommen wären, und ließ das ganze Heer auf der Hochfläche links nach Craonne ziehen, um von dort über Corbeny schnell auf den Feind zu rücken. Allein Winzingerode, anstatt Corbeny und Craonne und den zwischenliegenden Wald besetzt zu haben, war eine Stunde hinter Craonne stehen geblieben, da fand ihn Blücher in seiner Stellung, und Craonne und der Wald von Corbeny waren schon verloren. Nun war das ganze Vorhaben zerrüttet, der Angriff

konnte nicht Statt finden, und andere Maßregeln wurden nöthig. Den Vortheil des Bodens beachtend beschloß Blücher, auf der schmalen und daher leicht zu vertheidigenden Hochfläche den Angriff des Feindes durch Winzingerode's und Sacken's Fußvölker abzuschlagen, die übrigen Heertheile ließ er nach Laon abziehen, und sandte Winzingerode'n mit 10,000 Reitern und 60 reitenden Geschützen noch in der Nacht über die Lette, um die Straße von Laon nach Bery-au-Bac zu gewinnen, und den Feind, wenn derselbe am folgenden Tage auf die Hochfläche vordränge, über Corbeny im Rücken anzufallen. Am 7. März in der Frühe begannen die Franzosen ihre Bewegungen zum Angriff, und Blücher eilte zu dem Fußvolk auf der Hochfläche, wo er selbst den Befehl führen wollte. Allein die Reiterei unter Winzingerode, anstatt schon im Rücken des Feindes zu sein, befand sich um 9 Uhr Vormittags noch im Thal der Lette bei Chevregny, eine Stunde sogar hinter Blücher's Hauptquartier, das nach Bray verlegt war. Diese Nachricht setzte in Erstaunen. Blücher ließ sogleich den Heertheil von Kleist auf jene Straße, wo Winzingerode sein sollte, nach Fetieux vorrücken, übergab an Sacken die Befehlführung auf der Hochfläche, und eilte zu jener Reiterei, die er um 11 Uhr noch größtentheils bei Chevregny fand; Winzingerode'n selbst holte er in Bruyeres ein, derselbe hatte den Uebergang über die Lette, anstatt bei Neuville, rückwärts bei Chevregny gesucht, hatte gewartet, gefüttert, wieder die weiteren Wege genommen, und so die Zeit verloren, daß am Ende Kleist, der doch 10 Stunden später abgegangen war, um 4 Uhr Nachmittags noch 3 Stunden vor ihm bei Fetieux anlangte. Durch diese fehlerhaften Anordnungen eines sonst tapferen Generals war abermals die Hoffnung des Tages völlig zerstört. Blücher mußte seinen Plan aufgeben, für die beabsichtigte Umgehung mit der Reiterei war es zu spät; Sacken stand seit 10 Uhr gegen Napoleon im härtesten Kampfe, heftig stürmten Ney und Victor mit den Fußvölkern, Grouchy und Nansouty mit der Reiterei auf ihn ein, und suchten um jeden Preis vorzudringen. Doch das Gefecht war nunmehr zwecklos, und Blücher gab, wiewohl mit schwerem Herzen,

den Befehl zum Rückzuge; er mußte sich entschließen, auch Soissons zu räumen, um nicht eine starke Besatzung dort getrennt einem ungewissen Loose Preis zu geben, und zog sein ganzes Heer nach Laon zusammen. Die Franzosen rühmten sich des Treffens von Craonne als eines Sieges, jedoch ohne anderes Zeichen desselben, als den besetzten Boden. Auf beiden Seiten war der Verlust sehr groß; man gab den der Franzosen zu 8000 Mann, den der Russen zu 5000 an. Für das schlesische Heer knüpfte sich an dieses Gefecht aber noch ein anderer Nachtheil. Die Truppen von Winzingerode, dem Geiste des schlesischen Heeres fremd, suchten den Grund des verlorenen Tages, an welchem nur Russen gefochten hatten, in den Anordnungen des Oberbefehlshabers, sie meinten, man habe Winzingerode'n etwas Unmögliches aufgetragen. Dagegen wollten die preußischen Offiziere in dem Verfahren dieses Generals Absicht finden, ohne welche dasselbe unerklärlich schien; diese Verstimmung drohte den bisher so glücklich vereinten Bestandtheilen des schlesischen Heeres allgemeine Entzweiung, und schon zeigten sich die unangenehmsten Spuren davon. Das Mißvergnügen wurde dadurch vermehrt, daß die beiden neuhinzugekommenen Heertheile, welche in ruhigem Heranzuge ihre gefüllten Wagen mitbrachten, und bei ungestörter Verbindung rückwärts kleine Vorräthe angelegt hatten, den vier alten Heertheilen, welche unter unaufhörlichen Märschen und Gefechten von aller rückwärtigen Verbindung abgeschnitten und jedem Mangel Preis gegeben waren, von ihrem Ueberflusse abgeben sollten. Das wollte diesen, heißt es, nicht als billig einleuchten, sie waren nicht gewohnt von heute auf morgen zu leben. Diese Umstände machten eine vollständige Schlacht, einen gemeinsamen Sieg dem Heere fast so nothwendig, wie früher in den Tagen vor der Schlacht an der Katzbach. Es bedurfte, wie damals, großer Klugheit und Stärke, um den offenen Ausbruch des im Innern eingerissenen Zwiespaltes noch zu verhüten. Blücher selbst, durch erzwungene Gewöhnung an alle mögliche Widerwärtigkeiten zuletzt nur desto aufgereizter, ertrug unwillig den gehäuften Verdruß, der einer schon anderweit

in ihm genugsam vorbereiteten Erkrankung nur zum Förderniß dienen konnte.

Der folgende Tag verging unter Vorbereitungen. Die Besatzung von Soissons unter dem General Rudzewitsch zog gegen Laon; einige Gefechte blieben ohne Bedeutung. Das schlesische Heer nahm seine Stellung. Die Gegend von Laon war für Blücher's Absicht höchst günstig; der durchschnittene Hügelboden der Aisne und Lette hört hier auf, in offener Ebene ragt ein hoher steiler Berg, auf welchem die Stadt liegt, hinter Mauern und Thürmen wohl verwahrt; am Fuße des Berges bilden vier Dörfer gleichsam eben so viele Außenwerke, Saint-Marcel und Vaux nördlich, Semilly und Ardon südlich, vor letzterem fließt ein Bach in südwestlicher Richtung zur Lette. Um diesen Berg ringsher ordnete Blücher folgendergestalt seine Truppen. Der Heertheil von Bülow besetzte die Stadt, den ganzen Berg, und die vorwärts liegenden Dörfer Semilly und Ardon; rechts von Laon bildete Winzingerode den rechten Flügel, linkshin York und Kleist, wegen ihrer Schwäche vereint, den linken; Sacken und Langeron standen hinter Laon bei Saint-Marcel als Rückhalt. Die beiden Flügel waren ohne Stützpunkte nach außen, allein der Berg von Laon gab allen Heertheilen eine innere Anlehnung; um ihn wollte Blücher sich während der Schlacht so lange drehen, bis der günstige Augenblick zum Angriff sich darböte. Am 9. März in aller Frühe drängten die Franzosen die Vorhut der Russen und Preußen von Etouvelles und Fetieux zurück, und griffen alsbald die Stellung von Laon im dicksten Morgennebel an; sie drangen einen Augenblick in das Dorf Semilly, wurden aber durch den Oberstlieutenant von Clausewitz hinausgeworfen, der sich darauf hartnäckig daselbst behauptete; sie nahmen mit besserem Erfolge das Dorf Ardon, aus welchem ihre Plänkler, durch den Nebel begünstigt, sogar den Berg von Laon kühn zu ersteigen suchten. Als der Nebel gegen Mittag fiel, überschaute Blücher die Anstalten des Feindes, und nahm, obwohl schon von Krankheit befallen, mit schnellem Eifer seine Maßregeln. Während Napoleon hier mit den Truppen angriff, welche am 7. bei Craonne gefochten hatten, zogen Marmont und Mor-

tier zu einem zweiten Angriff über Bery-au-Bac mit den Truppen herbei, die vor Soissons gewesen waren. Blücher beschloß, diese noch getrennten Abtheilungen der feindlichen Macht an ihrer Vereinigung zu hindern, und zugleich gegen den Theil, welcher auf seinen linken Flügel anrückte, einen Hauptschlag zu führen; ihn bestimmte dabei auch der Umstand, daß auf diesem Flügel die Preußen standen, denen er diesmal das Beste des Tages anvertrauen und zumuthen wollte. Um des Feindes Aufmerksamkeit rechtshin abzulenken, ließ er Reiterei und reitendes Geschütz unter Wassiltschikoff durch Clacy in die linke Seite Napoleon's vorrücken, der sogleich Truppen entgegensandte, vor welchen jene sich langsam zurückzogen, und diese dadurch noch mehr ablockten. Hierauf mußte Bülow von der Mitte aus durch den General von Oppen das Dorf Ardon und weiterhin Leully wegnehmen lassen, wodurch sich eine Spitze zwischen Napoleon und Marmont trennend einschob. Napoleon harrte voll Ungeduld, daß Marmont seinerseits den Angriff eröffnete, er sandte ihm wiederholte Befehle, sein Anrücken zu beschleunigen, allein sie fielen sämmtlich in die Hände der Kosacken, und Marmont rückte zwar vor, doch nur mit der Eile, die sich im Nothfalle verdoppeln kann. Endlich machte Napoleon, seinen linken Flügel zu sichern, einen heftigen Angriff gegen Clacy, nahm das Dorf, und dehnte seine Truppen, Blücher'n sehr erwünscht, noch weiter auf dieser Seite aus. Inzwischen hatte Marmont gegen 3 Uhr Nachmittags, auf der Straße von Bery-au-Bac vordringend, den linken Flügel des schlesischen Heeres entschlossen angegriffen, und sich des Dorfes Athies bemächtigt. Der Einbruch der Nacht endete das Gefecht. Während Napoleon erst am folgenden Tage die eigentliche Schlacht zu liefern dachte, war noch für heute die Entscheidung verhängt. Das Dorf Athies war in Brand gesteckt worden und beleuchtete die Schwäche der preußischen Stellung auf dieser Seite. Gneisenau traf sogleich die nöthigen Anstalten. Sacken und Langeron mußten auf den linken Flügel vorrücken, und für York und Kleist als Rückhalt stehen, diese aber erhielten Befehl, sobald jene sich gestellt, unverzüglich, es sei Tag oder Nacht, in ganzen Massen

und ohne einen Schuß über den Feind herzufallen. Blücher's Befehl und der beiden Generale Anfrage zu einer solchen Unternehmung begegneten einander auf halbem Wege. Nach eingetretener völligen Dunkelheit, indem auch der Brand im Dorfe schon größtentheils erloschen war, unter anbefohlenem tiefsten Schweigen, rückten die Preußen geschlossen vor. Der Prinz Wilhelm von Preußen drang mit Fußvolk auf der großen Straße in das Dorf Athies ein, die Generale von Horn und von Katzler unterstützten ihn rechts und links, der General von Zieten umging den Feind mit der Reiterei. Das Dorf war sogleich genommen, der Feind, in seinen Lagerstätten überfallen, wollte Widerstand leisten, wurde aber überall geworfen; unaufhaltsam drangen die Preußen in den Kartätschenhagel vor, und nahmen das Geschütz; die Franzosen, von allen Seiten angegriffen, von der Reiterei durchbrochen und überflügelt, flohen in wilder Verwirrung; die Dunkelheit der Nacht ließ keine Herstellung zu, der Schrecken sprengte die Flüchtigen über Bery-au-Bac hinaus bis nach Fismes, wo Marmont seine Leute erst wieder zum Halt brachte. Alles Geschütz, mit Ausnahme von 4 Stücken, mit welchen der Oberst von Fabvier seitwärts entsendet worden war, im Ganzen über 50 Kanonen, mit 100 Pulverwagen, gegen 1000 Mann an Todten und Verwundeten, und mehr als 2000 an Gefangenen, hatten die Franzosen in dieser schnellen Entscheidung eingebüßt. Die Preußen, im Besitz aller Vortheile, hatten kaum 300 Mann verloren. Sie verfolgten den Feind bis über Fetieux, zogen sich aber nach Mitternacht, erhaltenem Befehl gemäß, wieder auf Athies zurück.

Nach dieser glänzenden Waffenthat gegen Marmont, deren Gelingen jede Erwartung übertroffen hatte, wollte Blücher sich am folgenden Tage mit ganzer Macht auf Napoleon werfen, der noch bei Clacy stand. Allein der Angriff sollte vernichtend werden, und daher nicht von vorne geschehen. Noch in der Nacht ertheilte Blücher seine Befehle; York und Kleist sollten dem geschlagenen Feinde über Bery-au-Bac bis nach Fismes folgen, Langeron und Sacken über Bruyeres auf die Hochfläche von Craonne rücken, und von dort auf

die Straße von Soissons in Napoleon's Rücken vordringen. Bülow und Winzingerode waren bestimmt, die starke Stellung von Laon zu halten, und erst bei des Feindes Abzuge ihm angreifend nachzudringen. Die Truppen brachen ohne Verzug nach ihrer Bestimmung auf. Man erwartete, Napoleon würde auf die erste Nachricht von Marmont's Unglück sogleich nach Soissons zurückgehen, allein er blieb am 10. März Vormittags in seiner Stellung, und schien sogar auf's neue angreifen zu wollen. Blücher inzwischen war in der Nacht ernstlicher krank geworden, und wenn gestern sein Wille noch seinem Unwohlsein gebieten konnte, so war dadurch selbst dies letztere doch nur vermehrt; die Anstrengungen des Feldlebens und die Einflüsse der Jahreszeit hatten ihm eine Augenentzündung und ein heftiges Flußfieber bewirkt, so daß er das Zimmer nicht verlassen durfte. In Erwägung, daß er bei erneuerter Schlacht nicht in Person anführen konnte, und daß es Napoleon sei, der noch fest gegenüber stand, beredeten ihn mehrere der Generale, die ihn Morgens glückwünschend besuchten, jene Bewegung, die ihnen zu gewagt dünkte, besonders da man nicht wissen könne, wie stark Napoleon durch die aufgebotenen Nationalgarden inzwischen geworden sei, wieder einzustellen; die aufgebrochenen Truppen mußten Halt machen, und gleich darauf, als es schien, der Feind wolle selbst angreifen, nach Laon zurückkehren. Der Feind jedoch unternahm nichts Ernstliches, der Tag verging in hitzigen Gefechten um Clacy, woselbst der französische General Charpentier sich tapfer behauptete. Napoleon ließ am Abend das Dorf Semilly noch angreifen, trat aber, als dies fruchtlos blieb, alsbald den Rückzug nach Soissons an, nur spät und schwach verfolgt, der Krankheit Blücher's seine Rettung dankend. Am 11. folgte Sacken gegen Soissons hin, York und Kleist rückten abermals gegen Bery-au-Bac vor, Bülow war rechts über die Oise gegen Noyon gezogen, Langeron hielt die Mitte zwischen Bülow und Sacken; nur Winzingerode blieb in und bei Laon, die Gegend bot kaum für diese Truppen noch Lebensmittel.

Durch die Schlacht von Laon war die Verstimmung der vorigen Tage im schlesischen Heere völlig wieder gehoben,

und Russen und Preußen, wie früher, in bester Eintracht. Die Schlacht war für Napoleon schon dadurch eine Niederlage, daß er sie nicht gewann. Er bedurfte der Siege, um wiederzugewinnen, was er verloren hatte, die Verbündeten thaten genug, wenn sie das Gewonnene festhielten. Sein Unternehmen war vollkommen gescheitert; mit 60,000 Mann, worunter der Kern seiner Truppen, hatte er angegriffen, und einer gleichen Zahl weichen müssen, während gegen 40,000 Mann des schlesischen Heeres noch ungebraucht des Kampfes harrten. Er hatte über 10,000 Mann und einen beträchtlichen Theil seines Geschützes eingebüßt. Den Weg nach Paris mußte er auf's neue dem Sieger Preis geben; seine Lage war verzweifelt. Doch er suchte seine Aufhülfe und Tröstung sogleich wieder auf anderer Seite, und indem er Mortier bei Soissons und Marmont bei Fismes zur Beobachtung Blücher's stehen ließ, wandte er sich rasch nach Süden zurück, überfiel am 13. die Stadt Rheims, wo Saint-Priest, eine ansehnliche Verstärkung Russen und Preußen dem schlesischen Heere zuführend, durch Mangel an Achtsamkeit einen Theil seiner Truppen und seines Geschützes verlor, und selber tödtlich verwundet wurde, ließ dann am 14. Marmont wieder nach Bery-au-Bac, hingegen Ney mit 10,000 Mann nach Chalons vorrücken, zog 6000 Mann Verstärkung aus den Festungen an sich, ging darauf am 17. bei Epernay über die Marne, und eilte nach der Aube gegen Schwarzenberg, dessen wenn auch noch so langsames, doch immer schon durch die bloße Masse gewichtvolles Vorrücken ihm neue Sorge gab. Bei dem Hauptheere hatten sich in dieser Zeit die Verhältnisse allerdings bedeutend verändert. Schwarzenberg dachte zwar seinen Rückzug gegen Langres, in welchen er Blücher mitzuziehen gemeint, im ersten Augenblick, nachdem dieser sich zu neuem Vordringen von ihm geschieden, nur um so eifriger fortzusetzen, und alle Heertheile folgten bereits den deßhalb ertheilten Befehlen; unvermuthet aber hielten bei Bar-sur-Aube am 27. Februar, durch Einwirken des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland, die Heertheile von Wrede und Wittgenstein dem Feinde, welchem ohne Streit zu weichen sie denn doch ihrer Stärke nicht angemessen

fanden, erfolgreich Stand, warfen ihn zurück, und entdeckten durch das Gefecht die Schwäche der Gegner, so wie auch die Abwesenheit Napoleon's. So stellte Blücher's kühner Marsch gegen Paris plötzlich den ganzen Krieg auf neue Entscheidungen; alle Hoffnungen Napoleon's, alle Befürchtungen Schwarzenberg's waren umgestoßen, der Rückzug des letztern mußte sich wieder in Vordringen verwandeln, der Abschluß eines Waffenstillstandes wenigstens unbeeilt bleiben. Wirklich rückte das Hauptheer wieder nach Troyes und bis nach Sens und Provins vor, allein verfiel bald wieder in solche Unthätigkeit, daß 90,000 Mann, die schon am 5. März vor Paris stehen konnten, vor 32,000 Mann, die unter Macdonald und Oudinot entgegenstanden, noch 14 Tage später fast in derselben Stellung gehemmt blieben! Endlich aber, nachdem schon die Verhandlungen in Lusigny über einen Waffenstillstand durch die Entfernung Napoleon's aufgehört, nahmen auch die Friedensverhandlungen zu Chatillon ihren fruchtlosen Ausgang, und neuer Entschluß und neue Thätigkeit mußte sich wieder dem Kriege zuwenden.

Blücher unterdeß blieb nach der Schlacht von Laon daselbst noch mehrere Tage fortwährend krank; er führte zwar nach wie vor den Oberbefehl seines Heeres, allein zu den mehreren wichtigen Ursachen, welche dasselbe hier während 9 Tagen minderthätig zurückhielten, ist ohne Zweifel die Krankheit des Feldherrn sehr mitzurechnen. Neben dieser Krankheit aber drohte noch ein anderes Uebel dem schlesischen Heere verderblich zu werden. Von Anfang des Krieges her hatte York nur sehr unwillig den Oberbefehl Blücher's ertragen, und besonders gegen Gneisenau einen bittern Groll gefaßt. Bülow's Eintreffen mit seinen Truppen bei dem schlesischen Heere mußte diese Stimmung verstärken, er tadelte beim ersten Begegnen York und Kleist mit heftigen Vorwürfen, daß sie sich alles gefallen und von Blücher nach dem Gutdünken seiner Umgebungen leiten ließen. York ergriff zuerst die nächste Gelegenheit, und erklärte Blücher'n, er könne unter solchen Verhältnissen nicht bei dem Heere bleiben, sondern wolle sich entfernen. Blücher, wiewohl schon leidend, schrieb eigenhändig einen versöhnenden Brief an York, und

machte ihm so nachdrückliche Vorstellungen, daß dieser seinen Entschluß zurücknahm. Blücher's kraftvoller Gedanke strebte auch jetzt unaufhaltsam vorwärts auf Paris, und ein Theil seines Heeres war schon bestimmt, auf dem rechten Ufer der Oise dahin sogleich vorzudringen, aber die Ungewißheit über den anderwärtigen Lauf des Krieges, und die Nothwendigkeit, vor allem den Unterhalt der Truppen zu sichern, gebot diesen Zug einstweilen noch auszusetzen. In der That wurden die Schwierigkeiten, für so große Heeresmassen Lebensmittel und Futter aufzutreiben, mit jedem Tage größer. Einige in Saint-Quentin genommene Vorräthe reichten kaum für einige Tage hin. Die Unmöglichkeit, auf den schnellen Märschen durch das in allen Richtungen durchzogene Land, unter steten Schlachten und Gefechten, eine geordnete Verpflegung zu erhalten, gab gewaltsamen Plünderungen Raum, welche das Vorhandene mehr noch zerstörten als nutzten, und den Willen der Einwohner völlig abwandten, ja diese zuletzt in bewaffneten Aufstand brachten. Eine Schilderung dieser auf das Ganze so einflußreichen Verhältnisse findet sich in folgenden starken Zügen, die wir einer, hier wie immer, zuverlässigen Hand entlehnen. „Nach mühsamen Märschen", sagt der schon mehrmals angeführte Schriftsteller, „kam man am Abend spät in ein Biwack, und nun mußten noch in der ersten Hälfte der Nacht die Dörfer durchsucht werden, um sich Lebensmittel und alle Lagerbedürfnisse zu verschaffen. Es war nicht anders möglich, als daß dem Einwohner alles, was er hatte, genommen wurde, es war nicht anders möglich, als daß außerdem noch Grausamkeiten verübt wurden. Blücher gab sich alle ersinnliche Mühe um Reservemagazine zu schaffen, allein woher nehmen? Von hinten kamen die Verstärkungen; auf dem Kriegsschauplatze waren keine Fuhren zu haben, und bei dem Bedürfnisse der Truppen keine Sicherheit der Transporte. Einer nahm es dem Andern weg. Dennoch hatte das Verpflegungswesen in Chalons einige nicht unbedeutende Vorräthe zusammengebracht, allein hier entzogen uns üble Gewohnheiten die Vortheile. Am 16. Februar lagen, nach den Magazinberichten, 62,000 Scheffel Hafer in Chalons, so daß die sämmtlichen Pferde des daselbst ver-

sammelten Heeres auf 10 Tage Futter hatten. Es wurde zum Empfang bestellt. Die Verschiedenheit der Sprache erzeugte Mißverständnisse und Unordnungen. Truppentheile bemächtigten sich mit Gewalt der Magazine. Nun wurden Wachen geholt, am Ende stand ein ganzes Bataillon am Hafermagazin Wache, aber bei dem Mangel an Zeit war dem Uebel nicht mehr zu steuern, so daß am 18., also in zwei Tagen, alle 62,000 Scheffel Hafer, größtentheils mit Gewalt, weggenommen, und die Magazine leer waren. Blücher und Sacken gaben sich persönlich alle Mühe, die Ordnung, selbst mit Gewalt, herzustellen; allein die Sache war um so schwieriger, als Russen und Preußen aus ein und demselben Magazin empfangen sollten, und die Einigkeit der gemeinen Soldaten unter einander uns nie nöthiger war, als gerade damals. Blücher mußte es so gehen lassen, so wie manches, was er vielleicht hart bestraft hätte, wenn er ein Heer von Einer Nation befehligt hätte. Allein es konnte nicht fehlen, daß dadurch die Kriegszucht in den beiden Truppentheilen litt. In den Biwacks bei Sommesous, Arcis und Mery, wo es ganz an Holz fehlte, und obenein sehr kalt war, mußten Häuser eingerissen werden, damit der Soldat kochen und sich wärmen konnte. So verschwand oft in einer Nacht ein ganzes Dorf, bei dem ein Lager stand. Es war nicht zu ändern, aber solche Lagen machen den Soldaten hart und grausam." Die Einwohner flüchteten zunächst ihre Habe nach abgelegenen Oertern, in Busch und Waldung beschützten sie diese gegen Streifpartheien mit den Waffen, und versuchten endlich sogar in Dörfern und Flecken geordnete Vertheidigung, wenn die anrückenden Truppen nicht gleich in ganzer Stärke erschienen. Die Erbitterung nahm zu, und bald stand ein großer Theil der Landleute in der Champagne, in Lothringen, in Elsaß und Burgund unter Waffen. Sie unterbrachen die Verbindungen, hemmten die Zufuhren, fielen über schwächere Haufen her, und beunruhigten aus sicherem Hinterhalt selbst größere Truppenzüge mit Flintenschüssen. Wollte man sie verfolgen, so verlor man Zeit und Mühe im Weiten, ohne den Feind zu finden. Die Landestracht der blauen Kittel war diesem Kriegswesen sehr bequem, sie lieh

dem Bewaffneten, wie dem Unbewehrten dasselbe Ansehen, und verbarg schnell die Uniform des Soldaten und selbst des Offiziers unter der Hülle des Bauern. Diese Erscheinung war für Napoleon ein neuer Strahl von Hoffnung; er sah die Möglichkeit, seinen Krieg, den die französische Nation mit antheilloser Kälte hinnahm, dennoch zum Volkskriege zu erheben. Die Neigung zum Aufstande zu befeuern, und diesen selbst kräftigst zu ordnen, erließ Napoleon am 4. März in Fismes ein Dekret, durch welches er jeden Franzosen nicht nur aufrief, sondern verpflichtete, sobald französische Truppen nahten, zu den Waffen zu greifen, und jenen beizustehen. Ein zweites Dekret erklärte jeden Maire und Beamten, der seine Verwalteten, anstatt sie durch alle Mittel zu erregen, vom Aufstande zurückhielte, für einen Landesverräther. Zugleich bot Napoleon, wo er von nun an erschien, alle Nationalgarden der Gegend auf, und führte sie mit gegen den Feind; schon bei Laon fochten dieselben tapfer mit. Anfangs brachten jene Dekrete zwar wenig Wirkung hervor; die Leute folgten mehr den eigenen Antrieben, als denen, welche Napoleon ihnen geben wollte; wo er selbst persönlich eintraf, setzte er Maire und Beamten und Städter und Landvolk in plötzliche Bewegung, aber mit seinem Abzuge kehrte in den Städten gleich wieder die vorige Lauheit zurück, und nur die Landleute trieben nach Umständen ihr kriegerisches Wesen fort. Bald jedoch mischten sich Soldaten unter sie, es entstanden Partheigänger, und im Rücken der verbündeten Heere, zunächst den Festungen und Gebirgswäldern, wurde der Aufstand allgemeiner und bedeutender. Die sogenannten Blaukittel kamen schon bei den Feldherren des Hauptheeres in ernstlichen Betracht; was man so sehr gefürchtet hatte, eine neue Revolutionskraft in Frankreich aufzuwecken, schien einzutreffen, man sah was es werth gewesen, daß die Nation bis jetzt für Napoleon sich nicht geregt hatte. Weniger als Andere war Blücher in Sorgen bei diesen Bewegungen; indeß da Napoleon durch allerlei falsche Verbreitungen unaufhörlich das Volk aufreizte, und die Nachtheile des zunehmenden Aufstandes in täglichen Vorfällen sich immer fühlbarer machten, so glaubte Blücher auch seinerseits Mittel ergreifen zu müssen,

um dem Uebel zu wehren; er that dies durch folgenden in französischer Sprache am 13. März aus Laon erlassenen Aufruf, in welchem wohlmeinendes Zureden und scharfe Drohung sich vereinen: „Der Feldmarschall Blücher an die Franzosen. Euer eigner Vortheil treibt mich an, mich nochmals an Euch zu wenden. Man bemüht sich, durch einen Aufruf, welcher vorgiebt, wir hätten keinen anderen Zweck, als Frankreich zu verwüsten und zu zerstückeln, so wie durch lügenhafte Mährchen von Vortheilen, welche die französischen Truppen sollen erfochten haben, Euch zu verleiten und zu mißbrauchen. Es genügt, daß man das Betragen unserer Herrscher und das des Eurigen vergleiche, daß man den Blick werfe auf die Begebenheiten in Deutschland, Spanien, Italien, Helvetien und Holland, und auf unsere Heere, die gegenwärtig zahlreicher und schöner als jemals dastehen, um zu beweisen, wie man fortwährend Eure Leichtgläubigkeit mißbraucht. Um aber über die Kriegsvorfälle richtig urtheilen zu können, braucht Ihr nur die Bewohner von Laon zu fragen, über die denkwürdigen Tage vom 9. und 10. März, an welchen das vom Kaiser Napoleon in Person befehligte Heer unter den Mauern dieser Stadt gänzlich geschlagen worden. Fragt sie, ob sie nicht jenes Heer vor unseren siegreichen Truppen fliehen, ob sie nicht unsere Trophäen, 50 Stücke Geschütz, eine große Menge Pulverwagen und einige 1000 Kriegsgefangene, gesehen! Und doch war es nur ein Theil des meinem Befehl anvertrauten Heeres, der diesen entscheidenden Sieg erkämpfte, während ein anderer Theil sich der Festung Saint-Quentin und darin 40 Stück metallener Kanonen bemächtigte, und während das große Heer am 3. und 4. dieses Monats bei Troyes die ihm entgegenstehende französische Truppenmacht geschlagen hat, und von einer andern Seite auf Eure Hauptstadt vorrückt. Bisher habe ich noch nicht, wie ich hätte thun sollen, die Gewaltthaten, welche die Einwohner einiger Städte und Dörfer gegen Kouriere und einzelne Soldaten unserer Heere sich haben zu Schulden kommen lassen, bestraft, weil ich hoffte, meine Nachsicht würde Euch vermögen, zu Eurer Pflicht zurückzukehren. Doch kündige ich Euch an, daß ich von heute an ein strenger Richter sein

werde, und daß die Städte und Dörfer, deren Einwohner die Waffen ergreifen, unsere Soldaten mißhandeln, und sich unseren kriegerischen Maßregeln widersetzen, den Flammen übergeben werden sollen, so schmerzlich es auch für mich ist, Unschuldige mit den Schuldigen zugleich strafen zu müssen. Wir wollen nichts anderes, ich wiederhole es Euch, als Europa's Frieden und Beruhigung. Die einst bekannt werdenden Unterhandlungen zu Chatillon werden Euch beweisen, daß allein Euer Beherrscher es ist, der, im Widerspruche mit dem, was er Euch vorspiegelt, immer neue Hindernisse verursacht, und ich habe Euch inzwischen nur an Eures Landsmannes Raynouard kräftige Rede an den gesetzgebenden Körper zu erinnern, um Eure Meinung in dieser Hinsicht zu berichtigen. Und endlich, alle Völker Europa's streiten für denselben einzigen Zweck; der Ausgang dieses Kampfes kann nicht zweifelhaft sein; ein langer Widerstand, und selbst einige Vortheile, die Ihr erkämpfen könntet, würden Euch noch unglücklicher machen, als Ihr jetzt seid." Gleiche, eindringliche Sprache führte er in einem Berichte von der Schlacht von Laon, welchen er zur Verbreitung in den nördlichen Departementern Frankreichs in französischer Sprache drucken ließ. In demselben hieß es: „Einige Bauern, irregeleitet durch den Aufruf Napoleon's, haben die Waffen gegen die Verbündeten ergriffen, und auf sie geschossen. Das in Brand gesteckte Dorf Athies, wovon Napoleon selber Zeuge war, hätte ihn belehren sollen, welchen Züchtigungen er die Franzosen aussetzt, indem er sie zu kriegerischer Vertheidigung auffordert. Die Verbündeten haben große, grausame Leiden auszugleichen und zu rächen; sie wollten sie vergessen, sie wünschten es. Will denn der irregeführte Franzose dem russischen Krieger die Verheerungen seines Vaterlandes in's Gedächtniß rufen? Will er, daß diese aufgereizte Nation das schreckliche, das furchtbare Recht der Wiedervergeltung ausübe? Die Leiden, unter welchen Frankreich seit einigen Monaten seufzt, sind dieselben, mit denen Napoleon seit 12 Jahren ganz Europa heimgesucht hat, sie entspringen aus dem verderblichen Kriegssystem, das er annahm, und uns folglich ebenfalls aufdrang. Die Leiden, die wir über Euch bringen, Franzosen, sind das

Werk Eures Kaisers, nicht unser Werk. Seht, ob Napoleon's Biwack weniger Verwüstung, als der unsrige, in den benachbarten Dörfern angerichtet hat?" — Nichtsdestoweniger nahm der Aufstand in der nächsten Zeit noch immer zu, und wurde besonders in dem Ardennerwalde so bedeutend, daß Blücher, um ihn zu dämpfen, einige Regimenter Fußvolk und Reiterei mit Geschütz dahin absenden mußte. Noch spricht übrigens selbst Blücher in diesem Aufrufe von einem Kaiser Napoleon; merkwürdig genug zu einer Zeit, da schon von zweien Seiten Prinzen des Hauses Bourbon im Schutze der verbündeten Waffen den Boden Frankreichs betreten hatten. Freilich hatte die Politik noch nicht gesprochen, aber Blücher pflegte dieser wohl vorzugreifen.

Im Hauptquartiere des schlesischen Heeres vereinigten sich zu dieser Zeit mancherlei Anlässe besonderer Erwägungen. Napoleon weilte noch in der Nähe; der bei Rheims über Saint-Priest gewonnene Vortheil erhöhte wieder seinen Muth, seine Hülfsmittel; was er unternehmen und ausführen könne, war durchaus nicht zu berechnen. Angriffe, am 13. März durch Bülow gegen Compiegne und durch Sacken gegen Soissons geführt, mißlangen. Am 14. kamen über Bery-au-Bac die von Rheims versprengten Truppen an, und vermehrten die Eindrücke der Besorgniß und Unschlüssigkeit. Von dem Hauptheere, was es inzwischen gethan, wo es jetzo stünde, fehlten alle zuverlässigen Nachrichten; aus dem Rücken, von den Niederlanden her, kamen nur besorgliche und störende. Von dem Heertheile Bülow's waren noch 9000 Mann dort zurück, und wurden nebst dem ganzen Heertheile des Herzogs von Sachsen-Weimar durch die Säumniß des Kronprinzen von Schweden, der jenen ersetzen sollte, aber nicht über Lüttich hinausrückte, in der Gegend von Brüssel festgehalten; ein Angriff gegen Maubeuge, welchen Blücher zur Erleichterung seiner gestörten Verbindung dem Herzoge auftrug, scheiterte aus Mangel an Schießbedarf. Am meisten Bedenken aber gab der Zusammenfluß allerlei politischer Anzeigen, nach welchen es zweifelhaft wurde, ob nicht das Dastehen einer bedeutenden Heeresmacht bald eben so nöthig sein dürfe zur Behauptung gewisser Ansichten und Beschlüsse, wie zur völligen

Niederkämpfung des Feindes; viele Stimmen, und namentlich die des Kronprinzen von Schweden, erklärten sich gegen die Abtrennung des linken Rheinufers von Frankreich, und letzterer untersagte vorläufig alle Bewaffnungen daselbst. Unter diesen Umständen, welche ihm alte Erinnerung weckten, glaubte Blücher, wie es in unserer Quelle wörtlich heißt, die höchste Vorsicht anwenden, und sich auf alle die Fälle bereit halten zu müssen, welche in der Weltgeschichte so oft dagewesen sind.

Inmitten dieser Ungewißheiten schien es einen Augenblick, als wolle Napoleon nochmals, vielleicht nachdem er alle Truppen, die dem Hauptheere gegenüber gestanden, herbeigezogen, einen Angriff gegen das schlesische Heer versuchen. Die Wiederbesetzung von Bery-au-Bac am 14. nach dem gelungenen Streich auf Rheims konnte eine Einleitung dazu sein. Blücher zog demnach sein ganzes Heer in den nächsten Tagen wieder nach Laon zusammen, allein da gleichwohl kein weiteres Vorrücken des Feindes erfolgte, so brach er am 18. März endlich seinerseits auf, um nun selbst wieder über die Aisne vorzugehen. Bei Bery-au-Bac suchte der Feind vergebens den Uebergang zu hindern; man fand nur wenige Truppen daselbst unter dem Marschall Marmont, der zuerst nach Fismes zurückging, und, nachdem Winzingerode am 20. wieder nach Rheims vorgerückt, und York und Kleist bei Pontavaire gleichfalls über die Aisne gegangen waren, sich am 21. nach Fere-en-Tardenois und darauf, von York und Kleist gedrängt, am 22. nach Chateau-Thierry und daselbst über die Marne zog. Nunmehr war also gewiß, daß Napoleon mit seinen meisten Truppen sich wieder gegen das Hauptheer gewendet hatte. Ihn aufzusuchen und seine Bewegungen zu verfolgen, sandte Blücher schon am 21. Winzingerode'n mit 8000 Reitern gegen die Marne vor. Unterdeß hatte Napoleon sich jenseits der Aube mit Macdonald und Oudinot vereint, am 20. bei Arcis-sur-Aube das Hauptheer angetroffen, und demselben am 20. und 21. eine Schlacht geliefert, die für ihn bei mehreren Kräften ein Sieg werden konnte, so aber, wie die Schlacht von Laon, ein abgewiesener Versuch blieb. Schwarzenberg dachte anfangs auszuweichen und nach Bar-sur-Aube zurückzugehen, die

Heftigkeit des Angriffs aber setzte seine an die Seine vorgerückten Heertheile in Gefahr, abgeschnitten zu werden; um für diese die nöthige Zeit zu gewinnen, nahm er das Gefecht auf, aber dieser Widerstand war hinreichend, um Napoleon's heftigste Anstrengung siegreich abzuweisen. Zurückgeschlagen auf beiden Seiten, von zwei undurchdringlichen Heerlinien immer näher eingeklemmt, suchte Napoleon durch Kühnheit und List ihr erdrückendes Annahen nochmals aufzulösen. Er ging nach der Schlacht von Arcis über die Aube zurück, und wandte sich nach Vitry, wo er über die Marne ging, und weiter über Saint-Diziers vorzurücken dachte, um im Rücken der Heere, auf seine Festungen gestützt, neue Schläge zu bereiten, nicht zweifelnd übrigens, daß Schwarzenberg, und vielleicht auch Blücher, auf diese Nachricht schleunigst zurückeilen würden, um ihre bedrohte Rückzugslinie zu sichern. Doch der General von Tettenborn hatte mit seinen Kosacken alle Bewegungen Napoleon's genau beobachtet, und nach der Schlacht von Arcis alle Wege, auf welchen derselbe Nachrichten nach Paris senden konnte, sorgfältig bewacht. Seiner Voraussicht gelang es, am 22. einen Kourier aufzufangen, dessen Briefschaften, sowohl über die Ereignisse an der Aube, als über die jetzige Bewegung, den vollkommensten Aufschluß gaben. Ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an die Kaiserin Marie Luise sprach in schwer zu entziffernden Schriftzügen, aber in deutlichen Worten, die Absicht aus, durch sein Vorrücken den Feind von Paris abzuziehen. Tettenborn sandte diese wichtigen Aufschlüsse sogleich an Blücher, der den Einfall hatte, das Schreiben Napoleon's an die Kaiserin den französischen Vorposten bei la Ferté-sous-Jouarre übergeben zu lassen, mit einigen von ihm eigenhändig aufgesetzten Zeilen, in welchen er der Kaiserin versprach, ihr alle an sie gerichteten Briefe ihres Gemahls, für die nun einmal kein anderer Weg, als durch seine Hand, mehr übrig sei, richtig zu übermachen. Noch ehe die Nachrichten von Winzingerode's Reiterei eintrafen, rückte Blücher mit den Heertheilen von Langeron, Sacken und Winzingerode nun unverzüglich am 23. nach Rheims, und am 24. nach Chalons; Bülow

blieb vor Soissons, York und Kleist an der unteren Marne gegen Marmont.

Unterwegs aber wurde Blücher wegen seines fortwährenden Augenübels so mißmuthig, daß er daran dachte, den Oberbefehl niederzulegen, das Heer zu verlassen, und nach den Niederlanden zu gehen, um sich in Brüssel heilen zu lassen. „Was soll ich blinder Mann", sagte er, „hier im Felde? ich bin ja zu nichts nutz! Am Ende geht es mir wie dem alten Kutusoff, daß sie mich als Blinden mit dem Heer fortschleppen, als wenn ich's noch wäre, und doch nichts mehr bin." Die Anstalten zur Abreise nach Brüssel wurden schon in aller Stille gemacht, und es fehlte sogar nicht an heimlichen Rathgebern, die ihn darin bestärkten, weil ihnen die Sache genehm war. Noch zu rechter Zeit entdeckte der Generalarzt Dr. Voelzke dieses Betreiben, und benachrichtigte Gneisenau davon. Dieser übersah sogleich die ganze Fülle des Unheils, welches durch die Ausführung jenes Vorhabens über das schlesische Heer verhängt sein würde; der älteste General war Langeron, und dieser schien der Aufgabe, ein solches Heer zu führen, nicht gewachsen, ihm am wenigsten würden York und Bülow gehorsam gewesen sein, und diesen beiden hinwieder konnte der Oberbefehl nicht zustehen. Gneisenau's eigene, dann auch Müffling's und Grolman's erfolgreiche, unentbehrliche Thätigkeit wäre gelähmt gewesen. Von dem Hauptheere war man im Augenblicke getrennt, und die Entscheidung und Vorkehr der Monarchen konnte lange Zeit ausbleiben. In dieser Noth that Gneisenau die entschlossensten Schritte. Mit größter Eindringlichkeit stellte er dem alten Feldherrn vor, wie gefährlich für ihn selbst, wie verderblich für das Heer sein Weggehen sein würde. Der hingeworfene Zweifel, ob er glücklich durch die französischen Streifpartheien durchkommen werde, ob nicht ihm selbst, wie ehemals dem Marschall Victor, das Loos einer kläglichen Gefangennehmung verhängt sein könne, die Versicherung des klugen und im Eifer für die Sache des Königs und des Landes trefflich mitthätigen Arztes, daß sein Uebel ihm keine Blindheit drohe, daß er bei guter ärztlicher Pflege bald genesen werde, und diese schwerlich in Brüssel so finden könne, als bei dem eigenen

Heere und von seinen bisherigen Aerzten, denen sein Zustand schon bekannt, an deren Behandlung er gewöhnt sei, diese Vorstellungen vereint mit denen, welche die Lage des Heeres und die Pflicht des Dienstes darbot, machten endlich Eindruck auf ihn, und obwohl auf die Bemerkung, er dürfe ja gar nicht eigenmächtig fortgehen, er noch unwillig ausrief: „Ich will doch sehen, wer mich daran hindern soll!" so gab er doch dem Gewichte so vielfacher Gründe nach, und entschloß sich, den Oberbefehl, wenn auch nur durch seinen Namen, fortzuführen.

Inzwischen hatte zuerst Tettenborn, dann Winzingerode die Verbindung zwischen dem Hauptheere und dem schlesischen wieder angeknüpft. Schwarzenberg war nach der Schlacht von Arcis-sur-Aube, anstatt, wie er anfangs wollte, und Napoleon noch hoffte, den Rückzug nach Langres fortzusetzen, dem abziehenden Feind über die Aube nachgefolgt. Der Kaiser von Oesterreich war zurück nach Dijon gegangen, wohin auch die Minister und Gesandten ihre Berathungen verlegt hatten, dort war gleichsam eine Uebersichtsmitte für die nach Norden und weit nach Süden vertheilten österreichischen Truppenmassen; der Kaiser von Rußland aber und der König von Preußen waren bei dem Hauptheere, und gaben der Kriegsleitung durch ihre Anwesenheit allen Nachdruck. Napoleon's Uebergang über die Marne, sein Marsch nach Saint-Diziers in der Richtung nach dem Rhein, und der Aufschluß, welchen der aufgefangene Brief an die Kaiserin über seine Absichten ertheilte, führten in dem großen Hauptquartiere zu den wichtigsten Entscheidungen. Das Hauptheer, in dessen Rücken Napoleon zog, stand ihm selbst im Rücken, und schnitt ihn von Paris ab; ihn einzuholen, und ihm vorauszukommen auf seinem jetzigen Wege, war schon unmöglich, es blieb daher fast nur übrig, ihn ziehen zu lassen, und inzwischen mit ganzer Macht auf Paris loszugehen, und dort den Krieg zu beendigen. Dieser große Entschluß wurde im Hauptquartiere zu Vitry am 23. März gefaßt; Schwarzenberg, hier ganz Kriegsmann und Feldherr, setzte freudiges Muthes das Heer in Bewegung nach Paris. Die Verbündeten zeigten der Welt in einer Bekanntmachung

den Ausgang des Kongresses von Chatillon, die Vereinigung ihrer Heere, und ihr Vorhaben auf Frankreichs Hauptstadt an. Nur Winzingerode mit seiner Reiterei folgte dem Zuge Napoleon's, um ihn im Auge zu behalten, nach Saint-Diziers; sein Vortrab, unter Tettenborn's Anführung, war bereits dem Feind angreifend auf den Fersen. Als Blücher in Chalons durch einen Adjutanten des Kaisers von Rußland von obigem Beschlusse Nachricht erhielt, brach seine Freude laut aus: „Das ist doch mal eine Nachricht!“ rief er, „nun heißt's nicht bloß mehr bei uns, sondern überall: Vorwärts!“ Die ganze Umgebung Blücher's, alle Truppen des schlesischen Heeres, theilten preisend seine Freude. „Das wußt' ich wohl“, sagte Blücher, „daß mein tapfrer Bruder Schwarzenberg doch noch Eines Sinnes mit mir werden würde! Nun wollen wir auch bald ein Ende machen.“

Blücher erfuhr durch eingebrachte Gefangene, daß Marmont und Mortier, nachdem sie vor York und Kleist über die Marne zurückgewichen, jetzt über Montmirail und Sezanne wieder in der Richtung von Vitry vorrückten, dem Zuge Napoleon's nachfolgend. Sie mußten in dieser Richtung auf das Hauptheer stoßen, und von diesem erdrückt werden, wenn sie nicht schleunigst umkehrten. Blücher sandte sogleich an Schwarzenberg die Nachricht von diesem Anrücken, und brach selbst am 25. in der ihm gegebenen Richtung nach Etoges auf, um dort dem Feinde den Rückzug abzuschneiden. Der General von Korff mit einigen Regimentern Reiterei griff links auf der Straße von Bergeres nach Vatry bei Villeseneux 5000 Nationalgarden mit 15 Kanonen unter den Generalen Pactod und Amey, welche einen großen Wagenzug Brot, Mehl und Pulver zu Napoleon's Heer geleiten sollten mit großer Heftigkeit an, nahm die Wagen, und trieb die Bedeckung gegen Fere-Champenoise zurück. Bei Pierre-Morains wurde sie von vier Reiterregimentern unter Wassiltschikoff, die Blücher neuerdings in dieser Richtung vorsandte, gleichfalls angegriffen, und bei Fere-Champenoise auf das Hauptheer geworfen. Diese tapfre Schaar, die noch nie den Feind gesehen, verlor ihr Geschütz, erlitt von zweien Seiten das furchtbarste Kartätschenfeuer und die gehäuften

Anfälle überlegener Reitermassen, setzte aber unter ihren heldenmüthigen Anführern unerschrocken in fester Haltung ihren Marsch fort, und suchte, bei Fere-Champenoise vorüber, nach Vannes zu gelangen, bis sie endlich rettungslos erlag, zerschmettert, niedergehauen, und die Uebriggebliebenen gefangen. Das Hauptheer hatte so eben bei Fere-Champenoise die Marschälle Marmont und Mortier, als sie schon wieder nach Sezanne eiligst zurückwichen, gänzlich geschlagen, und schritt siegreich fort auf dem Wege nach Paris. Inzwischen waren auch York und Kleist über die Marne gegangen, und hatten von Montmirail ihre Reiterei unter dem General von Zieten rechts von Fere-Champenoise gegen Sezanne vorgeschickt, woselbst Marmont am 26. Vormittags wiederum ein hitziges Gefecht gegen dieselbe bestehen mußte. Nachmittags waren York und Kleist bei la Ferté-Gaucher ihm schon zuvorgekommen, da sie jedoch keine Reiterei mehr zur Hand hatten, so konnten sie nicht hindern, daß er in der Nacht dennoch seitwärts entkam. Blücher rückte mit allen Heertheilen unaufhaltsam vorwärts. Am 26. war sein Hauptquartier in Montmirail, am 27. in la Ferté-sous-Jouarre, er zum drittenmale im Anrücken auf Paris in dieser Gegend. Die Franzosen leisteten mit ihren letzten Kräften noch überall den beharrlichsten Widerstand, jede Stellung, jeden Uebergang vertheidigten sie trotzig, bis die Uebermacht sie erdrückte. York und Kleist erzwangen am 27. den Uebergang über die Marne bei Trilport, und nach hitzigem Gefechte noch in der Nacht die Vorstädte von Meaux. Am folgenden Tage drangen sie über Claye hinaus, und hatten abermals mit dem hartnäckigen Feinde scharfe Gefechte, nicht ohne bedeutenden Verlust. Das ganze schlesische Heer ging über die Marne, und das Hauptheer folgte unmittelbar nach; das schlesische Heer zog am 29. rechtshin nach Aunay, in die nördliche Gegend von Paris vordringend, während das Hauptheer in Claye anlangte.

Fast 100,000 Man stark, — denn Wrede und Sacken waren zur Sicherstellung gegen Napoleon's etwanige Umkehr bei Meaux stehen geblieben, und Winzingerode folgte diesem, — standen die Verbündeten jetzt vor Paris, allein der Feind,

der nun überall das freie Feld räumte, hatte Anstalt getroffen, die Hauptstadt hartnäckig zu vertheidigen; alle Anhöhen waren verschanzt und besetzt, insbesondre der Montmartre mit 30 Stücken schweren Geschützes versehen. Marmont und Mortier waren mit den Trümmern ihrer Truppen noch glücklich über Provins und Charanton nach Paris gelangt, und Marmont erhielt, nachdem Joseph Bonaparte die Hauptstadt verlassen, daselbst den Oberbefehl, unter welchem durch Aufbieten aller Kräfte noch eine Truppenstärke von etwa 30,000 Mann zusammengebracht war. Fast von gleicher Stärke war die Nationalgarde, von welcher indeß wenig Kriegseifer zu erwarten schien. Da man noch nichts von Napoleon wußte, und an die Wendung seiner kühnen Entschlüsse nicht ohne Sorge zurückdachte, so galt es desto mehr, hier ohne Säumen eine Entscheidung zu erzwingen. Gleich am 30. früh um 5 Uhr erfolgte der Angriff. Schwarzenberg griff die Anhöhen von Belleville und Romainville an, die Dörfer Romainville und Pantin wurden gestürmt, und mehrmals genommen und wiedergenommen. Blücher, mit dem schlesischen Heere den rechten Flügel bildend, vernahm voll Ungeduld schon stundenlang den Kanonendonner, ohne noch aus dem großen Hauptquartiere die allgemeinen Verfügungen und seine besondere Vorschrift erhalten zu haben. Endlich nach 7 Uhr empfing er dieselben, welche den allgemeinen Angriff um 5 Uhr anbefahlen, und ihm insbesondere den des Montmartre auftrugen. Er suchte die verlorenen Stunden einzubringen. Muthig rückte das schlesische Heer über die Ebene von Saint-Denis, und griff zuerst die zwischen der Höhe von Belleville und dem Montmartre liegenden Dörfer la Villette und la Chapelle an. Heftig wurde hier gefochten, ein furchtbares Geschützfeuer hemmte eine Zeitlang das Vorrücken, ja der Feind drang sogar aus la Villette ungestüm hervor, und wollte selber zum Angriff übergehen, wurde jedoch wieder zurückgeworfen, und mußte dem General Grafen Woronzoff das Dorf und 8 Kanonen überlassen. Jetzt kamen 10 russische Fußregimenter von Langeron zwischen Saint-Denis und dem Gehölz von Boulogne zum Sturm gegen den Montmartre, sie stiegen die Höhe gradaufwärts

unter dem heftigsten Geschützfeuer, und waren nicht mehr zu hemmen, als auf der Hälfte des Berges die Nachricht von einem geschlossenen Waffenstillstande sie ereilte, sondern vollendeten ihren Lauf, eroberten den Montmartre, welchen der Waffenstillstand ihnen schon friedlich einräumte, mit stürmender Gewalt, und nahmen auf demselben 29 Kanonen. Yorck und Kleist hatten inzwischen auch das Dorf la Chapelle genommen, und das Hauptheer bei seinen Fortschritten gleichfalls 40 Kanonen erobert. Der Waffenstillstand, welcher die Schlacht von Paris abbrach, und während dessen die Unterwerfung der Hauptstadt erst näher bedungen werden sollte, war nicht nach dem Sinne Blücher's, ihm dünkte, man solle sich jetzt nicht aufhalten, sondern die unbedingte Uebergabe rasch erzwingen, nachher könne man überlegen und bewilligen was man für gut halte. Er hatte bisher mit höchstem Ingrimm, dem Zureden seiner Aerzte und andern Umgebung unwillig folgend, im Wagen ausgehalten. Jetzt aber brach seine Geduld. „Gebt mir's Pferd!" schrie er, stieg aus dem Wagen, ließ sich in den Sattel heben, und ritt nach la Villette, wo er seinen Generalstab theils fand, theils sammelte, und dann auf dem Montmartre sein Hauptquartier nahm. Als die Uebergabe von Paris nicht gleich zu Stande kam, und die Aussicht erschien, es könne dennoch zur Beschießung kommen, ließ er sogleich 84 Stücke schweres Geschütz auf dem Montmartre gegen die Stadt aufpflanzen. Doch die Uebergabe wurde noch in der Nacht abgeschlossen, und alles nahm schnell eine Friedenswendung. Die verbündeten Herrscher, umgeben von ihren Feldherren, hielten an der Spitze ihrer Heere am 31. März ihren Einzug in Paris.

Napoleon indeß glaubte die verbündeten Heere hinter sich her zu ziehen, und bei Saint-Diziers die Gelegenheit zu ersehen, einen vortheilhaften Schlag zu führen. Er warf sich mit ganzer Macht auf Tettenborn und Winzingerode, erkannte zu spät seinen Irrthum, und eilte nun über Troyes zurück, um Paris noch vor dem Feinde zu erreichen. In Fontainebleau erfuhr er den Verlust seiner Hauptstadt, ihren Abfall von ihm, seine Thronentsetzung durch den Senat, die

Zurückberufung der Bourbons, den Uebertritt Marmont's mit seinen Truppen zu der neuen einstweiligen Regierungsbehörde. So war er denn gefallen, dieser gewaltige Herrscher, von der furchtbaren Höhe, von welcher herab er ganz Europa zittern gemacht! Ihm schien nur schmachvolle Flucht in außereuropäische Verbannung, oder der Tod der Verzweiflung übrig, sei es, das er diesen einzeln wählte, oder ihn an der Spitze seiner letzten Getreuen suchte. Indeß das Glück hatte noch glänzendere Auswege für ihn. Er durfte als Kaiser abtreten, sein Entsagen an Bedingungen knüpfen, durch einen Vertrag mit den Mächten Europa's sich auf der Insel Elba ein herrscherliches Dasein sichern. Doch seine Gewalt war, so schien es, für immer zerstört, der Krieg hatte sein Ziel erreicht, und Blücher's kämpfendes Streben, sein heftiges Begehren und zuversichtliches Verheißen, waren glorreich erfüllt. Wer auf den Zusammenhang der erzählten Kriegsbegebenheiten zurückschaut, wer die Richtungen, wie sie zu den verschiedenen Zeitpunkten erscheinen, und die wahrscheinlichen und wirklichen Folgen derselben vergleicht, der kann nicht in Zweifel sein, daß dieses Ergebniß ohne Blücher und ohne das schlesische Heer nie gekommen wäre. In Blücher und seinem Heere war der Kern des ganzen Krieges, die eigentliche Kraft, welche dem Feind immer die Spitze bot, die ihn schlug, der er erlag. Erst nachdem Blücher alle Mitkämpfer in das Feuer seines Vorwärts gezogen, wich die Franzosenherrschaft zertrümmert aus Deutschland, erst nachdem Alle in seinen Sinn und seine Bahn eingegangen, lag in Frankreich Napoleon's Macht zerbrochen. Blücher'n selbst war nicht gegönnt, sein gelungenes Tagewerk in der Fülle des ersten Augenblicks zu genießen. Seit Laon war er in fortwährendem Krankheitszustande geblieben, das Fieber hatte ihn sehr geschwächt, die Augenkrankheit ihn sehr gehindert. Zwar hatte er den Befehl ununterbrochen geführt, und alle das Heer betreffende Maßregeln geleitet, immer derselbe entschlossene, treibende Geist; allein die Körperkräfte würden ihm nicht erlaubt haben, eine Schlacht in Person von Anfang bis zu Ende durchzuführen. Oft war es ihm schon störend genug, nur seinen Namen zu unterzeichnen. Am

Tage der Schlacht von Paris hatte er, wie schon erzählt, aus dem Wagen heraus, mit dem Schirm eines grünseidenen Damenhutes vor den Augen, seine Befehle gegeben, und später zwar, dem Willen nach rüstig, das Pferd bestiegen, und sich den Truppen gezeigt, allein er bedurfte in Wahrheit sehr der Ruhe, deren Genuß ihm der gute Fortgang der Dinge auch um so mehr gestatten durfte. Zum Einzug in Paris am 31. März hatte er sich gleich am frühen Morgen in Bewegung gesetzt, und zeigte sich, mit seinem grünen Schirm unter dem Generalshut, aber sonst ordnungsmäßig gekleidet, in vollem Staat. Durch Gneisenau's und des Generalchirurgus Dr. Voelzke's dringende Vorstellungen ließ er sich indeß beschwichtigen, entsagte dem für seine Augen gefährlichen Unternehmen, blieb auf dem Montmartre, und die siegreichen Herrscher hielten ohne ihn ihren Einzug. Die Befehlführung des schlesischen Heeres legte er am 2. April nieder, belohnt genug, wie er sagte, daß ihm so Großes anvertraut gewesen zu vollbringen, und jetzt nur der Ruhe bedürfend und der Heimkehr. Ein paar Tage später ritt er in aller Stille nach Paris, und nahm seine Wohnung im Hotel des Herzogs von Otranto in der Rue=Cerutti. Seine Krankheit ließ hier bald nach, auch das Uebel seiner Augen besserte sich unter guter ärztlicher Behandlung. Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland besuchten ihn, und bezeigten ihm ihre Theilnahme.

Durch die Erholungsruhe, deren er genoß, und durch die regelmäßige ärztliche Behandlung, der er sich nun völlig überlassen konnte, gelangte Blücher, bei seiner ursprünglich starken Körperbeschaffenheit, bald wieder zu Kräften und zu verhältnißmäßig guter Gesundheit. Er fing an auszugehen, machte Besuche, besah die Merkwürdigkeiten der Stadt, und was ihm an Zeit übrig blieb, verwandte er ganz auf seine gewohnte Weise, im schlendernden Umhertreiben des unbeschäftigten Kriegsmannes, auf Spaziergängen, im Kaffehause, beim Spiel. Das Palais=Royal gab dies alles vereinigt in demselben Raume, und wurde deßhalb der tägliche Aufenthalt unseres Helden. Während der ganzen Dauer des Feldzuges hatte Blücher dem Karten= und Würfelspiel sich

entfernt gehalten, und auch bei Andern jede Uebertretung der dagegen erlassenen Verbote jedesmal mit unerbittlicher Strenge gerügt, vielleicht ohne sich Zwang anzuthun, da das Glücksspiel des Krieges die Wechselfälle reichlich und im größten Maßstabe darbot, deren der angeregte Geist zu seiner Spannung bedarf, einer Spannung, der nur in Ermangelung eines aufgedrungenen Ernstes das gemachte Spiel zum Ersatze dienen soll; aber im Frieden, hier im genußreichen Paris, wurde dasselbe sogleich wieder seine Lieblingsunterhaltung. Er wollte hier nichts vorstellen, nichts vertreten; im bürgerlichen Ueberrocke ging er im Garten oder unter den Laubengängen des Palais=Royal umher, zuweilen unbemerkt, meist aber von Neugierigen umdrängt, vor denen er sich dann gern in den Spielsaal zurückzog, wo er am grünen Tische behaglich Platz nahm, und um große Summen spielte; er gewann und verlor, was man aber von seinem großen Verluste von mehr als 20,000 Goldstücken gesagt, ist unrichtig, im Gegentheil nahm er 1700 Napoleonsd'or als Gewinn von Paris mit fort. Seine Tabackspfeife verließ ihn selten, im Trinken war er sehr mäßig, und nicht Wein oder Punsch, wie man oft fälschlich vorgegeben, sondern schwacher Thee und Kaffee mit Milch, oder auch ein Warmbier zum Frühstück, war sein gewöhnliches und liebstes Getränk. Eines Mittags im Speisesaale bei dem Gastwirth Very in den Tuilerien, als ihm zu heiß ward, zog er ohne Umstände den Rock aus, die Franzosen seufzten über die Unart, aber die anwesenden Engländer riefen lauten Beifall. Ueberhaupt hatte sein Wesen für die Engländer viel Anziehendes, sein Karakter entsprach dem ihrigen, und ihre Vorliebe für ihn, die sich schon durch Hörensagen gebildet hatte, wurde durch die persönliche Gegenwart völlig entschieden. Einer derselben reiste, nachdem er mit ihm zusammen gewesen, sogleich ab, um sich in Alt=England der gemachten Bekanntschaft zu rühmen. Auf einem Balle bei Sir Charles Stuart, wo auch die verbündeten Herrscher erschienen, sahen Blücher und Lord Wellington einander zum erstenmale; als letzterer in den Saal trat, schwieg die Musik und hielt der Tanz inne. Aller Augen richteten sich auf ihn; er aber,

nachdem er die Herrscher begrüßt, wandte sich zu Blücher, beide betrachteten einander eine Weile schweigend, reichten sich dann die Hände, und blieben, nachdem auch der Attaman Platoff herzugetreten, gegen zwei Stunden beisammen in wechselndem Gespräch, das freilich nicht ohne Dollmetscher geführt werden konnte. Die beiden Feldherren, welche im Kampfe gegen Napoleon von Osten und Westen her in Schlacht und Sieg gewetteifert, und bald durch gemeinsame That noch näher verbunden werden sollten, boten gleichwohl nicht viele Züge der Uebereinstimmung; Blücher's rauhe Außenseite stach gegen Wellington's feine Welt mächtig ab; wenn dieser im Kriegsfache mehr die Kunstmeisterschaft, so stellte jener mehr die Heldennatur dar; auch erschien Wellington als Staatsmann, und Blücher'n fiel es nicht ein, an den politischen Thätigkeiten, welchen nun der Krieg das Feld geräumt hatte, irgend Antheil nehmen zu wollen. Nur als ihn dünkte, daß die Friedensverhandlungen nicht günstig genug geführt würden, äußerte er stark und nachdrücklich sein Mißfallen. Am 30. Mai kamen indeß die Friedensverträge mit Frankreich auf billige Bedingungen zum Abschlusse, und die Fürsten, ihre Minister und Feldherren, gedachten des Heimzuges, den die Heere größtentheils schon angetreten hatten. Vorher aber wollten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen einen Besuch in England abstatten, wohin sie von dem Prinz-Regenten eifrigst eingeladen worden. Auch Blücher hatte schon im April eine solche Einladung durch ein schmeichelhaftes Schreiben des Prinz-Regenten empfangen, und schickte sich an, derselben zu entsprechen. Vorher aber wurde er von dem Könige durch eine Urkunde, gegeben aus dem Hauptquartier Paris am 3. Juni, zum Fürsten Blücher von Wahlstadt erhoben, seinen Nachkommen der gleiche Name mit dem Grafentitel verliehen, und ihm eine Dotation in liegenden Gütern zugesichert. Auch seine Gefährten Gneisenau, Yorck, Bülow, Kleist und Tauentzien empfingen in gleicher Weise Königliche Belohnungen.

Am 6. Juni Mittags schifften der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, die ersten Staatsmänner und Feldherren in ihrem Gefolge, auf dem großbritannischen

Linienschiffe Impregnable, welches der Herzog von Clarence in Person befehligte, von Boulogne nach den Küsten Englands hinüber. Blücher grüßte freudig das wunderbare Inselland, dessen Vorstellung schon oft den Sinn mit eigner Gewalt befangen hatte. Eine unzählbare Volksmenge war bei Dover versammelt, um die hohen Gäste landen zu sehen. Die Landung fand jedoch einige Schwierigkeiten, weil die Ebbe schon eingetreten war, und der Impregnable eine Strecke vom Ufer entfernt bleiben mußte. Die Ueberfahrt vom Schiffe an's Land mußte in leichten Booten geschehen. Die Aufmerksamkeit der harrenden Menge vertheilte sich nach eines jeden Vorliebe, doch war es unmöglich, unter der Zahl der Ankommenden sein festes Ziel zu wählen. Hier ereignete sich gleich ein kleiner Vorfall, der als Scherz unter so vielen Feierlichkeiten leicht seine Stelle verdienen mag. Blücher war, gleich den übrigen Generalen und Ministern, und wie auch die Herrscher selbst, in einfacher bürgerlicher Kleidung. In dem großen Gefolge ragte ein Einzelner, dem es schicklicher gedäucht, dem fremden Volke im vollen Staate sich zu zeigen, in reicher Uniform, mit Federhut und Degen, leuchtend hervor. Ohne Bedenken mußte dieser der Fürst Blücher sein. Ungestüm stürzte die Menge dem Boote, das diesen trug, in die Meereswogen des flachen Strandes bis auf halbe Mannstiefe entgegen, und hob unter tausendstimmigem Jubelgeschrei den vermeinten Kriegshelden über ihre Schultern empor, beeifert ihn vollends an's Land zu tragen. Kein Bedeuten und Verbitten hilft, das Geschrei Blucher for ever! übertönt jeden Einwand. So werden einige Schritte im rauschenden Wasser mit der schwankenden Bürde zurückgelegt, und Blücher steigt indeß an anderer Stelle ruhig an's Land. Da schallt jedoch dem Erkannten alsbald noch heftigeres Geschrei, man zeigt ihn, man wird plötzlich des früheren Irrthums inne, der Vermeinte, jetzt auf's neue, doch eben so vergeblich, abwehrend, wird ohne Umstände gleichzeitig von Allen losgelassen, steht in seinem Staate bis an die Hüften im Wasser, und alles rennt dem Andern zu! Blücher wurde nun wirklich vom Volke getragen; jeder wollte ihn berühren, man riß sich um Stücke von seinem Ueberrocke, den er Preis

geben mußte. Junge Mädchen, den ersten Familien angehörig, drängten sich um ihn, wollten ihn küssen, ihm wenigstens die Hand gereicht haben. In den Straßen vor seiner Wohnung dauerte das Gedränge ununterbrochen fort. Blücher betheuerte, er sei in Gefahr, der Ehre zu unterliegen, die man ihm erweise. Eine ganze Schaar geputzter Damen verlangte Locken von ihm zum Andenken, da wies er seinen nur noch mit wenigem Haar bewachsenen Scheitel, und ließ ihnen durch den Dollmetscher sagen, sie sähen selbst, wie arm er in dieser Hinsicht sei, denn wenn er auch jedem der schönen Kinder nur ein einziges Haar geben sollte, müßte er durchaus kahl von dannen gehen. Die Landstraße von Dover nach London war überall mit unübersehbarer Volksmenge bedeckt; alles wollte die siegreichen Herrscher, den tapferen Blücher sehen; die ersteren waren am 7. Juni in aller Frühe, durch die Einfachheit ihres Aufzugs absichtlich täuschend, unerkannt nach London abgefahren; Blücher mußte den ganzen Jubel aushalten. Abermals ereignete sich ein Auftritt, der zu einzig ist, um hier nicht, gegen alles Bedenken, aufbewahrt zu werden. Blücher litt seit Jahren an besonderen Beschwerden. Häufig war er genöthigt vom Pferde zu steigen, und seinem Uebel nachzugehen. Vor dem Feind, im dichten Kugelregen, hatte er stets ungehindert seinem Bedürfnisse Gelegenheit und Zeit genommen; aber jetzt überfiel ihn hier auf der Landstraße der unbequeme Drang; die ganze Gegend, so weit man sehen konnte, überall von jubelnden Zuschauern erfüllt, bot nirgends eine Deckung. Endlich zeigten sich seitwärts am Wege einige Vertiefungen mit hohen Wänden, wie von Steinbrüchen, und dahin nahm Blücher seine Zuflucht. Aber die Menge folgt ihm nach, die Nächsten lassen sich zwar zurückweisen, doch indem er harrend unten steht, füllt sich oben der steile Rand mit Zuschauern, die wohlanständigsten Gentlemen drängen sich, und sehen herab. Schweigend in Mitleid und Ehrfurcht harren die Gentlemen, auch der graue Held harrt geduldig, endlich aber zeigt sich, daß das Abwarten überstanden ist; wie ein Lauffeuer theilt sich oben die glückliche Nachricht mit, und ein jubelndes Hurrah bezeigt die Theilnahme des Volks, deren ächt menschlicher Durchbruch

hier den leidigen Anstand hintansetzte! Unter stetem Freudengeschrei und immer wechselndem Gedränge, von Wagen, Reitern und Fußgängern im vollen Laufe begleitet, gelangte Blücher endlich um 6 Uhr Abends in einem offenen Wagen, den ihm der Prinz-Regent gesandt hatte, unter Bedeckung einer Schaar von der leichten Reiterei der Garde, in Saint-James-Park an. Hier hielt das Dragonerregiment der Garde in Parade, und als Blücher den Truppen nahgekommen, erhob er sich im Wagen, und stand mit abgezogenem Hute, das Auge unverwandt auf die Mannschaft gerichtet, bis er ganz vorüber war. Das Volk schrie unaufhörlich ihm Lebehoch und Beifall zu. Wir lassen die Zeitungen weiterreden: „Die Postillione hatten den Befehl, den Feldmarschall grades Weges nach Carltonhouse zum Prinz-Regenten zu fahren. Als der Wagen in ein Seitenthor des sonst verschlossenen Vorhofes einfuhr, stürzten Reiter und Fußgänger so unbändig mit in den Hof, daß die beiden Schildwachen mit sammt dem Thürsteher im buchstäblichen Sinne mit Füßen getreten wurden, und dem ferneren Eindringen des jauchzenden Volkes nur mit der äußersten Gewalt Einhalt geschehen konnte. Der Wagen hielt nun vor einem Nebeneingange des Pallastes still, und die Obersten Bloomfield und Congreve kamen in voller Uniform und mit entblößtem Haupte dem Feldmarschall entgegen, halfen ihm aus dem Wagen, und führten ihn durch das Hauptportal zu des Prinz-Regenten inneren Gemächern. Jetzt war das Volk gar nicht mehr zu halten. Es kletterte an Gittern und Mauern empor, als ob es den Zugang des Schlosses erstürmen wollte, so daß, um Unordnungen zu verhüten, die Flügelthore geöffnet werden mußten. Nach einer guten Weile sah man den Prinz-Regenten mit dem Feldmarschall in die große offene Vorhalle des Schlosses eintreten, in welche sich so viel Volk, als hinzukommen konnte, eindrängte, selbst die Pferdeköpfe einiger neugierigen unbescheidenen Reiter schauten hinein. In dieser Halle hing der Prinz-Regent mit eigner Hand sein sehr ähnlich gemahltes und reich mit Edelsteinen verziertes Brustbild, an einem blauen seidenen Bande, dem Feldmarschall über die Brust. Blücher ließ sich bei dieser feierlichen öffentlichen Anerkennung seines

Verdienstes vor dem Prinz-Regenten auf ein Knie nieder, und küßte im Aufstehen, nach englischem Hofgebrauche, dem Prinz-Regenten die Hand. Der Feldmarschall kehrte hierauf mit dem Prinz-Regenten in dessen innere Gemächer zurück, und unterhielt sich noch eine halbe Stunde lang mit ihm, alsdann fuhr er nach dem neben der Wohnung des Königs von Preußen für ihn zubereiteten Absteigequartier, wobei das Volk so ausgelassen zudringlich war, daß es sich hinten auf seinen Wagen, deßgleichen auf die Wagentritte stellte, und Einige sogar sich zu ihm in den Wagen setzten und ihm die Hand drückten, alles unter fortwährend erschallendem Geschrei: Blucher for ever!" — Am folgenden Tage, als Blücher zur Aufwartung bei der Königin im vollen Staate nach Hofe fuhr, spannte das Volk die Pferde von dem Wagen, und zog ihn unter Jauchzen und Hurrah im vollen Laufe bis zur Stelle hin, wo er ausstieg. Nach den Herrschern selbst, für welche das Volk, Tag und Nacht auf den Straßen in drängender Bewegung, die leidenschaftlichste Beeiferung zeigte, empfing keiner der fremden Gäste so allgemeine, dauernde Huldigung wie Blücher; der Feldmarschall Barclay-de-Tolly, der Attaman Platoff, die Generale von York und von Bülow, und so viele andere im Feld und Rath ausgezeichnete und berühmte Männer, erschienen hier nur in zweiter und dritter Reihe, selbst Wellington mußte für den Augenblick zurückstehen. Tausende von Menschen jedes Standes und Geschlechts folgten stets Blücher's Wagen, warfen sich in die Räder und zwischen die Pferde, um ihn näher zu sehen, kletterten hinten auf den Tritt, auf die Decke, hingen sich an den Seitenschlag, um ihn zu grüßen, ihm die Hand zu drücken. Man erzählte scherzweise, er habe sich einen falschen Arm und ausgestopften Handschuh machen lassen, und diese dem anstürmenden Volke dargeboten, denn seine ächten Glieder würden es nicht ausgehalten haben. Am 9. Juni fuhr Blücher vor dem Admiralitätshause vor, um für den ersten Lord der Admiralität, Lord Melville, eine Besuchskarte abzugeben. Das Geschrei und Getümmel des Volks verrieth aber den Lords seine Anwesenheit, und sie kamen sämmtlich an seinen Kutschenschlag, um ihn zur Besichtigung des Innern einzu-

laden. Ihm gefielen die mancherlei Einrichtungen, die er sich erklären ließ, insbesondere die des Telegraphen. Seine Rückfahrt war ein abermaliger Triumphzug. Zu dem Obersten Lowe, der ihn begleitete, sagte er überwältigt von der Fülle der Eindrücke: „Nein, eine Stadt wie London giebt es in der Welt weiter nicht!“ Am Abend erwartete man die fremden Gäste in der Oper, weßhalb der Saal mit Zuschauern überfüllt war. Doch die Herrscher kamen nicht, dagegen erschien in der Mitte des zweiten Aufzugs Blücher, und führte die Herzogin von York. Kaum wurde man seiner ansichtig, so erschallte die lauteste Begrüßung, die Oper wurde unterbrochen, er mußte vortreten, und wurde mit Jubelruf und Beifallklatschen überhäuft, wofür er sehr oft und freundlich dankte. Am 10. waren die fremden Herrschaften von dem Prinz-Regenten nach Ascott eingeladen, einem Pferdewettrennen beizuwohnen, zu welchem die Blüthe der feinen und großen Welt von London sich eingefunden hatte. Die Fürsten mischten sich unter die ungeheure Zuschauermenge, die sie mit Begeisterung aufnahm. Bald aber verlangten von allen Seiten tausend Stimmen nach Blücher und Platoff, der Prinz-Regent trat vor, und erklärte sehr artig, sie wären noch nicht angekommen. Als sie endlich nach schon begonnenem Wettrennen erschienen, stieg der Jubel so außerordentlich, daß er fast unverhältnißmäßig dünken konnte, und deßhalb am folgenden Tage von einigen Tagesblättern getadelt wurde. Beim Nachhausefahren wollte das Volk sich wieder vor Blücher's Wagen spannen, und konnte nur durch die stärksten Vorstellungen endlich davon abgehalten werden. Am 11. zur Aufführung der Oper Aristodemo, da die Herrscher zum erstenmale im Theater von Coventgarden erschienen, hatte das Volk schon früh die Wachen überwältigt, die Thüren erbrochen, und sich der meisten Plätze bemächtigt; Blücher kam in einen Ueberrock gehüllt gegen 11 Uhr Abends in eine untere Loge, wurde aber am Schnurrbart und Ausdruck des Gesichts bald erkannt, und der Lärm: „Blücher ist da, der alte Blücher!“ und: „Wo ist er? Blücher hervor!“ unterbrach die Vorstellung. Er mußte sich entschließen den Ueberrock abzulegen, trat in Uniform und im

Schmucke seiner Orden hervor, und empfing auch hier die rauschenden Huldigungen, deren, neben den höchsten Personen, nur er in so hohem Maße würdig schien. In solchem Treiben verging ein Tag wie der andere, kein Nachlaß, keine Abkühlung zeigte sich in dem unaufhörlich erneuerten Taumel. Es gehörte zum guten Ton, sagen zu können, man habe dem alten Blücher, dem Attaman Platoff, die Hand geschüttelt. Im Hyde-Park wurde Blücher einmal so gedrängt, daß er vom Pferde steigen und sich in den Garten von Kensington zurückziehen mußte. Am 13. war eine Wasserfahrt auf der Themse nach Woolwich, wo das große Arsenal mit allen seinen Anstalten, ein neues Linienschiff, der Nelson, von 120 Kanonen, in Augenschein genommen, und darauf große Prachtversuche mit Congreve'schen Raketen und anderen Geschützwerken angestellt wurden. Am 14. ging die Fahrt nach Oxford, um des eigenen Anblicks einer englischen Universität zu genießen, und daselbst neue Würden zu empfangen. Denn nach einem jubelvollen Einzuge wurden am folgenden Tage der Kaiser von Rußland und der König von Preußen feierlich zu Doktoren des bürgerlichen Rechts ernannt, und wohnten dann nebst dem Prinz-Regenten, der diese Würde schon früher empfangen, in Doktormänteln der weiteren Feierlichkeit bei, in welcher auch Wellington zum Doktor der Rechte, und Blücher, der Fürst von Metternich und der Graf von Lieven, zu Ehrenmitgliedern der Fakultät erhoben wurden. Bei den Namen Wellington und Blücher erhoben die Studenten ein so ungeheures Freudengeschrei, daß die ganze Stadt davon ertönte. Blücher aber, als er hörte, daß er Doktor werden sollte, fand die Sache sehr spaßhaft, und sagte mit wackerem Scherze: „Nu, wenn ich Doktor werden soll, so müssen sie den Gneisenau wenigstens zum Apotheker machen, denn wir zwei gehören einmal zusammen!“ Auf dem Stadthause wurde ihm später das Bürgerrecht der Stadt in einer goldenen Kapsel überreicht. Auch hier war Blücher der Held und Abgott des Volkes, und hatte von dessen Zudrange viel auszustehen; manche rauhe, doch biedre Hand wollte durch den stärksten Druck ihm die herzlichste Liebe kund thun. So laut ertönte sein Lob, heißt es in den Berichten, daß jedes

Ohr, welches nicht an den Donner der Kanonen gewöhnt war, davon betäubt werden mußte. „Ich muß über mich selbst wachen", sagte Blücher, „daß ich nicht zum Thoren werde." Schon Morgens früh wollte man ihn sehen, wie er am Ende seines Bettes saß, und im Morgenanzuge seine lange Pfeife rauchte; er trat öfters an's Fenster, und verbeugte sich gegen die lärmenden Zuschauer. Auch die Universität Cambridge verlieh ihm darauf die Doktorwürde. Am 16. kehrte die Gesellschaft von Oxford nach London zurück, wo alles in stürmischer Bewegung war, als sei es die erste Ankunft. Feste folgten auf Feste. Am 17. ein großes Gastmahl des Handelsstandes der City, am 18. ein Banket von der Stadt London auf Guildhall veranstaltet, am 20. eine Heerschau im Hyde-Park, darauf eine Sitzung im Oberhause, und dann ein Fest in White's Klub, am 21. eine Versammlung der Gesellschaft zur Unterstützung der durch den Krieg in Bedrängniß gerathenen Deutschen in London-Tavern unter Vorsitz von Wilberforce, der von diesem Tag erzählt: "Blucher made me a very civil speech (he spoke in german, Mr. Kuper, the queen's chaplain, acting as interpreter), most pleasing in manner and demeanour"; dazwischen eine Menge Gastmahle, Besuche und Feierlichkeiten aller Art, gaben eine Fülle von Eindrücken, eine Bewegung des Lebens, wie nur England auf dem Gipfel seiner Macht und seines Reichthums in seiner großartigen Oeffentlichkeit sie darzubieten vermag. Von Blücher's Aufenthalt in England werden noch folgende Züge erzählt. Als er eines Tages von einem Gastmahl aus der Freimaurer-Tavern zurückkam, fand er sein Vorzimmer mit Damen angefüllt, die ihn sehen wollten, und war sogleich von ihnen umringt. Um sich des Besuches zu entledigen, wählte er endlich diese List, er umarmte die nächststehenden, in der Hoffnung, die anderen würden dann schon flüchten. Aber im Gegentheil! jetzt drängten sie nur heftiger auf ihn ein, und keine wollte solchen Ehrenvorzug, den alten Blücher umarmt zu haben, den andern überlassen. Zugleich bemächtigten sie sich seines Federbusches, der, sogleich in kleinste Stücke zerpflückt, kaum der Menge schöner Hände, die nach solchem Andenken strebten,

genügen konnte. Am anderen Morgen fand sich wiederum zu Blücher's Lever ein Gedränge der feinsten Damen in seinem Vorzimmer, die sämmtlich ihn zu umarmen verlangten. Mit guter Art ergab er sich in die Belästigung, klagte aber nachher ungehalten, seine jungen Offiziere zögen ihm dergleichen zu, diese reizten erst die Damen beeifert auf, und zuletzt müsse dann er alter Mann herhalten und vor den Riß treten! Indeß erwies er sich fortdauernd gefällig und nachgiebig. Von der Verzweiflung der Mistriß Sheridan, den großen Blücher nicht zu sehen, da Krankheit sie schon seit sechs Monaten zu Hause festhielt, wurde ihm so viel erzählt, daß er ihr von freien Stücken einen Besuch machte. Am 21. in London-Tavern, dem Tage der Abreise nach Portsmouth, dankte Blücher der brittischen Hülfsgesellschaft im Namen seiner deutschen Landsleute mit herzlicher Rede, in der er unter anderen sagte: „Hätte ich nicht Weib noch Kinder, so würde ich dies glückliche Land nie wieder verlassen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das sich in allem so sehr auszeichnet, und seinen Reichthum auf so edle, und anderwärts unbekannte, großherzige Weise anwendet, muß zugleich beruhigend und erhebend sein. Ich kann keine Worte finden, die Gefühle meines dankbaren Herzens für all die Liebe auszusprechen, die ich erfuhr; doch wenn Sie Ihre Hände auf mein Herz legen wollten, würden Sie fühlen, wie mächtig es für Sie schlägt. Ich kann nichts mehr sagen, ich wünsche nur, daß Sie in ewigem Frieden alle Segnungen genießen mögen, die Sie so reichlich verdienen." Noch am 21. reiste Blücher im Gefolge der Herrscher nach Portsmouth ab, wo die Auftritte von London und Oxford in der freudetrunkenen Volksmenge sich wiederholten; man rechnete, daß über 300,000 Fremde herbeigeströmt waren. Blücher wurde so vom Volke umdrängt, daß das ihm vom Prinz-Regenten verliehene Bild auf seiner Brust in Stücken brach. „Hurrah Blücher, Blücher!" scholl es von allen Seiten. "Shew me the conqueror of the tyrant!" riefen Schaaren Volks vor seiner Wohnung, und "come forward Blucher!" bis er sich am Fenster zeigte, wo er einen Becher auf das

Wohl der Anwesenden leerte, die darauf mit tausendstimmigem Hurrah antworteten. Als er ausfuhr, setzten und hingen sich ein Dutzend Matrosen überall an den Wagen fest, und zwei derselben tanzten oben auf der Decke herum, indem sie die Hüte schwenkten und jubelten. Das Schauspiel einer großen Kriegsflotte, die in See ihre Bewegungen machte, beschloß würdig die Reihe der Eindrücke, welche Großbritanien so groß als eigenthümlich den Besuchenden gewährt hatte. Nach einigen kleineren Ausflügen kehrten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen am 26. und 28. von Dover nach Calais auf das Festland zurück. Bei Blücher's Abfahrt spannte sich das Volk wieder vor seinen Wagen, und fuhr ihn weit vor die Stadt hinaus; er kam von Portsmouth, wo er mit dem Herzoge von Weimar noch zuletzt bei dem Herzoge von Clarence geblieben, dem Wunsche des Prinz-Regenten zufolge den 27. nochmals nach London, wo auf's neue derselbe Taumel ihn begrüßte. Als er in Pall-Mall Arm in Arm mit Wellington spazieren ging, konnten beide im Volksgedränge kaum von der Stelle kommen. Er wohnte hier noch mehreren Festen zu Ehren Wellington's bei, unter andern auch dem Pitts-Klub, wo er eine kräftige deutsche Rede hielt, die der Herzog von Cambridge in's Englische verdollmetschte. Der Prinz-Regent hatte durch seinen Hofmahler Lawrence schon früher das Bildniß Blücher's mahlen lassen; tausende der verschiedensten Abbildungen gingen in ganz England umher. Zum Abschiede beschenkte der Prinz-Regent „seinen Freund" noch mit einer prächtigen Jagdflinte, und entließ den alten Helden mit herzlichen Segenswünschen. Am 11. Juli Mittags reiste Blücher von London ab, und traf Abends in Dover ein, wo er im Schifferhause abstieg. Gegen 9 Uhr, ehe er den Gasthof verließ, um an Bord zu gehen, trat er an das Fenster, begrüßte die ihn mit tausendfachem Jubel empfangende Volksmenge, und trank ein Glas Wein auf das Wohlsein der englischen Nation; das Beifallrufen und Händeklatschen stieg auf's höchste. Als er sich nach dem Ufer begab, mußte er rechts und links immerfort den ihn gedrängt Umwogenden die Hände reichen. Endlich bestieg er das Boot, und gelangte zu dem Schiffe Jason,

das die Anker lichtete, und ihn mit günstigem Winde von dannen führte. Von den Anhöhen des Ufers wurde die Abfahrt durch den Donner des aufgepflanzten Geschützes und durch das langnachhallende Hurrahgeschrei des Volkes noch weithin begleitet, und den Schiffenden die Theilnahme Englands nachgerufen.

Die Art, wie Blücher in England war gefeiert worden, konnte sich so nirgends wiederholen, am wenigsten im Vaterlande, wo keine Hauptstadt mit einer Million Einwohner die Reichthümer ganzer Welttheile und die Oeffentlichkeitserziehung von Jahrhunderten in sich schließt. Die entschiedene Freiwilligkeit adelt dort Gebräuche, die auf dem Festlande noch nicht ohne niedrige Beimischung bestehen könnten. Gehörte jedoch England dazu, beinahe fünf Wochen hindurch ein ununterbrochenes Fest solcher Volksbegeisterung aufzustellen, so war hinwieder auch Blücher dazu vonnöthen, solchem Feste ein Gegenstand zu sein. Seine Thaten, sein Karakter, sein Aussehen, waren von der Art, die unmittelbar in das Volk eindringt, und aus demselben wiederstrahlt. Und hier kommt noch insbesondere Blücher's Alter in Betracht, das zweiundsiebzigjährige, dem wieder alle Theilnahme gewidmet, und keine aufgeschoben werden darf! Der Jüngling Bonaparte, der Mann Wellington, mußten in allem Volkstaumel, den sie, nach gleichen Siegeszügen rückkehrend, in ihrer Heimath weckten, doch diesen Antheil missen. Blücher's Erscheinung aber regte allenthalben gerade diesen auf. Einem solchen grauen Haupte durfte sich jede Würde und jede Anmuth beugen. Und in der That glich seine ganze Heimkehr überall einem fortwährenden Triumphzuge, dem jeder Stand und jedes Geschlecht zu huldigen beeifert war, wo nicht Blücher's unvermuthete Ankunft und schnelles Forteilen die Erwartung absichtlich täuschten. Er nahm seinen Weg durch die Niederlande; begleitet von den beiden Adjutanten, dem Major Grafen von Nostitz und dem Major von Strantz, kam er den 15. Juli nach Lüttich, verweilte aber nicht, sondern setzte seine Reise eilig fort nach dem Rhein. In der Grafschaft Mark vermochte er sich dem Zudrange des Volkes nicht mehr zu entziehen, die Menge strömte auf seinen Wegen zusammen, und jauchzte dem Sieger und Befreier Dank

und Heil. Mit Begeisterung wurde er in Pyrmont aufgenommen, wo er am 19. eintraf, und vielfaches Andenken wiederfand. Seine Ankunft in Braunschweig am 23. setzte die ganze Stadt in stürmische Bewegung; der Gasthof, wo er abgestiegen, die nächsten Straßen, alles füllte sich von Menschen. Man setzte von außen Feuerleitern an, um den Helden in seinen Zimmern sehen zu können. Als Blücher sich zum Frühstück setzte, heißt es in den Berichten, kam der Herzog von Braunschweig an, und nachdem beide sich umarmt hatten, erzählte Blücher seine Schicksale in London, und versicherte, daß er lieber noch einen Feldzug mitmachen, als auf solche Art wieder nach London gehen wollte. Er begab sich alsdann nach Wansleben bei Magdeburg, um, wie er sagte, bei seiner Tochter, der Gräfin von Asseburg, einige Zeit zu verweilen, da der König ihm die Gnade erzeigt habe, ihn ferneren Dienstes zu überheben, damit er seine noch übrige Lebenszeit in Ruhe genießen könne.

Indeß traf er doch schon am 29. Juli in Berlin ein. Das Volk drängte sich ihm auch hier jauchzend entgegen, sammelte sich vor seiner Wohnung, begleitete schaarenweise seine Schritte, und bezeigte ihm auf alle Weise die freudigste Theilnahme. Gleich am 30. Morgens brachten ihm die Abgeordneten der Stadtobrigkeit, mit dem Oberbürgermeister Büsching als Sprecher an ihrer Spitze, zu so vielen Großthaten und Erfolgen den Glückwunsch und Dank der Bürgerschaft; Blücher antwortete unter lebhafter Anerkennung der ihm dargebrachten Gesinnung, er habe nichts als seine Schuldigkeit gethan, und der Erfolg der Anstrengungen sei, nächst dem Beistande des Himmels, der unerschütterlichen Tapferkeit und der Ausdauer sämmtlicher Truppen beizumessen. Noch denselben Vormittag ritt Blücher einem Regimente märkischer Landwehr, die aus dem Felde zurückkehrte, entgegen, und nahm Theil an der Festlichkeit, welche diesen Truppen bereitet war. Am 13. wurden auf gleiche Weise 7 russische Grenadierregimenter eingeholt, und als Blücher zu der für diese Gelegenheit gewählten Aufführung Abends zum erstenmal im Schauspiel erschien, wurde er mit stürmischem, oft wiederholten Jubelruf empfangen, darauf, als er nach Hause

zurückgekehrt war, durch einen von Fackeln und Musik begleiteten feierlichen Aufzug überrascht, in welchem die Stadtobrigkeit ihm ein rauschendes Lebehoch darbrachte, von einer unzählbaren Volksmenge tausendstimmig vervielfacht und unablässig wiederholt. Auch bei der ferneren Einholung zurückkehrender Truppen durfte er niemals fehlen. Alle Körperschaften wetteiferten, ihn durch Gastmahle, Festlichkeiten und Huldigungen zu ehren. Zu besonderer Auszeichnung wurde er, wie früher zu Oxford, nun auch zu Berlin am 3. August von der Universität zum Doktor der Philosophie gemacht; mit ihm der Fürst von Hardenberg und die Generale Grafen von York, Bülow, Gneisenau, Kleist und Tauentzien. Ein großes Gastmahl gaben ihm die zu Berlin anwesenden Ständevertreter, merkwürdig durch den Trinkspruch, welchen er bei dieser Gelegenheit ausbrachte: „Der glücklichen Verbindung des Krieger- und des Bürgerstandes vermittelst der Landwehr!"

Aber die Hauptfeier in Berlin fand auch für Blücher bei der Rückkehr des Königs Statt, für welche die Bürgerschaft die würdigsten und großartigsten Zubereitungen getroffen hatte. Der König, welcher zum 7. August erwartet wurde, traf unverhofft schon am 5. ein, ließ sogleich die Minister und obersten Behörden der Hauptstadt zu sich berufen, und äußerte ihnen, „daß er absichtlich früher, als man ihn erwartet, nach Berlin gekommen, weil er gehört, welche Anstalten zu seinem feierlichen Empfange getroffen worden; das preußische Volk und die Hauptstadt hätten in den letzten Jahren durch große Anstrengungen und Opfer, durch Ausdauer, Entbehrung, und freudige Erfüllung schwerer Pflichten ihm Beweise der Liebe und treuen Anhänglichkeit gegeben, welche seinem Herzen weit wohlthuender als jedes andre Zeichen derselben wären, und wofür er seinem guten Volke auch in diesem Augenblicke mit Rührung danke; alle Feierlichkeiten, die mit Glanz und Siegesgepränge verbunden wären, müsse er von sich ablehnen, weil die Annahme von Huldigungen dieser Art außer seinem Karakter und seinen Grundsätzen lägen, worüber seine Unterthanen seine Gesinnungen ja mehrmals kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hätten; wenn

dagegen das dankbare Vaterland dem Heere und seinen ruhmvollen Führern durch die vorbereitete Feier einen Beweis der Anerkennung dessen, was sie geleistet, geben wolle, so würde er gern der erste sein, der sich an dies gerechte und die Nation ehrende Gefühl anschließe, und in dieser Voraussetzung wolle er nicht allein die getroffenen Einleitungen, mit einigen Abänderungen, genehmigen, sondern, er beabsichtige selbst, diejenigen Befehlshaber der Heertheile, welche sich eben in Berlin befänden, vor allem den würdigen Feldmarschall Fürst Blücher, an seiner Seite zu versammeln, und mit ihnen die Königlichen Garden, welche in diesem Augenblick als würdige Stellvertreter aller ihrer Waffenbrüder, gleichsam als Abgeordnete des gesammten Heeres angesehen werden möchten, in die Hauptstadt einzuführen.“ Dieser Einzug wurde auf den 7. August festgesetzt, und durch die gelungenste Anordnung kunstreichen Gebildes verherrlicht. Von dem Brandenburger Thore, auf dessen säulengetragenem Gipfel die vom Feinde vor acht Jahren nach Paris entführte, jetzt von den Preußen wiedereroberte und im Triumphe heimgebrachte Victoria unter zeltartiger Verhüllung wiederaufgestellt war, erstreckte sich über den Mittelweg der damals noch sechsfachen Lindenreihe und über die nachfolgenden Plätze und Brücken bis zum Schlosse eine 2500 Schritt lange und 34 Fuß breite Siegesbahn, geschmückt auf beiden Seiten abwechselnd von 15 zu 15 Fuß mit Kandelabern und Festfahnen, welche durch Gewinde von Tannenzweigen und Moos verbunden waren. Noch außerhalb des Brandenburger Thores bildete den Eingang dieser Siegesbahn ein Halbkreis von 10 Säulen dorischer Ordnung, Siegesgöttinnen tragend, durch Adler, Siegesschilder, auf welchen die Namen von 16 Schlachten prangten, durch Fahnen und Kandelaber großartig verziert, und unter einander so wie mit dem Thore durch doppelte Laubgänge schön verbunden. Zwei mächtige Trophäensäulen ragten bei der Brücke am Opernhause zu beiden Seiten der Siegesbahn mit eroberten Waffen und Fahnen empor. Den Beschluß machte im Lustgarten ein Siegesaltar, der auf großem Unterbau über 16 in Regenbogenfarben gehaltenen Stufen bis zu einer Höhe von 75 Fuß emporstieg. Als

der König aus Charlottenburg auf dem Rundplatze bei Bellevue im Thiergarten anlangte, und sich an die Spitze der zum Einzuge gestellten Truppen setzte, wurde unter tausendfach bewillkommendem Hurrah die Umhüllung der Victoria auf dem Brandenburger Thore weggezogen, und das langvermißte Denkmal stand nun den Augen des Volks und des Heeres wieder offen da, neugeschmückt durch eine Panierstange mit dem eisernen Kreuz in einem Eichenkranz und darüber schwebendem gekrönten Adler. Bei dem Einzuge selbst ritt Blücher nebst den Generalen Grafen von Bülow und Tauentzien nächst den Königlichen Prinzen unmittelbar mit dem Könige. Das Volk jauchzte mit unaufhörlichem Freudengeschrei den Einziehenden entgegen. Seinem Jubel wurde durch den Willen des Königs vor Allen Blücher dargeboten, der König wiederholte mehrmals laut und öffentlich die für den alten Feldherrn in diesem Sinne schmeichelhaftesten Aeußerungen. Auf dem im Lustgarten errichteten Altar wurde unter freiem Himmel ein feierlicher Gottesdienst gehalten, und unter Kanonendonner und Glockengeläute ein Tedeum gesungen. Zum Beschlusse der übrigen Festlichkeiten des Tages war am Abend die ganze Stadt prachtvoll erleuchtet; unter dem rauschenden Zurufe des Volkes ritt der König, begleitet von Blücher und andern Generalen, durch die menschenerfüllten, in tausendfältigem Licht und Glanz geschmückten Straßen.

Das Einrücken der heimziehenden russischen Fußgarde gab zu neuen Festlichkeiten Anlaß. Wir erwähnen hier besonders des Festes am 15. August, bei welchem an der Königlichen Tafel merkwürdige Reden vorkamen. Schon waren mehrere Trinksprüche ausgebracht worden, als Blücher sich erhob, die mächtige Beihülfe rühmte, welche die tapferen russischen Heere in dem harten Kampfe geleistet, hierauf erklärte, wie er der Kriegserfahrenheit und dem Muthe der russischen Heerführer und der sämmtlichen Offiziere dieses öffentliche dankbare Anerkenntniß schuldig zu sein glaube, deßhalb den Wunsch für deren stetes Wohlergehen auszubringen sichs gedrungen fühle, und endlich Namens des preußischen Heere hier die ausdrückliche Versicherung hinzufügte, daß wenn, trotz allem Anschein eines dauerhaften Friedens,

die Ruhe des Vaterlandes je von neuem bedroht werden sollte, das Heer, mit gleicher Hingebung als jetzt, bereit sei, für König und Vaterland auch den letzten Blutstropfen zu verspritzen. Nachdem auf die Gesundheit der russischen Generale und sämmtlicher Offiziere getrunken worden, bat Blücher um Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, der dadurch, daß er das Zutrauen Seiner Majestät und der Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er den Verwaltungsbehörden einzuflößen gewußt, jene innige Verbindung der Nation zu einem Ganzen bewirkt habe, durch welche allein es möglich gewesen sei, in der Lage, in welcher das Vaterland sich befunden, das zu leisten, was wirklich geleistet worden, diesem von Seiner Durchlaucht hervorgebrachten Geiste sei es beizumessen, daß man im preußischen Staate jetzt nicht wisse, wo der Kriegerstand aufhöre, und der Bürgerstand anfange; diese glückliche Verschmelzung sei ein karakteristisches Denkmal der gegenwärtigen Epoche; er wünsche, daß jene Verschmelzung unauflöslich bleibe, und versichere dem Fürsten die Anerkennung davon und die achtungsvolle Ergebenheit des gesammten Heeres. Der Fürst von Hardenberg erwiederte diese unvermuthete Anrede durch edle, gerührte Worte, die sein Verdienst auf die Ausführung der Befehle des Königs bezogen, und seinen Dank und sein Bestreben aussprachen, sein noch übriges Leben und alle seine Kräfte dem Dienste des besten Königs und dem Wohle des Staates darzubieten. — Die Gelegenheit, Reden zu halten, ergriff Blücher mit aller Vorliebe, welche die Leichtigkeit des Hervorbringens und die Entschiedenheit des Erfolges einem Talente zuwenden. Das seinige war durchaus volksmäßig; unvorbereitet ermangelte er nie des Stoffes, der schicklichen Wendung, des treffenden Wortes; die Natürlichkeit seines Vortrages, die treuherzige Meinung, die daraus hervorleuchtete, führten ihn über alle Klippen mancher breiten Redensarten und schwerfälligen Worte glücklich hinweg, und nie verfehlte er eines starken Eindrucks. In der Freimaurerloge zu den drei Weltkugeln wurde ihm den 21. August ein großes Bewillkommungsfest gegeben, und in dieser, wie in

andern Versammlungen dieser Brüderschaft, welchen er fleißig beiwohnte, hielt er ausführliche Vorträge. So wies er in einer langen Rede unter andern auf die Männer hin, welche ihm thätig vorgearbeitet und geholfen, und deren Verdienst er sich nicht anmaßen dürfe; nach dem Lobe seines Waffengefährten und Freundes Gneisenau ging er auf das des zu früh verschiedenen Scharnhorst über, und schloß mit der ergreifenden Anrede an diesen selbst: „Bist du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei du selber Zeuge, daß ich ohne dich nichts würde vollbracht haben!“ Noch häufiger nahm Blücher an den Gastmahlen der alten Börsenhalle Theil, die in demselben Hause, das einst der Feldmarschall Derfflinger erbaut und bewohnt hatte, Statt fanden, und zeigte auch hier in mancherlei merkwürdigen Vorträgen seine Rednergabe. In dieser Versammlung war ihm besonders wohl und behaglich, er führte gewissermaßen den Vorsitz, und wenn er auch zuweilen bei der Tafel entschlummerte, so wußte er aufwachend ohne Verlegenheit die Gesellschaft durch eine Anrede heiter und schicklich zu entschädigen. Seine Leutseligkeit setzte ihn mit jederman in unmittelbares Verhältniß, frei war er selbst mit den Höchsten, so durfte es auch der Geringste mit ihm sein. Schon sein Aussehen flößte Zutrauen ein; er ging anspruchslos im schlichten blauen Bürgerrocke umher, nur den schwarzen Adlerorden und das eiserne Kreuz pflegte er auch auf diesem zu tragen. Seine Pfeife rauchend mischte er sich harmlos in jede Gruppe, nahm an jedem Vorfalle Theil, sprach mit Soldaten und Bürgern auf der Straße, nach seinem und ihrem Belieben. In gleicher Art setzte er sich zum Kartenspiel, in welchem er bald seine regelmäßige Parthie machte, bald außergewöhnlich sein Glück in Wagnissen versuchte.

Zwischen alle diese friedlichen und anmuthigen Vorgänge drängten sich indeß von Zeit zu Zeit mancherlei Aufwallungen heftiger Mißlaune, sei es, daß allgemeine Verhältnisse oder auch persönliche Einzelheiten seine Unzufriedenheit weckten. Die Ausbrüche seines Unmuths ergossen sich dann häufig in den bittersten gewaltigsten Redensarten, die jedes Maß und jede Rücksicht außer Acht setzten. Hierin ließen sein Alter

und seine ganze Lebensstellung ihm vieles nachsehen, obgleich beide seinem tobenden Schelten auch oft eine unverhältnißmäßige Bedeutung sowohl für Einzelne als im Allgemeinen gaben, die in manchem Betrachte nicht ohne Verdruß und Aergerniß blieb.

Zum Ausgange des Sommers machte Blücher eine Reise nach Schlesien, und wurde in Breslau wie an allen andern Orten, die er besuchte, mit glänzenden Ehren aufgenommen. Als er nach fünf Wochen, gegen die Mitte des Oktobers, wieder nach Berlin zurückkam, war der Kongreß von Wien, wo die Ergebnisse des geführten Krieges ihrer bestimmteren Gestaltung harrten, der Gegenstand allgemeiner Spannung. Dieser Kongreß, der einer ausführlichen, nach Sachen und Personen genauen, Schilderung noch vorbehalten ist, vermochte bekanntlich den Widerstreit der Ansprüche, die sich kund gaben, nur unvollkommen zu lösen. Früh schon ließ der Gang der Verhandlungen die Eiferer wenig hoffen, welche in dem Friedensgeschäfte die Mittel und die Kraft eines Feldzugs wiederfinden wollten; später gab die Wendung der Dinge allerdings manche Beeinträchtigung der Ansprüche zu befürchten, welche Preußen gerechterweise zu machen hatte. Der Friede von Paris war bitter getadelt worden, er lasse den Franzosen zu viel Land und Macht, er gebe den erkämpften Vortheil wieder aus den Händen; jetzt schien die Sprache und Einwirkung Frankreichs auf dem Kongresse jenen Vorwurf zu bestätigen. „Wir halten nur Rasttag", pflegte Blücher zu sagen, einen Bruch mit Frankreich als unvermeidlich voraussehend; er meinte, die Franzosen seien in Bezug auf das Ausland insgesammt Bonapartisten, und traute den neuen Verhältnissen nicht. In Berlin, entrückt dem Schauplatze des Handelns und seiner Bedingungen, trieben die Stimmführer der preußischen Meinung, die sich oft auch als deutsche geltend machte, ihre Anforderungen, was zu erlangen und zu leisten sei, rücksichtslos in's Ungemessene; in Wien hatte die preußische Staatsführung, den geprüften Händen des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg und des Staatsministers Freiherrn von Humboldt vertraut, alle Bedingungen einer der verwickeltsten Lagen und das Gewicht der Verhältnisse von ganz Europa zu berücksichtigen; dieser Gegensatz,

durch keine Verständigung im Augenblicke selbst aufzuheben, wurde der Grund zu vielfachen Mißurtheilen und Verstimmungen, die bei der langen Dauer des Kongresses immer schärfer hervortraten. Sowohl aus eigner Ansicht, als auch aus solcher, die ihm geliehen wurde, war Blücher einer der Unzufriedensten. Mit soldatischen Kraftworten äußerte er sein Mißvergnügen im Allgemeinen, mit schonungsloser Derbheit sprach er seinen Tadel über einzelne Personen aus. Von dieser Zeit an faßte er gegen Hardenberg, den er bisher hoch verehrt hatte, eine Art Groll, der wohl in der Folge zeitenweise beschwichtigt, aber immer gleich wieder bereit war hervorzubrechen, und der manchen Meinungen und Absichten vielleicht erwünscht kam. Sein Toben und Schelten mußte sehr nachtheilig empfunden werden, und der alte Kriegsheld in der Hauptstadt, an der Spitze eines zwar karakterlosen, aber heftigen Oppositionsgeschreis, dem die in so vielen Verhältnissen bewegte Zeit überflüssige Nahrung lieh, war nicht die angemessenste Erscheinung. Doch er selbst war bei seinen Mißreden im Grunde sonder Arg und völlig planlos, eine Rolle als Staatsmann lag nicht in seinem Wesen. Eine Spielparthie zerstreute leicht wieder die politischen Gedanken. Auch seine körperlichen Leiden, in solchem Alter stets weniger zu bezwingen, störten häufig durch andre Beschwerden die seiner zu großen Muße. Doch ein neues Weltereigniß hob unsern Helden aus allen diesen Mißverhältnissen und Mißbeziehungen plötzlich wieder heraus, und führte ihn noch einmal auf die Bahn, auf welcher ihm in seinem Berufe noch höherer Ruhm zugedacht war.

Die Verhandlungen des Kongresses rangen mühsam unter tausend Schwierigkeiten ihren Weg zu finden, als die Nachricht erscholl, Napoleon habe am 27. Februar die Insel Elba verlassen, und sei mit einer Schaar von Bewaffneten in Frankreich gelandet. Das Unternehmen, welches anfangs nur abentheuerlich schien, wuchs in schneller Entwickelung riesenhaft empor, und nach wenigen Wochen war Napoleon wieder in Paris, über ganz Frankreich auf's neue als Kaiser gebietend. Ihn auf's neue zu bekämpfen war sofort ganz Europa vereint. Die Nachricht von Napoleon's Wiederkehr

brachte in Berlin den gewaltigsten Eindruck hervor. Blücher war einer der ersten, der sie erfuhr. Am frühen Morgen ging er zu einem angesehenen Diplomaten, trat in dessen Schlafzimmer, und weckte ihn vor seinem Bette stehend mit der Frage: „Haben die Engländer eine Flotte auf dem mittelländischen Meer?“ Der Gesandte faßte den Sinn der Frage nicht sogleich, erstaunt vernahm er die Ueberfahrt Napoleon's von Elba nach Frankreich, und konnte den Vorwurf, daß die englischen Schiffe die Inseln unbewacht gelassen, nicht ablehnen. „Wir müssen wieder von vorn anfangen“, sagte Blücher, „und daran sind die Engländer schuld!“ Damit empfahl er sich. Sogleich legte er seinen schlichten Bürgerrock wieder ab, und zeigte sich unter den Linden in der Feldmarschallsuniform; das Volk jauchzte ihm Beifall, und freute sich des Zeichens. Viele zweifelten, daß er in seinem Alter, nach so glücklich vollbrachten Thaten und so reich erlangtem Ruhme, diesen nochmals dem ungewissen Spiele des Krieges aussetzen würde; gewiß hätte er ohne Vorwurf sich zurückziehen, und den neuen Kampf jüngeren Generalen, an denen es nicht fehlte, überlassen können; allein solche Bedenklichkeit und Vorsicht waren seiner Seele fern, lieber hätte er allen Ruhm wieder verloren, als auf diese Art bewahrt. Daß er mitkämpfen werde, war ihm vom ersten Augenblick entschieden; mit welcher Befehlsmacht, darüber mußte er die Königliche Verfügung abwarten. An Eifer und Anstalten zum Kriege that Preußen es allen Mächten zuvor; die Zweckmäßigkeit der Maßregeln, die Waffenregsamkeit im Volke, die Schnelligkeit und der Umfang der Rüstungen setzten in Erstaunen; der Kriegsminister General von Boyen zeigte sich als Scharnhorst's würdiger Nachfolger. Die jungen Freiwilligen traten auf's neue in den Kriegsdienst, die Landwehr stellte sich zum Kampfe. Bald empfing Blücher die Ernennung zum Oberbefehlshaber der am Niederrhein aufzustellenden preußischen Heeresmacht. Gneisenau eilte voraus an den Rhein, um dort die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Wellington begab sich von Wien, wo er sich zum Kongresse eingefunden hatte, nach den Niederlanden, um daselbst ein Heer englischer und verbündeter

deutscher Truppen zu befehligen. Demnächst setzten auch Russen, Oesterreicher, Baiern und andere Deutsche sich in eiligste Bewegung nach Frankreichs Gränzen. Am 10. April reiste Blücher von Berlin ab, nachdem Abends vorher die sämmtlichen Offiziere der Besatzung, den Prinzen Karl von Mecklenburg-Strelitz an ihrer Spitze, ihm beim Fackelschein, und unter Anstimmung aller Kriegsmusik der Regimenter, ein feierliches Lebehoch gebracht. Folgender Aufruf an das Heer, gegeben aus Berlin am 6. April, ging seiner Ankunft bei den Truppen voraus. „Kammeraden! Seine Majestät der König haben mir wieder den Oberbefehl über die Armee anzuvertrauen geruht. Mit gerührtem Dank weiß ich die mir dadurch zu Theil gewordene Gnade zu erkennen. Ich freue mich, euch wiederzusehen, euch wiederzufinden auf dem Felde der Ehre, zum neuen Kampfe bereit, zu neuen Hoffnungen berechtigt. Noch einmal soll es uns vergönnt sein, für die große Sache, für die allgemeine Ruhe zu kämpfen. Ich wünsche euch Glück. Die Bahn des Ruhms ist euch wieder eröffnet; die Gelegenheit ist da, den erlangten Waffenruhm durch neue Thaten zu erhöhen. An eure Spitze gestellt bin ich des ehrenvollen Ausgangs, auch des glücklichen, gewiß. Schenkt mir in dem neuen Kampfe das Vertrauen wieder, das ihr im vorigen mir bewiesen habt, und ich bin überzeugt, daß wir die Reihe glänzender Waffenthaten glorreich verlängern werden. Blücher." Ueber Magdeburg und Kassel kam Blücher am 17. April in Köln, und über Aachen am 19. in Lüttich an, wo er sein Hauptquartier nahm. Ueberall waren ihm große Ehren erwiesen worden, überall drängte sich das Volk, den zu sehen, der schon so große Thaten vollbracht hatte, und von dem auch jetzt das Hauptwerk erwartet wurde. Zwischen Rhein, Maas, und Mosel befanden sich zu der Zeit, als Napoleon in Frankreich landete, höchstens 30,000 Preußen, über welche der General Graf Kleist von Nollendorf den Oberbefehl führte; in den Niederlanden lagen etwa 20,000 Engländer und Hannoveraner, deren Anführer der Prinz von Oranien war. Die beiden Befehlshaber verabredeten sogleich ihre Maßregeln für den Fall, daß die Franzosen feindliche Unternehmungen wag-

ten. Nach Maßgabe, daß in Folge der thätigsten Förderung mehrere Truppen herankamen, wurde der Plan zur Vertheidigung erweitert, und nachdem Wellington in den ersten Tagen des April zu Brüssel eingetroffen war, rückte das, schon auf 50,000 Mann gebrachte, preußische niederrheinische Heer mit der Hauptstärke an die Sambre, in die Gegend von Namur und Charleroy vor. An den Werken der Festungen, sowohl der Niederlande als der preußischen Rheinlande, an Herbeischaffung des Geschützes, der Vorräthe an Kriegsbedarf, und der Hülfsmittel aller Art, wurde mit rastloser Thätigkeit gearbeitet.

Inmitten dieser allgemeinen Bestrebungen erhob sich ein Zwischenspiel eigner Art auf einige Tage störend und drohend gegen die preußische Befehlsmacht. Die sächsischen Truppen waren den preußischen verbündet angeschlossen, und erwarteten die Entscheidung, welche der Wiener Kongreß ihrem Vaterlande bringen sollte. Die zögernden Verhandlungen öffneten den hin und her bewegten Gemüthern wieder solche Richtungen, die, wo nicht in den Wünschen, doch in den Hoffnungen der meisten Sachsen schon aufgegeben waren. Die Truppen, welche in der Schlacht von Leipzig nur deutsch hatten sein wollen, wollten jetzt wieder vorzugsweise sächsisch sein, und Napoleon's Wiederkunft mußte jetzt auch diesem Sinne förderlich scheinen, wie einst sein Walten hauptsächlich jenen Sinn hervorgebracht hatte. Inzwischen war auf dem Kongresse, mit Einwilligung des Königs von Sachsen, die Abtretung der Hälfte dieses Landes an Preußen ausgemacht worden, und die kriegerischen Aussichten gegen Frankreich forderten, daß die sächsischen Truppen, abgetheilt nach den neuen Verhältnissen des Landes, ohne Zweideutigkeit verfügbar den allgemeinen Streitkräften angehörten. Gegen Ende des April erhielt Blücher aus Wien den Befehl, die Abtheilung vorzunehmen, und die nunmehr zu Preußen gehörigen Sachsen, doch vorläufig ohne neue Beeidigung und mit Beibehaltung ihres bisherigen Feldzeichens, einem preußischen Heertheile zuzuweisen. Billig hätte von Seiten des Königs von Sachsen, der sich zu Wien befand, gleichzeitig eine amtliche Benachrichtigung an die Truppen erfolgen sollen; allein die Maßregel war ohne diese, vielleicht nicht ohne Verzug

zu erlangende Mitwirkung beeilt worden. Blücher ließ die sächsischen Anführer zusammenberufen, und ihnen durch Gneisenau den empfangenen Befehl mittheilen; sie äußerten Bedenken über diese, wie ihnen schien, zu wenig vorbereitete Maßregel, deren Ausführung Widerstand finden würde. Das Hauptquartier befand sich zu Lüttich, inmitten einer sächsischen Besatzung von drei Bataillonen und keine anderen Truppen waren sogleich zur Hand. Ehe noch eine Anordnung getroffen war, hatte sich das Gerücht der beabsichtigten Theilung unter der sächsischen Mannschaft verbreitet; es entstanden heftige Bewegungen, zuletzt ein völliger Aufstand gegen die preußischen Befehlshaber. Ein Auflauf sächsischer Grenadiere unter Gneisenau's Fenstern machte den Anfang dieser beklagenswerthen Auftritte, welche den 1. und 2. Mai erfüllten. Preußische Generale und Offiziere wurden beleidigt, die größten Drohungen und Schmähungen gegen sie ausgestoßen. Die sächsischen Offiziere hielten sich zurück, oder wurden nicht gehört, und so entflammte sich die aus aller Ordnung aufgelöste Menge durch ihr eignes Toben zu immer größerer Wuth. Ein stärkerer Auflauf vor Blücher's Wohnung drohte diese zu stürmen, man rief dem alten Feldherrn die schändlichsten Schimpfworte zu, und warf mit Steinen und Koth in seine Fenster. Zum Glück hatten die Soldaten sich ohne Waffen zusammengerottet, und keinem fiel es ein, diese zu holen; auch nahm die diensthuende Wache von 400 Grenadieren an dem Tumulte keinen Antheil. Blücher, in höchstem Unwillen und kühnster Entschlossenheit bei solch nie erlebtem Vorgang, wollte mit dem Säbel in der Faust gegen die wüthende Menge hervorbrechen, und sie durch Ansehen und Streiche aus einander jagen; allein das Wagniß, welches der Feldherr gegen empörte Truppen seines eignen Volks meist mit Glück bestehen mag, darf schwerlich gegen Fremde gelingen, und fast mit Gewalt mußte Blücher's nächste Umgebung ihn von einem Schritte zurückhalten, der sein Untergang werden konnte. Angemessenerem Rathe folgend, verließ er durch unbewachten Weg und Ausgang die Stadt Lüttich, und begab sich mit seinem Gefolge auf ein etwa zwei Meilen entferntes Dorf, wo er in einem Bauern-

hause Quartier nahm. Von hieraus ertheilte er Befehl, die Sachsen sollten von Lüttich abziehen, und zwar das Bataillon Garde in der Richtung auf Namur, die beiden Bataillons Grenadiere in der entgegengesetzten auf Aachen. Die Truppen, von ihren Offizieren befehligt, rückten aus, allein besorgt, man wolle sie nur trennen, kehrten die beiden nach Aachen bestimmten Bataillons wieder um, und nahmen gleichfalls die Richtung nach Namur. Der Zustand des Ungehorsams dauerte bis zum 6. Mai. An diesem Tage wurden die drei Bataillons, welche schon wegen der Verpflegung nicht ganz beisammen geblieben, einzeln von preußischer Truppenmacht aller Waffen umzingelt, ihnen keine Wahl gelassen, als zusammengeschossen zu werden, oder das Gewehr zu strecken. Sie wählten das letztere. Der zehnte Mann sollte erschossen werden, weil niemand die eigentlichen Anstifter des Aufruhrs, mit deren Strafe dem Gesetze genügt gewesen wäre, nennen wollte. Endlich wurden sie dennoch genannt, sieben Grenadiere, und diese dann erschossen; die andern wurden in die Gegend von Aachen zurückgeschickt; dasselbe geschah mit den übrigen Sachsen, die zwar am Aufruhr keinen Theil genommen, aber gefährliche Neigung dazu verriethen, und mancherlei Unordnungen begingen, sie wurden entwaffnet und über den Rhein zurückgebracht. Blücher fand sich bewogen, seine Meinung über den ganzen Vorgang in ziemlich derben Ausdrücken dem Könige von Sachsen schriftlich darzulegen; jedoch ist es zweifelhaft, ob dieses Schreiben seine Bestimmung erreicht habe. Die ganze Begebenheit, so glücklich im Beginne schon gedämpft, hatte in dem Augenblicke selbst eine Bedeutung, die zu jeder Strenge auffordern mußte. Die Bewegung schien einem großen Zusammenhange von Umtrieben anzugehören, welche man von Napoleon's Anhängern gleichzeitig in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in den Ländern des Rheinbundes, in Sachsen selbst, und bis in Polen, angelegt oder gefördert glaubte, und für welche der Gährungsstoffe wie der Werkzeuge genug vorhanden waren. Nicht zu berechnen wäre gewesen, was diese Meuterei für Folgen gehabt hätte, wenn sie im Augenblicke des beginnenden Krieges, oder nach einem ersten ungünstigen Gefecht ausgebrochen

wäre; der Verlust einer Anzahl kriegsfertiger Mitstreiter mußte gegen solchen Fall jetzt nur ein geringes und leicht zu verschmerzendes Uebel dünken. Doch auch dieses blieb nicht einzeln, sondern wirkte noch im preußischen Heere selbst als Anlaß neuer Mißhelligkeiten nach. Der General von Borstell, Anführer des zweiten preußischen Heertheils, hatte von Blücher den Auftrag erhalten, der ein edles Kriegerherz wohl schmerzlich aufregen durfte, den Auftrag, die Fahne der sächsischen Garde zu verbrennen; er versagte die Ausführung, versagte dieselbe einem wiederholten gemessenen Befehl, und wurde als des Ungehorsams schuldig seiner Anführerschaft entsetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt. Seine Befehlshaberstelle erhielt der General von Pirch. Das Kriegsgericht mußte späterhin gegen den General von Borstell, nach dem Buchstaben des Gesetzes, die Verurtheilung zur Festungsstrafe aussprechen, doch einem Vergehen, wegen dessen selbst Blücher in der Folge von Frankfurt am Main fürbittend schrieb, wurde die Gnade des Königs gern und alsbald gewährt.

Nachdem so diese Wogen der Unruhe und Störung noch glücklich gestillt und abgelenkt worden, hatte sich verdoppelte Aufmerksamkeit sogleich wieder auf die Angelegenheiten von Frankreich hinzuwenden. Die Unvermeidlichkeit des Krieges war entschieden. Mit allen Hülfsmitteln seiner vervielfachten Thätigkeit hatte Napoleon in kürzester Frist sein Reich neu gegründet, und dasselbe in kriegerische Verfassung gebracht. Der neue Antrieb, den er dem französischen Volk allgemein zu den Waffen gab, schien um so furchtbarer, als in demselben nicht bloß die frühere Kriegsgewalt des Kaisers, sondern auch die Kraft volksthümlicher Richtung sichtbar war, zu deren Bedingungen er nach seiner Rückkehr sich hatte bequemen müssen. Sein Maifeld, wo er die neuen Grundlagen seiner weiteren Regierung vortragen und annehmen ließ, schwächte zwar diese Richtung wieder, aber immer blieb der geweckten Kraft noch genug in seinen Händen, um damit gewaltige Schläge thun zu können. Wenn er noch zögerte, so geschah es nicht, weil er noch Frieden hoffte, sondern nur, um seine Rüstungen zu vollenden; doch war vorauszusehen, daß er schwerlich warten würde, bis die Heeresmacht von

ganz Europa erst zusammenstünde. Gegen die Niederlande richtete er seine meisten Truppen, dort wurden die größten Anstrengungen zum Angriff wie zur Vertheidigung vorbereitet. Blücher und Wellington standen mit ihren Heeren auf den vorgerücktesten Posten, dem ganzen Anfall der Feindesmacht zuerst und allein ausgesetzt; ihm zuvorzukommen, den Krieg durch rasches Eindringen in Frankreich selbst zu beginnen, fand in den eignen Umständen manchen Einspruch; die Rüstungen waren noch unvollendet, die wenigsten Truppentheile vollzählig, manche noch weit zurück, man ließ die zwischen der Elbe und dem Rhein im Anzuge begriffenen Preußen schleunigst auf Wagen herbeiführen. Im Anfange des Juni stand das preußische niederrheinische Heer 117,000 Mann stark unter Blücher schlagfertig an der Sambre und Maas. Der erste Heertheil, unter dem General von Zieten war bei Charleroy aufgestellt; der zweite, in Abwesenheit Borstell's durch den General von Pirch befehligt, bei Namur; der dritte, unter dem General von Thielmann, bei Ciney, und der vierte, unter dem General Grafen Bülow von Dennewitz, bei Lüttich. Jeder Heertheil bestand aus vier Brigaden Fußvolk, in jeder zwei Linienregimenter — ein altes und ein neuerrichtetes — und ein Landwehrregiment verbunden, mit verhältnißmäßiger Reiterei und Geschütz. Gesondert von diesem Heere sammelte Kleist von Nollendorf an der Mosel die nach und nach eintreffenden Truppen mehrerer deutschen Staaten. Wellington's Heer, ungefähr 100,000 Mann stark, von welchen jedoch ein großer Theil rückwärts bis zur Seeküste zerstreut war, hielt rechts von Blücher eine Vertheidigungslinie von Nivelles, Mons und Ath besetzt, das Hauptquartier war in Brüssel. Den Kern dieses Heeres bildeten die englischen Truppen, mit Reiterei und Geschütz reich und trefflich versehen; an sie schlossen die Niederländer, und besonders zahlreich die Hannoveraner und Braunschweiger, nebst anderen deutschen Truppen sich an. Engländer, Niederländer und Deutsche waren in den verschiedenen Heertheilen absichtlich gemischt; den ersten, bei Nivelles, befehligte der Prinz von Oranien; den zweiten, bei Ath, Lord Hill; den dritten Wellington selbst in Brüssel, die Reiterei insbesondere

der Graf Uxbridge bei Grammont. Die sämmtlichen Truppen, sowohl des englischen als des preußischen Heeres, lagen in ausgedehnten Quartieren, weil die Verpfleganstalten in den Niederlanden keine engere Zusammenziehung gestatteten, und obwohl die Feldherren diesen Nachtheil ernstlich zur Sprache brachten, so blieb doch der Uebelstand unabgeändert. An der Spitze dieser so vertheilten Streitkräfte harrten Blücher und Wellington, bis das russische Heer, unter Barclay-de-Tolly, am Mittelrhein, und das österreichische, unter Schwarzenberg, am Oberrhein angelangt sein würde; sie hofften, am 1. Juli die Feindseligkeiten zu eröffnen, im Fall Napoleon seinerseits ihnen bis dahin Zeit gönnte. Für den Fall, daß sie selbst angegriffen würden, hatten sie sich wechselseitig die schnellste Unterstützung zugesagt.

Unterdeß hatte Napoleon seine Hauptmacht in dem Nordheere fast 130,000 Mann stark vereinigt, und nachdem er durch das Maifeld mit dem französischen Volke sich neu verbündet zu haben glaubte, säumte er nicht länger, eilte zu dem zwischen Valenciennes und Lille aufgestellten Heere, rückte am 14. Juni nach Maubeuge, und drang am 15. sogleich mit aller Macht gegen Thuin und Charleroy an die Sambre vor. Der Adjutant Napoleon's, General Gourgaud, giebt in seinem Berichte von diesen Kriegsbegebenheiten die Gründe an, durch welche Napoleon bewogen wurde, seinen Angriff zuerst gegen die Preußen zu wenden; ihn leitete dabei, zufolge jener Aussage, hauptsächlich die Kenntniß, die er von dem Karakter der beiden ihm gegenüberstehenden Feldherren zu haben meinte; Blücher würde in seiner thätigen und entschlossenen Weise, so urtheilte er, dem angegriffenen Wellington zu Hülfe eilen, und wenn ihm auch nur zwei Bataillone zu Gebote stünden, Wellington dagegen, bedächtig und ordnungsmäßig, werde, bevor er nicht sein ganzes Heer vereinigt habe, dem angegriffenen Blücher keine Hülfe bringen, und dieser könne bis dahin einzeln geschlagen werden. Der Erfolg zeigte zwiefach wie richtig Napoleon's Voraussetzung war, nur diesmal durch seinen besonderen Unstern, für ihn fruchtlos. Auf die Nachricht von Napoleon's Anrücken, welche Blücher in Namur empfing, machte er noch in der Nacht zum 15. schleu-

nig Anstalt, sein Heer näher zusammen zu ziehen; Pirch erhielt Befehl, nach Sombref zu rücken, Thielmann nach Namur. Bülow sollte von Lüttich nach Hanut vorgehen, dagegen der erste Heertheil unter Zieten sich von der Sambre langsam nach Fleurus zurückziehen. Der Feind griff aber mit solcher Macht und Heftigkeit an, daß Zieten, um seine gleichsam überfallenen Truppen nicht verwirren zu lassen, und um den andern Heertheilen Zeit zu gewinnen, sich dem Kampfe stellen, und in scharfem Gefecht gegen die Uebermacht ansehnlichen Verlust leiden mußte; nachdem er die Uebergänge über die Sambre bei Marchiennes und Charleroy eine Zeitlang hartnäckig vertheidigt, dann bei Gosselies und Gilly bis zum Abend tapfer gefochten, kam er in der Nacht bei Fleurus an, während Pirch und Thielmann spät bei Sombref eintrafen.

Am 15. kam der französische General Bourmont als Ueberläufer bei den preußischen Vorposten an, und wurde zu Blücher gebracht, der ihn mit finstrem Gesicht und rauhen Worten empfing, und von seiner Umgebung aufmerksam gemacht, daß Bourmont die weiße Kokarde trage, also zu den Königlichgesinnten zu rechnen sei, mit Unwillen laut ausrief: „Einerlei, was das Volk für Zeichen aufsteckt, Hundsfott bleibt Hundsfott! Ich mag mit dem Kerl nichts zu thun haben, er kann sich weiter scheeren!“ So wurde er denn auch alsbald rückwärts geschafft, und wenn er Nachrichten und Aufschlüsse mitgebracht, wie sehr zweifelhaft geblieben, so hat wenigstens Blücher keinen Nutzen davon gehabt.

Blücher verlegte sein Hauptquartier von Namur nach Sombref und besichtigte am 16. in aller Frühe die Gegend, in welcher er dem immer stärker heranziehenden Feinde nun eine Schlacht zu liefern gesonnen war, sofern Wellington an derselben würde Theil nehmen wollen. Dieser hatte auf die erste Nachricht von dem Anrücken des französischen Heeres, wegen deren Unbestimmtheit, noch keine Maßregeln treffen können; die zweite empfing er am 15. Nachmittags, sie meldete den gegen Zieten erfolgten Angriff, und sogleich gab er Befehl, daß alle Truppen an ihre verschiedenen Sammelorte zusammenrücken und fernerer Verfügung gewärtig sein sollten. Noch war ungewiß, ob nicht ein großer Theil der franzö-

sischen Heeresmacht, vielleicht die Hauptstärke unter Napoleon selbst, in der Richtung von Mons vorrücke; erst als hierüber die beruhigende Meldung des Generals von Dörnberg eingetroffen war, konnte Wellington sein Augenmerk nun ungetheilt auf die feindlichen Bewegungen an der Sambre richten, und ertheilte nun seinen Truppen ungesäumt weiteren Befehl. Die vervielfachten Gerüchte von dem Anrücken Napoleon's, durch den fernen Kanonendonner beglaubigt, setzten inzwischen die Stadt Brüssel in unruhige Verwirrung; es fehlte nicht an Vermuthungen, daß mancherlei Einverständnisse, durch Napoleon's Anhänger in den Niederlanden thätig angezettelt, zu gefährlichem Ausbruche gefördert werden könnten. Um die mannigfachen Besorgnisse zu zerstreuen, und die Gemüther durch den Eindruck seiner persönlichen Haltung zu beruhigen, besuchte Wellington, nach ausgefertigten Befehlen und getroffenen Anordnungen, noch am selben Abend einen glänzenden Ball, welchen die Herzogin von Richmond gerade für diesen Tag veranstaltet hatte; sein Erscheinen, in Begleitung eines zahlreichen Generalstabs, in heiterer, muthiger Fassung, flößte Zutrauen und Sicherheit ein. Hier empfing er um Mitternacht eine dritte Botschaft, sie berichtete, der Feind habe den Uebergang über die Sambre bei Marchiennes, Charleroy und darauf auch bei Chattelet, erzwungen, den Heertheil von Zieten hinter Fleurus zurückgedrängt, sogar schon einen Posten des Prinzen von Oranien bei Frasnes angegriffen, werfe sich aber mit ganzer Macht auf das preußische Heer; Blücher fügte die dringende Aufforderung hinzu, ihn für die nahen Ereignisse nicht ohne Unterstützung zu lassen. Nunmehr war die Absicht des Feindes hinreichend aufgeklärt, und Wellington gab die nöthigen Befehle zum eiligen Aufbruche der Truppen, und darauf am 16. Vormittags ritt er selbst in die Gegend von Quatre-Bras, um den Stand der Dinge zu betrachten. Gegen Mittag traf er bei der Windmühle von Bussy, auf der Höhe zwischen Ligny und Bry, mit Blücher zusammen. Man bemerkte die prunklose Einfachheit, welche die beiden Feldherren in ihrem Aeußern, jeder nach seiner nationalen Weise, verschieden darzeigten. Blücher trug einen geringen Kriegsrock mit rothem

Kragen, einen alten Säbel, eine Mütze; Wellington war in blauem Ueberrock und weißen Unterkleidern, mit weißer Halsbinde, ein englischer Gentleman, der Degen an der Seite und der kleine dreieckige Hut gaben den Kriegsmann zu erkennen, und die vierfache Kokarde deutete auf die vierfache, von England, Spanien, Portugal und Niederland ihm zugetheilte Feldmarschallswürde. Er verkündete, sein Heer werde sofort beisammen sein, und um 2 Uhr könne Blücher davon 20,000 Mann zur Verfügung haben. Sein Erbieten, das Heer über Frasnes vorwärts auf Gosselies zusammenzuziehen, und dem Feinde, während derselbe Blücher'n angriffe, von dort in die linke Seite und in den Rücken zu fallen, schien Einigen das Angemessenste, was Feldherrneinsicht unter diesen Umständen wählen konnte, Andern jedoch bedenklich, da bei der Ungewißheit, ob alles in berechneten Fristen eintreffen würde, Napoleon Zeit behalten möchte, durch seine Uebermacht das preußische Heer zu erdrücken. Es wurde für zuverlässiger erachtet, daß Wellington seine Truppen auf der Straße von Quatre-Bras heranziehen ließe. Dieser willigte nachgiebig in den gemachten Vorschlag. Nachdem er selbst das Anrücken einer bedeutenden feindlichen Macht gegen die Preußen wahrgenommen, und nochmals seine Unterstützung zugesagt, welche, da es inzwischen später geworden, nach Gneisenau's Versicherung auch um 4 Uhr noch zeitig genug eintreffen würde, beschloß Blücher die Schlacht anzunehmen, und Wellington ritt nach Quatre-Bras zurück, wo er gegen 3 Uhr eintraf, und gleich darauf seine Truppen bei Frasnes angegriffen sah.

Um dieselbe Zeit, während der Marschall Ney mit zwei Heertheilen über Frasnes gegen Wellington's Vortruppen auf Quartre-Bras andrang, rückte von Fleurus her Napoleon's Hauptmacht, 75,000 Mann stark, in zwei Heerzügen auf die Stellung der Preußen zum Angriff an. Diese erstreckte sich, auf vortheilhaften Höhen hinter dem Bache Ligne, mit dem rechten Flügel wo Zieten stand, über Bry hinaus; mit dem linken, unter Thielmann, nach dem Point-du-Jour und Tongrines; die Mitte, unter Pirch, rückwärts zwischen Sombref und Bry; die vorliegenden Dörfer, Saint-Amand,

Ligny und Tongrines waren, erstere durch Zieten, letzteres durch Thielmann, stark besetzt. Die Gesammtstärke war etwa 84,000 Mann, und diese schienen übergenug den Kampf hinzuhalten bis die Verstärkungen, die preußischen sowohl als die englischen, herankämen. Mit großem Ungestüm drang der dritte französische Heertheil, unter dem General Vandamme, in das Dorf Saint=Amand ein, und bemächtigte sich des Theils davon, der auf der rechten Seite des Baches Ligne liegt, dasselbe geschah durch den vierten Heertheil unter dem Dorfe Ligny; die Tapferkeit der Preußen wandte alles an, um den Theil von Saint=Amand, der auf der linken Seite des Baches liegt zu behaupten; als gleichwohl der Feind über den Bach drang, und die Uferhöhe, so wie einen Theil des jenseitigen Dorfes wegnahm, und schon gegen Bry vorrückte, nahm Blücher zwei Brigaden, trat selbst an die Spitze eines Bataillons, und warf den Feind wieder zurück, ohne jedoch weiter dringen zu können, da immer frische französische Truppen in's Gefecht rückten. Ein Versuch, welchen Blücher mit einer Brigade rechtsher gegen Saint=Amand unternehmen ließ, führte zu einem langwierigen Gefecht, ohne Folge. Die ganze Linie hinab war bald alles im Gefecht, um Ligny wurde hartnäckig gestritten, große Massen Fußvolk und 200 Kanonen von beiden Seiten rangen hier um den Preis des Tages, Blücher selbst befeuerte die Truppen durch seine Gegenwart. „Kinder, vorwärts! wir müssen was gethan haben, eh die Engländer kommen!" rief er den Stürmenden zu. Aber der Kampf stand hartnäckig, die Franzosen waren nicht zum Weichen zu bringen, sie führten stets frische Truppen heran. Weniger heftig war der Streit auf dem linken Flügel unter Thielmann, doch hielt diesen der Marschall Grouchy, mit dem französischen rechten Flügel gegen Tongrines und Sombref vordringend, genug beschäftigt. Mittlerweile wurde es 7 Uhr, und weder Wellington's Hülfe, noch der sehnlichst erwartete preußische vierte Heertheil zeigte sich. An Bülow hatte Blücher vom Schlachtfeld aus den erneuten Befehl gesandt, mit aller Eile heranzurücken, an Wellington wurden Offiziere abgeschickt, ihn von dem Gange der Schlacht zu benachrichtigen. Dieser, selbst nunmehr im Gefecht mit

bedeutender Feindesmacht, gab von der Aenderung, welche, dadurch den beabsichtigten Bewegungen geboten worden, frühzeitige Nachricht, und schon um 6 Uhr wußte man, daß auf seine Hülfe nicht mehr gerechnet werden durfte. Napoleon, der bisher seinen Hauptangriff gegen Saint-Amand auf den rechten Flügel der Preußen gerichtet hatte, um sie bei ihrer Niederlage desto mehr von Wellington abzuschneiden, war unterdeß zweifelhaft geworden, ob die Unterstützung, welche der Marschall Ney zu diesem Angriffe senden sollte, noch zu rechter Zeit eintreffen würde. Er änderte deßhalb sein Vorhaben, ließ im Angriffe gegen Saint-Amand nach, und unternahm, die Mitte der Preußen bei Ligny zu durchbrechen. Die Erscheinung einer Truppenmacht, die etwa 20,000 Mann stark gegen den linken Flügel anrückte, und von Vandamme als eine feindliche gemeldet wurde, gab indeß neue Ungewißheit; erst nach einer Stunde klärte sich auf, daß jene Truppen der erste französische Heertheil unter dem General Drouet seien, Ney's Befehlführung angehörig, und man weiß nicht, ob auf Napoleon's Befehl, oder aus eignem Antriebe Drouet's in diese Bewegung gesetzt, die, obgleich verspätet, doch noch immer entscheidend sein konnte. Doch ein Befehl Ney's rief diese Truppen, als sie kaum erschienen waren, wieder zurück und Napoleon verfolgte nun um so eifriger sein Vorhaben auf Ligny. Dahin wandte er jetzt um 7 Uhr alle seine Kraft, den sechsten Heertheil, der unter dem General Mouton eben ankam, die Garden, die schon bei Saint-Amand vorgerückt waren. Als hier die Preußen den Feind, der bei der neuen Richtung das preußische Geschützfeuer meiden wollte, rechts und beinahe rückwärts abziehen sahen, glaubten sie, er beginne den Rückzug nach Fleurus, und Blücher, dieser Meldung vertrauend, ließ die meisten noch verfügbaren Truppen nach Saint-Amand rücken, um von hier dem abziehenden Feind in der Richtung von Fleurus nachzudringen. Während die Preußen diesem Irrthume folgten, fiel die ganze Gewalt des französischen Angriffs auf Ligny, der Uebergang über den Bach war unterhalb des Dorfes schnell gelungen, eine beträchtliche Truppenstärke, 16 Schwadronen schwerer Reiterei, 2 Bataillons

Garde und 10 Kanonen drang im Rücken der in und bei Ligny noch im heftigen Kampfe begriffenen Preußen gegen die Höhe zwischen Bry und Sombref hinan. Die Truppen, welche hier nöthig gewesen wären, fanden sich nach Saint-Amand nutzlos entsendet, die Gegend war völlig entblößt, der Zusammenhang der Schlachtordnung bedroht. Blücher sah die Gefahr, und raffte schleunig zusammen, was ihm an Truppen noch übrig war, die vorbehaltene Reiterei des ersten Heertheils war zur Hand, doch schon mannigfach geschwächt und gestört durch die Vorfälle des Tages; ein Uhlanenregiment warf sich muthig dem Feinde entgegen, mußte aber an dessen Ueberlegenheit scheitern. Da konnte Blücher nicht länger säumen, er bot sein eignes Haupt dem entscheidenden Augenblicke dar. Schnell setzte er sich an die Spitze eines neuen Angriffs, und stürmte mit seinen Reitern zum Einhauen auf die feindlichen Kürassiere; doch diese empfingen geschlossen den Anlauf, feuerten ihre Karabiner ab, und als die preußische Reiterei nach bedeutendem Verluste umkehrte, setzten sie ihr heftig nach. Blücher's Pferd, ein Schimmel, den ihm der Prinz-Regent von England geschenkt hatte, war durch einen tödtlichen Schuß in den Leib, das Pferd seines neben ihm reitenden Adjutanten Grafen von Nostitz in den Hals verwundet; als Blücher wahrnahm, daß sein Pferd, nachdem es eine Weile pfeilschnell fortgerannt, zusammenstürzen wollte, rief er im Bewußtsein der Feindesnähe: „Nostitz, nun bin ich verloren!" in demselben Augenblicke stürzte das Pferd nieder, und mit ihm Blücher, halb unter demselben betäubt am Wege liegend. Sogleich sprang Nostitz vom Pferde, stellte sich neben den Feldherrn, ließ das wilde Getümmel, erst der Preußen, dann der nachsetzenden Franzosen, vorüberjagen, und hielt sich, um unbeachtet zu bleiben, ruhig und unbeweglich, doch hatte er den Degen gezogen, um keinen Feind ungestraft Hand an den Feldherrn legen zu lassen. Schon war der Abend eingetreten, und ein beginnender Regen vermehrte die Dämmerung. Zum Glück sammelte sich die preußische Reiterei nochmals und warf die französische wiederum zurück. Zum zweitenmale sprengten, jetzt auf dem Rückwege, die französischen Kürassiere an Blücher

vorüber, ohne des Daliegenden zu achten, und die Preußen jagten verfolgend nach. Schnell hielt nunmehr Nostitz die vordersten von diesen an, sie halfen Blücher unter dem todten Pferde hervorziehen, ein Uhlane Namens Schneider gab das seinige, sie hoben den Feldherrn hinauf, und kaum war dies geschehen, als die Franzosen in verstärktem Anlauf abermals zurückkehrten, die preußischen Reiter eilig weichen mußten, und Blücher noch eben mit ihnen entkam. Eine Schaar geschlossenen Fußvolks nahm die Flüchtigen auf, und setzte dem Verfolgen ein Ziel. Blücher's Rettung hing an dem Augenblicke, da er durch Nostitz wieder auf's Pferd kam, unmittelbar darauf drang der Feind wieder vor, und blieb im Besitze des Bodens, der ihm einen Augenblick den unschätzbarsten Gewinn, doch glücklicherweise unerkannt und vergebens, getragen hatte! Als Blücher späterhin einmal im Einzelnen überdachte, was ihm persönlich in solchem Falle für ein Loos bevorgestanden hätte, wie er im schmachvollsten Triumphe, dem Volke zur Schau, nach Paris eingeführt worden wäre, schauderte er vor dem Bilde zurück, und rief: „Nostitz, da hätten Sie mir doch wohl eher das Leben genommen, als mich solcher Schmach Preis gegeben? Sagen Sie selbst, eh mich die Franzosen fortgeschleppt hätten, was hätten Sie gethan?" — „Was ich gethan hätte", erwiederte Nostitz, „das weiß ich nicht, aber ich weiß, was ich in solchem Falle hätte thun sollen." Während dieser Ereignisse war es dunkel geworden, der Feind entwickelte immer neue Streitkräfte, und die Preußen hatten schon ihren letzten Rückhalt im Gefecht. Wellington, selbst angegriffen, wie schon erwähnt, hatte die versprochene Hülfe nicht senden können, auch Bülow mit dem vierten preußischen Heertheile war ausgeblieben; die Schlacht war verloren, die Dörfer Saint-Amand und Ligny wurden nun dem Feinde ganz überlassen, und der Rückzug angetreten, nicht ohne große Verwirrung und vielfache Bedrängniß, alle Waffengattungen waren durch einander gemischt, die Reiterei großentheils aufgelöst, nur einige alte Regimenter Fußvolk hielten bei dem Abzuge vom Schlachtfelde geschlossen dem Feinde Stand, und wiesen seine Reiterangriffe tapfer zurück. Die Dunkelheit der Nacht entzog die

Preußen dem Feinde völlig, sie wurden bald nicht weiter verfolgt, ihre hartnäckige Ausdauer in dem wüthenden Kampfe hatte die Anstrengungen der Franzosen erschöpft. Die Schlacht von Ligny war von beiden Seiten mit heftigster Erbitterung und größtem Verluste gefochten worden. Die Preußen verloren an Todten und Verwundeten gegen 12,000 Mann, und ließen 21 Kanonen auf dem Schlachtfelde zurück; der Heertheil von Zieten hatte am meisten gelitten, und für sich allein seit Eröffnung der Feindseligkeiten über 13,000 Mann eingebüßt. Der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, eine ganze Division, die des Generals Girard, war bei Saint-Amand fast vernichtet worden. Gefangene wurden von keiner Seite gemacht, weder Preußen noch Franzosen wollten Schonung, selbst niedergestreckte Verwundete stritten noch gegen einander mit ihren letzten Kräften.

Schon bei Zeiten hatte Gneisenau, da Blücher in der Dunkelheit vermißt wurde, für den Rückzug die Richtung nordwärts auf Tilly angegeben, und die sämmtlichen Truppen bewegten sich dahin, die meisten noch in der Nacht, der Heertheil von Thielmann erst mit Anbruch des folgenden Tages. Nach kurzer Rast wurde der Rückzug nach Wavre fortgesetzt, wo die Truppen hinter Engwegen ihre Ordnung herstellen, und sich zu neuem Kampfe bereiten konnten. Dieser Rückzug nach Wavre störte alle Berechnungen Napoleon's; die Preußen mußten, seiner Erwartung nach, ostwärts gegen Namur zurückgehen, und dadurch ganz von Wellington getrennt werden, so aber kamen sie mit dessen Heer und mit ihrem eigenen Heertheile von Bülow nur um so schneller zusammen. In Blücher's Hauptquartiere wurden die erlittenen Nachtheile nicht überschätzt; sie gründeten sich auf keine wesentliche Ueberlegenheit des Gegners, sondern auf Umstände, deren Wirkung nur vorübergehend sein konnte. Das Ausbleiben der von Wellington zugesagten Hülfe erklärte sich durch das Treffen bei Quatre-Bras, wo während der Schlacht von Ligny alles, was von seinen Truppen vereint, und in der Eile noch zusammenzuraffen war, den hartnäckigsten Kampf gegen den Marschall Ney zu bestehen hatte. Mit äußerster Anstrengung und großem Verluste gelang es erst ganz spät

den heftigen Angriff zurückzuschlagen. Die verschiedenen Truppentheile waren zu weit aus einander verlegt, die Wege schwierig, Wellington hatte die Möglichkeiten nach der Kraft seines Willens überschätzt, erst in der Nacht konnte der größte Theil seiner Truppen ankommen. Bülow hatte durch Mißverständniß und Irrung einen Theil der Zeit verloren, war zu spät von Lüttich aufgebrochen, hatte den wiederholten Befehl Blücher's erst am 16. Vormittags in Hanut vorgefunden, und dann zwar seinen Marsch beschleunigt, traf aber erst in später Nacht mit ermüdeten Truppen in Gembloux ein, und ihm blieb nur übrig, den bei Ligny geschlagenen Heertheilen, zunächst dem Heertheile von Thielmann, der am 17. Morgens über Gembloux zog, in der Richtung nach Wavre sich anzuschließen. Blücher und seine Umgebung nahmen diese Zufälle hin, ohne sich im Ueberblicke des Ganzen dadurch zu verwirren, und er selbst war in seinem unerschrockenen Muthe durch den Verlust der ersten Schlacht und den ihn persönlich betroffenen schweren Sturz im mindesten nicht erschüttert. Sein Denken und Trachten ging sogleich wieder auf den Angriff. Noch in der Nacht, als Gneisenau zu ihm in die Bauerhütte eintrat, wo er unter ringsumher Schlafenden noch wach saß, sagte er scherzend: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern!" Sein eigner Zustand war indeß schlimm genug, die Seite war ihm von dem Sturze stark zerschlagen, er litt bedeutende Schmerzen, und konnte sich nur mit großer Beschwerlichkeit bewegen. Doch sein Kopf war frisch und sein Herz munter, und die Kraft und Thätigkeit seiner Umgebungen aufbietend, ließ er die kriegerischen Angelegenheiten durch sein persönliches Gehemmtsein nirgends leiden. Den Bericht an den König ordnete er selbst an. Der Verlust der Schlacht war dem Ausbleiben der Unterstützungen beizumessen; Blücher sagte dies in seinem Tagesbefehl vom 17. dem Heere zum Trost; aber den Truppen, die im Gefecht gewesen, hatte er manches vorzuwerfen; die Reiterei erhielt den Vorwurf, nicht überall mit gehöriger Kühnheit ausgehalten zu haben, und die Mahnung, diesen Fehl baldigst vor dem Feinde wieder gut zu machen; dem Geschütz wurde die Weisung ertheilt, mit mehr Entschlossen-

heit an den Feind heranzufahren, und ihm ausdauernder entgegenzuwirken; nur das altpreußische Fußvolk empfing Lob; am Schlusse hieß es: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen, wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.“ Die Truppen waren nicht das alte schlesische Heer, viele neuerrichtete, zum Theil aus erst erworbenen Ländern, waren den alten beigemischt; die Eile der Rüstungen, die Schnelligkeit der Bewegungen hatte nicht gestattet, sie durch gleichmäßige Kriegszucht zu verschmelzen; der aufregende Geist selbst, in welchem die Eiferer diesen Krieg geführt sehen wollten, führte manche Verwilderung herbei; selbst gegen absichtlichen Verrath mußte man auf seiner Hut sein; noch vor der Entscheidung der Schlacht hatten einzelne Haufen Feldflüchtiger sich rückwärts im Lande verbreitet, und die voreilige Nachricht einer gänzlichen Niederlage ausgesprengt; Blücher drohte streng solchen Unwürdigen, die noch im Heere sein könnten, die schimpflichste Züchtigung. Sein muthiger Sinn aber ging durch seine kernhaften Worte, durch sein trotziges Schelten und Mahnen, heilsam wirkend auf die Truppen über.

Wellington hatte zum 17. früh sein Heer bei Quatre-Bras zusammengezogen, und dachte den Feind diesen Tag in Gemeinschaft mit Blücher anzugreifen, von dessen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; seine Offiziere, die seine Vorschläge deßhalb an Blücher bringen sollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blücher's in der Nacht auf dieser Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blücher's nach Wavre, sah Wellington sich bei Quatre-Bras dem Angriffe der gesammten Macht Napoleon's ausgesetzt, und beschloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zusammenzustehen; ob dieser in der nächsten Zeit im Stande sein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüssel mußte dem Feinde überlassen werden. Jedoch schon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botschaft, worin derselbe zum neuen

Angriff nur so viel Zeit verlangte, als nöthig sei, seinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-Saint-Jean zurück, vorwärts von Brüssel, von dieser Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleon's zur Schlacht erwarten, so ließ er Blücher'n wissen, im Fall dieser versprechen könnte, mit zwei preußischen Heertheilen zur Unterstützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, sondern mit seinem ganzen Heere werde er am 18. über Saint-Lambert heranrücken, um an diesem Tage den Angriff Napoleon's mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. Daß Wellington anfänglich den Vorschlag gemacht habe, die Preußen sollten hinter seinem Heere weg sich auf die Straße von Nivelles ziehen, und den rechten Flügel der Schlachtordnung bilden, gerade so wie dies ehemals der Kronprinz von Schweden in den Tagen vor der Schlacht von Leipzig verlangt hatte, ist völlig ungegründet; seinem Sinne lag es fern, dem Mitkämpfer das Schwierigere oder Gefährlichere aufbürden zu wollen, seine feldherrliche Gesinnung war vielmehr zu jeder Verläugnung und Aufopferung bereit; hierin wetteiferte mit ihm Blücher, der gleichfalls willig jedes Schwerste auf sich nahm, und nur einzig sorgte, die Schlacht möchte verzögert, ein weiter Rückzug angeordnet werden. Zwischen den beiden Feldherren wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelman's, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet, und wandte

sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immerfort, der Boden war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getraidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-Saint-Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellington's ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-Saint-Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles und erstreckte sich in der Richtung von Braine-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Ver-

tiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von Soignes. Die sämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann stand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleon's bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete sein Heer auf der Anhöhe von Belle-alliance zum Angriff. Aber nur mühselig und langsam trafen auf durchweichtem Weg und Feld die Truppen ein; einzelne Regenschauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erschwerte jeden Fortschritt. Erst um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte sich links, der erste, unter dem General Drouet, rechts, von Belle-alliance gegen die englische Linie andringend; der sechste, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerst wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-sainte und das Dorf la Haye durch den Marschall Ney mit stärkstem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptstoß, weil der linke Flügel Wellington's der schwächere schien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuschneiden war, und auf dieser Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geschütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechselten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in stürmenden Angriffen hin und wieder, und zerstörte sich gegenseitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen wesentlichen Erfolg. Dieser Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzosen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdauernder Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye-sainte den Engländern entrissen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzosen unmöglich. Wellington, sein Heer mehrmals in Gefahr sehend durchbrochen zu werden, eilte persönlich

in das stärkste Feuer, zeigte sich den Truppen, und strengte alle Kräfte an, sich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entscheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen desselben schon in der Nähe, doch wurde dessen wirkliches Eintreffen auch schon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, sein Geschütz wirkte verheerend, seine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellington's erschöpften sich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erschiene, doch zeigte sich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, seinem Versprechen gemäß, am 18. Juni frühmorgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellington's zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch bestehend, ging links über Neuf=Cabarets und Saint=Lambert dem rechten Flügel Napoleon's in Seite und Rücken; der dritte Heertheil unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschiene, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übelzugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!" erhob sich, ließ sich ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fortregnen würde, sagte er: „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver." Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow,

der voranzog, und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten; in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte, und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Offiziere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleon's übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redet Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehen, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags zur Schlacht kommen. Aber erst nach 4 Uhr war endlich der schwierige Engweg von Saint-Lambert, über und

durch den Bach von Lasnes zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenseits ihre verdeckte Aufstellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf seiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt sie jedoch für wenig bedeutend und sandte nur an Grouchy den Befehl, seinen Angriff gegen das preußische Heer, welches er zu verfolgen beauftragt war, zu verstärken. Blücher aber, die Gefahr Wellington's erkennend, gab seinerseits, ohne sich lange zu besinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in diesem wichtigen Augenblicke jeder anderen Betrachtung vorziehen zu müssen, sein einzelnes Unternehmen konnte scheitern, da nur erst so wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entschieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungesäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des französischen rechten Flügels vor; sie zogen sich, nach Maßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweise erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange streitig blieb. Als die Preußen es wiederholt erstürmt hatten und es behaupteten, richteten die Franzosen ein mörderisches Feuer dorthin, und alles Geschütz war in Arbeit. Da sagte Blücher: „Recht gut, das ist die letzte Oelung, nun gehen sie auf die Reise." Napoleon hatte sofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erst als sie auf der Höhe von Saint-Lambert sichtbar wurden, ließ er gegen sie einige Regimenter seitwärts im Haken aufstellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geschützfeuer dem Heere Wellington's das Zeichen seiner ersehnten Ankunft, dieser Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuversicht, den Franzosen Staunen und Bestürzung. Jetzt schickte Napoleon den sechsten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entstand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die

Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß sandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weise rastlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend sichtbar emporragten: der Bach von Lasnes sollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf stand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marschall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und suche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, so konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwischen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, dasselbe Wort wie bei Hainau, vor ihm lag die Entscheidung des Tages und nicht anderswo, sagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen sollten im Vorrücken bleiben, erst wenn Napoleon geschlagen worden, dürften Unterstützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wissen, er habe dem Feinde nach Kräften zu widerstehen.

Auf Wellington's linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischer Seits im Hauptquartiere Wellington's befand, und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon frühmorgens die Gegend erkundet, und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, unter Wellington's voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blücher's Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf

den linken Flügel Wellington's von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellington's linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellington's immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die ersten Truppen Zieten's, durch Müffling's Angaben förderſamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er sieht die Truppen Blücher's immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellington's auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellt der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen zu diesem Kampfe, dem blutigsten des Tages.

Ganze Schaaren wurden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, giebt auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Die französische Garde, trotz ihres ungeheuren Verlustes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungestüm scheint nichts widerstehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stücke Geschütz in den Feind schmettern, und führt seinen Hauptangriff im Sturmschritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Belle-alliance zur Richtung nehmend, unaufhaltsam vorwärts. Diese Bewegung ist entscheidend, der Feind, auf dem Winkel seiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt aus beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen seines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, seine Reiterei zusammengebracht, und geht nun selbst wieder mit allen Kräften zum entschlossensten Angriff über. Er befiehlt seiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die französische Garde, dem allseitigen Sturm erliegend, geräth in Unordnung und flieht, 4 Bataillons, die am meisten vorgerückt sind, ziehen sich in Vierecken geschlossen nach Belle-alliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geschützfeuer Bülow's, sie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu, sich zu ergeben, aber: „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" schallt es aus ihrer Mitte; die Meisten fallen; Einige entkommen, gefangen werden nur Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußische Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert sich der Kampf bei Plancenois. Noch leistet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußische Heertheile sind im heißesten Gefecht, aber die Schlacht ist schon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für seine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des französischen Heeres ist entschieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geschütz und Fuhrwerk untermischt, drängen sich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war

schon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle alliance zusammentrafen, und sich gegenseitig als Sieger begrüßten. Diese Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier schönen Brautleute, welche sich hier niedergelassen; Blücher, der siegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach diesem Namen; Wellington nannte sie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartiere, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-Saint-Jean; welcher dieser Namen in der Folge vorherrschend bestehen wird, ist noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweise gebühre, darüber ist viel gestritten worden; in Betreff Blücher's dünkt uns der Streit unnütz; wem sie zugesprochen, wie sie vertheilt werden möge, immer wird wahr und fest bestehen, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Belle-alliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellington's hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdies nur Verwirrung; man kam deßhalb überein, Wel-

lington sollte, nach fürerst höchstnöthiger kurzen Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleons und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfelde stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderem Fuhrwerk noch gerettet worden; alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleons eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und anderer Besitz, verblieb den Soldaten, den Wagen Napoleons, seinen Kaiserlichen Mantel, sein Fernglas, nahm Blücher an sich, auch den Hut, dessen er sich wegen des angenehmen weichen Filzes, als Schlafmütze bediente, wenn er im Wagen saß und schlummerte; den Degen und die Ordenssterne Napoleons sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört; wo im Getraide sich ein Trupp lagern, in Gebäuden und Höfen sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell, und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzuschneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher selbst blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lagen

sechs schwerverwundete Franzosen, die man fortschaffen wollte, doch er litt nicht, daß sie um seinetwillen gestört wurden, sondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zustand gestattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König gesammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an sein Heer anfertigen: „Brave Offiziers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert, die erste war unglücklich, und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick tratet ihr mit Entschlossenheit, 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abentheurer, oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst, der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein, und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch, aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich darauf

wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen! Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." An Schwarzenberg schrieb er eigenhändig: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die Bonaparte'sche Geschichte ist nun wohl vorbei. Das Detaillirte wird erfolgen. La belle Alliance, den 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern; die Anstrengung war zu groß. Blücher." — Am 19. Vormittags erhob sich Blücher von seinem Lager, und sah seine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, so wie sie nahe kam, rief ihm ein siegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichem Grüßen erwiederte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Gosselies, von wo er den Obersten von Thile mit dem ausführlichen Berichte von den stattgehabten Ereignissen an den König absandte; an die Hauptstadt schickte er die Botschaft seines Sieges durch den Lieutenant Nernst, einen der Freiwilligen von Berlin, der seinem Hauptquartiere zugetheilt war. „Sie haben eine junge Frau zu Hause", sagte Blücher zu ihm, „die wird die Nachricht gern von Ihnen hören!" Am 20. kam das Hauptquartier nach Merbes-le-Chateau, von wo Blücher noch einen Amtsbericht über die Schlachten von Ligny und Belle alliance ausgehen ließ, und am Tage darauf, vor dem Einrücken in Frankreich, folgenden Abschied an die Niederländer in französischer Sprache der Bekanntmachung übergab: „An die braven Belgier. Indem mein Heer den Fuß auf französisches Gebiet setzt, können wir das eure, brave Belgier, nicht verlassen, ohne euch unser Lebewohl zuzurufen, und euch zu danken für die Gastfreundschaft, mit der ihr unsre Soldaten aufgenommen habt. Wir haben

eure Tugenden kennen gelernt. Ihr seid ein wackres, treues und edles Volk. Durch Unregelmäßigkeit in der Dienstverwaltung des Proviantwesens seid ihr zum Theil durch mein Heer hart bedrückt worden, und dennoch habt ihr mit Gutmüthigkeit oft das Härteste getragen. Dieser Zustand der Dinge hat mein Mitleid tief erregt, aber es lag außer den Gränzen meiner Macht, eine Abänderung zu bewirken. In der vermeintlichen Stunde der Gefahr waren wir zu eurer Hülfe herbei gerufen und geeilt, und so viel Wochen mußten wir wider unsern Willen bei euch so lange verharren, bis der Kampf beginnen sollte, den wir selbst gern früher eröffnet hätten. Unser Aufenthalt hat euch viel gekostet, wir haben aber mit unserem Blute gelöst, was wir an Dank euch schuldig geworden, und eine gerechte Regierung wird dem Einzelnen durch den Beitrag Aller ersetzen, was er durch übermäßige Belastung vor Andern litt. Lebt wohl, brave Belgier! Nimmermehr werden wir eure Gutmüthigkeit und eure gastfreundliche Aufnahme vergessen. Möge der Gott des Friedens euer schönes Land künftighin lange vor dem Ungemach des Krieges schützen, und ihr so glücklich sein, als ihr es verdient. Lebt wohl! Merbes-le-Chateau, am 21. Juni 1815. Der Feldmarschall Fürst Blücher."

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Sambre konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellington's hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete,

15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelösten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Sambre gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelort; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Sambre schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil, und sogar über die Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleons verlorener Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daselbst am 20. von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blücher's nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dinant und Givet, und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eignen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit: geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In diese Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen

Kampfe, unaufhörlich vorwärts zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als Sieger mit allen Entbehrungen der Besiegten ringend! Solch stürmischer Lauf der Ereignisse hat seine nothwendigen Uebelstände. — Weniger wild war die Bahn Wellington's, sein Heer zog nicht die Straße der eigentlichen Verfolgung, eine genaue, durch alle Mittel stets reichlich unterstützte Fürsorge ließ der Zügellosigkeit keinen Vorwand, die eiserne Strenge der Kriegszucht waltete unbedingt. Ueber Binch und Malplaquet war Wellington am 22. Juni nach Cateau-Cambresis vorgerückt, Blücher über Merbes-le-Chateau und Noyelle-sur-Sambre nach Catillon-sur-Sambre, und an letzterem Orte hatten beide Feldherren, während die Truppen rasteten, am 23. eine Zusammenkunft, um die weitere Kriegsführung zu verabreden. Blücher drang darauf, daß beide Heere unverzüglich gegen Paris vorrücken sollten, und zwar auf dem rechten Ufer der Oise, während der Feind, der sich bei Laon und Soissons wieder sammelte, durch preußische Reiterei, die sich für den Vortrab des ganzen Heeres auszugeben hätte, hingehalten bliebe, und durch niederländische Reiterei, die in angestrengten Märschen über Pontoise vorgehen sollte, im Rücken beunruhigt würde. Zugleich wurde die Berennung und der Angriff der zahlreichen Festungen verabredet und angeordnet. Zieten hatte bereits Avesnes, wo große Pulvervorräthe durch eine Granate angezündet worden, eingenommen, und rückte nun gegen Guise; Pirch erhielt den Auftrag die Festungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet anzugreifen; Kleist wurde beordert, von Trier vorzurücken und die Festungen der Maas bis Mezieres einzuschließen. Am 24. in Henappes empfing Blücher ein Schreiben des Generals Morand, der die Nachhut der wieder zusammengerafften französischen Truppen befehligte, und auf den Grund der inzwischen zu Paris stattgehabten Thronentsagung Napoleons einen Waffenstillstand vorschlug, den aber Blücher, dieser Nachricht mißtrauend, ablehnte, es sei denn, daß Napoleon selbst und einige Festungen zur Sicherheit den Verbündeten überliefert würden. Er setzte seinen Zug unaufhaltsam fort, nahm den 25. sein

Hauptquartier in Saint=Quentin, den 26. in Genvry bei Noyon und den 27. in Compiegne.

Hier kam er um einige Stunden dem Feinde zuvor, der, durch das rasche Vordringen der Preußen in seiner linken Flanke überflügelt, von Laon und Soissons schnell zurückeilte, um Paris zu vertheidigen. Die Heertheile von Zieten und Thielmann gingen durch Compiegne links gegen diese im Rückzuge begriffene Truppenstärke, deren Nachhut von Zieten am 28. bei Villers=Cotterets erreicht und geschlagen wurde, wobei sie 14 Kanonen einbüßte. Inzwischen war der Heertheil von Bülow über Verberie und Pont=Saint=Maxence vorausgeeilt, schnitt dem geschlagenen Feinde bei Dammartin den nächsten Weg nach Paris ab, nahm ihm gegen 1000 Gefangene, und zwang ihn, links den Umweg über Meaux zu nehmen; die Gefangenen waren von den Truppen Grouchy's, der bei Soissons zu den Trümmern des Heeres gestoßen war, und der Sache der Franzosen durch seine frischen Streitkräfte eine kaum noch erwartete Hülfe brachte. Unaufhörlich vorwärts strebend, und zwei Märsche vor Wellington voraus, stand Blücher mit seinem Heere, das, nach so großen Verlusten und Anstrengungen, und nachdem der Heertheil von Pirch und andere Entsendungen zurückgeblieben, etwa noch 60,000 Mann stark war, am 29. vor den Linien, welche Napoleon zwischen Saint=Denis und Vincennes um Paris her mit allem Fleiße hatte befestigen lassen; sie waren mit zahlreichem Geschütz besetzt, und durch mehr als 60,000 Mann vertheidigt, welche theils durch Grouchy zurückgebracht, theils von der Loire herangekommen waren, eine Zahl von 40,000 Nationalgarden konnte zur Mitvertheidigung aufgeboten werden. Napoleon indeß hatte wirklich, durch die Umstände gezwungen, dem Throne zu Gunsten seines Sohnes entsagt, und war am 29. von Paris nach Malmaison abgegangen.

Die eingesetzten Regierungsverweser hatten den Marschall Davoust zum Oberbefehlshaber der Truppen ernannt, und sogleich Friedensverhandlungen eingeleitet. Schon früher waren Bevollmächtigte in Laon eingetroffen, wohin Blücher auf ihr Ansuchen seinen Adjutanten den Grafen von Nostitz

sandte, allein es war unmöglich, sich über die Bedingungen eines vorläufigen Abkommens zu vereinigen, und die Bevollmächtigten wurden an die verbündeten Herrscher selbst verwiesen. Jetzt versuchte auch Davoust einen Waffenstillstand zu erlangen, und erließ aus dem Hauptquartiere la Valette am 30. an Blücher ein Schreiben, worin er versicherte, daß die verbündeten Mächte bereits erklärt hätten, durch Napoleons Thronentsagung sei die Ursache des Krieges hinweggeräumt, ein Waffenstillstand sei bereits mit den Oesterreichern abgeschlossen, Blücher würde vor der ganzen Welt eine große Verantwortung auf sich laden, wenn er nicht auch seinerseits zur Einstellung der Feindseligkeiten die Hand böte; übrigens führte Davoust eine Sprache, die sowohl seiner eignen Kriegsehre, als der des Feindes entsprechen sollte. Nicht aber auf gleiche Weise nahm Blücher das Verhältniß, er wollte dem Feinde wenig Ehrenwerthes zugestehen, und ihm nicht gern Höflichkeit erweisen. Rauh und hart schrieb er Folgendes zur Antwort: „Mein Herr Marschall! Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört, weil Napoleon dem Thron entsagt habe; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein Napoleon, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Thron aus. Wenn der General Frimont sich berechtigt geglaubt hat, einen Waffenstillstand mit dem ihm gegenüberstehenden feindlichen General zu schließen, so ist das kein Beweggrund für uns, ein Gleiches zu thun. Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt in's Verderben; denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen würde. Wollen Sie die Verwünschungen von Paris eben so wie die von Hamburg auf sich laden? Wir wollen in Paris einrücken um die rechtlichen Leute in Schutz zu nehmen gegen die Plünderung, die ihnen von Seiten des Pöbels droht. Nur in Paris kann ein zuverlässiger Waffenstillstand Statt haben. Sie

wollen, Herr Marschall, dieses unser Verhältniß zu Ihrer Nation nicht verkennen. Ich mache Ihnen, Herr Marschall, übrigens bemerklich, daß, wenn Sie mit uns unterhandeln wollen, es sonderbar ist, daß Sie unsere mit Briefen und Aufträgen gesendeten Offiziere gegen das Völkerrecht zurückhalten. In den gewöhnlichen Formen übereinkömmlicher Höflichkeit habe ich die Ehre mich zu nennen, Herr Marschall, Ihr dienstwilliger Diener (Unterzeichnet:) Blücher." Dieser Brief wurde in deutscher Sprache übergeben, und dies allein schon galt den Franzosen für eine Grobheit, die jede bisherige Ueblichkeit mit Absicht aus den Augen setzen wolle. Ihre Versuche bei Wellington scheiterten ebenfalls, doch wußte dieser mit staatskluger Artigkeit ihre Anträge zu beseitigen. Zwischen den Ansichten und Stimmungen beider Feldherren zeigte sich in Bezug auf Frankreich überhaupt ein wesentlicher Unterschied. Blücher sah die Franzosen als Feinde an, und daß sie wieder bonapartisch geworden, galt ihm als ein willkommener Grund, sie zu bekämpfen, zu demüthigen, ihr Land wo möglich zu verkleinern; nichts war ihm ungelegener als eine Dazwischenkunft der Bourbons, welche durch ihren Namen sogleich wieder das Volk und Land in Schutz und Obhut nehmen und den Lauf der Vergeltungen hemmen mußten; aus diesem Grunde war er der bourbonischen Sache sogar abgeneigt, und wollte das Volk lieber in seinen Freiheitstrieben schalten lassen, wobei die Sache der Verbündeten nur gewinnen zu können schien; diese Ansicht wurde von vielfachen Stimmen und Meinungen unterstützt, auch von solchen, welchen es zumeist um jene Freiheitstriebe zu thun war. Wellington hingegen, obwohl eben die großbritannische Regierung ausdrücklich, und abweichend von den andern, erklärt hatte, daß bei dem Kriege nicht gerade die Wiedereinsetzung der Bourbons ihr Ziel sei, war nach dem Einrücken in Frankreich sogleich bemüht, unter dem Schutze des englischen Heeres den König Ludwig den Achtzehnten zurückzuführen, welches allerdings die nächste und richtigste Lösung dieser seltsamen Kriegsverwirrung dünken mußte. Wellington zögerte darum absichtlich, um der Hauptstadt, den Regierungsbehörden und dem Heere die nöthige Zeit zu lassen, sich dem rück-

kehrenden Könige zu unterwerfen; Blücher hingegen eilte, die noch Widerstrebenden zunächst der Gewalt und dem Eroberungsrechte der Verbündeten zu unterwerfen.

In diesem Antriebe nahm Blücher, nach einer mit Wellington am 30. in Gonesse gehabten Zusammenkunft, da der Angriff der wohlvertheidigten Linien von Paris auf dieser Seite keineswegs thunlich erschien, mit seinem Heere freiwillig den rechten Flügel der gemeinsamen Schlachtordnung ein, und zog mit den Heertheilen von Thielmann und Zieten über die Brücke von Saint-Germain, die er noch zur rechten Zeit, ehe der Feind sie zerstören konnte, in seine Gewalt gebracht, auf das linke Ufer der Seine, um die Hauptstadt von dieser Seite zu bedrängen, und ihr die Zufuhr von Lebensmitteln aus der Normandie abzuschneiden, wodurch sie baldigst zur Uebergabe genöthigt sein mußte, da fast gleichzeitig ihr auch die Seite von der Marne her durch die ankommenden Vortruppen der Baiern und Russen verschlossen wurde. Blücher setzte durch diese kühne Bewegung allerdings das preußische Heer in Gefahr; besonders am 1. Juli, als nur erst der Heertheil von Thielmann auf das linke Ufer der Seine übergegangen war, Zieten noch auf dem rechten Ufer weilte, und Bülow, nachdem er vor den Linien von Saint-Denis seine Ablösung durch Wellington's Truppen abgewartet, erst in der Nacht bei Saint-Germain eintraf; auch hatte Napoleon in Malmaison kaum diese Trennung der verbündeten Heere vernommen, als er, gereizt von der Gelegenheit, sich nochmals der Befehlführung der französischen Truppen unterziehen wollte, um jene für ihre Dreistigkeit zu bestrafen, sie zu vernichten, und nachdem er so die Hauptstadt gerettet, sein Amt wieder aufzugeben. Wäre die oberste Regierungsbehörde in Paris auf dieses Anerbieten eingegangen, so hätte Blücher ohne Zweifel eine starke Prüfung zu bestehen gehabt, vielleicht aber auch diese durch neue Kühnheit und raschen Entschluß in neuen Sieg verwandelt. Während jedoch größeres Unglück abgewendet blieb, erfuhren 2 preußische Husarenregimenter, welche nach Versailles vorgesandt worden, dort den Unfall, durch die Nationalgarde aus den Häusern hervor, durch den französischen General Excelmans von vorn, und im

Rücken durch einen beträchtlichen Hinterhalt von Roquencourt her, zugleich angegriffen zu werden, und im unvorhergesehenen Kampfe gegen die Uebermacht einen sehr bedeutenden Verlust zu erleiden. Blücher indeß ließ durch nichts in seinem kriegerischen Vorwärtsdringen sich aufhalten. Am 2. Juli rückte der Heertheil von Thielmann über Versailles nach Plessis=Piquet, der Heertheil von Zieten über Sevres nach Meudon; Bülow blieb als Rückhalt in Versailles stehen. Der Feind wurde zurückgetrieben, und Issy besetzt. Dieses Dorf suchten die Franzosen am 3. wiederzunehmen, und rückten von Paris und Montrouge mit bedeutender Stärke heran, ihr heftiger Angriff wurde jedoch in einem hartnäckigen Gefechte zurückgeschlagen, worauf sie sich nach Vaugirard zogen. Inzwischen hatten die Regierungsverweser in Paris, welche den Boden unter sich schwanken fühlten, und für die Verwirrung, in welcher Frankreich sich befand, keinen anderen Ausweg sahen, den Marschall Davoust wiederholt beschickt, er möchte schleunigst und um jeden Preis einen Waffenstillstand abschließen. Carnot, eines der fünf Mitglieder jener obersten Staatsbehörde, ein trotziger, unbiegsamer Karakter, hatte gleichfalls diese Nothwendigkeit erkannt, und dabei gerathen, sich lieber an die brutale Offenheit Blücher's, als an die ausweichende Artigkeit Wellington's zu wenden. Dies geschah, ein französischer General erschien als Unterhändler, und kündigte an, Paris wolle sich auf Bedingungen ergeben. Blücher nahm mit Wellington, der auf seine Einladung sich nach Saint=Cloud begab, die nöthige Rücksprache, und beide Feldherren kamen überein, die Bedingungen so zu stellen, daß das französische Heer in eine Lage versetzt würde, in welcher dasselbe weder den verbündeten Heeren schädlich, noch auf die französische Regierungsgewalt, deren Sitz in Paris zu bleiben hätte, von Einfluß sein könnte, und daß den bevorstehenden Entscheidungen der verbündeten Herrscher selbst auf alle Weise freie Hand bliebe. Die französischen Abgeordneten trafen in Saint=Cloud ein, der Baron Bignon, Verweser der auswärtigen Angelegenheiten, der General Guilleminot, dem Generalstabe des Heeres vorgesetzt, und der Graf Bondy, Präfekt des Departements der Seine. Blücher hatte sich

vorgenommen, diesmal mit den Franzosen recht derb zu verfahren, und alle Manieren, in welchen sie immer ihren Vortheil zu finden wußten, geflissentlich zu durchbrechen, sie sollten fühlen, daß sie als Besiegte vor dem Sieger stünden. Erst mußten sie im Vorzimmer lange warten; als ihre Geduld genugsam auf die Probe gestellt schien, durften sie endlich hereinkommen, sie fanden Blücher'n sitzend, wie er seine Pfeife rauchte, und den Dampf gleichgültig vor sich hin blies, er erlaubte ihnen dann ihre Sache vorzutragen, und ließ sich den Inhalt ihrer Worte in der Kürze dollmetschen. Als unter den Abgeordneten selbst über einige Punkte sich eine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, und besonders über das Zurückgehen des französischen Heeres hinter die Loire ein lebhafter Wortwechsel unter ihnen entstand, wurde Blücher'n das viele unverständliche und nutzlose Parliren zu arg, zornig stand er auf, trat mit brennender Pfeife zwischen die Streitenden, und gebot Ruhe; dann sagte er kurz, die Feindseligkeiten sollten sogleich wieder losgehen, wenn seine Forderung nicht auf der Stelle angenommen würde, und nun blieb den Abgeordneten nur übrig, in den Rückzug hinter die Loire einstimmig zu willigen. Als sie noch bedingen wollten, daß Paris, wie das vorige Jahr, von Einquartierung befreit bliebe, sagte Blücher: „Die Franzosen haben Jahre lang in Berlin recht angenehm logirt, es soll kein Preuße, der mir hieher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben.“ Als jene weitere Einwendungen machen wollten, hieß er sie schweigen, es sei genug. Anstatt ihnen, wie sie es verlangten, Sicherheit für das Museum zu gewähren, kündigte er ihnen an, sie müßten herausgeben, was sie zusammengeraubt, es solle diesmal nicht gehen, wie das vorigemal. Nachdem so die Hauptpunkte mündlich und kurz abgethan waren, übertrug Blücher dem General von Müffling die völlige Ausführung der Sache; er rief ihn beiseit, und hob mit einer Art von Feierlichkeit an: „Es sind beinahe neun Jahr, daß wir ein schlechtes Geschäft bei Lübeck machten, und Sie hatten damals den schwierigen Auftrag die Konvention zu schließen; besorgen Sie heute das Geschäft wieder, es wird Ihnen diesmal leichter

werden.“ Noch am nämlichen Tage wurde der förmliche Vertrag französischerseits von den genannten Bevollmächtigten, und preußischer- und englischerseits von dem General von Müffling und dem Obersten Hervey in 18 Artikeln abgeschlossen, unterzeichnet, und von den Oberbefehlshabern genehmigt.

Während die französische Kriegsmacht die Hauptstadt räumte, und sich, dem Vertrage gemäß, hinter die Loire zog, hielt Blücher sein Heer in schlagfertiger Stellung; endlich am 7. Juli rückte der erste Heertheil der Preußen in Paris ein, und später folgten der dritte und vierte nach. Aus seinem Hauptquartiere Meudon erließ Blücher einen Tagesbefehl, der den Truppen zwar Ernst und Kälte gegen die sämmtlichen Franzosen, aber auch ein menschliches und bescheidenes Betragen vorschrieb, und jede muthwillige Beleidigung streng untersagte, besonders aber auf Herstellung der Zucht und Ordnung drang, und zur besseren Handhabung derselben in den zurückliegenden Landstrichen drei Reiterregimenter aufbrechen hieß. Nach dem Einzuge in Paris nahm Blücher sein Hauptquartier in Saint-Cloud. Er und Wellington in Gemeinschaft bestellten den General von Müffling als Gouverneur von Paris; dieser ließ die wichtigsten Plätze und Brücken mit Truppen und Geschütz gehörig besetzen, und traf alle sonstigen Anordnungen der Sicherheit und Ruhe. Preußischerseits wurde der Oberst von Pfuel, englischerseits der Oberst Barnard, jede für eine der beiden durch die Seine getrennten Stadthälften, zu Kommandanten ernannt. Noch stand Blücher als Kriegsgebieter unbeschränkt in voller Macht, und er säumte nicht, dieselbe in ihrem ganzen Umfange zu gebrauchen. Die Verwaltung der von den Preußen besetzten französischen Landestheile, und die gute, reichliche Verpflegung der Truppen, übertrug er dem Generalintendanten von Ribbentrop, und ertheilte die Vorschriften, nach welchen beide geführt werden sollten. Der Stadt Paris legte er eine Kriegssteuer von 100 Millionen Franken auf; die Besitzungen der Anhänger Bonaparte's ließ er, soweit sie innerhalb des preußischen Bereiches lagen, vorläufig einziehen, um sie späterhin zum Verkaufe zu bringen, dieses Loos sollte

mehr als 200 sogenannte Bonapartisten treffen, deren Namen freilich nur nach einem sehr unzureichenden Gutdünken zusammengebracht waren. Dem Heere, welches im Feldzuge von Belle alliance gefochten, wirkte er einen zweimonatlichen Sold als Belohnung aus. Was die Franzosen besonders erschreckte, war der schnelle Anfang zur Ausräumung des Museums, ein strenger Befehl Blücher's beauftragte zur Wegnahme alles dessen, was an Kunstschätzen sich daselbst aus deutschen Ländern vorfand. Noch heftiger wurden die Pariser durch die Nachricht aufgereizt, Blücher wolle die eherne Siegessäule auf dem Platze Vendome zertrümmern, und die Brücke von Jena sprengen. Zu dem letzteren wurde bereits Anstalt gemacht, als die bekümmerten Franzosen alle Mittel des Einflusses und der Verwendung in Bewegung setzten, um die Ausführung dieser nach ihrer Meinung allzu großen Gewaltthat zu hintertreiben. In der That schien die Sache dem Uebergabsvertrage nicht gemäß, und der General von Zieten war dieser Meinung, Blücher jedoch und besonders Gneisenau, dann Grolman, Pfuel und Andere, ganz der entgegengesetzten, welche der Widerspruch nur erbitterte. Schon gleich beim Eindringen der siegreichen Heere nach Frankreich, hatte der Graf von der Golz, ehemals Blücher's Adjutant und jetzt preußischer Gesandter bei dem Könige von Frankreich, an seinen alten Feldherrn einen Brief geschrieben, worin er demselben die möglichste Schonung für Land und Volk, als die nun wieder dem Könige Ludwig dem Achtzehnten gehören würden, an's Herz legte; Blücher aber hatte darauf sehr kurz und schnöde geantwortet, ungefähr mit den Worten des alten Dessauers, als dieser gegen Kesselsdorf anrückte. Doch Graf von der Golz, unabgeschreckt, ergriff jetzt, als die Brücke von Jena gesprengt werden sollte, wiederum die Feder, und bat im Namen des Fürsten von Talleyrand um die Erhaltung der Brücke. Diesmal schrieb Blücher selbst: „Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Euer Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mich recht lieb sein würde, wenn Herr Talleyrand sich vorher draufsetzte, welches ich Euer Hochgeboren bitte, ihn wissen zu lassen.“ Den durch Gneisenau am 7. und 9. Juli dieserhalb aus dem

Hauptquartiere zu Saint-Cloud an den General von Zieten nach Paris ergangenen sehr bestimmten Befehlen, ließ Blücher selbst, in Sorgen, daß die vielfachen Verwendungen bei dem Könige von Preußen, der am 10. Juli erwartet wurde, doch Eingang finden könnten, oder daß Zieten's Ungeneigtheit durch Wellington's Ansehen bestärkt würde, folgende nachdrücklicheren Worte noch am 9. folgen: „Euer Exzellenz wollen sich auf keine Weise, durch niemand, wer es auch sei, von der Sprengung der Brücke von Jena abhalten lassen, indem ich Ihnen nochmals den bestimmten Befehl dazu wiederhole. Sind die Anstalten so weit, daß die Brücke gesprengt werden kann, so soll es sogleich geschehen, und der General von Bülow benachrichtigt werden, daß er seinen Einzug über die nächste Brücke nimmt. Ich empfehle Euer Exzellenz nochmals die Beschleunigung der Sprengung. Blücher." Und nochmals am 10. Vormittags um 10 Uhr: „Euer Exzellenz wollen die Sprengung der Brücke von Jena mit größter Thätigkeit fortsetzen, damit dieses zu unserer Beschimpfung errichtete Denkmal baldigst vernichtet werde. Euer Exzellenz wollen in dieser Hinsicht allen Einwendungen, selbst von englischer Seite gar kein Gehör geben, und nur dahin streben, diese Arbeit in kürzester Zeit zu beendigen. Blücher." Die Sache sollte vor dem Eintreffen des Königs abgethan sein, und daher kein Säumen statthaft. Die Eile jedoch wurde schädlich, oder diente der vielleicht absichtlichen Nachlässigkeit zur Decke, es geschah ein Sprengungsversuch, allein er verunglückte, das Pulver verplatzte in die Luft, und die Brücke wurde nur wenig beschädigt. Die Ankunft des Königs von Preußen erfolgte unmittelbar darauf, und that allem weiteren Verfahren Einhalt, zum großen Verdrusse Blücher's, der über die ungeschickten Maßregeln, die man genommen hatte, heftig schalt.

Durch die Ankunft der verbündeten Herrscher, des Königs von Frankreich selbst, der ersten Minister und anderer Staatsbeamten, gewannen die öffentlichen Verhältnisse bald wieder eine geordnete Richtung und übereinstimmende Behandlung. Die Staatskunst suchte die durch Einbruch, Umsturz, Abfall, Verrath, Niederlage und Rückkehr vielfach zerrütteten An-

gelegenheiten wieder zum Frieden zu lenken, und die gebieterische Kriegsgewalt mußte in ihre Schranken zurücktreten. In der That war die ganze Lage binnen wenigen Tagen alsbald sehr verändert. Die Schlacht von Belleallianee, durch welche Preußen und Engländer allein, bevor noch die Heere Rußlands und Oesterreichs auf dem Kampfplatze anlangten, den Krieg entschieden hatten, war ein Werk, dem die Bewunderung und Dankbarkeit von ganz Europa sich staunend beugte. Die Schnelligkeit, mit welcher insonderheit Blücher das Vorrücken auf Paris und die Einnahme der Hauptstadt betrieben hatte, entzog gewissermaßen dem Rathschlusse der Verbündeten die Begebenheiten, welche sich nun von selbst, und zum Theil gegen die genommenen Verabredungen, fügten. Jetzt rückten indeß die Heere der sämmtlichen Verbündeten in Frankreich nach, und der Antheil an den Ergebnissen bestimmte sich für die Mächte nach anderem Maße, als dem der ausgeführten Waffenthaten, wiewohl deren Ehrenvorzug immer dankbar anerkannt blieb. In der allgemeinen, heftigen Aufregung, welche im Tumult so großer Anstrengungen und Begebenheiten die Gemüther ergriffen hatte, wurde die ursprüngliche Stellung dieser Verhältnisse häufig übersehen, die Eiferer wollten ausschließliche, unbedingte Ergebnisse, deren Forderung sich unter dem Namen der öffentlichen Meinung oft mächtig geltend machte, und deren Gewährung doch von einer Seite allein niemals durchgesetzt, von allen zusammen aber kaum gewollt werden konnte.

In diesem Zwiespalte der Meinungen und Verhältnisse war auch Blücher schnell wieder zu vielfachem Mißvergnügen gebracht. Bei einem großen Gastmahle, welches Wellington den in Paris anwesenden höchsten Ministern, Generalen und Abgesandten der verbündeten Mächte gab, saß Blücher zwischen Wellington und Lord Castlereagh, mit welchen die Unterhaltung, bei dem Mangel gegenseitigen Sprachverständnisses, durch einzelne Worte und mancherlei lebhaftes und trauliches Bezeigen noch munter genug ausfiel. Manche Toasts waren schon mit großem Beifall gesprochen worden. Da erhob sich endlich auch Blücher. „Na Castlereagh“, sagte er, „jetzt will ich euch auch einmal was ausbringen“, und

indem alle Anwesenden erwartungsvoll aufmerkten, sprach er den kräftigen, durch die Umstände nur allzubeziehungsreichen Trinkspruch aus: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden.“ Die anwesenden Engländer vor Allen freuten sich laut des willkommenen Wortes, das in ganz England mit Jubel wiederholt, und noch in der Folge nur immer als Blücher's Toast bezeichnet wurde. Seine Aeußerungen nahmen aber oft eine viel herbere Tonart an; er glaubte sich um so mehr berechtigt, seinem leichterregten Unmuthe nachzugeben, als immer lebhafter anerkannt und ausgesprochen wurde, daß es sein Werk und seine That sei, durch welche dieser Standpunkt der Entscheidungen gewonnen worden. So empfing er von der Gnade des Königs unter dem 26. Juli einen für ihn allein gestifteten Ordensstern des eisernen Kreuzes mit goldenen Strahlen, damit sein Verdienst auch durch äußeres Zeichen als einzig dargestellt wäre. Gneisenau, dem nach ihm der größte Antheil an den großen Waffenerfolgen beigelegt wurde, erhielt den schwarzen Adlerorden und die Beförderung zum General der Infanterie, Blücher'n zur äußersten Befriedigung. Die Aufhebung aber mehrerer von ihm angeordneten Maßregeln, deren Gegenstände doch der Befugniß des Feldherrn wenig angehörten, wurde ihm zu solchem Verdruß, daß er sogar daran dachte, die Befehlführung niederzulegen. Wenn dieses auch nicht geschah, so machte er doch durch wilde Worte und grausames Schelten seinem Zorne Luft, und mancher sonst gefeierte Namen wurde durch ihn mit schlimmer Rede beschmitzt, oft auch die Person selbst, wenn die Gelegenheit es gerade wollte, die er nicht eben suchte, aber auch im geringsten nicht mied. Gegen die Diplomaten hegte er besonders ein Arg, diese Leute, meinte er, wären in der Welt zu gar nichts nütze, wollten nur immer gut essen und trinken, und das sei gewöhnlich noch das Beste von dem was sie thäten. Als er überzeugt war, man würde abermals einen für Frankreich allzugünstigen Frieden machen, und dadurch den Grund zu neuem baldigen Kriege zurücklassen, sagte er zu dem Fürsten von Hardenberg mit Nachdruck: „Ich wollte nur, daß ihr

Herren von der Feder einmal nur ein etwas scharfes Plänklerfeuer aushalten müßtet, damit ihr doch erführet, was das heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht!" Er wollte nicht in Paris wohnen, sondern behielt sein Hauptquartier in Saint-Cloud, wo er sich auf Napoleons Kaiserlichem Schlosse eingelagert hatte, und allen Prunk des gestürzten Herrschers mit besonderem Behagen in der Kriegsgewalt der Preußen sah. Das berühmte Bild Napoleons, ihn zu Pferde an der Spitze des Heerzuges über die Alpen vorstellend, von dem großen Meister David gemahlt, ließ Blücher einpacken, um dasselbe als ein Andenken in die Heimath zu bringen, deßgleichen eine Sammlung trefflicher Bilder der bonapartischen Familie. Mehrere Offiziere wünschten als Andenken ein oder das andere Buch aus Napoleons Handbibliothek sich anzueignen, aber niemand wagte eigenmächtig zu nehmen, es entstanden sogar Zweifel, ob es überhaupt geschehen dürfe, und Blücher wurde gefragt; „Bücher?" sagte dieser scherzend, „die stehen ja in Reih und Glied, und sind alle kriegsgefangen; davon nehmt euch nur Andenkens, in Gottesnamen!" Wahrlich diese Kleinigkeiten, wobei man noch sich Wunder was zu unterstehen meinte, waren weit entfernt, auch nur das geringste Bild von Wiedervergeltung zu geben, deren die Franzosen wohl Ursache gehabt hätten gewärtig zu sein!

Durch das allmählige Heranrücken der sämmtlichen verbündeten Heeresmacht wurden neue Einrichtungen nöthig, um die Truppen, da das Friedensgeschäft noch nicht so schnell abgethan werden konnte, unterdessen in weitere Quartiere zu verlegen. Paris blieb von Preußen, Engländern und Oesterreichern besetzt; die Hauptmacht der Preußen aber, durch nachgerückte Heertheile beträchtlich vermehrt, dehnte sich nordwärts und westwärts in der Normandie und Bretagne aus. Blücher's Hauptquartier war eine Zeitlang in Rambouillet, dann in Chartres, darauf in Caen; er nahm überall fleißig die Truppen in Augenschein. Als ein Zeichen des eignen, und zuweilen etwas wunderlichen Eifers, der sich in jenen Tagen deutscher Aufregung kund gab, mag hier folgender

21*

Brief stehen, welchen Blücher in dieser Zeit an den König schrieb, und bei dem Heere bekannt machen ließ; der Gegenstand ergiebt sich aus dem Schreiben selbst, dieses lautete so: „Ew. Königliche Majestät haben allergnädigst befohlen, daß dem Heere der rückständige Sold ausgezahlt werden soll, da aber in Frankreich noch nichts eingegangen ist, so hat der Staatskanzler Fürst von Hardenberg Durchlaucht durch den Finanzminister von Bülow die nöthigen Summen aus dem Vaterlande zu ziehen befohlen. Ew. Königliche Majestät erlauben, daß ich meine Meinung und Bitte, und die des Heeres, offen und unverholen vortragen darf. Bei unserm Vordringen in Frankreich beseelte uns der Wunsch, nichts für uns zu erwerben als — Ehre, dagegen aber dem bedrängten Vaterlande aufzuhelfen, und Ew. Majestät in die Lage zu setzen, die Wunden zu heilen, die ein langes Unglück und feindlicher Uebermuth dem Vaterlande und jeder einzelnen Familie geschlagen haben. Aus dem Grunde forderte ich die Kontribution von 100 Millionen Franken aus Paris, und von dieser Summe wünsche ich nur einen Theil für das Heer zu verwenden, und trug Ew. Majestät eine zweimonatliche Soldzahlung für das Heer vor, die auch allergnädigst bewilligt ward; da aber die veränderten Umstände dies unmöglich machen, so wird das ganze Heer nicht allein freudig auf diese zweimonatliche Soldzahlung Verzicht leisten, sondern wir bitten Ew. Majestät unterthänigst, nur so viel Geld uns verabfolgen zu lassen, als wir für die Verwundeten unumgänglich nothwendig gebrauchen. Wir wollen lieber uns auf's äußerste einschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen unsers Landes nach Frankreich ziehen, und so dies verruchte Land bereichern, und das wiederaufblühende Leben unsers Vaterlandes vernichten. Hauptquartier Chartres, den 12. August 1815. Blücher." Das höhere Ansehen führte jedoch solches ursprünglich gewiß nicht übelgemeinte, aber dennoch unangemessene Lautwerden leicht in die Schranken der gebührenden Unterordnung zurück. Der Krieg wurde nur noch gegen die Festungen fortgesetzt, deren mehrere von den Preußen, unter dem Prinzen August von Preußen und dem General von Hake, beschossen und eingenommen

wurden; die Sicherheit der Heere forderte, diese Plätze nicht in fremder Hand zu lassen, besonders da diese noch kürzlich als bonapartische feindlich gewesen, und selbst jetzt, als der Farbe nach zwar wieder bourbonische, noch wenig zuverlässig war.

Inzwischen aber hatte das französische Heer hinter der Loire, nachdem Ludwig der Achtzehnte wieder in Paris eingezogen und die Königliche Regierung hergestellt war, sich dessen Geboten unterworfen, und die dreifarbige wieder mit der weißen Fahne vertauscht. Bald nachher wurde das Heer aufgelöst, und ging wirklich aus einander. Napoleon selbst hatte sich den Engländern überliefert, und sollte auf der Insel Sankt-Helena zeitlebens in ihrem Gewahrsame verbleiben. Von dieser Seite war also keine Gefahr mehr, und der Krieg als völlig beendet anzusehen. Es kam nur noch darauf an, welche Bedingungen in Betracht Frankreichs mit dem neuen Frieden zu verknüpfen wären. Sie fielen billiger aus, als die Franzosen erwartet hatten; zwar wurden einige Landstriche an der Gränze abgetreten, ansehnliche Geldsummen gezahlt, die Kunstwerke zurückgegeben, und bedeutende Erstattungen zugesagt, allein gegen das gehalten, was Napoleon als Sieger in fremden Reichen zu fordern pflegte, war es augenscheinlich, daß die Verbündeten mehr mit einem Freunde abgerechnet, als einem Feind und Ueberwundenen ihr Gebot auferlegt hatten. Die für die Dauer von fünf Jahren verabredete Besetzung der westlichen Gränzlande von Frankreich durch verbündete Truppen bezweckte zunächst die Sicherheit der Bourbons, und gab dann auch die Gewähr für die Erfüllung des Friedens in Betreff der Verbündeten. Aber sahen die Franzosen diese Bedingungen als unerhörte und unerträgliche an, so glaubten die deutschen Eiferer noch viel unzufriedener damit sein zu müssen. Sie hatten gemeint, diesmal unfehlbar wenigstens Elsaß und Lothringen als Preis des Sieges zu Deutschland zurückkehren zu sehen, sie schrieen gewaltig, und die öffentlichen Blätter wiederhallten laut von den Stimmen der aufgeregten Unzufriedenheit. Blücher war einer der Unzufriedensten und Lautesten, doch verstand er sich nie darauf, eine Meinung gründlich zu behaupten und im

Zusammenhange zu verfolgen; was er vorbrachte, wie schneidend und zermalmend auch oft seine Worte trafen, war immer nur persönlich und augenblicklich; daher gewann er auch niemals irgend einen Einfluß auf die Verhandlungen selbst. Während diese, nachdem sie einen Theil des Sommers hindurch gedauert, gegen den Herbst ihrem schon völlig abzusehenden Schlusse nahten, trafen auch die Heeresmassen allmählig ihre Vorbereitungen zum Abzuge. Die Russen sammelten sich zur großen Heerschau im Lager von Vertus, die Oesterreicher bei Dijon; die Preußen zogen sich wieder in der Nähe von Paris zusammen; Blücher verlegte sein Hauptquartier gegen Ende des Septembers nach Versailles, von wo er jetzt wieder häufig nach Paris kam, und gegen die Mitte des Oktobers nach Compiegne. Hier empfing er noch einen schönen Ehrensäbel mit goldnem Griff und kostbaren Verzierungen, welchen die Vorsteher der City von London ihm als Geschenk durch einen englischen Offizier übersandten.

Auch jetzt machte er öftere Besuche in Paris, wo ihm unter andern bei einem englischen Wettrennen, dem er, von Wellington eingeladen, zusah, der Unfall begegnete, daß sein Pferd über die von ihm nicht bemerkten Stricke, die als Schranken der Bahn gespannt waren, stürzte, und er sich den Arm aussetzte, den man eine Zeitlang sogar für gebrochen hielt; doch hatte der Fall für den Augenblick keine schlimmere Folgen; wiewohl die spätere Kränklichkeit ohne Zweifel von daher gefördert wurde. Von Compiegne aus erließ er endlich am 31. Oktober, nachdem die Friedenssache zum Abschlusse gediehen war, und die verbündeten Heere mit Ausnahme der vertragsmäßig zurückbleibenden Truppen heimzogen, folgenden Abschied an die preußischen Krieger: „Ich kann das Heer, das jetzt auf dem Rückmarsche in seine Heimath begriffen ist, nicht verlassen, ohne euch, brave Soldaten, mein Lebewohl und meinen Dank zu sagen. Als Seine Majestät der König mir den Oberbefehl des Heeres auf's neue anvertraute, folgte ich diesem ehrenvollen Rufe mit Vertrauen auf eure so oft geprüfte Tapferkeit. Ihr habt dieses bewährt, Soldaten, und das Zutrauen gerechtfertigt, das der König, das

Vaterland, Europa in euch setzten. Eingedenk eurer hohen Bestimmung, habt ihr den alten errungenen Ruhm zu rechtfertigen gewußt, und einen so schweren Kampf in so wenig Tagen beendigt. Ihr seid der Namen: Preußen, Deutsche, werth. Nehmt meinen Dank, Kammeraden, für den Muth, für die Ausdauer, für die Tapferkeit, die ihr bewiesen, und womit ihr die so herrlichen und großen Erfolge in so kurzer Zeit erkämpft habt. Der Dank eurer Mitbürger wird euch bei der Rückkehr empfangen, und, indem ihr die verdiente Ruhe genießet, wird euch das Vaterland zu neuen Thaten bereit finden, sobald es eures Armes bedarf!" Kopfschüttelnd über den neuen Frieden, ja seiner Erfüllung schon gleich mißtrauend, verlies Blücher Frankreich. Die Befehle zum Abzuge waren ertheilt, die Tage, Quartiere und Verpflegsmittel mit den wieder in Wirksamkeit getretenen französischen Landesbehörden genau verabredet, und der Marsch ordnungsmäßig angetreten. Plötzlich vernimmt Blücher, die Unterzeichnung des Friedens finde unerwartet neuen Aufschub, und augenblicklich läßt er das ganze Heer Halt machen. Die Bestürzung der Franzosen hierüber war außerordentlich, alle ihre Maßregeln waren gestört, der ganze Landstrich in Verwirrung; die Truppen blieben stehen, wo man nur auf ihren Durchzug gerechnet hatte, wo man sie erwartete, kamen sie nicht an. Es entstand ein großes Geschrei, die Verbündeten wären nicht gesonnen, die geschlossenen Uebereinkünfte zu halten, man wandte sich mit bittren Klagen nach Paris, wo die Sache sehr unangenehm für beide Theile war. Blücher wurde hierauf ungesäumt bedeutet, auf genauere Befolgung der ihm ertheilten Befehle hingewiesen, und die Sache hatte keine Folgen weiter. Dies war der letzte Streich, den er den Franzosen spielte; das Heer zog fernerhin ohne Aufenthalt und in guter Ordnung seiner Straße, und Blücher nahm als Einzelner, bloß von seinen Adjutanten und Aerzten begleitet, seinen Weg für sich nach den Niederlanden und dem Rheine zu.

Nachdem die Anstrengung des Feldzuges und alle Geschäfte der Heerführung wiederum völlig aufgehört, ließen auch die Kräfte Blücher's, der, wenn nicht Ereignisse seinen

Jünglingsmuth in Anspruch nahmen um den Körper zu verjüngen, in seinem Lebensalter den Greis nicht verläugnete, wieder beträchtlich nach, und alle Krankheitsleiden früherer Tage stürmten auf ihn ein. Unter Beschwerden, Mißmuth, Hülfebemühung und Ungeduld, setzte er langsam seine Heimreise fort. Seine Kränklichkeit wurde häufig den Ehrenbezeigungen störend, und entzog ihn großentheils den Ausbrüchen des Jubels, mit welchem überall Behörden und Volk ihn empfangen wollten, ihn zu begrüßen strebten. In Aachen weilte er 14 Tage, aber davon brachte er 9 völlig krank hin, und als er am 4. Dezember abreiste, war er noch immer sehr leidend. Ueber Köln fuhr er nach Koblenz, wo er sich abermals mehrere Tage aufhielt, um zu ruhen und sich zu stärken. In Koblenz sah er den Professor Görres, Herausgeber des rheinischen Merkurs, eines Zeitblattes, das sich durch Feuer und Heftigkeit vor allen auszeichnete. Blücher gab ihm seinen Beifall zu erkennen: „Schreiben Sie nur immer zu", sagte er ihm, „gegen wen es auch sei, ich nehme alles auf mich; wenn's nur wahr ist, so mögen Sie alles drucken, aber das sag' ich Ihnen, wahr muß es sein!" Diese Verknüpfung, nur ob die Sache wahr sei, bedinge die Zulässigkeit des Sagens, ist für den in Rede stehenden Fall wahrlich naiv genug. Am Rhein gefiel es Blücher'n ganz wohl, doch sein Verlangen trieb ihn immer weiter in die Heimath fort.

Am 18. Dezember kam er in Frankfurt am Main unter großem Zulaufe des Volkes an; die städtische Bürgerwehr hatte ihn eingeholt, er fuhr in Hieronymus Napoleons Wagen, der auf dem Schlachtfelde von Bellealliance erbeutet worden war, und stieg im Gasthofe zum weißen Schwan ab. Hier fühlte er sich, als ihm Abends bei Fackelschein und Kriegsmusik ein rauschendes, immer neu erschallendes Lebehoch gebracht wurde, angeregt und kräftig genug, um auf den Altan des Hauses zu treten, und der versammelten Menge eine Rede zu halten; in gespanntem Schweigen horchte unten das wogende Volk den Worten, die aus dem Munde des greisen Feldherrn, ohne daß man den Redenden sehen konnte, geisterhaft aus der Nacht herniederklangen; er sprach ihnen

von der deutschen Tapferkeit, von der errungenen Freiheit, von seiner Liebe zu dieser Stadt, unter deren Bürgern er viele alte Freunde zähle, und endlich, auf seinen gegenwärtigen Zustand zurückkommend, beklagte er sein schon sehr geschwächtes Alter, und schloß mit dem unerwarteten Wunsche, in der Mitte dieser guten Einwohner einer der besten Städte des Vaterlandes hier sein Grab zu finden; darauf entließ er das Volk, welches, nach wiederholtem, tausendstimmigen Lebehoch-ruf, gerührt und verwundert, sich in der Stille allmählig wegbegab, um den Schlaf des alten ruhebedürftigen Mannes nicht länger zu stören. In Frankfurt verweilte er 16 Tage meistens krank und mißmuthig; die Vorstellung des Todes war ihm zuwider; auf dem Schlachtfelde und überhaupt vor dem Feinde war sie für ihn gar nicht da, zu jedem Krankheitsgefühl aber gesellte sie sich und steigerte dasselbe, indem er gleich für sein Leben besorgt, und in seiner Verzagtheit schwer mit neuer Hoffnung zu beleben war. In gutem Augenblicke sagte er wohl: „Ich bin am Abend meines Lebens, und fürchte die Nacht nicht;" aber die Liebe zum Leben war sichtbar, wenn auch die Leiden und Beschwerden seines Zustandes ihm viele Noth machten und er diesen für unheilbar hielt. Auch wurde er öfters durch gesellige Zerstreuung glücklich erheitert: er besuchte den Minister vom Stein, seine Freunde Bethmann, Gontard und manche Andere, durch deren Fürsorge und Theilnahme er meist auch Abends seine Spielparthie hatte. Hundert derbe, launige und sonst merkwürdige Aeußerungen von ihm kamen hier in Umlauf, Urtheile, welche bei aller damaligen Freimüthigkeit außer ihm niemand auszusprechen gewagt hätte, Meinungen, die sich unter den herkömmlichen seltsam genug ausnahmen. So, als Frau von Lavalette in Paris ihren schon zum Tode verurtheilten Gatten mit Hülfe einiger Engländer, durch kühne List aus dem Gefängnisse befreit hatte, äußerte Blücher dem gelungenen Stücke laut sein bewunderndes Wohlgefallen, und faßte für die wackere Frau so lebhaften Antheil, daß er an sie eine Dankadresse — wie er es nannte, denn das Wort stand ihm aus englischen und französischen Vorgängen in ungefährer Bedeutung zum Gebrauche vor, — in eignem

Namen richtete, deren Absendung jedoch im Gewirr der Tage wohl unterblieben sein mag. Dergleichen Besonderheiten, Stoffe für die aufgeregten Meinungen der Zeit, bot er täglich in Wort und That reichlich dar. Jedoch war dies alles ohne Folge unter sich, und ohne Zusammenhang mit sonstigen politischen Richtungen; die Partheien, welche sich mehr und mehr zu regen anfingen, blieben ihm fremd, und der Zug der Dinge, die jetzt im Frieden zur Sprache kamen, ließ ihn und seine Weise schon weit zurück. In der Neujahrsnacht brachte das Volk ihm ein lärmendes Lebehoch, mit vielem Schießen aus Büchsen und Pistolen; das Schreien und Knallen durch einander störte ihn aus der Schlafesruhe, deren er so sehr bedurfte, er äußerte sich ungehalten über die Zudringlichkeit, die man gegen ihn alten Mann ausübe, und wollte diesmal nicht aufstehen, um das Volk anzureden, sein Adjutant mußte der harrenden Menge, die ihn selber zu sehen hoffte, seinen Dank und seine Entschuldigung vortragen.

Am 4. Januar 1816 verließ er Frankfurt, nachdem ihm Abends vorher abermals unter Kriegsmusik ein Lebehoch gebracht worden war. Der Landsturm gab ihm noch eine Strecke das Geleit. Die Reise ging über Kassel nach Münden, dann über Braunschweig nach Halberstadt. Das Landvolk wollte ihm an der preußischen Gränze die Pferde ausspannen, welches er nur mit Mühe hindern konnte. Den hübschen Bauermädchen, die seinen Wagen umgaben, sagte er, die wackern Bursche, die aus dieser Gegend unter seinem Befehl im Krieg gewesen, würden nun bald zurückkommen, und da solle jede einen hübschen Mann haben. Seine gute Laune hielt jedoch den wiederholten unaufhörlichen Anfällen von gutgemeinten, aber beschwerlichen und seinem Krankheitsleiden wenig genehmen Ehren- und Freudenbezeigungen nicht völlig Stand. Beim Einzug in Halberstadt fand er sich sehr ermüdet und wünschte baldigst in seine Wohnung und zur Ruhe zu gelangen. Allein auf der Straße unter seinen Fenstern tobte die ungestüme Menge mit unablässigem Geschrei. Blücher fühlte die ganze Last seiner Berühmtheit, er wurde ungeduldig, und trat endlich, krank und erschöpft wie er war, an's Fenster, um die Leute zu bitten, nach Hause

zu gehen. Als er aber am offnen Fenster sichbar wurde, verdoppelte sich das Hurrah und Lebehoch der Schreienden so mächtig, und dehnte sich dergestalt aus, daß es ihm unmöglich wurde, ein Wort durchdringen zu lassen. Sein Winken wurde nicht verstanden, man klatschte und schrie nur desto heftiger. Nachdem er eine ganze Weile in vergeblicher Bemühung gestanden, riß ihm die Geduld völlig: „Nun so mögt ihr denn Alle" — sagte er, indem er das Fenster zuwarf und sich umdrehte, während der Lärm draußen immer forttobte. Bei der Abreise hatte er ebenfalls ein großes Getümmel auszuhalten, bat die Leute um Gotteswillen, doch nur ruhig zu sein, und beeilte mit dem Rufe: „Nur fort! nur fort!" die harrenden Postillone. Er kam den 17. Januar nach Madeburg, wo er seine Unpäßlichkeit überwand, und dem Generallieutenant von Borstell, den er als Kriegsmann und Mensch zu sehr ehrte, um früherer Mißhelligkeiten zu gedenken, einen Besuch machte.

Am 21. Januar kam er krank in Berlin an. Eine ihm bestimmte Ehrenwache von einer Kompanie des Regiments Kaiser Alexander entließ er sogleich; er konnte an keiner Festlichkeit Theil nehmen, die seiner Zurückkunft bereitet war, alles mußte still und ruhig bleiben, doch waren Abends viele Häuser der Stadt erleuchtet. Erst am 25. Januar, nachdem er durch Ruhe und Pflege sich so weit erholt, konnte er dem Könige seine Aufwartung machen, der gleich darauf ihn selbst mit einem Besuch beehrte. Einige Tage nachher empfing er die Abgeordneten der Stadtbehörde und der Bürgerschaft, welche ihm das Ehrenbürgerrecht von Berlin überbrachten. Nach und nach stärkte sich seine Gesundheit mehr, und er konnte wieder die gewohnte Lebensweise einschlagen. Fast kein Tag verging ohne festliches Mahl oder irgend ein Begegniß der Auszeichnung, der Erheiterung, die aus der Nähe und Ferne reichlich zuströmten. Gegen Ende des März reiste er auf seine Güter in Schlesien. Ueberall auf seinem Wege wurde er herrlich empfangen und gepriesen, ganz besonders in Breslau, wohin er mehrmals kam; hier geschah auch der Antrag, ihm, als dem Befreier von Schlesien, ein Denkmal zu errichten, wozu sogleich unter Leitung des Ober

präsidenten Merckel, des Generals Prinzen Biron von Kurland und des Grafen von Haugwitz, ansehnliche Unterzeichnungen Statt fanden. Seine schon sehr gestärkte Gesundheit völlig herzustellen, beschloß er nach dem Rathe der Aerzte das Karlsbad in Böhmen zu besuchen.

Auf der Reise durch Unpäßlichkeit verzögert, aber beim Eintreffen wieder ziemlich gesund und munter, kam Blücher am 8. Juni in Karlsbad an. Eine Kompanie österreichischer Truppen war ihm zur Ehrenwache beordert, allein er verbat dieselbe, und wollte ganz einfach, wie jeder andre Kurgast daselbst leben. Das konnte freilich nicht ganz gelingen; die Aufmerksamkeit und Theilnahme der zahlreichen und glänzenden Gesellschaft nahm ihn unausgesetzt in Anspruch. Am wenigsten durfte er sich diesem entziehen, als bald nach seiner Ankunft am 18. Juni der Jahrestag der Schlacht von Belle-alliance eintrat. Die anwesenden Preußen luden ihn zu den veranstalteten Festlichkeiten ein. Unglücklicherweise jedoch hatte die Gesellschaft sich getheilt, die Vornehmeren ihr Gastmahl besonders angeordnet, und Blücher keine Spaltung ahndend, ihnen zugesagt, doch da er keinen Theil seiner Landsleute zurücksetzen wollte, so nahm er auch die spätere Einladung der Bürgerlichen an, und fand sich zuerst an ihrer Mittagstafel ein. Kränze, Musik, Trinksprüche und Lieder feierten seine Gegenwart. Der als Dichter rühmlich bekannte Kanonikus Tiedge stellte in einer kurzen Anrede die Verdienste des Helden dar; als er geendet hatte, erhob sich Blücher zum Reden, und mit ihm die ganze Versammlung, um seine Erwiederung stehend zu vernehmen. Er sprach lange und ausführlich, und sagte unter andern: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller und reichlicher Art, sind mir zu Theil geworden, meinen schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, in der Achtung meiner Zeitgenossen, und in dem Bewußtsein, meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts, mit Aufbietung aller meiner Kräfte, erfüllt zu haben.“ Weiterhin sprach er von dem errungenen Frieden, dem er die glücklichste Dauer verhieß: „Die Monarchen selbst, sagte er, sind in zwei verhängnißvollen Jahren Augenzeugen der Schrecknisse und Verwüstungen gewesen, die der

Krieg unausbleiblich mit sich bringt. Wehe dem Fürsten, wehe dem Volk also, das einen unrechtmäßigen Krieg aus bloßem Ehrgeiz anfängt!" Ein dreimaliges Lebehoch erklang ihm, als er seine Rede geendet hatte. Hierauf besuchte er auch den anderen Gesellschaftskreis. Zu dem Balle jedoch, der für den Abend veranstaltet war, erklärte er nur dann kommen zu wollen, wenn die unstatthafte Absonderung aufgehoben würde, und beide Gesellschaften, so wie alle Kurgäste, sich zu gemeinsamer Fröhlichkeit vereinten. Er tadelte scharf die Trennung, welche geschehen war, und ermahnte herzlich und kräftig, daß, wie alle Stände im Krieg gemeinsam gestritten, und ohne Unterschied Leben und Gut dargebracht, sie auch jetzt im Frieden ohne kleinliche Eifersucht und Scheidung zusammenhalten, und sich des gemeinsam Errungenen einig und brüderlich freuen sollten. Es geschah alles, an diesem nächsten Abend, wie er es verlangt hatte. Auch aus der Heimath folgten Blücher'n hieher schöne Huldigungen. Die Stadt Berlin hatte eine Denkmünze auf seine Thaten prägen lassen, und sandte zwei Stadträthe und zwei Stadtverordnete nach Karlsbad, um namens der Bürgerschaft die ausgeprägten Stücke nebst einem Glückwünschungsschreiben ihm den 3. Juli, am Jahrestage der zweiten Uebergabe von Paris zu überbringen. Er sagte den Abgeordneten unter anderem Herzlichen, daß er es zum schönsten Glücke seines Lebens rechne, in der Mitte so biederer und braver Menschen zu leben, als er immer in Berlin gefunden, und er sich daher innigst freue, bald wieder unter denselben zu sein, da des Königs Majestät ihm durch Schenkung eines Grundstücks Anlaß dazu gegeben habe. Er äußerte ferner, daß er von dem Gebrauche des Karlsbades den glücklichsten Einfluß auf seine Gesundheit und Gemüthsstimmung verspüre, so daß er sich ganz verjüngt fühle, und von dem Seebade in Doberan nun den besten Erfolg hoffe. Er lud die Abgeordneten ein, mit ihm auf das Wohl der Stadt zu trinken, und gab ihnen ein festliches Gastmahl, worauf er sie mit vielen mündlichen Grüßen an alle geliebten Mitbürger, und mit einer schriftlichen Danksagung an die städtische Behörde zur Heimreise entließ. Schon war die Zeit seiner eignen Abreise heran-

gerückt, als er noch am vorletzten Tage die Freude hatte, seinen Waffenbruder Gneisenau, der vom Rhein ankam, unverhofft wiederzusehen; Blücher empfing ihn, als derselbe kaum den Wagen verlassen, sogleich mit herzlicher Umarmung. Am Tage vor der Abreise hielt er noch der paradirenden Schützengarde eine kräftige Rede, versicherte, daß er dem Karlsbade viel verdanke, und versprach im folgenden Jahre gewiß wiederzukommen. Am 23. Juli verließ er Karlsbad, von allen anwesenden österreichischen Generalen eine weite Strecke begleitet, und nahm seinen Weg über Eger und Franzensbrunn in kleinen Tagereisen nach Berlin, wo er am 1. August eintraf. Hier hatte er sogleich an einem neuen Feste Theil zu nehmen. Der 3. August, als der Geburtstag des Königs, wurde von den Truppen der Besatzung feierlich begangen. Blücher wohnte dem Gottesdienste bei, der Vormittags im Thiergarten unter freiem Himmel gehalten wurde, und nahm, als der Prediger seine Rede geendet, selbst das Wort, und sprach zu den Soldaten kernhaft im Sinne des Tages, schließend mit dem Ausruf: „Hoch lebe der König!“ worauf ein dreimaliges allgemeines Hurrah erscholl, von 101 Kanonenschüssen bekräftigt. Vielfache Lustbarkeiten erfüllten den übrigen Tag. Blücher sprach an demselben noch ein zweitesmal nach einem geistlichen Redner, zu den Kriegern nämlich, welche durch Sorgfalt und Pflege des vaterländischen Wohlthätigkeitvereins, dem er selbst als Ehrenmitglied beitrat, von ihren Wunden genesen waren, und heute feierlich gespeist wurden; seine einfachen, aber angemessenen und kraftvollen Worte machten wie immer den tiefsten Eindruck. Nach wenigen Tagen trat er seine Reise nach Mecklenburg an.

Am 7. August Nachmittags traf er unter dem Donner der Kanonen zu Doberan ein. Das umwohnende Volk und die Fremden drängten sich weitteifernd zu seinem Einzuge, und riefen ihm Lebehoch und Hurrah tausendstimmig entgegen; am Palais, wo er mit jugendlicher Rüstigkeit aus dem Wagen sprang, empfing ihn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin mit herzlicher Umarmung. Bei der Tafel, nachdem der Großherzog die Gesundheit des Helden ausgebracht, und dieselbe von der zahlreichen Versammlung mit rauschendem

Jubel unter Abfeuerung des Geschützes getrunken worden, erhob sich Blücher, und sprach Folgendes: „Es bewegt mein Herz tief, daß ich nach einem für mich so langen Zeitraume, nach so verhängnißvollen Jahren wieder gesund und im Frieden in mein geliebtes Vaterland habe zurückkehren können. Ich danke Ew. Königlichen Hoheit für Ihre freundschaftliche Aufnahme; erhalten Sie mir Ihre Gewogenheit, sie wird stets mein Glück sein, so wie ich es mir stets zur Ehre rechnen werde, in Ihrem Lande mein Dasein empfangen zu haben. Lassen Sie uns vergessen was wir erduldet, und Gott für die glückliche Gegenwart danken. Gott segne Sie, Gott erfreue mein Vaterland und mich noch lange mit dem Glück Ihres Lebens. Meine Herrschaften, ich erlaube es mir, Ihnen die Gesundheit unsers Großherzogs zuzubringen. Lange lebe er und glücklich!" Am folgenden Tage führte der Großherzog ihn zu einer eigens veranstalteten Festlichkeit in das Schauspielhaus, wo er Thränen der Rührung weinte. Seine Gesundheit war so gestärkt, sein Gemüth so heiter, daß er bis zum späten Abend in dem glänzend erleuchteten Park umherwandelte. Seine Redelust wurde auf's neue angeregt, als der Großherzog bei der Mittagstafel am 10. den Trinkspruch brachte: „Allen braven Mecklenburgern!" Blücher stand auf und nahm das Wort: „Mecklenburger! In eurem Namen trete ich auf und danke unsrem Landesvater für seinen Glückwunsch. Ich darf das; denn ich gehöre euch an, und es ist mir eine Ehre, euch anzugehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen, mitzuhelfen, daß die Welt befreiet würde vom Sklavenjoche des Tyrannen. Das ist nun geschehen, — aber mir ist mehr gelungen! Was ich unter allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte, und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei in dem Lande, wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, wo die Gebeine meiner braven Aeltern ruhen. Gott, du weißt es, wie ich mich darnach gesehnt habe, zu beten an ihrem Grabe, ehe auch ich mein Grab fülle. Dank dir! nun kann, nun werde ich es. Gern ruhete ich an ihrer Seite, wenn vielleicht bald mein Auge im Tode

sich schließt. Doch ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr als ich verdiene. Mein Herz gehört euch. Liebt mich wieder; bleibt wie ich euch finde, treu eurem Gott und der Wahrheit, treu eurem Fürsten, so bleibt ihr euch selbst getreu. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich am Ende meiner Tage meinem Vaterlande unter dem Fürsten, den ich meinen Freund nennen darf, seinen höchsten Flor prophezeie. Lange lebe Friedrich Franz, lange und glücklich!" Von Doberan machte er einen Abstecher nach Rostock, wo er am 15. August unerkannt eintraf, in der Petrikirche am Grabe seiner Aeltern betete, und sich darauf in das Haus führen ließ, wo er geboren worden. Die frühesten Erinnerungen seiner Kindheit belebten sich hier an jedem Winkel des Hauses neu, im Garten fand er noch einen alten Baum, an dem er als Knabe hinaufgeklettert. Auch ein Spielkammerad aus jener frühen Zeit fand sich noch am Leben, und Blücher, der den Herbeigekommenen sogleich erkannte, umarmte ihn mit Herzlichkeit. Als jener ihn Durchlaucht nannte, rief er ihm lachend zu: „Ei närrischer Kerl, was fällt dir ein? ich denke, wir nennen einander so wie ehmals!" Er kehrte noch denselben Abend nach Doberan zurück, und da ein heftiges Gewitter ihn ganz durchnäßte, meinte er rüstig, das sei er gewohnt.

Nadem er unter fortwährenden Festlichkeiten und angenehmen Begegnissen vier Wochen in Doberan verweilt, und seine schon ziemlich gute Gesundheit noch mehr gekräftigt hatte, beschloß er, auch die ihm durch vielfache Erinnerungen so werthe Stadt Hamburg wiederzusehen. Am 12. September traf er daselbst ein, unter einem Zudrang und Jubel, der an die englischen Auftritte erinnerte. Seit Tettenborn's Einzug im Jahre 1813 war in Hamburg kein solcher Volkstag gewesen. Blücher stieg in der Börsenhalle ab, bei deren Eigenthümer, von Hostrup, er schon im Jahre 1806 gewohnt hatte. Er empfing die Glückwünsche des Raths, lehnte aber jede Ehrenwache ab, da er hier wie im Schooße seiner Familie sein wollte; er äußerte noch: „Hamburg war mir immer theuer, ich habe 1806 schon gesagt, es müsse doch am Ende gut gehen. Aber mir erzeigt man zu viel Ehre;

ich habe wahrhaft nichts als meine Schuldigkeit gethan. Gott hat mich in meinen hohen Jahren erhalten, ich bin so frisch und gesund wie ein junger Mann. Ich habe oft an die braven Hamburger gedacht, das können die, die um mich waren, bezeugen. Sie sind mir sehr lieb, die braven Hamburger." Auf den unablässigen Zuruf: „Vater Blücher!" zeigte er sich dem in der Straße, an allen Fenstern und auf benachbarten Dächern gedrängten Volke, und dankte mit biedern Worten, die unendlichen Beifall weckten. Die Stadt wurde ihm zu Ehren beleuchtet, der Rath gab ihm ein Fest; im Schauspiel wurde ein Stück aufgeführt, das, wie schon sein Name sagte, — „Vorwärts", — die persönlichsten Beziehungen hatte; überall feierte man sein Erscheinen mit üppigster Gastfreundschaft. Seine Worte machten ihn zum Helden des Volks, wie er es schon durch seine Thaten war. Man erzählte von ihm, man wiederholte seine guten Sprüche, seine bündigen Antworten, die Züge der Einfachheit und Größe. Zu dieser Huldigung und Theilnahme war die Stadt Altona diesmal mit Hamburg gleichsam vereint; dort machte der Oberpräsident von Blücher, nachgehends wegen seiner um die Stadt während der schwierigen Kriegszeit erworbenen Verdienste vom Könige von Dänemark zum Grafen von Blücher-Altona erhoben, die nächsten Ansprüche auf die Bewirthung seines hochgepriesenen Verwandten geltend. Anmuthige Vorfälle und Geschichtchen ereigneten sich in Menge. Auf einem Balle in Hamburg sangen ihm bei der Tafel 20 junge Mädchen von den ersten Familien ein Ehrenlied, er stand auf um zu danken, und küßte nach der Reihe die 20 Sängerinnen, welchem Beginnen die ganze Gesellschaft durch wiederholtes Hurrah den lautesten Beifall rief. Er nahm die Truppen der Stadt und die Bürgergarde in Augenschein, und freute sich ihres guten Ansehens. Sein Federbusch wurde hier wie in England, von Frauenhänden zerpflückt, die sich solcher Andenken wetteifernd bemächtigten, und ihm statt des Preis gegebenen einen neuen am nächsten Tage darbrachten. Er besuchte die Feste der Freimaurer, in deren Mitte er sich immer gern befand. Die schönen Landhäuser und Gärten der reizenden Umgegend boten den reichsten Wechsel festlicher

Unterhaltung. Seiner alten Bekannten vergaß er keinen; überall sprach er eingedenk die früheren Verhältnisse treuherzig an. Der Wittwe Klopstock's, den er persönlich gekannt und seinen Freund genannt hatte, und an dessen Grabstätte in Ottensen bei Altona er stets nur mit entblößtem Haupte vorüberging, versäumte er nicht, seinen Besuch abzustatten, sie setzte ihm eine Flasche Tokaierwein vor, welchen sie für ein besonders frohes Ereigniß, nach Anordnung ihres Gatten, aufsparen sollte, und bei dessen Leben schon 15 Jahre und nach seinem Tode wieder 14 unangetastet verwahrt hatte. Zum Abschiede empfing Blücher von der Stadt Hamburg noch das Bürgerrecht, wie er selbst gewünscht hatte. Unter mannigfachen Ausbrüchen der ihm gewidmeten Gesinnungen und Wünsche, wobei er in tiefster Rührung sich der Thränen nicht erwährte, und unter andern sagte: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, denn ich erliege sonst“, reiste er am 22. September Mittags ab, von einem zahlreichen Ehrengefolge bis zur Gränze des Hamburgischen Gebiets begleitet. Noch oftmals versicherte er, so wohl, wie in Hamburg, sei es ihm nirgendwo gegangen. Zu seinem Andenken stiftete sein Gastfreund von Hostrup mit andern Hamburgern einen Klub, der unter dem Namen Blücherklub die Ehrentage des Helden feierte, und sich dabei die Bestimmung gab, die liebenswürdigen Eigenschaften und Tugenden desselben nach Möglichkeit zu verbreiten und zu beleben, wozu freilich manche lächelten, welchen der Begriff von Tugenden, wie sie das gewöhnliche Leben gebrauchen kann, mit dem, was bei dem Helden so zu nennen erlaubt ist, in gar wunderlichem Abstande dünken wollte.

Nach dreitägiger Fahrt kam Blücher am 25. September wohlbehalten in Berlin an, hielt sich jedoch nur einige Tage hier auf, und begab sich wieder nach Schlesien. Abwechselnd in Breslau und auf seinen Gütern genoß er bei leidlicher Gesundheit, die ihm sogar erlaubte fleißig auf die Jagd zu gehen, vieler guten Tage. Erst in der Mitte des Januars 1817 kam er nach Berlin zurück. Karlsbad war ihm so heilsam gewesen, daß er nach vollbrachtem Winter alsbald wieder sein Absehen dorthin wandte. Zu Ende des Mai

reiste er nach Böhmen ab, verweilte jedoch kaum vier Wochen daselbst, und war am 28. Juni schon wieder in Breslau, von wo er darauf in guter Gesundheit nach Kriblowitz abging. Der König hatte verfügt, daß auf den Schlachtfeldern, wo die preußischen Waffen sich hervorgethan, Denkmale von Gußeisen aufgerichtet werden sollen. Zur Feierlichkeit dieser Errichtung und Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde bei der Katzbach hatte ein Königliches Handschreiben unseren Helden eigends eingeladen; sie fand am Jahrestage der Schlacht, den 26. August, auf glänzende Weise Statt; ihr wohnten außer Blücher auch Gneisenau, Yorck und der General von Steinmetz bei, welche an jener Schlacht ruhmvollen Antheil gehabt, ferner der Prinz August von Preußen, und viele andere bedeutende Männer vom Kriegs- und Civilstande. Nach der kirchlichen Feier durch Gesang und Rede nahm Blücher das Wort, und sprach kraftvoll zur Versammlung, wie das Unglück der früheren Jahre die tapfern Preußen nicht habe entmuthigen können, und wie sie im Glauben an die gerechte Sache die verderbenvolle Schlacht ausharrend geschlagen hätten; er dankte dem Heere für die bewiesene Tapferkeit, und schloß, indem er dem Könige, den Schlesiern, und seinen braven Waffengefährten ein Hurrah rief, in welches die Anwesenden jauchzend einstimmten. Nach einigem Aufenthalt auf seinen Gütern traf Blücher gegen Mitte des Novembers wieder in Berlin ein.

Demselben Wechsel von Reisen und Aufenthalt folgte er im Jahre 1818. Zuvörderst jedoch schloß er ein Geschäft ab, welches ihn all diese Zeit hindurch vielfach in Anspruch genommen hatte. In London war nach der Schlacht von Belleallience ein Verein zusammengetreten, um für die verwundeten Krieger Hülfsgelder einzusammeln. Der Stifter des Vereins, ein in London ansässiger Deutscher, Rudolph Ackermann, ausgezeichnet durch gewerbfleißige Thätigkeit und wackre Gesinnung, ertheilte Blücher den klugen Rath, er solle in Briefen nach London geradezu voraussetzen, die Sache gelte den Preußen wie den Engländern, dies geschah, und hatte die Folge, daß der Verein, dem diese Ausdehnung vielleicht sonst fern geblieben wäre, bedeutende Summen an

Blücher sandte, deren Empfang und Verwendung sich dieser besonders angelegen sein ließ. Jetzt machte Blücher in den Zeitungen bekannt, daß die eingegangenen Gelder, im Ganzen beinahe 264,000 Thaler, bereits ihre Bestimmung erhalten hätten, und für weitere Ansprüche nichts mehr übrig sei. Im Anfange des Mai begab er sich nach Schlesien; er hatte die Freude, hier von dem Könige ein aus Moskau erlassenes höchst gnädiges Schreiben vom 18. Juni zu empfangen, welches ihm zu dem Tage, an welchem unter seiner Führung vor drei Jahren ein so glänzender Sieg erfochten worden, Glück wünschte, und ihm zugleich die Ernennung seines Adjutanten Grafen von Nostitz, dessen edler Hingebung das Vaterland die Erhaltung des Feldherrn an jenem glorreichen Tage verdanke, zum Obersten ankündigte. Zur gewöhnlichen Badezeit reiste er nach Karlsbad, wo er sich anfangs unwohl, bald aber besser befand. Im September kehrte er nach Schlesien und im Oktober nach Berlin zurück.

Hier pflegte er in gewohnter Weise zu leben, in mancherlei Thätigkeit, die er sich gab, und im Genusse der geselligen Annehmlichkeiten, die sich für ihn noch immer vervielfältigt darboten. Bei Festen und Gastmahlen zeigte sich seine Beredsamkeit, bei vielfältigen Anlässen seine gute Laune, sein volksmäßiger Sinn, oft auch sein aufbrausender Zorn und sein in Ausdrücken maßloser Ungestüm. Vieles von dem, was in den öffentlichen Angelegenheiten vorging, reizte seine Galle; er tadelte bitter und ohne Scheu, was ihm mißfiel, oft das Allgemeine ganz in dem Persönlichen verlierend. Besonders dem Staatskanzler Fürsten von Hardenberg verursachte er durch seine Derbheit manches Ungemach, da er nicht nur den Abwesenden oft grimmig durch seine Mißreden verfolgte, sondern ihn auch als Gegenwärtigen zuweilen durch unvermutheten Anspruch und Vorwurf antastete. Am meisten war dies der Fall, wenn er durch Unglück im Spiel seine Mittel erschöpft, und daher seine gewohnten Zerstreuungen für den Augenblick unterbrochen sah, da sich denn sein Mißbehagen gern jedem Ausweg überließ. Viele der Vorgänge und Züge, die für unseren Helden allerdings karakteristisch sind, wird erst die Folge, wenn schriftliche Denkwürdigkeiten

sich vervielfältigt haben, an das Licht bringen. Einiges möge beispielweise hier seinen Platz finden. Seinen Schildwachen hatte er schon früher zum Winter weiße Wildschuren geben lassen, und die an sich geringfügige Sache beschäftigte ihn ungemein, seine Augen weideten sich an dem stattlichen Putz, der ihm seine Soldaten gegen die Kälte schützte, und auf den er, mehr als jene, mit stolzem Behagen sich recht was zu Gute that. Beim Wiedereintritt des Winters bemerkte er schon mit Verdruß, daß die Wildschuren nicht sogleich wieder im Gebrauch erschienen, und fragte und verfügte deßhalb das Nöthige. Als aber nun das Bekenntniß erfolgte, es sei die eine derselben während der Sommerzeit, man wisse nicht wie, abhanden gekommen, die andere noch übrige aber als einzelne doch nicht schicklich zu gebrauchen, da gerieth er in einen Zorn, der auf geraume Zeit in seiner Umgebung merklich blieb, er beklagte den Verlust als den eines unschätzbaren Gutes, und den durch neue Anschaffung zu ersetzen er sich wirklich nicht entschließen konnte, so schmerzlich ihm auch der nun immer sichtbare Mangel täglich in die Augen fiel. Der nachfolgende Auftritt liefert eine ganz besondere Mischung erschreckender und belustigender Heftigkeit. Am 15. Dezember empfing Blücher von dem Staatsminister von Klewitz ein Schreiben, welchem als Belag der Bericht einer unteren Behörde beigefügt war, worin Blücher anführungsweise immer nur kurzweg der p. p. Blücher genannt wurde. Der Inhalt befriedigte ihn wenig, denn die Auszahlung einer Geldsumme, die er als Rückstände seiner Präbende ansprach, fand aus dem Grunde Schwierigkeit, daß er für diese Präbende längst und übervoll war entschädigt worden. Indem er das ungünstige Blatt ärgerlich anschaut, beißt ihn plötzlich das p. p. in die Augen, er fühlt die unerhörteste Beleidigung, sieht das Papier, als traue er seinen Augen nicht, nochmals genauer an, bricht dann fluchend und schimpfend in heftiges Donnerwetter aus, steckt das Blatt ein, und zieht stürmend die Klingel; niemand erfährt, was ihn so aufbringt; ein Bedienter muß ihn bei dem Minister sogleich anmelden, bringt aber unverweilt die Antwort, derselbe werde lieber dem Fürsten selbst aufwarten, dem er auch

außerdem zu seinem Geburtstage morgen persönlich Glück zu wünschen beabsichtige. Zahlreiche Besuche finden sich am folgenden Tage bei Blücher ein, Generale und Offiziere erfüllen den Saal, auch jener Minister erscheint, Blücher nimmt den Eintretenden sogleich in ein Nebenzimmer, läßt jedoch die Thüre halb offen, wiewohl auch geschlossen sie den durchdringenden Hall seiner erhöhten Stimme kaum würde beschränkt haben; „Aber Ew. Exzellenz!“ hub er mit Macht an, und ein furchtbares Donnerwetter nach dem andern entlud sich über den Betroffenen, der nicht zum Worte kommen konnte; „Seid Ihr des Teufels, mich einen p. p. zu nennen? Da soll ja das Wetter drein schlagen! Für den Soldaten bin ich Vater Blücher, und will ich nichts anders heißen, aber für euch Tintenkleckser bin ich Feldmarschall und Fürst, ihr mögt mir mit eurem p. p. nur noch einmal kommen, ihr mögt selber p. p. sein, aber ich nicht!“ Und so fuhr er in grimmigstem Eifer fort, zwischen den ärgsten Worten immer wieder p. p. einschaltend, mit so komischer Wirkung, daß aller anfängliche Schrecken sich in Neigung zum Lachen milderte. Der Eifer hatte sich Luft gemacht, und nachdem Blücher wieder hervorgetreten war, und den Offizieren eine anfangs ernste, dann aber in derben Scherz übergehende Anrede gehalten, nahm alles eine heitre Wendung und endete in guter Freundschaft. Im Gegensatze dieses Vorfalls, wo Blücher so sehr auf seine Standeswürde halten wollte, konnte man ihn mit den Geringsten aus dem Volke harmlos umgehen, und jede Vertraulichkeit üben sehen. Ohne Bedenken rief er einen vorübergehenden Landwehrmann auf der Straße an, um seine ausgegangene Tabakspfeife gegen dessen glimmenden Pfeifenstummel zu setzen, und so gemeinsam wieder anzurauchen.

Vielfach quälten ihn seine Krankheitsleiden; in dem Unbehagen und Mißmuth, welche er bei den stets erneuerten Störungen empfand, hielt er sich mit größeren Uebeln behaftet, als ihm wirklich zukamen. Bald versicherte er, die Brustwassersucht zu haben, bald den Brand in den Eingeweiden, bald glaubte er fest einem organischen Fehler zu erliegen. In solchen Zeiten konnte er ängstlich und verzagt

sein; „Kinder", sagte er alsdann wohl, „ihr müßt die Nacht bei mir bleiben, damit ich mir nichts anthue", wobei doch sein Gemüth einer milden Ergebung stets offen war. Wirklich litt er oft große Schmerzen, und der enge Zusammenhang, in welchem Körper und Seele in ihm zusammenlebten, darf seiner Krankheitsgeschichte, die wir von geschickter Hand noch zu erwarten haben, einen mehr als gewöhnlichen Reiz verleihen. Im Wechsel solcher Zustände war ihm die bequemste Unterhaltung die liebste, eine Spielparthie die wirksamste Zerstreuung, und ein guter Kumpan ihm zur Gesellschaft mehr werth, als ein schöner Geist oder die würdigste Standesperson.

Im Frühjahr 1819 empfing Blücher zu seinen vielen Orden noch einen neuen, nämlich das Großkreuz des von dem Großherzoge von Sachsen-Weimar eben gestifteten weißen Falkenordens, womit sich die Reihe dieser Auszeichnungen für ihn beschloß. Er trat bald wieder die gewohnte Reise an, zuerst nach Schlesien, dann nach Böhmen. Er fühlte wohl, daß mit jedem Jahre seine Kräfte sich minderten, und sprach öfters von der Annäherung seines Endes: „Für den Tod kein Kraut gewachsen ist", pflegte er mit heiterem Muthe zu sagen. Doch ließ sich dieser Sommer noch leidlich genug für ihn an, und gab Hoffnung zu längerer Lebensdauer.

Im Karlsbade traf er diesmal mit Schwarzenberg zusammen, und die beiden Waffenbrüder bezeigten einander die biederste Herzlichkeit. Ziemlich hergestellt und gestärkt, so daß sein Arzt nicht nöthig fand, ihn länger zu begleiten, verließ er Böhmen, nachdem er noch den Fürsten von Schwarzenberg auf dessen Herrschaft Worlick besucht hatte, und traf zu Ende des August in Schlesien auf Kriblowitz ein. Hier jedoch wurde er von einer ernstlichen Krankheit befallen. Der Medizinalrath Doktor Wendt wurde sogleich aus Breslau herbeigerufen, und verordnete die zweckmäßigsten Mittel; da jedoch Blücher sich weigerte, Arznei zu nehmen, und überhaupt in seiner Eigenart schwer zu behandeln war, so mußte durch Stafette sein früherer Arzt, der durch mehrjähriges Zusammensein ihm vertraut und gewohnt gewordene Regimentsarzt Doktor Bieske von Berlin geholt werden. Dieser

vermochte viel über den Kranken, konnte jedoch nicht immer den regelmäßigen Gebrauch der Mittel von ihm erlangen. Blücher war überzeugt, daß sein Tod herannahe, und sah ihm gefaßt entgegen. Zu seinem treuen Gefährten, dem Obersten Grafen von Nostitz, der ihm auf sein Begehren einen Labetrunk reichte, sagte er: „Nicht wahr, mein lieber Nostitz, Sie haben manches von mir gelernt, jetzt sollen sie auch noch von mir lernen, wie man mit Ruhe stirbt!"

Der König, damals in Schlesien, sandte auf die Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit am 5. September seinen Generaladjutanten von Witzleben zu ihm, dieser fand ihn schwach, aber bei voller Besinnung. Blücher trug dem General auf, Seiner Majestät für alles ihm widerfahrne Gute zu danken, Höchstihrem Wohlwollen seine Gemahlin zu empfehlen, auch zu bitten, daß er ohne Gepränge, auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kanth, unter den daselbst stehenden drei Linden beerdigt würde. Der General wandte ihm ein, er dürfe an seinen nahen Tod noch nicht denken, da die Aerzte seinen Zustand keineswegs für rettungslos hielten. Blücher aber versetzte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, als die Aerzte meinen Zustand beurtheilen können. Ich sterbe gern, denn ich bin nichts mehr nutz. Sagen Sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe, und treu für ihn sterbe." Nach diesen Worten nahm er mit einem Händedruck förmlich Abschied. Am Tage darauf kam der König selbst in Begleitung des Prinzen Karl, ihn zu besuchen, wurde aber erst nach einer Weile von ihm erkannt. Der König sagte ihm unter mehreren wohlwollenden Aeußerungen: „Sie können überzeugt sein, daß niemand mehr Theil an Ihrem Wohle nimmt, als ich. Ich weiß, was das Vaterland und ich Ihnen schuldig sind. Geben Sie die Hoffnung zu Ihrer Wiederherstellung nicht auf, aber folgen Sie auch dem Rathe der Aerzte, und brauchen Sie die Mittel, die man Ihnen darbietet." Blücher dankte dem Könige mit größter Rührung, bezweifelte die Möglichkeit seiner Genesung, wiederholte, daß er gern sterbe, und empfahl dem Könige nochmals seine Gattin. Nach diesem Besuche wurde sein

Zustand immer schlafähnlicher und schmerzloser, die Kräfte verließen ihn allmählig, er verschied sanft am 12. September Abends um 10 Uhr, im sieben und siebzigsten Jahre seines Lebens. Der König ließ das Heer, dem Andenken des Verstorbenen zu Ehren, auf 8 Tage Trauer anlegen. Die bei Breslau zur Uebung versammelten Truppen rückten aus, und hielten dem abgeschiedenen Feldherrn, an seiner erwählten Grabstätte bei den drei Linden, eine kriegerische Todtenfeier. Die zurückgelieferten Ordenszeichen erhielten, als vaterländische Denkwürdigkeiten, zur würdigen Aufbewahrung einen besonderen Platz in den königlichen Sammlungen. Auch im Auslande wurde sein Andenken vielfach gefeiert; in Hamburg legte die Bürgergarde Trauer an, der Blücherklub und andere Vereine widmeten ihm den Ausdruck ihrer Betrübniß.

Blücher war von großer, schlanker Gestalt, von wohlgebildeten starken Gliedern. Das Alter weniger als Krankheitsleiden gaben ihm zuletzt eine vorwärts gebeugte Haltung. Doch sein Haupt erhob sich in aller Schönheit, welche das Alter, das so viele nimmt, noch verleiht. Ein herrlicher Schädel, nur noch spärlich bedeckt von grauen Haaren, eine prächtige Stirn, eine starke, gekrümmte Nase, scharfe, heftig rollende und doch im Grunde sanftblickende, hellblaue Augen, dunkel geröthete Wangen, ein feiner, aber vom starken, herabhängenden Schnurrbart fast überschatteter Mund, ein wohlgeformtes, starkes Kinn, alles dies stimmte zu einem tüchtigen Menschenantlitz überein, dessen ausgearbeitete Züge sogleich einen bedeutenden Karakter erkennen ließen. Sein ganzes Ansehen trug das Gepräge eines Kriegshelden, eines gebietenden wie eines vollstreckenden. Muth und Kühnheit leuchteten aus seinem ganzen Wesen hervor, von dem Ausdruck eines tiefen inneren Gleichmuths, einer persönlichen Unbekümmertheit begleitet, die ihm auch wirklich unter allen Umständen eigen blieb. Seine Sprache war rauh und dumpf, wegen Mangels der Zähne etwas lispelnd, im Zorne überaus hart, in gewöhnlicher Rede mild und traulich. Seine Eigenthümlichkeit hat der Verfasser der Feldzüge des schlesischen Heeres in folgenden Worten treffend aufgezeichnet: „Mit einem scharfen, durchdringenden Verstande, war er ohne

alle wissenschaftliche Ausbildung geblieben, allein in dem Umgange mit Menschen sich leicht in jedes Verhältniß findend, in jedem mit Festigkeit auftretend und mit großem Takt sich bewegend, erwarben ihm seine unerschöpfliche Heiterkeit und anspruchslose gutmüthige Haltung überall Freunde. Er verspottete nie das Wissen, aber er überschätzte es auch nie. Er sprach ohne Rückhalt über die Vernachlässigung seiner Erziehung, aber er wußte auch recht gut, was er ohne diese Ausbildung leisten konnte. Seine Unerschrockenheit in gefährlichen Lagen, sein Ausdauern im Unglück, und sein bei allen Schwierigkeiten wachsender Muth, gründeten sich auf das Bewußtsein seiner körperlichen Kraft, die er in früheren Feldzügen im Handgemenge oft geübt hatte. So war es bei ihm nach und nach zur Ueberzeugung geworden, daß es keine militairische Verlegenheit gebe, aus welcher man sich nicht am Ende durch einen Kampf Mann gegen Mann herausziehen könne. Von einem Offizier, der nicht diese Ansicht theilte, hatte er keine große Meinung. Tapferkeit mußte nach seiner Ansicht den militairischen Ruf geben, und daß der Tapfere ihn verliere, schien ihm unmöglich. Nie trat bei ihm auch nur die leiseste Besorgniß ein, daß ein Rückzug oder eine verlorene Schlacht ihm den seinigen nehmen könnte. So war der Wunsch, große Heere zu befehligen, ihm völlig fremd, er setzte sich als Feldmarschall eben so gut vor eine Schwadron, als vor ein ganzes Heer. Den Offizieren seiner Umgebung schenkte er sein Zutrauen nur, wenn er sie für unternehmend hielt, dann aber, und wenn sie dies Zutrauen einmal hatten, war es unbedingt. Er ließ sich ihre Entwürfe zu Märschen, Stellungen und Schlachten vorlegen, faßte alles schnell auf, und hatte er sie gebilligt und die Disposition unterschrieben, so nahm er keinen fremden Rath an, und keine geäußerten Besorgnisse machten den geringsten Eindruck auf ihn. Er führte eine fremde Idee, welche er gutgeheißen hatte, ganz wie seine eigne aus. Es ist dagegen nicht zu läugnen, daß er, infolge seines Temperaments, in allen Schlachten zu lebhaft, zu unruhig war. Wenn die Truppen ihre Befehle hatten, so konnte er die Ausführung kaum erwarten, und alle Bewegungen schienen ihm zu lang-

sam. Es war nicht rathsam ihm den Entwurf zu einer Schlacht vorzulegen, deren Dauer auf den ganzen Tag, und die Entscheidung auf den Abend berechnet war. Sein Karakter verlangte schnellere Entscheidung. Die Reiterei war seine Lieblingswaffe. Er begünstigte sie zwar nie auf Rechnung der übrigen, allein eine Schlacht, in welcher die Reiterei nicht entschieden hatte, schien ihm für sie ein Vorwurf zu sein, und er erwähnte ihrer nicht gern. Dies wird es erklären, warum er von dem Gefecht bei Hainau, welches doch nicht zu den entscheidenden Kriegsbegebenheiten gehörte, lieber sprach, als von seinen großen Schlachten." Seine Kriegsführung zeigt überall denselben Karakter des Eifers und der Kühnheit; sein Heer ist immer angestrengt, sehr oft in allzu großen Fernen vertheilt, zum Angriff und zur Vertheidigung zu weit aus einander; er selbst wird häufig überfallen. Aber sein unaufhaltsamer Muth und rastloser Drang eilen über alle Fehler hinweg, überbieten alle Berechnungen; für sich allein oder verbunden mit anderen Feldherren, mit eigenen oder mit fremden Truppen, selbstständig oder von höherem Befehl abhängig, immer dringt er entschlossen auf den Feind, keine politische wie keine persönliche Gefahr kennend, und durch keinen Gedanken an Verantwortung in den kühnsten Wagnissen jemals gehemmt.

Von seinem Gleichmuth in Gefechten, von seiner Todesverachtung, werden viele Züge erzählt. Im größten Kugelregen bei Ligny rauchte er gelassen seine Pfeife, die er an der brennenden Lunte des nächsten Kanoniers angezündet hatte. In welche Gefahren er oft blindlings hineinsprengte, ist schon bei mehreren Gelegenheiten bemerkt worden. So hatten seine Umgebungen immer alle Mühe, ihn von der persönlichen Theilnahme an einzelnen Angriffen zurückzuhalten; besonders wenn ein Gefecht ungünstig ausfiel, dann wollte er zuletzt immer persönlich mit Reiterei alles wieder umlenken, und indem er etwa sagte: „Ich werde sie gleich mal anders fassen", oder „Na, ich will schon machen, laßt mich nur erst unter sie kommen", sah er sich eifrigst nach der nächsten Reiterei um, rief die Anführer herbei, denen er das meiste zutraute, und war oft kaum zu verhindern, seinen für das

Ganze vielleicht schon zwecklosen, für die Truppen aber selbst im Gelingen verderblichen Anschlag auszuführen. Diese Unerschrockenheit und dieser Gleichmuth bedurften nicht der Spannung, die das Schlachtfeld in der Seele zuweilen erst erweckt. Aus dem Schlaf aufgerüttelt, um die Meldung zu vernehmen, daß Napoleon eine neue, so unerwartete als kühne Bewegung ausführe, antwortete Blücher gähnend: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen!“ gab einige für den Fall nöthige Befehle, und drehte sich gelassen auf die andere Seite zum Weiterschlafen. Durch solche Art zu sein und die Dinge zu nehmen hatte Blücher eine unwiderstehliche Wirkung auf das Volk; der gemeine Mann war ihm überall, wo er sich zeigte, sogleich zugethan; selbst in Frankreich fühlte das Volk eine Art Vorliebe für ihn, die sich freilich, sobald es auf Worte ankam, oft nur in den vorzugsweisen Anfeindungen, die gleichwohl den tieferen Antheil in sich faßte, zu erkennen gab. Ihm war insbesondere die Gabe eigen, mit den Soldaten umzugehen, sie zu ermuntern, zu befeuern; mit dem Schlage weniger Worte, wie sie der Augenblick ihm eingab, durchzuckte er die rohesten Gemüther. Einst wollt' er kurz vor einem Sturme seine Truppen anreden, da fiel ihm ihr schmutziges Aussehen auf, und sogleich an diesen Eindruck seine Worte anknüpfend, rief er in seiner Kraftsprache: „Kerls, ihr seht aus wie die Schweine. Aber ihr habt die Franzosen geschlagen. Damit ist's aber nicht genug. Ihr müßt sie heut wieder schlagen, denn sonst sind wir Alle — verloren (seinen eigentlichen Ausdruck erlaubt die Schriftsprache nicht), — also frisch druf, Kinder!“ Eine Anrede, welche von der größten Redekunst nicht glücklicher ausgedacht und angeordnet werden könnte; sie ist, trotz der gemeinen Worte, wahrhaft erhaben und begeisternd. Eben so glücklich trafen oft seine Scherzworte, z. B. wenn er einem Bataillon Pommern, welches beim Eindringen in Frankreich überaus brav gethan, aber auch sehr gelitten hatte, und in ernster, fast düsterer Haltung einherzog, vertröstend zurief: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lang in Frankreich bleiben, bis ihr Alle französch könnt!“ Das ganze Bataillon war augenblicklich in gute Laune versetzt. Mit seinen Offizieren ging

er eben so vertraulich, ja ganz kammeradschaftlich um. Man erzählt, daß er in Pommern, als er wegen der Krankheit, die ihn dort befiel, oft früh zu Bette gehen mußte, einst unter seinen Offizieren, die den Abend gesellig verbrachten, noch spät unvermuthet wieder eingetreten sei, im Hemde, auf einen Knüppel gestützt; er wollte an der Unterhaltung Theil nehmen, ging um den Tisch herum, und fing an, die Spitze seines Holzes einem seiner Lieblinge scherzend in's Fleisch zu bohren, dieser sprang auf, und verbat sich lebhaft bei Seiner Exzellenz den nicht gar sanften Scherz; doch Blücher gutmüthig polternd, versetzte: „Na, was denkt ihr denn? meint ihr, weil ich krank bin, werd' ich euch ungehudelt lassen?" und war in seinem wilden Aufzuge noch eine ganze Weile nicht aus der traulichen Genossenschaft wegzubringen. Ein solch geselliges Zusammensein mit Kriegskammeraden und andern guten Leuten, die lebten und leben ließen, allenfalls ein Spiel mitmachten, einem Glase Wein Bescheid thaten, und mancherlei erzählen und anhören konnten, war immer sein bestes Vergnügen. Er liebte besonders den Champagner, und kurz vor den Schlachten in Flandern hielt er demselben in Namur bei Tisch eine Lobrede, indem er das Glas erhob, und in die tiefe Betrachtung ausbrach: „Ist es nicht Jammerschade, daß man gegen ein Volk muß Krieg führen, das einen so herrlichen Trank braut? Man sollte denken, das müßten die allerbesten Menschen sein, aber o Gott, o Gott!" Nichts war merkwürdiger, als wenn er von seinen Kriegsereignissen erzählte. Am liebsten sprach er, wie schon bemerkt, von den Vorfällen in Schlesien, von dem Gefechte bei Hainau und besonders von der Schlacht an der Katzbach; wenn er die einzelnen Umstände lebendig und anmuthig vortrug, glaubte man darauf schwören zu müssen, daß die Sachen so gewesen, wie er sie darstellte, und doch war meistens alles falsch. Seine Einbildungskraft hielt ihm Lieblingsbilder vor, wie die Sache hätte sein können, und am meisten nach seinem Sinne würde gewesen sein, und diesen folgte er dann unbedenklich. Die größten Feldherren, auch Friedrich der Große sagt man, waren von dieser Uebertragung nicht frei, daß sie die Macht, mit welcher sie auf

die Ereignisse selbst wirkten, auch späterhin auf die Erzählung davon zuweilen ausdehnten. Hieher mag folgendes Geschichtchen gehören, welches wir an mehreren Orten aufgezeichnet finden. Ein fremder Offizier war zu Tische bei Blücher, und bat ihn inständigst, von der Schlacht an der Katzbach zu erzählen. Erst wollte er nicht; darauf wandte er sich an Gneisenau, der ihm gegenüber am andern Ende der Tafel saß; „Gneisenau, das müssen Sie doch sagen, daß ich die allein gewonnen habe? — Ich sah mir die Gegend an; sie schien mir geeignet, die Franzosen erst über die Katzbach herüber zu lassen, und dann wieder hinein zu werfen. — Gneisenau, ich dächte hier. — Nein, das geht nicht, meint Gneisenau. — Ich dachte, er muß es verstehen, und wandte mein Pferd, um weiter zu reiten. Aber kaum bin ich zehn Schritt geritten, so muß ich das Pferd wieder umdrehen, muß mir die Gegend ansehen; ich reite an Gneisenau, der will aber gar nicht. Wir reiten weiter bis Jauer, und bleiben da die Nacht. Ich werfe mich auf's Stroh, und wollte schlafen, hatte aber keine Ruhe, die Hügel standen immer noch vor meinen Augen. Ich ging noch zu Gneisenau, und sagte, wir müßten da schlagen, wir würden sicher siegen. — Wenn Sie's durchaus haben wollen, antwortete der, so mag's geschehen; es wird am Ende wohl gehen. — Die Brigaden brachen auf. Und ich hatte diesmal recht, denn es ging auch." Wir wissen jedoch, daß die Schlacht nicht so ganz auf diese Art hervorging. Ein andermal sprach Blücher ausführlich von den Schlachten von Brienne und von Champaubert, und seine ganze Erzählung setzt als unzweifelhafte Thatsache voraus, daß der letztere Vorfall dem ersteren vorangegangen; ein Adjutant bemerkte ihm den Irrthum mit bescheidener Beflissenheit; das war aber Blücher'n ein schlechter Dienst: „Warum nicht gar!" brummte er, mit verdrießlichem Seitenblick auf den Berichtiger, „das werd' ich doch wohl besser wissen? Wollen mich wohl noch konfuse machen!" Hier mag auch noch erwähnt werden, daß auch die Namen der Oerter und Personen in seiner Einbildungskraft leicht Umgestaltungen erlitten, die er dann hartnäckig festhielt; so hieß der Montmartre bei ihm unwider-

ruflich Sankt Märten, der Marschall Marmont eben so sicher Marmotte; ähnliche Willkür und Beharrlichkeit in dergleichen wird auch von Napoleon erzählt. — Wenn er eigentliche Reden hielt, wozu er besonders in den letzteren Zeiten, durch so manchen glänzenden Erfolg aufgemuntert, gern die Gelegenheit nahm, so ging seine Ausdrucksweise nicht sowohl auf gedrungene Stärke, als vielmehr auf behagliche Breite, auf allen Gemeinplätzen der Ansichten und Empfindungen verkehrend, ja auch Rührungsmotive, die einst so allgemein an der Zeit waren, nicht verschmähend, und nur hin und wieder durch ein treffendes Wort, durch eine kecke Wendung das Ganze rettend. Der Fluß seiner Rede war alsdann, wie sein Selbstvertrauen, bewundernswerth; sein Anlauf schlug hier, wie im Felde, wohl bisweilen um, aber niemals blieb er stecken; die Sprachlehre machte ihm keine Sorge, er sprach sein gutes verständliches Deutsch, zwischen der Umgangssprache und der Mundart des Volks in der Mitte schwebend, mit einem starken Hange jedoch zu den Eigenheiten des letztern in Redensarten und Aussprache. Die oben bezeichnete Empfindungsweise war im Grunde seinem Wesen tiefer angehörig, als auf den ersten Anblick scheinen könnte; sie war überhaupt der späteren Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eigen, das Milde, das Menschliche, drängte sich überall hervor, und wollte sich jeder Kraftäußerung beigesellen. Von Blücher sind heftige Ausbrüche des Zorns, harte Befehle in allgemeinen Anordnungen, aber kein Zug einzelner Grausamkeit — die Geschichte mit dem katholischen Priester in Polen hat wenigstens ihre zwei Seiten — keine Handlung unmenschlicher Härte, keine freche Lust an böser Gewaltthätigkeit bekannt. Während der höchsten Aufreizung vergaß er in dem Feinde nie den Menschen, der tapfre konnte stets auf seine Achtung, der besiegte, der verwundete, auf seinen Schutz, auf seinen Beistand rechnen. In den leidenschaftlichsten Ausbrüchen seiner Unzufriedenheit machte er sich durch Schelten, aber nicht durch Schlagen Luft. In seinem Husarenregimente hatte er sogar die sonst bestehende Sitte, daß jeder Unteroffizier einen Stock tragen mußte, gänzlich abgeschafft, um die Gelegenheit zum Prügeln zu vermindern.

Seine Gutmüthigkeit zeigte sich in allen seinen Lebensverhältnissen; es wurde ihm in den nächsten manches geboten, was er ohne vielen Harm gut sein ließ.

Wahrhaft groß erscheint Blücher in seiner neidlosen, freudigen Anerkennung des Verdienstes Anderer, sowohl solches, das er selbst nicht theilen konnte, als auch dessen, welches in der Bahn des seinigen lag. Jede würdige Erscheinung, jede tüchtige Kraft hielt er in Ehren, den Staatsmann und den Schriftsteller, den Kaufmann und den Künstler, sobald sie ihm in der Persönlichkeit oder in dem Namensansehen entgegentraten, die ihren Werth ihm verständlich machten. Das Verdienst des Kriegsmannes wußte er unmittelbar durch eignes Urtheil zu würdigen. Nicht nur erkannte er willig jede Eigenschaft seiner Mitfeldherren an, auch den Einsichten der Oberbefehlshaber, welchen er zu verschiedenen Zeiten mehr oder minder zu folgen hatte, unterwarf er gehorsam seine eigne Meinung, so lange nicht die Umstände ihm gebieterisch eine Selbstständigkeit aufdrangen, die er dann freilich zu behaupten wußte. Aus der höchsten Prüfung ging sein Karakter rein und groß hervor in den Verhältnissen, welche, einzig in ihrer Art, erst zu Scharnhorst und dann zu Gneisenau, besonders aber zu dem letzteren, ihm zu Theil wurden. Mit aufrichtiger Selbsterkenntniß unterwarf er sich der höheren Einsicht dieser Männer, welche weniger seine Untergebenen, als seine Freunde und Vertraute waren, und gleichwohl in ihm den gebietenden Feldherrn nie vermissen konnten. Scharnhorst wurde früh von seiner Seite gerissen; Gneisenau aber blieb der unzertrennliche Gefährte der ganzen Siegeslaufbahn, und welcher Antheil demselben an deren Erfolgen gebühre, hat Blücher in dem höchsten Taumel der Huldigungen, auf dem Gipfel des Ruhmes und der Ehren, stets eifrig und laut verkündigt. Schon im Früheren ist manches dieser Art erwähnt worden. Hieher gehört aber noch das große Wort, durch welches Blücher einst die Lobreden, die man ihm zum Ueberdrusse vorgetragen, ungeduldig unterbrach: „Was ist's, das ihr rühmt? rief er wie begeistert, es war meine Verwegenheit, Geisenau's Besonnenheit, und des großen Gottes Barmherzigkeit!“ Ein andermal, in einer großen Versamm=

lung, als bei Tisch viele Trinksprüche schon ausgebracht, und Sinn und Streben auf Seltsames und Wunderliches gerichtet war, verhieß Blücher, Alle überbietend, er wolle thun, was ihm kein Andrer nachmachen könne, er wolle seinen eignen Kopf küssen; das Räthsel blieb nicht lange ungelöst, er stand auf, ging zu Gneisenau hin, und küßte ihn mit herzlicher Umarmung. Noch bei vielen Gelegenheiten gab er wiederholt das offene Bekenntniß, er selbst sei im Felde nur der ausführende Arm, aber Gneisenau das leitende Haupt gewesen. Ihre beiderseitige Freundschaft blieb ungetrübt bis an's Ende, und kein Augenblick von Eifersucht rief jemals eine Theilung und Sonderung dessen herbei, was durch das Leben selbst vereint worden, und nur also vereint in seinem vollen Werthe besteht.

Bei aller biederen Gradheit und unbefangenen Treuherzigkeit hatte Blücher eine Eigenschaft, die jenen zu widersprechen scheint, aber in bedeutenden Karakteren sich gar wohl mit ihnen verbündet, ja dem Wesen des Feldherrn nie ganz fremd sein kann. Er verband nämlich mit jenen Eigenschaften zugleich die listigste Schlauheit und die durchtriebenste Verschmitztheit. Sein scharfer Verstand hatte in den vielfachen und langdauernden Erfahrungen, die ihm zu Theil wurden, einen Schatz von Welt- und Menschenkenntniß geschöpft, den seine Urtheilskraft klug zu gebrauchen wußte. Ihm war zu viel Ueberblick und Gewandtheit verliehen, um das, wozu die Natur ihn gemacht hatte, was er ursprünglich war, nicht auch oft mit Bewußtsein und Absicht sein zu wollen. Die Stellung, welche er durch seine Persönlichkeit hatte, die Wirkungen, welche er durch seine Eigenart hervorbrachte, waren ihm wohlbekannt; es war seiner Verstellungskunst die bequemste Aufgabe, nöthigenfalls nur sich selber zu spielen, wenn er seiner etwa mehr bedurfte, als er dem Anlasse gerade vorhanden war. Manchen Auftritten seines späteren Lebens, besonders mit Personen oder bei Gelegenheiten, welche ihm gering dünkten, weil sie keinen höheren sittlichen Antrieb in ihm aufregten, lag ein solches Spiel zum Grunde, in welchem es schwer gewesen sein dürfte, das Unächte von dem Wahren jedesmal genau zu unterscheiden, denn dies letztere durfte nie

ganz fehlen. So schien er manche Vortheile gar nicht zu beachten, die er sehr wohl schätzte und geschickt zu erstreben wußte. So verstand er Ansehen und Gunst, sei es der Großen oder des Volkes auch da mit einer Art von Klugheit aufzunehmen und zu behandeln, wo er nur das Dargebrachte auf sich einströmen zu lassen schien. Sein heftiges Schimpfen und Toben war nicht selten mit besonderen Zwecken verknüpft; er wußte genau, wo er damit etwas ausrichten, und hinwieder alles verderben könnte; es gab Verhältnisse, die er fortdauernd mit zartester Schonung behandelte, in denen er sich nie vergaß, dagegen andre, in welchen er, weil er seinen Boden kannte, sich alles erlaubte, und keine Rücksicht mehr gelten ließ. In die Umstände und Lagen, deren Uebergewicht er nicht bemeistern konnte, wußte er sich recht gut zu schicken, oder ihre Schwächen auszuspähen, und vermittelst dieser sich herauszuziehen. Weitaussehende Ränke durchzuführen, wäre gleichwohl seine Sache nicht gewesen, sein Ungestüm hätte sich dazu nicht dauernd genug von der Klugheit beherrschen lassen, seine Verstellung dazu nicht Mannigfaltigkeit genug gehabt. Wenn ihm wirkliche Arglist von einigen beigemessen worden, so kann dies doch nur von einzelnen Augenblicken gemeint sein, in welchen irgend ein besonderer Ingrimm diesen Ausweg nahm. Die Fehler, welche ihm sonst Schuld gegeben werden, die ungezähmte Selbstsucht, die unersättliche Begier nach Gewinn, lassen sich leicht auf mildere Bezeichnung zurückführen. In der That, wie soll das starke Persönlichkeitsgefühl, das in der Welt als selbstsüchtig erscheint, von der Heldenzuversicht, welche die Last einer Welt auf sich nimmt, getrennt werden? wie die Geringschätzung irdischer Habe, die der Krieg täglich in ganzen Massen hin und her wirft, von dem Anspruche, in so Geringem nicht immer gleich wieder die engsten Schranken zu fühlen? Nur zum Wechsel des Gebens und Nehmens empfand Blücher ein Bedürfniß nach dem Besitze großer Mittel, auf die er stets zu wenig Werth legte, um sie lange zu behalten. Jedenfalls trieb das Alter die Fehler, die man ihm zurechnen mag, stärker hervor, und seine glanzvolle Stellung brachte sie um so heller zur Erscheinung. Doch kann man sagen, daß das

Menschliche und Gemüthvolle immer die Oberhand behielt. Man darf, nach der treffenden Bemerkung eines nahen Beobachters, nicht unerwogen lassen, wenn man Blücher'n beurtheilt, daß die Zeit seiner Jugend, in welcher seine Begriffe und Gewohnheiten sich zu bilden anfingen, an Sitten und Denkart sehr verschieden von der seines späteren Alters war. In dem Sinne jener Zeit war manche Weise des Benehmens und Handelns, an welcher das jüngere Geschlecht, das ihn umgab, Anstoß nehmen konnte, keinem Tadel ausgesetzt. Die übereinkömmliche Ueblichkeit liefert allein den Maßstab, nach welchem sich die Bedeutung derselben Handlung in verschiedener Zeit verschieden darstellt; wie Götz von Berlichingen hätte kein General des siebenjährigen Krieges verfahren dürfen, ein Feldherr aus diesem letzteren mußte gegen manche neuere Zartheit verstoßen, die sich ihm unbekannt gebildet hatte.

Blücher liebte sehr, wie mündlich, so auch schriftlich, seine Gedanken und Meinungen mitzutheilen. Seine Handschrift hat starke, eckige, genugsam leserliche Züge. Zwar er selbst führte die Feder selten, aber er setzte desto häufiger Andere in Bewegung. Die Gelegenheit, einen Aufruf, eine Kundmachung, oder einen gewichtigen Brief ausgehen zu lassen, war ihm stets willkommen. Seine Aufrufe, Tagesbefehle und Berichte wurden zwar von Andern, während des Jahres 1813 hauptsächlich von Gneisenau, aber doch stets nach seinem Sinn und seiner Angabe verfaßt, und in keiner dieser Schriftarbeiten möchte das ihm Eigengehörige ganz vermißt werden. Dasselbe ist der Fall mit seinen Briefen; in allen, die nur einigermaßen von Bedeutung sind, findet sich ein Gepräge seines Wesens. Sein Briefwechsel war sehr ausgebreitet, hauptsächlich während seines Aufenthalts in Münster, und in seiner letzten Lebenszeit. Aber auch die Lust zu eignen schriftlichen Ausarbeitungen wandelte ihn mehrmals an. Von seinen Denkwürdigkeiten aus dem Revolutionskriege ist schon die Rede gewesen. Zu Anfange des Jahres 1805 schrieb er in Münster eigenhändig: „Gedanken über die Formirung einer preußischen Nationalarmee", worin manches Zweckmäßige gesund und billig ausgedrückt ist, daß jeder Preuße Soldat sein solle, die Dienstzeit verkürzt, der Sold

erhöht, die Behandlung verbessert werden müsse u. dgl. m. Von der späteren Unpartheilichkeit, in welcher ihm der Bürgerstand mit dem Kriegerstande vereint und gleichgestellt erschien, findet sich in diesem und einigen Aufsätzen der nächstfolgenden Zeit noch keine Spur. Im Gegentheil, er dringt auf entschiedenen Vorzug des Kriegerstandes, und äußert bitter sein Mißvergnügen, daß die Civilbeamten im Ganzen, nach seiner Meinung, verhältnißmäßig so viel reichlicher bedacht wären. Gleichfalls von Blücher's eigner Hand ist ein Aufsatz, der wahrscheinlich in der Zwischenzeit von 1807 bis 1813 geschrieben worden, und den Titel führt: „Bemerkungen über der Instruktion der einzelnen Ausarbeitung und des Exerzirens der Kavallerie betreffend", eine Reihe von Sätzen, denen praktische Richtigkeit beiwohnen mag, aber schwerlich sonst ein Vorzug, auch nicht der Neuheit oder Eigenheit; diese Blätter sind nur in sofern bemerkenswerth, als Blücher einen unverhältnißmäßigen Werth auf sie legte, gleichsam als sei darin ein Schatz kriegskundiger Einsicht und Erfahrung niedergelegt; er that sich auf diese Arbeit viel zu Gute, sprach davon mit Bedeutung, und genoß, wahrscheinlich in diesem einzigen Bezug, einen Vorschmack des Vergnügens, auch den Regionen des gelehrten Offiziers nicht so ganz fremd zu sein. Doch die Welt ist billiger, und hat dem Manne der That die Forderung theoretischer Meisterschaft wohl keinen Augenblick aufgebürdet! Bei diesem Anlasse sei hier noch ein Zug angeführt, der sogleich mit Einem Blick auch in ganzem Umfange das Verhältniß überschauen läßt, in welchem Blücher zu den Landkarten stand, diesem in der neueren Kriegskunst so überaus wichtig gewordenen Artikel! Er besaß eine kleine Nürnberger Karte, auf welcher, nach alter Sitte, die Städte stark mit Roth bezeichnet waren; diese Karte zog er dann bei Gelegenheit hervor, und suchte sich auf ihr zurecht zu finden. Einesmals hatte ein Adjutant ihm eine etwas verwickelte Truppenbewegung anzugeben, Blücher wußte sich Rath, und legte die Karte auf den Tisch; dem einen alsbald gefundenen Ort, auf den es ankam, drückte er den einen Finger des Adjutanten zum Zeichen auf, um während weiteren Suchens jenen nicht zu verlieren; ein zweiter Finger desselben mußte

den zweiten Ort festhalten; aber es war noch ein dritter Punkt anzumerken, und der erste Finger wollte schon auf diesen überspringen, doch kaum nahm Blücher das wahr, als er eiligst denselben auf der alten Stelle zurückhielt, und, indem er die Worte brummte: „Will er wohl still halten!“ seine schon in größter Gefahr schwebende Orientirung rettete. Es wird niemand läugnen, daß in diesem und ähnlichen Zügen für Blücher's Wesen die anmuthigste Bezeichnung liegt.

Seine Unkunde in manchen Richtungen wurde bisweilen Anlaß zu wunderlichen Irrungen. Nachdem er Domherr in Brandenburg geworden war, sprach einer der älteren Domherren mit ihm von den Verhältnissen des Stifts, den Wahrscheinlichkeiten des Vorrückens, den Berechnungen der Lebensdauer. Schon früher hatte Blücher von solchen Dingen reden gehört, und sich die feindlichste Vorstellung daraus genommen. „Da soll ja hier ein Hundsfott sein“, fuhr er los, „ein Staatsrath Süßmilch, der Kerl hat ausgerechnet, daß ich nur noch drei Jahre zu leben habe, den soll das Donnerwetter treffen, find' ich ihn, so schlag' ich ihm alle Rippen im Leibe entzwei!“ Der Andere lächelte und meinte, dem Manne würde er doch wohl nichts thun. „Warum nicht?“ rief Blücher, „was soll mich abhalten? Ich hau' ihn über die Ohren, was hat er mir meine Lebenstage so knapp auszurechnen?“ Da belehrte jener ihn denn, Süßmilch sei Probst in Berlin gewesen, seine Berechnungen hätten nichts Persönliches, sondern gingen auf's Allgemeine, und wären von großem Werthe; auch sei er schon seit vielen Jahren todt; „Na, das ist recht gut für ihn“, meinte Blücher, „denn, das wollt' ich ihm auch gerathen haben.“ Uebrigens wußte er sehr gut was ihm fehlte. Einst saß er während des Krieges in Frankreich vertraulich mit den Seinigen zu Tisch, und erging sich in allerlei Reden und Bemerkungen. Unter andern sagte er: „Gneisenau, wenn ich was gelernt hätte, was hätte da nicht aus mir werden können! Aber ich habe alles versäumt, was ich hätte lernen sollen!“ — Lachend erwiederte Gneisenau: „Was hätten Ew. Exzellenz denn noch mehr werden wollen, als Sie jetzt wirklich sind? Sie haben den höchsten Posten im Staate ja schon erreicht.“ — Blücher

aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Kinder, ich weiß nur zu gut, wie es mit mir ist. In meiner Jugend hab' ich mich um gar nichts bekümmert, anstatt zu studiren, hab' ich gespielt, getrunken, mit den Weibsleuten mich abgegeben, gejagt und sonst lustige Streiche verübt. Daher kommt's denn, daß ich jetzt nichts weiß. Ja, sonst wär' ich ein andrer Kerl geworden, das könnt Ihr mir glauben; aus mir hätte was werden können!" Und dabei blieb er mit nachdenklichem Ernst und tiefer Durchdrungenheit.

Reichere Belohnungen, als irgend ein preußischer Feldherr vor ihm, hat Blücher aus seinen Kämpfen davongetragen. Seine Orden, deren Fülle bis zu den letzten Jahren sich stets noch mehrte, seine Fürstenwürde, umgaben ihn mit allem Glanze weltlichen Ansehens. Aber auch mit Geld und Gut beschenkte ihn Königliche Freigebigkeit. Schon in früher Zeit, als Friedrich Wilhelm der Zweite an seine Generale, Minister und andre Begünstigte beträchtliche Güterschenkungen in den neuerworbenen polnischen Provinzen machte, war Blücher so günstig beachtet, daß auch ihm fünf Güter, nämlich Duninow, Tobenczna, Szadow, Nowawis und Krzement, im Posen'schen gelegen, geschenkt wurden, der amtlichen Angabe nach zusammen 28,000 Thaler werth, in der Wirklichkeit aber weit mehr, denn er veräußerte sie späterhin für 140,000 Thaler; für einen Theil dieser Summe erkaufte er darauf das Gut Groß-Zieten bei Kremmen in der Mark. Die im Jahre 1809 ihm zu Theil gewordene Präbende im Domkapitel zu Brandenburg, welche er jedoch bald auf seinen Sohn übergehen ließ, trug jährlich 3000 Thaler ein. Im Jahre 1812 schenkte der König ihm das Gut Kunzendorf bei Neiße, welches er späterhin wieder verkaufte. Im Dezember 1814 verlieh der König ihm die große Dotation, welche ihm bei seiner Erhebung in den Fürstenstand war verheißen worden; sie bestand in einem großen Theile der Trebnitz'schen Güter in Schlesien, im Betrage von beinahe 700,000 Thalern; darunter Kriblowitz, welches noch jetzt der Familie gehört. Im Jahre 1815 erhielt er ein Wohnhaus in Berlin am Pariser Platz und noch 50,000 Thaler geschenkt, Summen minderen Belanges wiederholt in den folgenden Jahren.

Rechnet man hiezu die ansehnlichen Jahrgehalte, die zahllosen sonstigen Vortheile und Darbietungen, welche mit seinen Verhältnissen und Lagen verbunden waren, so ergiebt sich eine gewaltige Masse von Geldmitteln, die seinen Wünschen zur Verfügung gewesen. Von so großem Besitz ist nur der kleinere Theil aus den großen Spielwagnissen und sonstigen Ausgaben seiner letzten Jahre, so auffallend genau er sonst im Kleinen und Kleinsten auch haushalten mochte, gerettet übrig geblieben.

Von seiner ersten Gattin hatte Blücher sechs Söhne und eine Tochter; vier der ersteren starben früh; zwei überlebten ihn, nämlich Graf Franz von Blücher, lange Zeit des Vaters Adjutant und zuletzt Generalmajor, im Jahre 1776 geboren, verheirathet mit einem Fräulein von Groß aus Friesland, aus welcher Ehe zwei Söhne, die Grafen Gebhard und Gustav, im preußischen Heere dienen; und dann Graf Gebhard, im Jahre 1787 geboren, und im Feldzuge von 1815 Adjutant des Vaters, später Major in der Armee; die Tochter, Gräfin Friederike Bernhardine, wurde zuerst einem Grafen von der Schulenburg vermählt, und ist jetzt mit einem Grafen von Asseburg verheirathet. Von seiner zweiten Gemahlin hat Blücher keine Nachkommenschaft.

Noch bei seinen Lebzeiten wurde unserem Helden ein kolossales ehernes Standbild in seiner Vaterstadt Rostock auf dem jetzt nach ihm genannten Blücherplatz errichtet. Die mecklenburgischen Stände faßten schon im Dezember 1814 den Beschluß, ihrem von ganz Europa gefeierten Landsmann ein vaterländisches Denkmal zu widmen. Die Stadt Rostock trat voran, die beiden Großherzoge von Schwerin und von Strelitz genehmigten und unterstützten, alle Mecklenburger durften beitragen. Am 16. Dezember 1815 gaben die Stände Blücher'n Anzeige von ihrem Unternehmen, die darauf erfolgte Antwort, sagt Goethe, geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl, daß die That selbst spreche, ein Denkmal derselben eher ablehnen als begünstigen möchte; er sagte in seinem Schreiben: „Jedoch kann ich nicht umhin, mir die Bemerkung zu erlauben, daß man das wenige, was ich zu leisten im Stande war, zu hoch in Anrechnung bringt, und so geehrt

ich mich auch durch das mir zu errichtende Denkmal in meiner Vaterstadt Rostock fühlen muß, doch wohl eigentlich nur der Nachwelt die Entscheidung über das Geschehene gebührte." Am 26. August 1819 wurde die Bildsäule in Rostock zuerst dem Anblick enthüllt. Sie ist von Gottfried Schadow in Berlin verfertigt, der sich, nach dem Wunsche der Stifter, in Weimar mit Goethe'n über die Anordnung des Ganzen berathen hatte. Von Goethe sind auch die Inschriften. Auf der Vorderseite steht: „Dem Fürsten Blücher von Wahlstadt die Seinen." Auf der Rückseite: „In Harren und Krieg, In Sturz und Sieg, Bewußt und groß, So riß er uns Vom Feinde los."

Ein zweites kolossales Standbild in Erz, von Rauch in Berlin ausgeführt, ist aus den Beiträgen der Provinz Schlesien zu Breslau auf dem Salzring, seitdem Blücherplatz genannt, aufgerichtet. Eine dritte kolossale Bildsäule in Erz, gleichfalls von Rauch angefertigt, ließ der König dem Helden in Berlin selbst errichten, gegenüber den marmornen Standbildern der Generale Scharnhorst und Bülow, auf ehernem, reichverzierten Fußgestell; durch Kunstwerth und Aufstellung unstreitig eines der schönsten Denkmäler, deren die Hauptstadt sich rühmen darf. Dasselbe wurde am 18. Juni 1826 zuerst aufgedeckt. Die Vorderseite führt die Inschrift: „Friedrich Wilhelm III. dem Feldmarschall Fürsten Blücher von Wahlstatt, im Jahre 1826." Die Rückseite zeigt in einem reichen Lorbeerkranze die Jahrzahlen 1813, 1814, 1815. Schiffe, nach Blücher benannt, führen von deutschen und englischen Seehäfen seinen Namen im weiten Handelsverkehr über das Weltmeer, belebte Denkmale, zwar schnell vergänglich, doch noch lange nach seinem Tode seinen Ruhm in glücklichen Fahrten freudig auf den Wogen in der Nähe und Ferne vergegenwärtigend.

In Denkmünzen, Büsten, Gemählden, Kupferstichen und Bildern aller Art ist sein Andenken vervielfacht. Zahllose Sieges- und Loblieder feiern seinen Namen. In dem reizenden Festspiele, „des Epimenides Erwachen", hat Goethe den Wahlspruch des Helden durch Strophen voll nachdrücklichen Sinnes wiederkehrend ausgeführt. Trefflich haben

Uhland, Rückert und Stolberg ihn besungen. In einer Ode des letztern heißt es auffordernd an Deutschlands Muse:

„Und sag' ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Mosel,
Danket dir Deutschland durch seine Töchter!

Denn Blitze Gottes sprühte dein Blick! dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbusch!
Dein Arm war Sturm! dein Schwert den Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!"

Nur Lord Byron empfand nichts von dieser allgemeinen Begeisterung. Er schämte sich nicht in seinen Tagebüchern seine stumpfsinnige Mißachtung durch folgende ungerechte Worte auszusprechen: „Ich erinnre mich, Blücher in den Londoner Gesellschaften gesehen zu haben, und sah niemals ein solches Alter weniger ehrwürdig; mit der Stimme und dem Benehmen eines Werbekorporals machte er Anspruch auf die Ehren eines Helden, — gerade als ob ein Stein deßhalb verehrt werden könnte, weil ein Mann über ihn gestolpert ist."

Herrlichst aber preisen seinen Ruhm die Kriegs- und Heldengesänge von Stägemann, in welchen dichterische und vaterländische Begeisterung, zu Einer Gluth vereinigt, dem Muthe, der Gesinnung und den Thaten jener Zeit ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Wir können diesen Lebensabriß nicht schöner schließen, als durch die inhaltreiche Ode, welche dieser edle Sänger dem Abschied unseres Helden dargebracht.

Bei dem Leichenbegängnisse des Feldmarschalls Fürsten Blücher von Wahlstadt.

Am 16. Oktober 1820.

In Waffen, Kriegslied, folge dem Heldengreis
Zur letzten Ruhestatt, unter dem Todtenmarsch
Der Kampfgenossen, unter Seraph-
Klängen, im Rauschen des hohen Palmhains!

Wie damals folg' ihm, Siegesposaune, wie
In Möckern's Blachfeld, wo er, ein Flammenstern,
Der Höllen Bahn, der ungeheuern,
Schmetternd berührte, daß selbst den Meister

Eiskalter Ohnmacht lähmender Arm ergriff —
Noch trägt sein Bildniß, unter des Schlachtenruhms
Denksäulen wanklos aufgerichtet,
Ewig, die Narben, die Tage Leipzigs. —

Welch stillen Sabbath, während das schwarze Thor
Der Gruft sich aufschließt, feierst du, betend Lied?
Es schlingt sich Licht an Licht; ein Halbgott
Leuchtet der Held, er beginnt die Sternbahn.

Wild sproßt der Lorbeer, glücklicher Schläfe Kranz,
Auf heitern Zufalls üppigem Boden, dann
Veredelt, dann erst, wann des Grabmals
Schwestercypresse sich traurend anschmiegt.

Was irdisch war, empfange der Erde Schooß!
Es hat vollendet. Cedern entwurzelt nur
Des Sturmes Arm, nur Meeres Aufruhr
Schleudert den Mast in der Tiefen Abgrund.

Des todten Feldherrn Sieg', ein unsterblich Gut,
Sei dein Vermächtniß, heiliges Vaterland!
Dir stürzt er, dir, die Ceder Libans,
Dir in die Tiefen des Wimpels Hochmuth.

Heil edler Schatten, der in des Frieden Thal
Dem reichen Inhalt goldener Saiten itzt
Verklärter nachdenkt, deren Psalm dich
Unter den Rettern der Welt bewillkommt,

Des Vaterlandes Tapfersten Den begrüßt,
Der nicht im Fernrohr dunkler Besorgnisse
Der Schlachten Ausgang las, des Glückes
Gunst sich errang mit dem Glück im Wettkampf;

Der nicht aus Wolken, die nur ein Gott beherrscht,
Des blindgebornen Schwertes Verderben, der
Aus lichter Stirn, geschärft am Feldherrn-
Auge, den treffenden Strahl gezückt hat,

Wie seine That, nun ewig! Barbarenschlacht,
Ein Tropfen Blut, versiegt in des Bodens Spalt,
  Barbarenname taucht, ein einsam
    Haiengeripp, in der Jahre Strom auf.

Was Menschenarm, des Hauches vergänglich Werk,
Gewaltig ausführt, weht von der Erd', ein Staub,
  Wie er, und hemmt' er seiner Zeit auch
    Tödtlich den Athem, wie Blitzesfittig.

Was Menschengeist angezündet, des himmlischen,
Des Lichtes Kind, gesellt sich des Sonnenreichs
  Milchstraßen zu, noch unerforschten
    Welten zu leuchten, nur Sehern sichtbar.

Zukünftig Schicksal später Geschlechte! zwar
Du wandelst fern in Wolken der Mitternacht,
  Hindurch doch blitzt dein Helm, wie tausend=
    Fältig Gewand ihn den Augen einhüllt.

Die Adler Friedrichs rauschen; um Preußens Thron,
Des Heldenvolks Feldlager, versammeln sich
  Die tapfern Enkel tapfrer Landwehr,
    Welcher ein Sieger erlag, ein Cäsar.

Die Trommel rollt, Trompetengeschmetter klingt
Frohlockend: „Vorwärts, Preußen, wie sonst!" und Ein
  Jahrtausend überliefert Blücher's
    Stimme dem andern, der Preußen Siegsmarsch.

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Fürst Blücher von Wahlstadt.

Mündliche Mittheilungen aller Art, zum Theil von den bedeutendsten Augenzeugen, aus dem Kriege wie aus dem Frieden; selbst noch aus Blücher's frühster Zeit, von einem Jugendfreunde desselben, dem im Jahre 1832 verstorbenen Generalmajor von Rudorff.

Die sämmtlichen in Blücher's Nachlaß vorgefundenen Papiere, ein ansehnlicher Vorrath, zwar lückenhaft, aber zeitenweise höchst reichhaltig.

Handschriftliche Mittheitungen des Hrn. Generalintendanten von Ribbentrop. 1826.

Handschriftliche Bemerkungen des Hrn. Generalchirurgus Voelzke. 1827.

Handschriftliche Bemerkungen des Hrn. Generals Grafen von Kalckreuth. 1827.

Kampagne-Journal der Jahre 1793 und 1794 angefertigt von G. B. (L.) von Blücher. Schleswig 1796. 8.
Herausgegeben vom Grafen von Ahlefeld-Laurvig.

Westphälischer historisch-geographischer National-Kalender auf das Jahr 1806. Von P. F. Weddigen. Klein-Bremen, 1806. 4.
Darin: „Gebhard Lebrecht von Blücher", vom Kriegsrath Ribbentrop.

Kurze Biographie des Fürsten Blücher von Wahlstadt. Berlin, 1814. 8.

Zum Grunde gelegt sind authentische Nachrichten aus der Familie des Fürsten, doch keineswegs genügende.

Fürsten Blücher's von Wahlstadt Heldenthaten, nebst einer biographischen Skizze. Von Joh. Dan. Friedr. Rumpf. Berlin, 1814. 8.

Kompilation aus Blättern und Berichten des Tages.

The life and campaigns of field-marshal prince Blücher of Wahlstatt. Translated in part from the german of general count Gneisenau, with considerable additions, by James Edward Martson, Esq. London, 1815. 8.

Die kleine Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand (Glatz)" ist gemeint, die aber, wie bekannt, nicht den auf dem Titel genannten General, sondern den damaligen Obersten von Clausewitz zum Verfasser hat.

Der Feldmarschall Blücher von Wahlstadt und seine Umgebungen. Von Dr. Friedrich Förster. Leipzig, 1821. 8.

Reichhaltige Materialien, auch wegen vieler glücklichen Einzelnheiten schätzenswerth.

Militair-Literatur-Zeitung. Berlin, 1820. 4.

Hft. 6. S. 487 ff. eine Rezension des Förster'schen Werkes.

Lobrede auf den Feldmarschall. Berlin, 1819. 4.

Von Prof. Hegewisch in Kiel. Viel Gutgesagtes, Treffendes.

Breslauer Zeitung. 1819.

Darin: Worte an Blücher's Sarge von Hrn. v. Strantz gesprochen, verfaßt von Hrn. Prof. Steffens.

Der Feldzug der Preußen gegen die Franzosen in den Niederlanden im Jahre 1793. Von Albrecht Burggrafen zu Dohna. Stendal, 1798. 4 Bde. 8.

Histoire critique et militaire des guerres de la révolution, par le général Jomini. Paris, 1820. sqq. 13. Vols. 8.

Oestreichische militärische Zeitschrift. Wien, 1811—1813 und 1818—1826. 8.

Viele schätzbare Beiträge zur Kriegsgeschichte. Wegen Mittheilungen über die Feldzüge am Rhein vorzüglich benutzt.

Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. Von dem Obristen von Massenbach. Amsterdam, 1809. 3 Bde. 8.

Die Meinungen über den Werth oder Unwerth dieser Denkschriften haben sich allmählig zu einer sehr bedingten Schätzung ausgeglichen.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten September und Oktober 1806 unter dem Kommando

des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen Königlich preußischen und Kurfürstlich sächsischen Truppen. Von R. v. L. Tübingen, 1807. 8. (General Rühle von Lilienstern.)

Verdient unter den vaterländischen Kriegsdenkwürdigkeiten eine der ersten Stellen. In schlichtem Vortrage die belehrendste Darstellung.

Plan d'opération de l'armée saxo-prussienne en 1806. Par C. de W. Weimar, 1807. 8. (General von Müffling.)

Der hohe, sowohl kriegswissenschaftliche als geschichtliche Werth der Werke dieses Schriftstellers ist schon in dem Vorworte gebührend anerkannt. Der Verfasser schrieb das Werk französisch; dasselbe ist aber auch deutsch erschienen.

Précis des événemens militaires, ou essais historiques sur les campagnes de 1799—1814. Par M. le comte Mathieu-Dumas. Campagne de 1806 et 1807. Paris, 1824. 2 Vols. 8.

Mémoires militaires du baron Seruzier, colonel d'artillerie légère, mis en ordre et rédigés par son ami M. Lemiere de Corvey. Paris, 1823. 8.

Dieser gute Kriegsmann weiß nichts von Lübeck; er glaubt, Blücher sei in Preußen auf den Vorposten gefangen genommen worden, und meint, da könne er, Seruzier, ja so gut wie ein Anderer die Sache gethan haben; so erzählt er denn ganz treuherzig, wie klug er den alten Fuchs erwischt habe, ihn und seine beiden Söhne, wie er dessen Ungeberdigkeit gebührend beschieden gemacht, und endlich nach höherem Befehl die Auswechslung seines Gefangenen gegen den General Victor in's Werk gesetzt!

Gallerie preußischer Karaktere. Leipzig (Berlin), 1807.

Ein Buch von bedenklicher Abfassung, doch nicht ohne Eigenheit und Geist, vom Prof. Friedrich Buchholz verfaßt.

Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807. Leipzig (Berlin), 1808. 8.

Vom Geh. Kabinetsrath Lombard. In weichem Vortrage, bei beschönigender Absicht viel Aufrichtigkeit.

Lichtstrahlen. Beiträge zur Geschichte der Jahre 1805, 1806 und 1807. Hamburg und Leipzig, 1807. 3 Hfte. 8.

Hauptsächlich darin Aufsätze vom Obersten von Massenbach zur Beleuchtung des Feldzuges von 1806.

Des Obersten von Massenbach drei Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel und an den Geh. Kabinetsrath Lombard. Frankfurt und Leipzig, 1808. 8.

Bemerkungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806. Von dem Obersten Massenbach. Frankfurt und Leipzig 1808. 8.

Sendschreiben an den Obristen und Generalquartiermeisterlieutenant Herrn von Massenbach. Königsberg und Leipzig, 1809. 8.
Blücher und Rüchel werden hier gegen die ebenbemerkten Schriften angelegentlich vertheidigt.

Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand. (Glatz) 1813. 8. (Vom General von Clausewitz.)
Diese kleine Schrift ist ein doppeltes Geschichtsdenkmal, wegen der Thatsachen, die sie aus zuverlässigster Quelle treu berichtet, und wegen der großen, wohlthätigen Wirkung, welche sie in der Zeit ihres Erscheinens auf Gesinnung und That ausgeübt.

Die preußisch-russische Campagne im Jahr 1813 von der Eröffnung bis zum Waffenstillstande vom 5. Juni 1813. Von C. v. W. Breslau 1813. 8.
Auch diese Schrift bewirkte, durch genaue Darstellung des Geschehenen, die heilsamsten Eindrücke für die Sache der Verbündeten.

Histoire de la guerre soutenue par les Français en Allemagne en 1813. Par le général Guillaume de Vandoncourt. Paris, 1819. 4.
Kriegskundig genug, aber für die französische Seite durchaus partheiisch.

Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahr 1813. Von Otto Freiherrn von Odeleben. Dresden, 1816. 8.
Sehr anziehend und allen Zeichen nach glaubwürdig.

Darstellung der Ereignisse in Dresden im Jahr 1813. Von einem Augenzeugen. Dresden, 1816. 8.

Tableau de la campagne d'automne de 1813 en Allemagne. Par un officier russe. Paris, 1817. 8.
Vom Obersten Butturlin.

A. Michailoffsky-Danileffsky's Denkwürdigkeiten aus dem Feldzuge vom Jahre 1813. Aus dem Russischen von Karl Goldhammer. Dorpat, 1837. 8.

Manuscrit de mil huit cent treize. Par le baron Fain. Paris, 1824. 2 Vols. 8.
Schätzenswerth in vieler Hinsicht. Der Verfasser strebt nach Richtigkeit. Die Truppenstärke jedoch ist durchgängig falsch angegeben, die der Franzosen zu niedrig, die der Verbündeten zu hoch.

Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert von Karl Bade. Altona, 1839 ff. 4 Thle. 8.

Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813. Von einem höheren Offizier der preußischen Armee. Potsdam 1843. 2 Bde. 8.
Vom Hrn. General von Prittwitz.

Zur Geschichte des Feldzuges von 1813. Vom Generallieutenant von Hofmann. Berlin, 1843. 8.

Memoir of the operations of the allied armies, under prince Schwarzenberg and marshal Blücher, during the latter end of 1813 and the year 1814. By major-general the Right Honorable lord Burghers. Second Edition. London, 1822. 8.

Nebst handschriftlichen Zusätzen des verehrten Herrn Verfassers, jetzigen Grafen von Westmorland.

Manuscrit de mil huit cent quatorze. Par le baron Fain. Paris, 1823. 8.

Campagne de Paris en 1814. Par Giraud. Paris, 1814. 8.

Histoire des campagnes de 1814 et 1815. Par M. Alphonse de Beauchamp. Paris, 1816. 1817. 4 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1814 accompagnés de plans, d'ordres de bataille et de situations; par F. Koch. Paris, 1819. 8 Vols. 8.

Beiträge zur Kriegsgeschichte der Feldzüge 1813 und 1814. Von einem Offizier der alliirten Armee. Berlin, 1815. 8.

Treffliche Materialien, wie sie häufiger nöthig wären, um eine zuverlässige Gesammtgeschichte des Krieges zu begründen.

Histoire de la chûte de l'empire de Napoléon. Par Eugène Labaume. Paris, 1820. 2 Vols. 8.

Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris. Berlin, 1843 f. 3 Bde. 8.

Von Hrn. Major von Damitz nach den Vorlesungen des Generals von Grolman.

Geschichte des Feldzuges von 1815 in den Niederlanden und Frankreich. Berlin, 1837, 8.

Deßgleichen nach Grolman'schen Vorträgen von Hrn. Major von Damitz.

Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814. Mit besonderer Rücksicht auf Ostpreußen und das Königsberg'sche Landwehrbataillon. Von Karl Friccius. Altenburg, 1843. Erster Theil. 8.

Ein tapfres Buch, eingegeben von rücksichtsloser Wahrheitsliebe, die doch bisweilen eine befangene ist; schreiend ungerecht gegen den Fürsten von Hardenberg!

Zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813 und 1814. Die Feldzüge der schlesischen Armee unter dem Feldmarschall Blücher, von der Beendigung des Waffenstillstandes bis zur Eroberung von Paris. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1824. 2 Thle. 8.

Dieses und das nächstfolgende Buch desselben Verfassers bedürfen, nach dem schon früher Bemerkten, keiner näheren Bezeichnung hier.

Betrachtungen über die großen Operationen und Schlachten der Feldzüge von 1813 und 1814. Von C. v. W. Berlin und Posen, 1825. 8.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Leipzig, 1845. 8.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. Jena, 1841. 44. 3 Thle. 8.

Ein reicher Schatz der wichtigsten Mittheilungen.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Breslau 1841. 8 Thle. 8. Bd. 5—8.

Preußischer Korrespondent. Berlin, 1813. 1814. 4.

Vom Geh. Staatsrath Niebuhr herausgegeben.

Histoire de la campagne de 1815. Par C. de W. Stuttgart et Tubingue, 1817. 8.

Das Werk erschien zugleich französisch und deutsch; und ist in beiden Sprachen als urschriftlich anzusehen.

The battle of Waterloo, also of Ligny and Quatre-Bras etc. By a near observer. London, 1817. 2 Vols. 8.

Relation circonstanciée de la dernière campagne de Buonaparte, terminée par la bataille de Mont-Saint-Jean. Par un témoin oculaire. Paris, 1816. 8.

Précis historique des batailles de Fleurus et de Waterloo, par le maréchal-de-camp Berton. Paris, 1818. 8.

Campagne de dix-huit cent quinze. Par le général Gourgand. Paris, 1818. 8.

Réfutation, en ce qui concerne le maréchal Ney, de l'ouvrage ayant pour titre: Campagne de 1815, etc. Par M. Gamot. Paris 1818. 8.

Observations sur la relation de la campagne de 1815, publiée par le général Gourgand. Par le comte de Grouchy. Paris, 1819. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. Paris, 1820. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815. Par M. Fleury de Chaboulon. Londres, 1820. 2 Vols. 8.

Hinterlassene Werke des Generals Karl von Clausewitz. Berlin, 1832 ff. 10 Bde. 8.

Theorie des großen Krieges. Von Wilhelm von Willisen. Berlin, 1840. 8.

Wissenschaftliche Darstellung, für kriegsgeschichtliches Urtheil sichre Quelle und Leitung.

Plane der Schlachten und Treffen, welche von der preußischen Armee in den Feldzügen der Jahre 1813—1815 geliefert worden. Unter Allerhöchster Genehmigung entworfen und mit den nöthigen historischen Erläuterungen versehen. Berlin, 1821—1825. 4 Hfte. 4.

Von dem Major im Königlichen Generalstabe A. Wagner. Die sorgfältigste Genauigkeit zeichnet diese lichtvollen Darstellungen aus, sowohl die Pläne, als den Text.

Erinnerungsbuch für Alle, welche in den Jahren 1813, 1814 und 1815 Theil genommen haben an dem heiligen Kampf um Selbstständigkeit und Freiheit (Halle und Berlin) 1817. 4.

Die Begebenheiten sind Tag für Tag zusammengestellt, fleißig, und für den Ueberblick sehr brauchbar. Vom Geh. Hofrath Jochmus verfaßt.

Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Von C. v. Plotho. Berlin, 1817. 3 Thle. 8.

Historisch-genealogischer Kalender für 1817. Berlin. 16.

Uebersicht der Kriegsjahre 1813, 1814, 1815. Vom Herrn General Ernst von Pfuel.

Der Krieg der Verbündeten Europa's gegen Frankreich im Jahr 1815. Von C. v. Plotho. Berlin, 1818. 8.

Fleißige Zusammentragung, wie bekannt.

Geschichte des preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Frankfurt am Main, 1819. 1820. 3 Bde. 8.

Vom Prof. Manso, der in Breslau verstorben. Eigentlich nicht benutzt, nur wegen des darin aufgehäuften Materials verglichen. Mehr Fleiß als Geist, mit geziertem Schönthun; trotz aller künstlichen Aufspannung ist das Buch doch nur matt geblieben.

Rheinischer Merkur. Koblenz, 1814. 1815. Fol.

Bekanntlich vom Prof. Görres herausgegeben. Mancher Aufsatz mußte hier in Betracht kommen.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei. Berlin und Posen, 1823. 2 Thle. 8.

Ein Werk von kenntnißreicher Einsicht und geistreichster Abfassung.

Geschichte des Königlich Preußischen fünften Husarenregiments, mit besonderer Rücksicht auf Gebhard Lebrecht von Blücher, den ehemaligen Chef dieses Regiments. Von Kurd Wolfgang von Schöning. Berlin, 1843. 8.

Mit großer Sorgfalt sind hier die reichsten Materialien zusammengebracht, aus denen vieles benutzt worden.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl zu Schwarzenberg. Von A. Prokesch. Wien, 1823. 8.
Bedeutend durch glückliche Behandlung und beredten Ausdruck.

Mémorial de Sainte-Hélène. Par le comte de Lascases. Londres, 1823. 8 Vols. 8.

The life of Napoleon Bonaparte, emperor of the French. By Sir Walter Scott. London, 1827. 9 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au général Gourgand. Londres, 1823. 3 Vols. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, dictés au comte de Montholon. Londres, 1823. 3 Vols. 8.

The life of William Wilberforce. London, 1838. 5 Vols. 8.

Haude- und Spener'sche Zeitung. Berlin, 1813—1819. 4.
Ungemein reichhaltig an schätzbaren Mittheilungen aus dem genannten Zeitraum.

Allgemeine Zeitung. Augsburg, 1806—1819. 4.
Der Werth dieses Tageblattes bedarf keiner neuen Anerkennung. Doch für den bestimmten Gegenstand und Zweck ließen die Berliner Zeitungen hier den Vorrang selten andern.

Hamburgischer unpartheiischer Korrespondent. Hamburg, 1813—1819. 4.
Die vorige Anerkennung gilt bezugsweise auch von diesem Blatte.

Militair-Wochenblatt. Berlin, 1819 ff. 4.
Reichhaltig an authentischen Materialien.

Le spectateur militaire. Paris, 1827. 8. Tome 3.

Zeitgenossen. Biographieen und Karakteristiken, Leipzig. 1816 ff. 8.
In den Zusätzen zu Bd. 4. Der Briefwechsel zwischen Rudolph Ackermann in London und Blücher über die Londoner Unterzeichnung für die bei Belleallliance verwundeten Krieger. Von Blücher zwei Briefe.

Ueber das Denkmal des Fürsten Blücher von Wahlstadt, als es am 26. August 1819 zu Rostock feierlich aufgestellt wurde. Berlin, 1819. 8.
Vom Direktor Gottfried Schadow.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Stuttgart, 1818 ff. 8.
Nachrichten von dem Denkmal in Rostock; von Denkmünzen; ferner von dem Kupferblatte der Gebrüder Henschel, vorstellend den Besuch des Königs an Blücher's Krankenbette.

Denkmünzen zur Geschichte Seiner Majestät des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Berlin, 1834. 4.

Von Hrn. Hofrath Dr. Bolzenthal. Tafel 10, Nr. 79, Tafel 12, Nr. 78, Tafel 25, Nr. 69.

Magazin für die Litteratur des Auslandes. Von J. Lehmann. Berlin, 1830 ff. Fol.

In dieser reichhaltigen, mit Geschmack und kenntnißreicher Umsicht geleiteten Zeitschrift finden sich mehrere für Blücher's Biographie wichtige Aufsätze. Besonders erheblich ist in Nr. 90 des Jahrganges 1839 eine Berichtigung des United Servica Journal durch Herrn Oberpostdirektor Nernst in Tilsit.

Ahndungen und Lichtblicke über Natur und Menschenleben. Von Dr. Ludwig von Voß. Berlin, 1826. 8.

Facsimile von Handschriften berühmter Männer und Frauen. Von Dr. Wilhelm Dorow. Berlin, 1836. 4 Hfte. 4.

Der Gesellschafter, oder Blätter für Geist und Herz. Von Gubitz. Berlin, 1827. 4. Februar, Nr. 29. 30.

Achim von Arnim über Varnhagen's Blücher.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Berlin, 1827. 4. November, Nr. 206—211.

Des Herrn Generals Rühle von Lilienstern Kritik der ersten Ausgabe von Varnhagen's Blücher.

History of the war in France and Belgium, in 1815. By Capt. W. Siborne. With Plans. London, 1844. 2 Vols. 8.

Ein sorgfältiges Werk, mit vortrefflichen Plänen, in den thatsächlichen Angaben unpartheiisch, doch im Einzelnen noch zu berichtigen.

Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig, nebst Grundstrichen zur Beurtheilung des ganzen Feldzuges. Leipzig, im November 1813. 8.

Ueber Dijon nach Paris. Dresden, im Januar 1814. 8.

Beide kleinen Schriften sind vom Geheimen Hofrath Karl Müller, einem der thätigsten Vaterlandsfreunde jener Zeit, mit seltnem Geist und scharfem Blicke begabt.

Erinnerungen aus dem äußern Leben. Von Ernst Moritz Arndt.

Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen 1792, 1793 und 1794. Glogau, 1833.

Vom Generallieutenant von Valentini.

Lockhart's Leben Scott's. Band II. 185.

Blücher in Ermenonville.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Ense.

Zehnter Band.

Zweite Abtheilung:

Biographische Denkmale.

Vierter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1872.

Biographische

Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Vierter Theil.

Paul Flemming. Freiherr Friedrich von Canitz. Johann von Besser.
Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1872.

Inhalt.

Paul Flemming.

Frische Kraft in glücklicher Natur und entschiedenem Talent haben wenig deutsche Dichter schöner aufzuweisen, reizenden Stoff der Persönlichkeit und Umgebung bieten wenige reicher dar, als Paul Flemming, dessen Leben und Dichten uns hier zu betrachten vorliegt. Er wurde geboren im Jahr 1609 am 5. Oktober zu Hartenstein, einer kleinen Stadt an der Mulde im Voigtlande. Sein Vater war daselbst lutherischer Prediger, angesehen durch geistliches Amt und bürgerlichen Ehrenstand, von namhafter Wohlhabenheit. Seine Mutter scheint früh gestorben; doch die liebevolle Sorgfalt einer Stiefmutter machte diesen Verlust ihn weniger empfinden. In seinen Gedichten erwähnt er, neben dem alten Vater und der frommen Mutter, auch lieber Schwestern, aber keines Bruders, und erscheint demnach als einziger Sohn des Hauses. Mehr ist uns von seiner Familie nicht bekannt. Der Vater vertauschte, noch während des Sohnes Kindheit, den Aufenthalt von Hartenstein mit dem von Wechselburg, einem gleichfalls an der Mulde gelegenen Ort, wo er sein Predigtamt in neuer, wahrscheinlich besserer Stelle fortsetzte. Beiden Orten blieb das heimathliche Gefühl erster Jugend in des Dichters Herzen zugewandt; mit einem Jubelliede begrüßte er späterhin das Wiedersehen von Wechselburg, wo ihm in ländlichem Glück ein freudiger Aufenthalt beschieden dünkte, und in weiten Fernen Asiens rief er die Vorstellung seines Hartensteins, wo „der edle Muldenfluß in bergigten Gebüschen so sanfte geht, und wo der Knabe so oft lustig in der Fluth geschwommen“, sehnsüchtig vor seine Seele. Wir dürfen annehmen, daß seiner Jugend kein Vortheil guten Beispiels und angemessenen Unterrichts gefehlt habe, sein

Gang der Entwickelung war im voraus geebnet, Umgebung und Hülfsmittel mit Sinn und Neigung in förderlicher Uebereinstimmung. Wir sehen oft, und in Deutschland vorzugsweise häufig, daß höhere Gaben und Kräfte in verkümmerter Lage und verkehrter Richtung, unter unsäglichen Drangsalen und Mühen, aus tiefster Armuth und Niedrigkeit siegreich emporringen, und ein durchkämpftes Leben doch zuletzt mit herrlichem Gewinne krönen, ein Anblick, der das Herz rührt und stärkt mit innigster Erhebung und Zuversicht; allein es giebt andre Lebensgebilde, in welchen Beruf und Verdienst, mit ursprünglichem Glück im Bunde, unserm Blicke noch weit größere Befriedigung gewähren. Unermeßlich sind die Vorzüge einer im Schutz äußeren Wohlstandes, im Bewußtsein gesicherter Zukunft begonnenen Laufbahn, die, mit rechtzeitiger Darbietung aller Hülfsmittel, unter lauter Förderenissen, gradezu auf ihr Ziel führt, und durch keine Versagungen und Hemmungen nöthigt, dem äußeren Fortkommen auf traurigen Umwegen und in schwankendem Wechsel, wenn auch nur für einige Zeit, das innere Streben aufzuopfern; ein Unterschied, der, trotz aller später etwa scheinbar sich herstellenden Gleichheit, zwei wesentlich verschiedene Klassen von Menschenleben bedingt. In diesem Sinne haben wir Flemming glücklich zu preisen, daß seine Jugend auf solche Weise begünstigt war, wodurch sein Dasein in eigenster Schönheit und Frische sich unverkümmert entfalten durfte.

Nachdem seine guten Anlagen in häuslicher Pflege weit genug gediehen, bezog er die Fürstenschule zu Meißen, in schöner Gegend eine gesegnete Anstalt gelehrten Unterrichts. Auch diesem Aufenthalte, den ernsteren Spielen und Beschäftigungen dieser reiferen Jugend, hatte Flemming nur dankbare Empfindung, nur liebevolles Gedenken zu widmen, ungetrübt von Mißbetrachtung und Bedauern. Hier nährte sich sein reger Geist besonders mit dem Studium der Alten; den Dichtern und Weltweisen der Griechen und Römer wurde er innig vertraut; in der Ausübung der lateinischen Dichtkunst erlangte er gründliche Fertigkeit. Aber auch in deutscher Dichtung, für welche sein lebhafter Sinn schon in frühster Kindheit erweckt war, muß er auf der Schule sich glücklich

hervorgethan haben, und der erste Kranz, der ihm später, wie er sich ausdrückt, an der Mulde, etwa bei einem Besuchsaufenthalt in Wechselburg, zuerkannt worden, mag ihm schon hier durch anerkennende Lehrer und bewundernde Mitschüler vorbereitet gewesen sein. Begeisterndes Muster und Vorbild war dem dichterischen Jüngling der damals im vaterländischen Gesange mächtig strahlende Martin Opitz von Boberfeld, auch in den Folgezeiten noch als Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst mit Recht anerkannt. Opitz, im Jahre 1597 geboren, und also zwölf Jahre älter als Flemming, stand in der Blüthe des Wirkens, und ärntete aus dem weiten Kreise des Vaterlandes den Preis der Bewunderung, welchen, nach einer Zeit schlechter Verwilderung in Kunst und Sprache, seine in beiden ungewohnte Kraft und Fülle wohl verdienten. Ihm nachzueifern war der höchste Reiz, ihn zu übertreffen durfte niemand hoffen. Flemming sagt in einem Gedicht, er möchte anstimmen:

„Ein Lied, das jeder ehrt, und kaum der dritte kann,
Das mich mein Opitz lehrt, der Preis der ersten Sänger,
Die redlich Deutsch verstehn.“ —

Diese Verehrung für den Meister und Lehrer verkündet sich noch in vielen andern Gedichten, und bleibt auch dieselbe, nachdem Flemming in aufrichtigem Bewußtsein sich längst an jenes Seite gestellt fühlen mußte. Daß er Opitz seinen Lehrer nennt, bezieht sich nur auf dessen Schriften; es findet sich keine Spur, daß Beide einander persönlich gekannt haben.

Nach beendigten Schuljahren ging Flemming um das Jahr 1628 auf die Universität nach Leipzig. Sein lebhafter Geist, sein regsam nach den Mannigfaltigkeiten der Welt begehrender Sinn, abgeneigt dem in strenge Formen eingezwängten Studium der Theologie, wandte sich zu dem der Arzneikunde welche mit allen Wissenschaften und mit Welt und Leben stets in freiester Verbindung erschien. An seinem Eifer und Fleiß in dem erwählten Fach ist nicht zu zweifeln, er gedenkt desselben stets in guten Ehren, und blieb der Meditrinen, seinem zweiten Heiligthum, wie er sich ausdrückt, bis an sein Lebensende getreu. Aber ihn freute, den Gott der Heilkunst auch als den Gott der Lieder zu verehren, und

der doppelten Eigenschaft Phöbus Apollons in doppeltem Dienste zu huldigen. Unter fortwährendem Studium der Alten, bei ernsterem Eindringen in die Wissenschaften, und in aller reichen Lebensfülle akademischer Jahre entfalteten sich schnell die Schwingen seiner Dichtung, und erhoben durch ungewöhnliches Gelingen den Namen des studirenden Jünglings frühe schon zur ehrenden Berühmtheit. Hier an der Parthe, bemerkt er, habe er den zweiten Kranz empfangen, während auch ein dritter Lorbeerkranz für sein Haupt schon halbgeflochten war. Was es mit diesen Kränzen für nähere Bewandtniß habe, ist unbekannt; doch findet sich aus dieser Zeit die Andeutung, daß der Fürst, nämlich der Kurfürst von Sachsen, für Flemming's Gedichte günstigen Antheil bezeigt. Unser Dichter wurde in Leipzig Magister der freien Künste, auch erhielt er noch daselbst die Würde eines Kaiserlichen gekrönten Poeten, welche die Kaiserlichen Pfalzgrafen zu verleihen ermächtigt waren, vielleicht ist auf diese Auszeichnungen hier angespielt. Flemming's Gesänge indeß, noch zwischen lateinischer und deutscher Sprache nach Umständen und Laune wechselnd, waren zuerst, wie auch in der Folge, hauptsächlich Gelegenheitsgedichte, die Vorgänge des kleinen und großen Lebens nach Gebühr verherrlichend. Von eignen Empfindungen des Dichters tritt zuerst die Freundschaft hervor; aber auch die Liebe stellt sich ohne Säumen ein. Die angenehmen Verhältnisse der Universitätsfreunde zeigen sich im reichsten Glanze; doch nicht ohne Schmerz ist dieser jugendliche Verkehr, denn auch früher Tod betritt den schönen Kreis, und ein geliebter Freund, welcher Daphnis genannt wird, bleibt für die Nachlebenden ein Gegenstand langer Trauer. Aber die Jugend überträgt jeden Verlust, für den das fortschreitende Leben noch stets Ersatz hat. Der Kreis der Freunde erweitert sich, ihre Herzen glühen lebhafter. Nicht Flemming allein dichtet, ihm antwortet manches dichterische Gemüth. Ein Schlesier, Gottfried Wilhelm Herselb, besingt in wackern Zeilen den Namenstag Flemming's, „seines werthen Freundes und liebsten Stubengesellen," die Namen Martin Christenius, Georg Gloger, dessen Disputation und bald auch frühen Tod er besingt, Tycho von Jessen aus

Flensburg, Otto Heinrich von Koseritz aus Meißen, sind in Flemming's Gedichtesammlung durch ihre eignen wie durch seine Lieder aufbewahrt. Er selbst erscheint in diesem Umgang überaus liebenswürdig, von reichstem Gemüth, beseeltester Einbildungskraft, überschwänglichster Empfindung; die Frische und Wärme, mit welchen er das freudige Freundesleben ausdrückt, strömt heutiges Tages dem Leser seiner Lieder noch unmerklich ein. Ein Frühlingsgedicht, das in 61 Strophen eines seiner besten Freunde Geburtstag besingt, mag durch folgende Stellen davon Zeugniß geben. Der Dichter ist vor Tag aufgestanden, statt aber, gleich dem Freunde, sich dem gewohnten Fleiße hinzugeben, hebt er an:

„Sind wir itzt nicht in dem Maien,
In der besten Jahreszeit,
Da man alles sich sieht freuen,
Was sich reget weit und breit,
Da die stolze Welt sich putzt,
Und in jungem Schmucke stutzt?"

Dann kommt die Aufforderung, der süßen Lieblichkeit sich zu bequemen, die Bücher zu lassen, des gelehrten Strebens geringen Ertrag, des zweifelhaften Nachruhms eitle Lockung einzusehen. Aber indem er mahnt, vor allem zu leben, während man im Leben sei, warnt er sogleich, deßhalb nun nicht jeder Freude zu folgen, da auch Rohheit und selbst Schande sich unter diesem Schein darbieten; er bekennt frei:

„Was für Freuden mir behagen,
Sind von schnöden Lüsten weit.
Worzu mich die Sinnen tragen,
Ist vergönnte Fröhlichkeit,
Was ist ehrbar, was gerühmt,
Was bedachte Weisen ziemt,

Was die müde Seele speiset,
Und den lassen Leib ergetzt,
Was zum höchsten Gut uns weiset,
Und in sanften Wohlstand setzt,
Ich, du, der, und alle wir
Sind von dessentwegen hier."

Zu solchen edlen Freuden führt er seinen Freund zunächst in das Rosenthal, den lieblichen Lustort bei Leipzig, und giebt in raschen, kräftigen Strophen die theils zarten, theils derben Naturbilder, die sich dort dem Blick eröffnen; von dem Thau, von der Morgenröthe, von der Nachtigall:

„Und itzt ist vor zweien Stunden,
Als es noch war tiefe Nacht,
Eh' es jemand hat empfunden,
Schon die Nachtigall erwacht,
Welche denn verführet schon
Manchen lieben süßen Ton.

Nun begrüßen auch die andern,
Die kein Nest mehr halten mag,
Und durch freie Lüfte wandern,
Durch ihr Lied den jungen Tag;
Keines will vom andern ein
In der Kunst getrieben sein."

Hierauf singt er von der Buhlschaft in der jungen Blätter Schatten, an den sanften Ufern, von den ausverschämten Fröschen, von dem Treiben des Fischers, Feldmanns und Gärtners, von den Rindern, Ziegen und Lämmern auf der Weide. Dann aber lenkt er ein:

„Hast du der Lust satt gepflogen,
Wohl, so lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieser hohen Linden hier,
Da denn solche sanfte Rast
Uns benimmt der Glieder Last.

Was die Vögel tiriliren,
Das hallt wieder durch die Kluft.
Was wir hier für Reden führen,
Das verschweigt die stille Luft.
Und da werd' ich melden viel,
Das ich itzt nur denken will."

Der verlorene Freund schwebt vor seiner Seele:

„Daphnis werd' ich erstlich klagen,
Daphnis, meinen andern mich,
Und was er mir macht für Plagen,
Seit er mir entrissen sich.

Seit er sich von mir gewandt,
Bin ich selbst mir unbekannt."

Er fährt in Beschreibung seines Leides fort, und sagt dann zu dem gegenwärtigen Freunde:

„Dieses alles wirst du hören,
Und mich ansehn unverwandt,
Drauf dich sehnlich zu mir kehren,
Dar mir bieten deine Hand,
Und mit feuriger Begier
Diese Worte sagen mir."

Nun läßt er den Freund selber reden, dessen Wort sogleich zündet, und die feurige Antwort empfängt:

„„„Hast du etwas vor verloren,
Suche selbigs nur in mir!""" —
Ich, als wär' ich neugeboren,
Werde wenden mich zu dir,
Sprechend: Lieber, geh' es ein,
Du, du sollst mein Daphnis sein!

Linde du, und ihr, ihr Wiesen,
Ihr, ihr sollet Zeugen sein,
Daß ich diesen Meinen. diesen,
Gleich als meinen Daphnis mein'!
Ich bin deine. Meine du.
Ganze Gegend, höre zu!

Den zu höherem Bunde Geweihten führt er sodann neuen Lustörtern zu, nach Gohlis, Schönfeld, Pfaffendorf, wo im Wechsel der Vergnügungen und Spiele, die namentlich aufgezählt und zum Theil in derben Zügen bezeichnet werden, auch andre Freunde noch hinzukommen, und das Fest in Lust und Freude, bei mäßigem Trunk und Abendmahl, bis zum folgenden Morgen fortgesetzt wird. Einige Zeilen des Gedichts deuten auf bevorstehende Entfernung aus dem Vaterlande, auf die Absicht in die Fremde zu reisen, daher dasselbe schon der letzten Zeit des akademischen Aufenthalts angehören mag.

Dem Reize weiblicher Schönheit und Huld scheint sein Herz zuerst durch ein Mädchen erschlossen, die er unter dem Namen Rubelle besingt:

„Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hochbenamt;“

sie starb an der Pest, ließ aber in dem Dichter ein theures Andenken zurück, das in seiner Seele lebendig fortwirkte, ohne jedoch den immer frischen Quell neuer Neigungen in ihm festzuhalten. Er berühmt sich sogleich:

„Die weiße Balthie, um die zu einem Schwane
Zeus itzt auch würde noch, fing mich mit ihrer Zier.“

Ein schönes Sonett ist demselben Namen zugeeignet. Darauf wurde ihm eine Roxolane hold, welcher das Beiwort „die lange“ den schönen schlanken Wuchs bezeichnen muß. Aber auch eine Albia, deren Bild ihm auf der weiten Reise später die Vorstellung der Heimkehr versüßt, kommt noch aus dieser Zeit vor, und wer weiß, wie manche noch der vielen erdichteten Namen, welchen er die, — zweifelsohne minder zahlreichen, — Gegenstände seiner Liebesneigung unterlegt, die oft selber mehr in Dichtung als in Wirklichkeit bestehen mochte, wenigstens durch ihre Beziehungen hieher gehören! Seine Liebe, wie sehr auch sinnliches Feuer in ihrem Ausdruck walten mag, ist vor allem dichterisch, und ihre Gluth, so vielen Gestalten zugewendet, vielleicht im Wesen nicht unterschieden von derjenigen, welche Petrarca, nicht minder feurig, stets an denselben Namen der Einen Laura knüpft. Der größte Sonettendichter Italiens mag hier auch in andrer Hinsicht zur Vergleichung genannt sein. Die Sonette Flemming's haben, was Lieblichkeit, Anmuth, Maß, Zartheit und Fülle betrifft, keinen anderen nachzustehen, wenngleich in damaliger Sprache und Versart uns Späteren manche Härte fühlbar wird. Wer dürfte folgendem Sonett die größte Schönheit absprechen?

„Du sagst mir dies und das, von dir, von mir, und dem,
Was einst der Zweck soll sein nach diesen langen Plagen.
Jetzt hast du dieses da, dort jenes hören sagen,
Und frag' ich denn darnach, so weißt du nicht von wem.

O Schöne, wär' ich dir von Herzen angenehm,
Ich weiß, du würdest nicht nach fremden Mähren fragen,

Die, wie sie mich bei dir, so dich bei mir verklagen;
Ich aber halte mich auf allen Fall bequem.

Stell deinen Zweifel ab, und laß die Leute lügen;
Es wird zu seiner Zeit sich alles müssen fügen.
Laß deinen starken Trost mein festes Herze sein,

Wie meinem deines ist. Und wenn ich bin geschieden,
So laß dies Einige dich sprechen stets zufrieden:
Mein Herze steht bei Ja, wenn alles schwört auf Nein."

Oder diesem andern:

„Willkommen, süßer Gast, du Balsam meiner Wunden!
Wo kömmst du itzund her? Mein Schatz, umfange mich!
Was hältst du mich doch auf? Warum versteckst du dich?
Wo bist du? komm doch her, ei komm doch her von Stunden!

Ach, wie zu rechter Zeit hast du dich hergefunden!
Wie? ist sie wieder weg? Was täuscht sie mich und sich?
Dort ist sie. Aber was? Wie ist mir? Schlummer' ich?
Sie war es aber doch. Wie? Ist sie denn verschwunden?

Ach melde doch ein Wort! Hier bin ich. Wo bist du?
St! nein! Ich höre nichts. Wie geht es denn hier zu?
Sie stunde ja vor mir. Ich bin ja nicht verrücket.

Ach nein, itzt find' ich mich! Sie war es leibhaft nicht.
Es war ihr Wiederschein in meiner Augen Licht,
In welche sich ihr Bild, das schöne, hat gedrücket."

Und von dieser Art sind viele, in mannigfachem Wechsel von Inhalt und Wendung. Auch in lateinischen Gedichten feierte Flemming die Geliebte; eine kleine Sammlung erschien unter dem Titel: „Rubella, seu suaviorum liber", im Jahre 1631 zu Leipzig im Druck; sie ist aber für unsre Betrachtung nicht erheblich.

Während Flemming die glücklichen Universitätsjahre in Studien, Dichtkunst und Jugendgenuß friedlich hinbrachte, war in dem deutschen Vaterlande schon längst ein verderbliches Kriegesfeuer ringsher entzündet, dessen Flammen furchtbar hin und her wogten, und bald kein deutsches Land verschont ließen. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges wütheten seit dem Jahre 1618 in wechselnden Niederlagen

und Vortheilen der beiden streitenden Religionspartheien, und auch Sachsen wurde von den Kriegsheeren des Kaisers und seiner Gegner mehrmals heimgesucht. Das Ungewitter der Zeitläufte zog öfters gegen Leipzig heran, und erschütterte den Ruhestand des gewerbefleißigen, wohlhabenden Bürgerthums, des friedlichen, blühenden Musensitzes. Flemming, aufgeweckt durch so nahe Kriegsereignisse, wandte den Sinn lebhaft auf die Angelegenheiten des Vaterlandes. Er fühlte früh den Jammer, welchen Zwietracht und Haß in zerstörender Wuth über die deutschen Völker brachten. Der protestantischen Kirche in frommer Gesinnung ergeben, und als Landsmann zunächst den Sachsen angeschlossen, fand er sich in beider Beziehung von selbst auf die Seite derjenigen Parthei gestellt, welche gegen die Alleinmacht des Kaisers und der katholischen Kirche im deutschen Reiche für die Glaubensfreiheit die Waffen führte. Sein glühender Eifer wurde auch bei diesem Anlaß zu Gesängen. In das Stammbuch seines Freundes Christenius schrieb er neben ein Abbild der Stadt Stralsund heftige Zeilen gegen den Kaiserlichen Feldherrn Albrecht von Wallenstein, dessen grimmige Wuth in wiederholten Stürmen an jener Festung gescheitert war. In vielen Stellen seiner Lieder spricht der Schmerz über die wilde Zerrüttung sich rührend aus, in andern sucht er, wie sich selbst, so die Freunde, zu ausharrender Kraft, zu tröstlicher Hoffnung aufzurichten. Inzwischen landete Gustav Adolf, König von Schweden, im Juni 1630 mit einer auserlesenen Heerschaar an der deutschen Küste, und erschien den fast überall schon unterliegenden Protestanten als ersehnter Retter. Die Kaiserlichen Generale wichen vor ihm zurück; Pommern, Brandenburg und Sachsen nahmen sein Bündniß an; zwar fiel noch am 10. Mai des folgenden Jahres die Stadt Magdeburg der ungezügelten Wuth der Kaiserlichen Kriegsvölker, welche der Graf von Tilly anführte, nach harter Belagerung zum schrecklichsten Opfer, und auch Sachsen mußte alles Unheil feindlicher Gewalt furchtbar erfahren, aber schon am 7. September desselben Jahres erfocht Gustav Adolf bei Leipzig selbst einen großen Sieg über die Kaiserlichen, und alles protestantische Land athmete frohlockend aus

Unterdrückung und Angst empor. Heißen Antheil nahm Flemming an diesem großen Ereigniß, das gleichsam unter seinen Augen Statt fand. Als bald nachher Gustav Adolfs Gemahlin, die Königin Maria Eleonore, der Heldenbahn ihres Gatten folgend, in Leipzig eintraf, dichtete Flemming ihr im Namen der Bürger ein Lied des Willkommens, worin seine Gesinnung hell und laut sich ausspricht. Nachdem er die Fürstin angeredet, und ihr ein Lied angekündigt, wendet er sich zu der Frage:

„Was doch aber soll ich spielen,
Was doch soll ich heben an?
Wie vor deinem Herren fielen
So viel hunderttausend Mann?
Wie von Kriegern, wie von Rossen
Blutgefüllte Bäche flossen?

Wie der Elben breiter Rücken
Sich vor ihm gezogen ein?
Wie sich vor ihm knechtlich bücken
Der bezwungne Main und Rhein?
Wie sich ihre stolzen Wellen
Ihm zu Dienste müssen stellen?“

Doch seine Muse versagt sich diesmal so hohen Dingen, er will jetzt nur die Königin begrüßen, und die Herrlichkeit preisen, welche durch ihre Gegenwart auch der Natur sich mittheilt. Dann gedenkt er der theuren Stadt:

„Leipzig rühmet sich der Ehren,
Die du ihm hast angethan;
Daß du ein hier wollen kehren,
Und den Ort selbst sehen an;
Den Ort, da dein Held sich wagte,
Und den Feind zu Felde jagte.“

Er wünscht, daß der König sich bald hier mit der Königin zusammen finden möge, aber er weiß, daß noch nicht alles gethan ist, seine Hoffnungen nehmen den kühnsten Flug;

„Doch verzeug noch, Königinne,
Bis er ganz den Feind zerschmeißt,
Bis die Donau ihm zu Sinne,
Bis die Tiber ihm recht fleußt,

Das denn, hat es Gott versehen,
Eh' als balde kann geschehen."

Bis dahin möge die Fürstin, schließt er, in Leipzig verweilen; niemand könne ihr vergelten, was ihr König für Sachsen noch thun werde, aber alles, was Meißen vermöge, solle ihr zu Diensten aufgeboten sein.

Doch solch glänzende Hoffnungen erfüllten sich keineswegs. Gustav Adolf erfocht noch manchen Sieg, aber auch die Kaiserlichen Waffen, auf's neue dem furchtbaren Wallenstein vertraut, erschienen verstärkt im Feld, und abermals zogen die Ereignisse den Schauplatz der Verwüstung nach Sachsen. Wiederum in Leipzigs Nähe, bei Lützen, kam es den 6. November 1632 zwischen den Heeren zur blutigen Entscheidung, die Kaiserlichen verloren die Schlacht, und wichen fliehend aus dem Lande, aber Gustav Adolf fand im Siege zugleich den Heldentod. Dieser zweiten Errettung, wiewohl durch solchen Verlust getrübt, sang Flemming ein freudiges Danklied, welches anhebt:

„Billig ist's, daß wir uns freuen,
Und mit lautem Jauchzen schreien,
Lob sei Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Zweimal kamen sie gezogen,
Zweimal sind sie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verlust.
Schreit, ihr Jungen, ruft, ihr Alten,
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unser Held August."

August hier anstatt Gustav. Er ruft den Helden wiederholt an, der aus so weiter Ferne gekommen, für seine Glaubensbrüder zu streiten, der auch im Sterben gesiegt, und dessen Geist noch immer den Schaaren zum Siege voranschreiten wird. Doch indem der Dichter die schöne Stadt und ihre frommen Bürger wegen ihrer Rettung glücklich preist, und nochmals des gefallenen Retters erwähnt, gedenkt er der nahen

Weihnachtszeit, und eines andern Retters, der jedes Vertrauen rechtfertigt:

„Ist schon unser Heiland blieben,
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rächen kann und soll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja. Er ist schon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!“

Ein Gedicht auf die Geburt Christi schließt an das vorstehende sich unmittelbar an; nachdem der Dichter, in süßen, lebhaften Ausbrüchen, das segenvolle Ereigniß gefeiert, wendet er sich zu der Betrachtung des weltlichen Jammerzustandes zurück, und fleht:

„Kleiner Gast, doch auch zugleiche
Großer Wirth der weiten Welt,
Gieb doch künftig unserm Reiche,
Daß es sich zufrieden stellt,
Daß doch mit dem alten Jahre
Hin auch alle Plage fahre.

Segne künftig unsre Linden,
Unsre halbgestorbne Stadt,
Daß ich möge wiederfinden,
Was der Krieg verderbet hat,
Reinige die faulen Lüfte,
Die so schwanger sein mit Gifte!“

Die ansteckenden Krankheiten, welche im Gefolge der Schlachten und Heerzüge ganzen Länderstrecken verbleiben, gingen damals leicht noch in wirkliche Pest über; Stadt und Land waren durch sie verödet, vielleicht ward auch in dieser Zeit die geliebte Rubella dahingerafft.

Der Gesichtskreis war bald wieder umnachtet, die Ereignisse schwankten in verworrenen Kämpfen hin und her, im Sturme der rohen Kriegsgewalten verschwand Zweck und Ziel, Verwüstung und Grausamkeit machten jede Schaar zur feindlichen. Deutschland schien in blinder Wuth unter eignen und fremden Schwertern verbluten zu müssen, aller Orten tobte der Krieg, und nirgends erschien den unglückseligen Völkern ein Hoffnungsschimmer des von allen umsonst ver-

suchten Friedens. Um diese Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges, durch welchen die Macht und Größe Deutschlands gebrochen worden, und von dessen Drangsalen einst blühende Landschaften und Städte bis auf die neuesten Zeiten sich nicht zu erholen vermocht, in ganzer Fülle zu schauen, ist es nöthig in das Einzelne der Vorgänge einzugehen, wie sie uns in dem merkwürdigen Roman, den unter dem Namen „der abentheuerliche Simplicissimus" ein Kampfgenosse jener Zeit herausgegeben, in unmittelbaren Lebensschilderungen aufbewahrt sind. Dann erst begreifen wir recht die tiefe Zerrüttung und den trostlosen Schmerz, in welchen ein Gefühl, wie Flemming's, bei dem Anblicke des Vaterlandes mehr und mehr versinken mußte. In der That mußte dieser Anblick dem Jünglinge, der nur Edles dachte und Schönes wollte, das Herz zerreißen; jedes Verhältniß stand fortwährend unabwendbarer Schmach und gränzenlosem Jammer ausgesetzt, unaufhörlich erneute sich die Angst und Sorge für Angehörige und Freunde, alles war geplündert, erschöpft, das bürgerliche Leben im Stocken, jede Bahn gestört, aller Boden unter den Füßen wankte. Wir finden in Flemming's Gedichten, welche dieser Zeit, allen Zeichen nach, angehören, eine düstre Schwermuth und bittre Verstimmung. Noch in manchen Liedern trauert er um Gustav Adolf, in dessen letzter Schlacht die nachfolgenden Ereignisse allmählig weniger seinen Sieg, und desto mehr seinen Tod empfinden ließen. Doch wendet sich die Theilnahme des Dichters, über die streitenden Partheien hinaus, entschiedener auf das gemeinsame Schicksal des Vaterlandes, er wünscht nicht sowohl der Seinigen Uebergewicht, als das Ende des allgemeinen Jammers, die Versöhnung der blutigen Zwietracht, das Bedürfniß Aller, den theuren Frieden. Also ruft er flehend zu dem Erbarmer:

„Kann es sein, so gieb uns Rast,
Der du alles kannst und hast.
Friedenfürst bist du genannt,
Bring' du uns in Friedenstand!

Und ihr Feinde, gebt es zu,
Setzet euch mit uns in Ruh,

Daß wir bei der letzten Zeit
Stehn in sichrer Einigkeit!"

In einem Gedichte, worin Germania redend eingeführt wird, läßt er sie zwar rühmen:

„Aus Sachsen sind ihr Viel, die noch im Lobe schweben,
Die mir so manchesmal erleichtert meinen Schmerz.
Das hohe Brandenburg, das muß ich ewig preisen,
Wie auch die schöne Pfalz von wegen ihrer Treu';
An Hessen hab' ich Trost; die tapfern Thaten weisen,
Was Lüneburg verdient, was Anhalt würdig sei;
Das frische Mecklenburg, das weitbelobte Baden,
Das theure Würtemberg, sind alten Lobes voll; —"

Und ferner:

„Ach meine, seht doch an die starken Niederländer,
Ihr obwohl kleines Land beschämt die ganze Welt,
Sie führen Thaten aus, durch ihrer Bündniß Bänder,
Die über Hoffen sind." —

Allein, wie sehr Germania diese, die protestantischen Vorkämpfer, für ihre liebsten Söhne und für den Grund und Stein ihrer Hoffnung erklärt, so versäumt sie doch nicht, auch des Kaisers mit Ehrfurcht zu gedenken, und ruft jenen zu:

— „Klagt auch von meinetwegen
Mein großes Herzeleid dem hohen Ferdinand,
Als dem ich anvertraut mein liebes Volk zu pflegen,
Ja, der beschützen soll mich, Zepter, Kron' und Land.
Sagt ihm, er wolle doch nur dies bei ihm gedenken,
Wie ich ohn' alle Schuld erstarb in solcher Pein,
Er woll' ihm doch durch euch das Herze lassen lenken,
Und als ein treuer Sohn mir Mutter gnädig sein!"

Diese schon dem Partheiwesen entrückte Vaterlandsliebe verschwistert sich mit seiner Frömmigkeit, und für die Leiden, denen auf Erden keine Hülfe sich zeigt, sucht er in höheren Gebieten den Trost der Hoffnung, oder die Kraft der Ergebung und Geduld. Seine Frömmigkeit ist ein edler christlicher Sinn, eine herzliche Andacht, von regem Gefühl und hohen Gedanken getragen, rein, heiter, stark, wie sein ganzes Wesen, ohne Wirrniß und Aberglauben. Der dichterische Gehalt der heiligen Schrift zog ihn frühzeitig an. Im Jahre 1631 erschien von ihm zu Leipzig: „Davids,

des hebräischen Königs und Propheten Bußpsalmen, und Manasse, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen war. Durch Paul Flemmingen in deutsche Reime gebracht.“ Die kleine Schrift ist der Gräfin Katharina von Schönburg durch ein treffliches Sonett gewidmet. Das Jahr darauf gab er ebendaselbst sein schönes „Klagegedicht über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi“, in Druck, dem Professor der Dichtkunst in Wittenberg, August Buchner, durch lateinische Verse zugeeignet. Diese und andre seiner geistlichen Gedichte zeichnen sich durch Fülle und Lebhaftigkeit der Bilder und Empfindungen aus. Als froher Jüngling schon ist Flemming mit dem Ernste des Lebens erfüllt, und so auch mit dem Bilde des Todes wohlvertraut. In den Taumel seiner Fröhlichkeit, in das Entzücken seiner Weltbetrachtung, mischt sich diese ernste Vorstellung; er schaut sie ruhig an, er weiß das Leben zu schätzen, aber auch aller Eitelkeit zu entsagen. So beginnt ein Lied:

„Hier ist nichts, denn finstre Nacht,
Blinde Schatten, schwarze Höhlen,
Da die einverscharrten Seelen
Kaum nicht werden umgebracht. .
O die dreimal armen Seelen,
Die sich also müssen quälen!“

Aller Genuß, ja selbst der Ruhm in Kunst und Wissenschaft, für welchen das stolze Herz sonst leidenschaftlich glüht, die Namen der größten Weisen und Dichter, schwinden seinem Blicke dahin, und er schließt mit den schönen Strophen:

„Weisheit ist nicht, wie ihr denkt,
Eine Kunst, die so zu lernen,
Weisheit kommt her aus den Sternen.
Sie ist's, die der Himmel schenkt,
Und in solche Seelen senket,
Die sich vor zu ihm gelenket.

Vater, der du Aller bist,
Doch um so viel mehr der Deinen,
Laß mir dein Licht, Selbstlicht, scheinen!
Scheide Wahrheit von der List,

So wird aller Weisen Wissen
Meiner Einfalt weichen müssen."

In einem anderen Gedichte heißt es:

„Könnt' ich ein' jede Kunst, wär' aller Reichthum meine,
Hätt' ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,
Ging' alles mir nach Lust, und wüßt' ich keine Zeit,
Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt' erfreut,
Ja wüßt' ich, welches doch noch keinem ist gegeben,
Daß ich auch keinen Tod auf Erden sollt' erleben, —
Ganz Alles hätt' ich ganz: was wäre dieses Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Konterfei des Schalles,
Des Schatten liebliches Bild, Verblendung des Gesichts,
Ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte, Nichts!"

Diesen Zeilen schließen wir andre an, obwohl nicht aus demselben Gedicht:

„Mein Alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Tod,
Das hab' ich bei mir selbst. Hilfst du, so hat's nicht Noth.
Ich will, ich mag, ich soll, ich kann mir selbst nicht rathen;
Dich will ich's lassen thun; du hast bei dir die Thaten.
Die Wünsche thu' ich nur. Ich lasse mich ganz dir.
Ich will nicht meine sein. Nimm mich nur, gieb dich mir."

Aber nicht immer konnte solche Stimmung herrschen, die Macht der Welt befiel mit aller irdischen Bedrängniß den für die Welt begabten Sinn, und auch in ihrem Gebiete suchte er, wo nicht Trost, doch Betäubung. So lautet ein Lied Flemming's vom Jahre 1632 an einen guten Freund:

„Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn' ihr ihren Lauf.
Sie wird selbst sich müssen stillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmerzet,
Wenn man's nicht zu sehr beherzet.

Ist es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter sein,
Stimmen doch die großen Götter
Stets an Lust nicht überein.

Und wer weiß, wie lang' er bleibet,
Der uns itzo so vertreibet."

Und zum Schlusse:

„Unterdessen sei der deine.
Brich nicht ab der ersten Kost,
Labe Dich mit altem Weine,
Und versuch den jungen Most.
Laß uns einen Rausch noch kaufen,
Ehe denn wir müssen laufen!"

Wir haben nunmehr die Poesie Flemming's nach ihren Hauptbestandtheilen sich entwickeln sehn; allein ihre höchste Bedeutung lag noch in ferneren Schicksalen und Wendungen des Lebens ihr beschieden. Der Zustand in Sachsen wurde je länger je trostloser. Zum drittenmale wurde das Land ein Opfer der Kriegsverwüstung; der Gram überwältigte Flemming's Herz, er fand seines Bleibens dort nicht mehr. Die Kreise der Nächsten und Freunde waren zerstört, manche von diesen durch Tod entrissen, viele durch Kriegsgetümmel entfernt, oder zu Grunde gerichtet. Die bisherige Freude und Aussicht des Lebens war für Flemming erloschen. In dieser unglücklichen Zeit bestand er großen inneren Kampf. In vergeblichem Harren sah er die Tage nutzlos schwinden; er wünschte die Heimath für einige Zeit zu verlassen, die Fremde zog seinen Blick an, aber ihn schmerzte zugleich, von dem theuren Vaterlande und den lieben Seinen in solcher Noth zu scheiden. Endlich doch mußte der Entschluß zur Reife kommen, ihn scheint zuletzt mehr die Macht der Umstände als freier Willen bestimmt zu haben. In dieser Unruhe schreibt Flemming an seinen vertrautesten Freund voll banger Wehmuth nach einem gehabten Traume:

„Muß ich den langen Tag gleich nichts nicht thun als klagen,
Und mich vom Morgen an bis an den Abend schlagen
Mit der und jener Angst, die mir auch manche Nacht
Durch Kummer, Furcht und Pein dem Tage gleiche macht
In wachender Begier; so pfleget doch zuweilen
Die Sorgen meiner Qual der Schlaf zu übereilen,

Wie selten es auch kömmt, und kehrt mir meinen Schmerz
In ein gewolltest Spiel und lächerlichen Scherz,
Als wie mir's heute ging. Du weißt, um was ich traure,
Was, auf die Thränen auch, ich oft bei dir bedaure.
Du weißt es neben mir. Heut ist der vierte Tag,
Daß ich für Leide nicht für Leute gehen mag.
Ich zwinge mich in mir, und kann mich doch nicht beugen,
Wie sehr ich wider mich mich führe selbst zum Zeugen.
Es ist kein andrer Rath. Ich muß mich geben drein.
Man fragt nicht, ob ich will. Es muß vertragen sein.
Dies weiß ich mehr als wohl, und gleichwohl führ' ich Klagen,
Als ob ich mich der Noth des Glückes könnt' entschlagen.
Umsonst ist's was ich thu'! Und thu' ich noch so sehr!
Denn mein Verhängniß will's. Was darf ich wollen mehr?"

Das Abwarten dieser Zeitläufte erschöpft seine Geduld, er sieht nichts Gutes dabei herauskommen:

„Was nutzet uns dies Thun, als nur zu unserm Schaden!
Indeß dreht Klotho hart an unsrem schwachen Faden,
An dem dies Leben hängt. Die Jugend, die wird alt.
Die Schönheit schwindet hin. Wir werden ungestalt.
Wir sind an Mangel reich. Vergessen, das wir wissen.
Wer will wohl dermaleinst uns alte Jungen küssen?
Uns kluge Thoren ehr'n? Freund, auf, und laß uns gehn!
Auf! es ist hohe Zeit, dem Uebel zu entstehn."

Weiterhin sagt er:

„Soll uns gerathen sein, so muß ein ander Land,
Ein andrer Stand forthin uns füllen unsre Hand."

Hierauf verbündet er sich zur innigsten Genossenschaft mit seinem Freunde, sie wollen zusammen in die weite Welt ziehen; er ruft ihm zu:

„Sei herzig, wie du bist, und laß dich das vergnügen,
Daß unsre Geister sich so wohl zusammenfügen. —
Du bist mir ähnlich ganz. Mein Wollen ist dein Rath,
Auf nein, als wie auf ja, dein Wille meine That.
— — Mich hat zu dir getragen
Die stille Neigung selbst, die die Gemüther lenkt,
Und gleiche Regungen in gleiche Seelen senkt.

Es ist was Himmlisches in unserm jedren Blute,
Das seine Göttlichkeit beweiset in dem Muthe."

Zuletzt verheißt er ihm:

„Mein Bund soll mit dir sein, so lange man wird wissen,
Daß sich ein Flemming hab' auf solch ein Thun beflissen,
Das seine Deutschen rühmt, und ihre Sprach' erhebt,
Das mit der Ewigkeit auch in die Wette lebt."

Aus einem anderen Gedicht ersehen wir, daß dieser Freund Hartmann Grahmann war, ein junger Arzt aus Stadt-Ilm, der in Leipzig seine Studien fortsetzte, und Flemming's Geschick forthin mit dem seinigen verband. In diesem letzteren Gedichte spricht Flemming von seinem Weggehn so:

— — „Ich trug für manchen Sieg
Schon manchen Lorbeerkranz. Als aber gleich der Krieg,
Erbarm es Gott, der Krieg, mit welchem wir uns Deutschen
Von so viel Jahren her nun ganz zu Tode peitschen,
Mein Meißen drittens traf, so gab ich mich der Flucht,
Die niemand schelten kann, und ich mir oft gesucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flügg' ist auszufliegen,
Und gleichwohl noch nicht traut, schaut, wenn er Luft kann kriegen,
Die Aeltern da sind aus, der Habicht ohngefähr
Setzt auf das bloße Nest aus freien Lüften her;
Die Noth erweckt den Muth. Er reißt sich aus den Nöthen,
Fleugt hier und da umher, und traut sich sichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zudem war dies mein Rath,
Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
Dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Aufgang einen Zug." — —

Welche Verhältnisse den Freunden, da Noth und Unruhe sie am höchsten bedrängten, sich als Ausweg und Zukunft eröffneten, werden wir sogleich ersehen.

Herzog Friedrich, regierender Herr zu Schleswig-Holstein, war bisher zwar in dem allgemeinen Unheil vor allen Fürsten Deutschlands noch am meisten mit Land und Leuten verschont geblieben, doch sah er schmerzlich die Wehen eines

Krieges, der in seinem Fortgange die Sache des Vaterlandes mehr und mehr verschwinden, und in den kämpfenden Partheien selbst nur noch blinde Werkzeuge fremder Selbstsucht erkennen ließ. Nicht berufen, an diesen Ereignissen kriegerischen Antheil zu nehmen, begnügte sich der Herzog, den wechselnden Umständen staatsklug nachzugeben, und jedes Aeußerste zu vermeiden. Gesinnung und Glauben stellten ihn auf die Seite der Protestanten, aber das Verhältniß zu Dänemark, dessen Nachbarschaft auch im freundlichen Anschein oftmals drückend wurde, ließ ihn nicht ungern auch die Sache des Kaisers im Vortheil sehen. Der Herzog war weder Krieger noch Staatsmann genug, um in dieser Lage bedeutend aufzutreten; allein er hatte Geist und Einbildungskraft, welche weit über die Gränzen seines kleinen Landes hinausstrebten. Alles Merkwürdige und Außerordentliche zog ihn an, er sammelte Kunstwerke und Seltenheiten, erwarb mancherlei Kenntnisse; das alte Testament im hebräischen Grundtexte lesen zu können, war ihm eine nicht geringe Freude; er versuchte sich in allerlei Thätigkeit; mit Kaiser Ferdinand dem Zweiten und andern Fürsten und bedeutenden Personen unterhielt er eigenhändigen Briefwechsel; er legte kunstvolle Gärten an, gab der Stadt Tönningen neue Festungswerke, und gründete an der Eider eine neue Stadt nach seinem Namen, die er zum Stapelplatze des persischen und ostindischen Handels zu erheben dachte. Seine weitaussehenden Plane, den Welthandel, dessen Ertrag man in Hollands wachsenden Reichthümern nicht ohne Neid vor Augen hatte, wenigstens zum Theil an Holstein zu bringen, verschwisterten sich mit andern Gedanken, welche den Vortheil Holsteins mit den wichtigsten Zwecken für Deutschland in Verbindung setzten. Eine ruhmvolle Ausführung wünschte er der Welt zu zeigen, und dazu schien die Gelegenheit am günstigsten dargeboten in einer Gesandtschaft, welche von Holstein durch Rußland nach Persien ziehen sollte. Die Handelsabsichten für Holstein konnten auf diesem Wege am sichersten erfüllt werden, allein auch den politischen Angelegenheiten Deutschlands war damit eine hülfreiche Lenkung zugedacht. Dieser letztere Gesichtspunkt wurde besonders festgehalten, in Flem=

ming's Gedichten ist er der einzige, unter welchem die Gesandtschaftsreise erscheint, der Handelsabsichten wird nicht erwähnt. Er schildert den Herzog Friedrich als einen fürsorgenden Vaterlandsfreund:

„Der, da Europa selbst ihr' eigne Brust durchstach,
Und ihren schönen Leib gleich wie zu Stücken brach,
So ernstlich war bedacht, alleine von so Vielen,
Woher ein Mittel doch wohl wäre zu erzielen,
Das für der Mutter Fall, die schon zu Boden sank,
Und nun ihr eigen Blut als für ein Labsal trank,
Recht werth und kräftig sei. Er sah in's Nah' und Weite,
Zu Hause war kein Rath, kein Landsmann war zur Seite.
Ob, sprach er, unsre Welt nichts für die Wunden hat,
So weiß doch Asien, der kranken Schwester Rath.
Bald hieß er Boten gehn in Elams ferne Gränzen,
Um diesen harten Bruch hinwieder zu ergänzen."

Man sah bereits Persien zur Bekämpfung der Türken aufgeregt, dem deutschen Kaiser dadurch freie Hand gegeben, seine Macht und Aufmerksamkeit ganz auf das Friedenswerk in Deutschland zu richten, und alsdann die vereinten deutschen Waffen gleichfalls gegen die Türken zu wenden; ja die ganze Christenheit sollte sich zu einem Kreuzzuge gegen ihren Erbfeind verbinden, und siegreich bis Konstantinopel vordringen. Flemming sagt in diesem Sinne:

„Nunmehr bricht die Zeit heran,
Daß du, Christ, dich eins sollst rächen,
Und dem seine Kräfte brechen,
Der dir alles Leid thut an,
Der so oft dein Blut gelecket,
Und mit bloßem Namen schrecket.

Däucht mich's, oder seh' ich's schon,
Wie die lauten Feldposaunen,
Und die donnernden Karthaunen
Untermengen ihren Ton,
Daß des Bosphors seine Wellen
Furchtsam sich als Steine stellen?

Unsre Donau fleußt uns vor,
Leitet mit erfreuten Wellen

Unsre tapfern Bundsgesellen
Bis fast vor des Hundes Thor.
Byzanz, du sollst unser heißen,
Eh daß du dich denkst zu schmeißen."

Die Deutschen sollen dazu vereinigt sein:

„Landsmann, Deutscher, thu' alsdann,
Was du bist an dir gewohnet,
Es gilt hier nicht, daß man schonet.
Itzund hast du deinen Mann.
Vor, und itzt noch, schlägst du Blinder
Auf dich selbst und deine Kinder."

In vielen andern Stellen wird dieses große Unternehmen, diese zu Deutschlands Heil übernommene Mühe und Arbeit, nach Gebühr gepriesen, und dem Fürsten wie den Gesandten zu hohen Ehren angerechnet. Wir lassen billig dahingestellt, wie weit politische Träume hier über politische Wahrscheinlichkeit hinausgegangen, doch ergiebt sich aus mehreren Anzeigen, daß bei solchem Vorhaben der deutsche Kaiser sowohl als der König von Spanien nicht ohne Antheil geblieben, welche denn auch, in Bezug auf Holland, dem holsteinischen Handelsbestreben nur günstig sein konnten. Dieses letztere, bezweckend, neue Handelswege zwischen dem Norden von Europa und dem Orient vermittelst Rußlands aufzuschließen, mußte sich auch den Schweden genehm zeigen, deren Küstenländer am baltischen Meere dabei gewinnreiche Betheiligung zu erwarten hatten. So vereinigten sich hier die widerstreitendsten politischen Beziehungen in demselben Unternehmen, das nach verschiedenen Seiten ein verschiedenes Antlitz wandte. Im Schutze des geheimnißvollen Dunkels, welches den diplomatischen Dingen zu Gute kommt, blieben die Widersprüche einstweilen verdeckt, und wenn die eigentliche Bewandtniß der Sache den Fremden nicht sogleich ganz klar wurde, so war vielleicht der Herzog Friedrich selbst in diesem Betracht auch nicht ganz sicher; ihn befriedigte, ein großes Werk vorzuhaben, an welches glänzende Vorstellungen und erwünschte Thätigkeit geknüpft waren. Mit großem Ernst und Eifer betrieb er die Anstalten für die beschlossene Gesandtschaft.

Neben den politischen und kaufmännischen Absichten mußte einem Sinne, wie dem seinigen, auch wissenschaftlicher Gewinn vorschweben, und er war demnach bedacht, seine Gesandtschaft auch mit unterrichteten und aufgeweckten Köpfen wohl auszustatten. Der Ruf seines Vorhabens verbreitete sich alsbald, und erscholl auch in Sachsen; brauchbare Männer verschiedenen Standes und Gewerbes erhielten Anträge. Adam Olearius, von Aschersleben gebürtig, in mancherlei Wissenschaften, besonders aber in der Mathematik ausgezeichnet, vertauschte sein philosophisches Lehramt in Leipzig mit holsteinischen Staatsdiensten. Wahrscheinlich durch ihn veranlaßt, folgten auch die Freunde Hartmann Grahmann und Flemming dem vielversprechenden Anerbieten. Für die jugendliche Einbildungskraft mußte die weite Reise nach Persien, unter so glänzenden und begünstigten Verhältnissen, ungemeinen Reiz haben; allein auch manches Bedenken durfte sich einstellen. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die Unternehmung auch Ungemach und Noth und Gefahren aller Art zu gewärtigen habe, daß eine lange Reihe von Jahren darüber hingehen, daß die Rückkehr ungewiß und das Schicksal der Angehörigen inzwischen im zerrütteten Vaterlande jedem Zufall überlassen sei. In diesen Betrachtungen mochte der Grund des inneren Kampfes liegen, dessen Flemming erwähnt, jedoch blieb es bei dem ersten Entschluß. Der alte Vater, der durch den Krieg einen Theil seines Vermögens eingebüßt, wollte den Sohn nicht hindern, sein besseres Glück in der Welt aufzusuchen; schwerer gab die Mutter ihre Einwilligung; sie liebte den Stiefsohn wie ein eignes Kind, und Flemming gedenkt noch spät des schmerzlichen Augenblicks:

„Ich sehe noch die Angst des fürchtenden Gesichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch fast zwang ab. — —
Verzeiht mir's, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunsch geliebt!"

Inzwischen kam die Zeit der Abreise heran. Grahmann war zum Leibarzt der Gesandten ersehen, Flemming, der

schon im Jahre 1631 die akademische Würde eines Magisters der freien Künste empfangen, aber sein ärztliches Studium noch nicht vollendet hatte, wurde in der Eigenschaft eines Hofjunkers und Truchseß bei der Gesandtschaft angestellt. Sein Entschluß, Deutschland zu verlassen, fand manchen Tadel. Indem er sich freute, den Anblick der Kriegeszerrüttung zu meiden, und dafür den der Wunder des Orients einzutauschen, konnte er doch nicht zugeben, daß man ihn der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland beschuldigte. In einem Gedicht an Martin Christenius sagt er gegen diesen Vorwurf:

„Mutter Deutschland, und auch ihr,
Vater, Mutter, Schwestern, Freunde,
Mein! erlaubet dies doch mir,
Daß ihr mehr wünscht eurem Feinde,
Daß ich fremder Länder Zier
Unserm Meißen setze für!"

Er verspricht, seine Poesie solle auch in der Ferne zu der Seinen Lust und Ehre gedeihen, den Ruhm der deutschen Sprache bei Fremden ausbreiten, und deren Herrlichkeit in reichen Bildern zurückführen. Gegen Ende des Sommers 1633 fanden sich die Berufenen in Gottorff ein. In diese Zeit ungefähr fällt ein Gedicht Flemming's, durch welches er bei dem großen Reisevorhaben sich und die Seinen der Fürsorge Gottes empfiehlt, und sich in dessen Fügungen mit frommer Zuversicht ergiebt. Das Lied steht noch jetzt in vielen protestantischen Gesangbüchern; der Anfang heißt:

„In allen meinen Thaten,
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat,
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That."

Er ist auch auf den Tod gefaßt, wenn es Gott will, der die rechte Zeit ja weiß, allein sein Inneres hegt daneben heitre Lebensaussicht:

„Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblichs zu,
So werd' ich Gott noch preisen,
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz wie meiner sein,
Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein."

Mit solchen Empfindungen schied Flemming aus dem Vaterlande; doch seine freudigen Hoffnungen und heißen Wünsche erfüllten sich nur zum Theil.

Das große Unternehmen des Herzogs von Holstein theilte sich in mehrere gesonderte Ausführungen. Zuerst war es nöthig, den schwedischen Hof zu gewinnen, und der Mitwirkung desselben sicher zu sein. Hierauf mußte an den Zar von Moskau, Michael Feodorowitsch, Schwager des Herzogs, eine Sendung geschehn, um bei demselben das weitere Vorhaben günstig einzuleiten, und für die Gesandtschaft nach Persien den freien Durchzug durch sein Reich anzusprechen. Erst wenn dieses gelungen, und der Weg auf solche Weise eröffnet war, konnte die Hauptsendung nach Persien vor sich gehn. Mit Schweden, wo die holsteinischen Vorschläge gutes Gehör fanden, war bald ein erwünschtes Einverständniß zu Stande gebracht. Die Sendung nach Moskau wurde dann eiligst angeordnet. Zu Gesandten wurden ernannt Philipp Kruse, Lizenziat der Rechte, von Eisleben gebürtig, und Otto Brüggemann, von Hamburg. Jener, schon reiferen Alters, hatte alle Eigenschaften eines kenntnißreichen, klugen, wohlberedten Unterhändlers, wie er zur Ausrichtung eines so schwierigen und in mancherlei diplomatischen Verwickelungen befangenen Geschäfts erforderlich war; allein da weiterhin die Reise, wegen der Gegenden und Völker, durch welche sie führte, und wegen der Gefahren und Zufälle, die ihr zu Wasser und zu Lande drohten, mehr und mehr den Karakter

eines gerüsteten, fast kriegerischen Zuges annehmen mußte, so hatte man bei der Wahl Brüggemann's hauptsächlich die Eigenschaften berücksichtigt, durch welche derselbe als ein erfahrner, in Krieg und Frieden schon weit herumgekommener Thatmensch, für solche Verhältnisse besonders tüchtig erschien. In den Aufträgen und Verrichtungen war jedoch keine Sonderung festgesetzt, sie blieben für Beide ungetheilt gemeinsam. Als Gesandtschaftsrath war ihnen der schon genannte Olearius beigegeben, welchem wir eine wohlverfaßte Beschreibung der ganzen Reise zu danken haben, Hartmann Grahmann als Arzt, Albrecht von Mandelsloh als Stallmeister, Christoph von Uechtritz als Kammerherr, unser Flemming nebst den Patriziern Hieronymus Imhoff aus Nürnberg und Hans Grünewald aus Danzig, und noch einigen Andern, als Hofjunker und Truchsesse, zu deren Amt unter andern auch gehörte, bei Gastmahlen die Speisen vorzulegen, ferner ein Schiffer Michael Kordes aus Lübeck, der auf der Wolga und dem kaspischen Meere gebraucht werden sollte; diese, nebst einer zahlreichen Dienerschaft, im Ganzen ein Gefolge von vierunddreißig Personen, schlossen sich dem Zuge glänzend an. Auch ein Arzt, welchen der Zar aus Deutschland, nach des Herzogs von Holstein Wahl und Fürsorge, zu seinem Leibarzt berufen hatte, reiste mit. Die Gesandten gingen am 22. Oktober 1633 von Gottorff ab, vereinigten ihre sämmtliche Gesellschaft in Hamburg, und zogen von da, nachdem alles vollständig und bestens geordnet war, über Lübeck nach Travemünde, wo sie am 9. November zu Schiffe gingen. Eine von Wind und Wetter beschleunigte Seefahrt brachte sie ohne sonderliche Gefährde nach Riga, wo sie schon am 14. November glücklich anlangten.

Hier wurde die Gesandtschaft von dem schwedischen Gouverneur und seinen Offizieren sehr wohl empfangen, von dem Rathe der Stadt mit Lebensmitteln und anderem Nothwendigen beschenkt; mußte aber fünf Wochen daselbst liegen bleiben, um Frost und Schlittenbahn abzuwarten, da die morastige Gegend in dieser Jahreszeit sonst schwerlich ein Fortkommen gestattete. Am 14. Dezember endlich konnte die Reise vor sich gehn, eine Menge von Schlitten wurden

herbeigeschafft, aber ein erstes Ungemach zeigte sich darin, daß jeder im Schlitten sitzend sein Pferd selbst leiten mußte, welches die meisten erst auf ihre Gefahr zu lernen hatten. Nach einer beschwerlichen, neuntägigen, durch häufiges Umwerfen gestörten Fahrt, wobei doch größeres Unglück verhütet blieb, erreichten sie die Stadt Dorpat, wo die im vorhergehenden Jahre gestiftete hohe Schule noch wenig Leben hatte, es waren Professoren genug, aber wenig mehr als ein Dutzend Studenten dort. Nach der Feier des Weihnachtsfestes ging die Reise nach Narva fort, wo man am 3. Januar 1634 ankam. Der Winter bot noch immer die besten Wege, allein die holsteinischen Gesandten sollten zur Weiterreise nach Moskau hier erst die schwedischen abwarten, welche der Hof von Stockholm in der nämlichen Angelegenheit an den Zar zu schicken versprochen hatte. Diese beeilten sich aber nicht, man mußte 22 Wochen lang auf sie warten, unter vielfachem Ueberdruß, den alle Vergnügungen, welchen man sich in Stadt und Umgegend ergab, nicht entfernen konnten, und unter zahllosen Händeln und Schlägereien, die unaufhörlich zwischen den Leuten der Gesandten und den Soldaten der Besatzung zu schlichten waren. Die Lebensmittel wurden endlich selten, und da sich die Ankunft der schwedischen Gesandten immer noch verzögerte, inzwischen jedoch die Ernennung des Gouverneurs von Reval zum Haupte der Sendung bekannt wurde, so begaben die holsteinischen Gesandten sich mit zwölf Personen einstweilen nach dieser Stadt, während das übrige Gefolge sich ferner in Narva bequemen mußte. Unser Flemming aber erfuhr die Begünstigung, schon am 28. Februar, bei noch gutem Wetter, mit einigen Leuten, den Handpferden und dem Gepäck nach Groß-Naugart vorausgesandt zu werden; mit ihm reiste zugleich des Zars Leibarzt, der dann ohne Aufenthalt zu seiner Bestimmung weiterging. In dieser ansehnlichen Stadt, wo deutsche Bildung und Sitte, während früherer Handelsblüthe reich hieher verpflanzt, und russisches Volksleben, ursprünglich dem Boden angehörend, theils getrennt, theils gemischt bestanden, konnte der Dichter, den bisher die Reise wenig angeregt zu haben scheint, wieder freier zu den Eingebungen der Muse sich er-

heben. Er überschaut seine Lage, das in die Ferne gerückte Vaterland, das noch entlegnere Ziel der betretenen Bahn. Er überläßt sich tröstlicher Betrachtung, indem er sich selber anredet:

— — „So sei ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannst. Du hast noch dieses Eine
Von allem, was du hattst, dich, den dir niemand nimmt;
Wiewohl noch Mancher itzt auch um sich selbsten kömmt,
Des Andren mehr als sein! Ist alles denn verloren,
So lass' es, wo es ist. Es wird noch stets geboren,
Das so geht wieder hin. Das blinde Glücke scherzt;
Verwechselt Gab' und Raub. Was ist es, das dich schmerzt?
Fürwahr, ein großes Nichts. Du bist ja noch derselbe.
Lebst sichrer als zuvor. Kannst du nicht an der Elbe
Und Mulde sicher sein, so such' ein' andre Statt,
Die mit geringrer Lust auch wen'ger Sorge hat."

Er nimmt sich den Weisen zum Vorbild, der sein Verhängniß aufnimmt, wie es ihm geboten wird, auch traurend froh und in Armuth reich sein kann. Daher will er nicht zurückblicken, sondern genießend um sich her schauen, und muthig vorwärts trachten:

„Des alten Vatern Noth, der frommen Mutter Leid,
Der lieben Schwestern Angst, so vieler Freunde Neid,
Setz' itzt ein wenig aus. Thu, was der Himmel heißet.
Nimm der Bequemheit wahr, eh sie sich dir entreißet.
Zeuch in die Mitternacht, in das entlegne Land,
Das mancher tadelt mehr, als das ihm ist bekannt.
Thu was dir noch vergönnt der Frühling deiner Jahre.
Laß sagen, was man will, erfahre du das Wahre.
Dem traut man, was man sieht. Und hoffe dies darbei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sei,
Das nicht barbarisch ist. — Wohlan, ich bin vergnüget,
Es hat mich nicht gereut, daß ich mich her verfüget."

Auch die Reise war ja bisher glücklich:

„Ich bin wohl kommen an, hier, wo Kalisto steht,
Und Arkas, der mir nun fast auf der Scheitel geht.
Der Belt der war mir gut. Die Düna floß mir linde,
Die Nau die war mein Freund, ich ging mit gutem Winde,

Wo Wind vonnöthen war. Die Wolchda seh' ich nun,
Die mich um ihren Rand läßt nach Begehren ruhn."

Er kann nicht vorbei, ohne das Geschick des Volkes zu preisen, das hier vor seinen Augen in Armuth und Niedrigkeit, aber zugleich in harmloser Unschuld und im unverkümmerten Glück eines sichern Naturzustandes lebt. In starken Zügen führt er diese Anschauung eines saturnischen Zeitalters aus, welche wir an jenen Zuständen wohl zuletzt gesucht hätten, der Dichter aber gewiß in Wahrheit mit ihnen verknüpft gefunden. Sein Wohlgefallen an dem Lande und dessen Bewohnern bezeigt er noch in einem andern Gedicht, worin er das Schicksal des Ovidius, der in solche Fremde verbannt, auch dort den Ruhm seiner Lieder ausbreitete, willig übernehmen möchte:

„Ich wollt', als wie ich vor bei meiner Muld' und Saalen,
Um euren Oby thun. In den begrünten Thalen
Des Dnieper wohnhaft sein, und eures Landes Zier
Auf mein' und euer' Art den Wäldern singen für.
Ich weiß, ich wär' euch lieb!" — —

Auch hatte er das Glück einen Musenfreund, einen Liebhaber insbesondere der deutschen Dichtkunst, dort anzutreffen in Heinrich Nienburg, deutschem Oberdolmetscher des Zars. Mit diesem Freunde verlebte er glückliche Tage. Indeß wandte Sehnen und Dichten sich oftmals auch nach den in Narva zurückgebliebenen Reisegefährten hin. Er wünscht, daß ihre Verzögerung bald aufhören möge, jetzt gleich, da der Frühling schon erblüht, und die goldne Sonne höhere Kraft gewinnt. Ein Lied an Grahmann, „den besten seiner besten Freunde", spricht die schmerzlichste Ungeduld aus.

Endlich in der Mitte des Mai's, nachdem die schwedischen Gesandten allmählig in Narva sich eingefunden, reisten auch die holsteinischen von Reval dahin zurück. Nach neuen Zögerungen begaben sie sich am Ende des Monats vereinigt auf den Weg, fanden aber in Nöteburg neuen Aufenthalt, und harrten hier der Ankunft eines russischen Pristaff oder

Schaffners, der an der Gränze die Gesandten aufzunehmen und für ihre Weiterreise Sorge zu tragen hatte. Gegen Ende des Juni kam ein solcher mit der gewöhnlichen Bedeckung Strelitzen von Groß-Naugart an, der aber fürerst nur die schwedischen Gesandten allein abholen sollte. Die völkerrechtlichen Beziehungen wurden von den Russen noch ganz in asiatischer Art behandelt, argwöhnisch, langsam, prunkvoll und umständlich. Aller Verkehr geschah durch Dolmetscher. Die Gesandten mußten kostbare Geschenke darbringen, dagegen wurden sie während der Dauer ihrer Sendung von dem Zar mit großem Aufwand freigehalten. Um die Ceremonien an der Gränze mitanzusehn, begleitete Olearius die Schweden dahin; die Sorgfalt, auch im Kleinsten sich nichts zu vergeben, vielmehr allerlei Vorzüge durch Trotz oder List an sich zu bringen, und den Gegentheil möglichst zu bedrücken, ging bis zum Lächerlichen. Als nach drei Wochen die Holsteiner endlich am 20. Juli nachgeholt wurden, fanden sie jedoch leichteren Zugang, man nahm es mit ihnen, da sie nicht, wie die Schweden, unmittelbare Gränznachbarn waren, weniger genau. Sie schifften auf sieben Booten über den See Ladoga, und sodann, nicht ohne überstandene Gefahr, auf dem Flusse Wolchda vollends nach Groß-Naugart, wo sie am 28. Juli anlangten. Flemming und die andern Vorausgesandten, die hier über vier Monate sehnend geharrt, waren den Ankommenden auf einem Boote eine Meile weit freudigst entgegengeschifft. In Groß-Naugart, wurde vier Tage verweilt, darauf aber die Reise ernstlich fortgesetzt, erst noch zu Schiff, dann fernerhin zu Pferde, voran Zeug und Geräthe auf fünfzig Karren. Unterwegs begegneten ihnen viele deutsche Offiziere und Soldaten, die nach geendigtem Kriege vor Smolensk aus Rußland wieder heimzogen. Unter manchen Beschwerden gelangte die Gesandtschaft über Torsok und Twer endlich am 13. August in die Nähe von Moskau, und hielt daselbst am folgenden Tag ihren feierlichen Einzug. Damit an dem abgemessenen Orte des ersten Zusammenkommens weder die zum Empfange befehligten vornehmen Russen, noch hinwieder die holsteinischen Gesandten in den Fall kämen zu warten, so wurde sorgsam

ein gleichzeitiges Eintreffen veranstaltet, indem zahlreiche Boten zu Pferde hin und her sprengten, um den einen Zug nach Maßgabe des andern bald langsamer, bald schneller, bald wieder langsamer fortrücken zu lassen. Unter großem Prunk und Zudrang ritten sie in die Stadt, wo sie, weil kurz vorher in einer großen Feuersbrunst nebst 5000 Häusern auch der Gesandtenhof abgebrannt war, zwei hölzerne Bürgerhäuser zur Wohnung erhielten, und sogleich nach Landesart reichlich verpflegt wurden. Bis sie vor den Zar gekommen, durften sie jedoch nicht ausgehen.

Der feierliche Auftritt der Gesandtschaft zur öffentlichen Audienz bei dem Zar geschah am 19. August mit großem Prunk; die Geschenke, als Pferde, Pferdezeug, kostbares Geräth, künstliches Uhrwerk, Spiegel und ein Fernglas, wurden zur Schau getragen; hin und her reitende Boten ordneten abermals den Zug bald geschwinder, bald langsamer, je nachdem der Zar oder die Gesandten dem Saale näher waren. Der Zar Michael Feodorowitsch empfing die Gesandtschaft sehr gnädig, und ließ nicht nur die Gesandten selbst, sondern auch, aus besonderer Huld, die Hauptpersonen ihres Gefolges zum Handkusse gelangen, wie denn auch Flemming Theil an dieser Ehre hatte, welche doch durch den Umstand, daß unmittelbar nachher, vor Aller Augen, der Zar seine Hände reinzuwaschen pflegte, eine nicht ganz befriedigende Nebenbeziehung bekam. Die Gesandtschaft wurde an diesem Tage von der Tafel des Zars außergewöhnlich gespeist, und durfte nunmehr auch überall in der Stadt frei verkehren. Hierauf wurde mit den Bojaren oder Ministern des Zars in wiederholten geheimen Audienzen das Geschäft verhandelt, woran auch die schwedischen Gesandten Theil nahmen. Die holsteinischen Anträge, hauptsächlich dahin lautend, den persischen Seidenhandel über Rußland und Liefland, mit großem Gewinn der Zwischenländer, nach Holstein zu lenken, fanden anfangs große Schwierigkeiten. Die Russen trugen mancherlei Verdacht und Argwohn gegen die Schweden, welche mit den Tataren und mit den Persern politische Verbindungen beabsichtigen konnten, deren Folgen für Rußland nachtheilig werden mußten. Der neue Handelsweg konnte auch den

schon bestehenden Verkehr der Russen mit Persien und den gewinnreichen Handel über Archangel mit den Holländern auf mancherlei Art gefährden. Die Schweden ihrerseits waren gegen die Holsteiner mißtrauisch, welchen sie außer den offenbaren noch geheime Absichten beimaßen, und suchten daher die eigne Sache möglichst unabhängig von der holsteinischen anzuordnen, wobei hauptsächlich Arend Spiering, ein der Handelsverhältnisse überaus kundiger Mann, den, weil er später nachgeschickt wurde, die Russen anfangs durchaus nicht als Gesandten erkennen wollten, den thätigsten Eifer zeigte. Inzwischen, da die Holsteiner in alle, von den Russen absichtlich überspannte Forderungen zu deren eignem Erstaunen willigten, und ihnen von dem zu hoffenden Gewinn fast mehr, als überhaupt zu hoffen war, zugestanden, so nahm der Zar ferner keinen Anstand, seinem Schwager, dem Herzoge von Holstein zu gestatten, was bisher Kaiser, Päbste und Könige vergebens nachgesucht, den Durchzug nämlich durch das innere Rußland für eine Gesandtschaft nach Persien, jedoch mit der ausdrücklichen Vorkehrung, daß weder mit den Tataren eine nähere Verbindung gesucht, noch in dem holsteinischen Gefolge ein geborner Schwede mitgenommen würde; ihrerseits in eignem Namen Gesandte nach Persien mitzusenden, war den Schweden ohnehin nicht gelegen, sie wollten die großen Kosten nicht auf's Ungewisse wagen, sondern diese Auslagen klüglich den Holsteinern überlassen. Nachdem alles vorläufig abgemacht worden, traten zuvörderst die schwedischen Gesandten die Rückreise an, sodann auch die holsteinischen, welche dem Herzoge den Bericht von ihrem bisherigen Erfolge zu bringen eilten. Sie hatten am 16. Dezember mit gewöhnlicher Feierlichkeit ihre letzte öffentliche Audienz bei dem Zar, und reisten am 24. zu Schlitten von Moskau nach Narva zurück. Der Schiffer Cordes aber ging mit sechs Personen sogleich in entgegengesetzter Richtung voraus nach Nisen-Naugart, um daselbst auf der Wolga zur bevorstehenden Weiterfahrt ein Schiff zu bauen. Von Flemming's Treiben und Dichten während dieses ersten Aufenthalts in Moskau haben wir wenig Spuren. An neuen und merkwürdigen Anschauungen fehlte es nicht; zu den eigen-

thümlichen Bildern der russischen Hauptstadt gesellte sich der noch fremdere Reiz türkischer und tatarischer Anblicke, wie sie der Einzug und Aufenthalt prachtvoller Gesandtschaften zeigte, von welchen die türkische nicht ohne entgegenwirkende Absicht mit der holsteinischen dort zusammentraf. Aber Flemming's Dichtung schweigt uns diesmal ungewöhnlich, wie bereit und fertig sie auch sonst jede Darbietung des Tages in Trauer und Freude zu heitrer Betrachtung aufnimmt. Ob Geschäfte ihn gestört, ob Krankheit ihn gehindert, oder vielleicht Neigung ihn zu Gedichten befeuert, die nur eben des Merkmals dieser Zeit und Oertlichkeit ermangeln, ist nicht zu bestimmen.

Am 5. Januar 1635 traf die Reisegesellschaft nach rascher Fahrt über Groß-Naugart wieder in Narva, und fünf Tage darauf wohlbehalten in Reval ein, von wo die Gesandten nach dreiwöchentlichem Aufenthalt ihren Weg, weil das baltische Meer wegen des Winters nicht mehr zu beschiffen war, zu Lande fortsetzten, von wenigen Personen begleitet, indem es gerathener dünkte, den größten Theil des Gefolges in Reval zurückzulassen und daselbst in die Kost zu verdingen. Im Anfange des Februar gelangten sie nach Riga, wo sich zur weiteren Rückreise ein Franzose, Karl Talleyrand, der sich Fürst von Chales und Marquis und Baron von andern Herrschaften nannte, an sie anschloß. Dieser Mann war vor mehreren Jahren als Gesandter des Fürsten von Siebenbürgen an den türkischen Kaiser und an den Zar von Moskau abgeschickt worden, als aber der Fürst von Siebenbürgen bald nachher gestorben, und Talleyrand ohne amtliche Verhältnisse in Moskau geblieben war, beschuldigte ihn sein Gefährte Jakob Rouchelle heimlich bei dem Patriarchen verrätherischer Absichten, worauf ihn der Zar gefangen setzen und nach Sibirien wegführen ließ; erst nach drei Jahren, als der Patriarch inzwischen gestorben, kam Rouchelle's Arglist an den Tag, und Talleyrand wurde aus der Verbannung zurückgeholt und auf freien Fuß gesetzt; er kehrte jetzt lustig und guter Dinge heim, über sein Unglück leicht getröstet, und bereichert mit einigen tausend Versen der Aeneis, deren vier erste Bücher er zum Zeitvertreib fertig auswendig ge-

lernt hatte. Seine Geschichte durfte in den Gemüthern derer, welche sich auf ähnlichem Zuge begriffen und vielleicht schon durch manches Unheimliche berührt fanden, nachdenkliche Eindrücke hinterlassen. Inzwischen ging die Reise über Mitau, Memel und Königsberg nach Danzig fort, wo die Gesandten während einer fast dreiwöchentlichen Rast von Rath und Bürgern herrlich bewirthet und beschenkt wurden. Ueber Stettin und Rostock gelangten sie endlich am 6. April nach Gottorff, wo sie darauf dem Herzoge ihren Bericht ab=legten, und sogleich den weiteren Verfolg der Sache zu be=rathen hatten. Flemming unterdessen war mit den übrigen Gefährten in Reval zurückgeblieben, und fand in dieser reichen, lebhaften Stadt alsbald den angenehmsten Umgang. Würdige Gelehrte, wackre Kaufleute von Welt und Bildung, heitre Musenfreunde und liebenswürdige Frauenzimmer, ließen in ihrem Kreise den jungen Dichter nichts vermissen, was ihm der beste heimische Boden nur je hätte tragen können. Sein heitrer, lebhafter Sinn, sein trefflicher Karakter und sein herrliches Talent erwarben ihm die Liebe edler Freunde und die Huld schöner Frauen. Auch stand seine Dichtkunst hier schnell in reicher Blüthe. Rainer Brockmann, Professor der griechischen Sprache, und Timotheus Polus, innige Freunde Flemming's, erweisen sich auch als dichterische Genossen, und wechseln glückliche Verse mit ihm, ja sogar junge Frauen=zimmer wissen den liebenswürdigen Fremden mit Reimzeilen anzubinden; so ausgezeichneter geistigen Bildung durfte Reval sich damals rühmen! Auch preist Flemming diese weit=herrschende Macht der deutschen Sprache und des deutschen Gesanges, die nun schon jeden Kampf bestehen können, und die durch ihn noch weiter, in bisher nicht gekannte Länder dringen sollen! Die raschen Erzeugnisse seiner allzeit fertigen Kunst sind allen Anlässen des Tages dargebracht; auch der Entfernten gedenkt sein Lied, insonderheit des geliebten Grah=mann, und der Geburts= und Namenstag der Gesandten geht nicht unbesungen vorüber. Ohne Zweifel ist auch ein großer Theil der Liebesgedichte, sowohl der Lieder als der Sonette, während dieses Aufenthalts entstanden, der unter

den Anwandlungen unstäten Wohlgefallens auch den Keim ernster Neigung schon pflegen mochte.

Inzwischen war zu Gottorff die Gesandtschaft für ihre nunmehrige Bestimmung nach Persien auf's neue glänzend ausgerüstet, und das Gefolge bis auf zweiundneunzig Personen vermehrt worden. Als höhere Beamte waren, außer den schon früher genannten, darin begriffen: ein Marschall, ein Hof- und Küchenmeister, ein Hofprediger, ein russischer Oberdolmetscher, mehrere Kammerpagen; hierauf, eine Stufe niedriger, mehrere andre Pagen und Kammerdiener, zwei Feldtrompeter, mehrere Musikanten, Wundärzte, ferner Silberdiener, Schreiber, türkische und persische Dolmetscher, Trabanten und Lakaien, und eine große Zahl geringere Diener und Jungen, sogar ein Hundejunge. Die Gesellschaft war aus allen Gegenden Deutschlands, aus Schottland, Frankreich, Holland, Liefland, ja aus der Tatarei und Armenien gemischt. Der Herzog Friedrich wandte freudig die größten Kosten auf, um den fremden Völkern gleich durch das Aeußere eine hohe Meinung von dem Lande und Fürsten zu geben, welchen die Botschaft angehörte. Prächtige Geschenke wurden angeschafft, Kleinodien, kunstreiches Geräth und werthvolle Seltenheiten. Auch die politischen Beziehungen kamen in neue Erwägung, und Olearius mußte nach Brabant reisen, um dort mit dem Kardinal Infanten nähere Verabredung zu halten. Auf der Rückreise wurde Olearius heftig krank, genas aber zu Hamburg in des Gesandten Brüggemann Hause bei guter Pflege bald wieder. Dieser Gesandte, der sich in seiner Würde gefiel, und auch daheim, wie unterwegs, darin prangen wollte, bezeigte sich freigebig und leutselig gegen das sämmtliche Gefolge, und löschte so manchen unangenehmen Eindruck wieder aus, den er auf der früheren Reise durch auffahrendes und eigenwilliges Wesen seinen Gefährten hin und wieder verursacht hatte. Dem Gesandten Kruse, dessen feine Bildung und sanfte Gemüthsart sich nie verläugnete, war schon früher jeder Sinn zugethan. So brach denn unter frohem, versprechenden Anschein die Gesellschaft von Hamburg auf, und begab sich am 27. Oktober in Travemünde zu Schiffe. Allein kaum waren sie in See, so überfiel sie ein heftiger

Sturm, der Allen den Untergang drohte. Schon hatten Olearius und Grahmann verabredet, einander in die Arme zu schließen, und so auch im Tode vereint zu bleiben, als in der höchsten Noth an der schwedischen Küste Rettung erschien. Hier aber gingen, durch einen verdrießlichen Zufall, die Schatullen der Gesandten mit dem Schiffsboote, worin die Ueberfahrt an's Land geschehen sollte, in den Wellen verloren; sie wurden zwar später aufgefischt, allein die Beglaubigungsschreiben waren ganz verdorben, und deßhalb mußten zwei Leute sofort von Calmar nach Gottorff zurückreisen, um neue zu holen. Indeß ging man wieder unter Segel, allein bald erhob sich ein neuer Sturm, und dauerte mit steigender Gewalt so heftig fort, daß nach mehreren Tagen und Nächten unausgesetzter Todesgefahr am 9. November im finnischen Meerbusen bei der Insel Hoheland das Schiff endlich scheiterte. Die Menschen und viele Sachen wurden noch glücklich an's Land gerettet, das Schiff aber darauf völlig von den Wellen zertrümmert. Nachdem die Gesandten, nicht ohne Gefahr, auf Fischerbooten nach dem Festland übergesetzt, verweilten sie zuerst drei Wochen in Kunda, dem nur zwei Meilen vom Strande gelegenen Gute Johann Möller's, eines angesehenen Einwohners von Reval, und begaben sich am 2. Dezember endlich in diese Stadt, wohin Uechtritz gleich von Hoheland vorausgeschickt worden, ihre glückliche Rettung und baldige Ankunft zu melden. Hier hatte man ihretwegen schon in großer Angst geschwebt, ja sie bereits im Schiffbruche verloren geglaubt, und bezeigte jetzt nur um so freudigere Theilnahme; in den Kirchen und im Gymnasium wurden öffentliche Danksagungen gehalten, und die ganze Stadt feierte gleichsam ein Fest. Flemming insbesondere hatte schon seine besten Freunde betrauert, und genoß nun um so herrlicher ihres Wiedersehens. In einem Wechselgesang ließ er Sirenen und Satyrn die Ankunft der Geretteten auf Hoheland dankend preisen. An Kruse und Grahmann richtete er besondere Glückwünsche in Sonetten. Die Gesandten beschlossen, in Reval das Eintreffen der neuen Beglaubigungsschreiben abzuwarten, und einstweilen den Hofjunker Hans Arpenbeck, russischen Oberdolmetscher, nach

Moskau abzufertigen, um ihr gehabtes Unglück und ihr dadurch verlängertes Außenbleiben dem Zar zu melden. Noch drei Monate dauerte der Aufenthalt in Reval, und Flemming blieb demnach im Ganzen über ein Jahr daselbst. Diese Zeit verging in den angenehmsten Verhältnissen, aus welchen zum Theil dauerhafte Bande wurden. Kruse, der einige Zeit vorher seine erste Gattin durch den Tod verloren hatte, verlobte sich mit Maria Möller, einer Tochter des erwähnten Besitzers von Kunda, Olearius warb um deren Schwester, Grahmann und Arpenbeck verlobten sich gleichfalls mit angesehenen Bürgertöchtern von Reval, und Flemming selbst erwählte ohne Zweifel schon damals in Anna Niehusen dort die Geliebte, die er später als Gattin heimzuführen dachte. Ein Sonett an den Steinbruch zu Reval giebt jedoch zu erkennen, daß ihr Herz nicht sogleich zu seinen Hoffnungen stimmte:

„Du Zaum des frechen Belts, dem deine starke Brust
Sich männlich setzet vor, daß sich die Wellen brechen,
Und in sich umgewandt sich an sich müssen rächen,
Und kehr'n den schwachen Zorn in leichten Sand und Wust;

Der du dem Lande Schutz, der Stadt Zier geben mußt,
Der Stadt, so jenseit ist so reich an süßen Bächen,
Hier an gesalzner See, an Höhen und an Flächen,
Darinnen Harris wohnt, die Seele meiner Lust.

Ich ginge zu dir ein, du Lustberg der Silenen,
Mich meiner Liebesangst ein wenig zu entwöhnen,
So giebst du mir an dir mehr Anlaß noch darzu!

Du bist zwar harte wohl, doch kann dich Eisen zwingen;
So lange müh' ich mich, ihr ist nichts abzubringen;
Ihr festes Herze muß noch härter sein als du!“

Während aber die Tage solchergestalt in glücklicher Fülle dahinflossen, mischte von andrer Seite sich herbe Störung ein. Zwischen den Kaufdienern der reichen Handelsstadt und den Leuten der Gesandtschaft war häufiger Muthwill und Streit, so daß nicht selten arge Raufereien vorfielen, und endlich sogar Brüggemann's Kammerdiener, ein Franzose und sonst

ein stiller und frommer Mensch, nachts in einem Tumult erschlagen wurde, ohne daß der Thäter ausfindig zu machen war. Die Gesandten waren nun zwar beflissen, durch feste Satzungen und wiederholte Mahnung ihr Gefolge zu strenger Ordnung anzuhalten, allein die ungestüme Weise, mit welcher Brüggemann sein Ansehen handhabte, gab nur Anlaß zu neuen Verdrießlichkeiten und Verstimmungen, die sich immer unseliger über die ganze Reise verbreiteten.

Nachdem die neuen Beglaubigungsschreiben aus Gottorff angelangt, und auch Arpenbeck aus Moskau zurückgekommen war, konnte zum Ausgang des Februar 1636 endlich die Abreise von Reval angetreten werden; das Gepäck ging auf dreißig Schlitten voran, die Gesandten selbst folgten am 2. März mit den übrigen Völkern nach, sprachen nochmals in Kunda ein, und reisten dann über Narva ohne Aufenthalt, da auch an der russischen Gränze schon alles zu ihrer Aufnahme bereit war, weiter nach Groß-Naugart, wo sie am 11. eintrafen. Unterwegs beriefen die Gesandten, oder eigentlich Brüggemann, dessen Einfälle sich mehr und mehr geltend machten, die Vornehmsten des Gefolges, und ermahnten sie, jeder solle seines Amts und Dienstes mit größtem Eifer und sorgsamster Ehrerbietung warten, damit die Russen eine desto größere Meinung von der Würde der Gesandten faßten, welches die Ermahnten willig verhießen, und nur daneben baten, man möchte hinwieder auch ihnen nach Stand und Gebühr mit Glimpf begegnen, und nicht Einen wie den Andern ohne Unterschied, wie schon vorgekommen, anfahren und beschimpfen, welches dann auch zugesagt wurde. Am 16. März ging es von Groß-Naugart mit hundertneunundzwanzig Pferden zu Schlitten nach Moskau fort, wo man am 29. feierlich einzog. In der öffentlichen Audienz bei dem Zar führte Kruse das Wort, in den darauf erfolgenden geheimen Audienzen aber wurden die Geschäfte von beiden Gesandten gemeinschaftlich besorgt. Doch hiebei ließ es Brüggemann nicht bewenden, sein unruhiger Sinn machte sich immer etwas besonders zu schaffen, und so gerieth er hier auf den Einfall, hinter dem Rücken Kruse's bei den Bojaren eine geheime Audienz für sich allein zu begehren, die ihm auch

zugestanden wurde; in dieser, und einer nachfolgenden zweiten, knüpfte er Verhandlungen an, zu welchen er weder Auftrag noch Befugniß hatte; er wollte sich durch solches Benehmen eine geheimnißvolle höhere Wichtigkeit geben, stellte damit aber das ganze Geschäft verfänglich bloß, und versetzte die Gefährten, welchen seine Schritte leicht bekannt wurden, in Mißtrauen und Unruhe, deren Rückwirkung auf ihn selbst nicht ausblieb. Nach dreimonatlichem Aufenthalt in Moskau wurden die Gesandten, diesmal ohne öffentliche Abschiedsaudienz, da sie den Zar auf dem Rückwege noch wiedersehn sollten, zur Weiterreise entlassen. Sie nahmen in Moskau achtundzwanzig Soldaten nebst drei Offizieren, größtentheils Schotten oder Deutsche, und einige russische Knechte in Dienst, und sandten diese mit den metallenen Geschützen, die aus Deutschland mitgebracht worden, und mit einigen in Moskau angekauften Steinstücken, nebst dem übrigen Geräth und Gepäck am 24. Juni nach Nisen-Naugart voraus, sie selbst folgten am 26. nach. Ein Kaiserlicher Paß des Zars gab ihnen freien Durchzug nach Persien, und verstattete ihnen, jedoch für ihr eigen Geld, überall Lebensmittel und andre Bedürfnisse einzukaufen, auch die zu ihrem Fortkommen nöthige Mannschaft zu miethen; ein Pristaff oder Schaffner wurde ihnen bis Astrachan mitgegeben, um die Vollziehung der Befehle des Zars zu sichern, jedoch war es nicht überflüssig, die russischen Befehlshaber der Zwischenorte auch durch Geschenke für die Förderung der Reise anzuspornen. An die Stadt Moskau dichtete Flemming, dessen Lieder jetzt in reicher Fülle strömten, zum Abschiede folgendes Sonett:

„Prinzessin deines Reichs, die Holstein Muhme nennt,
Du wahre Freundin du, durch welcher Gunst wir wagen,
Was Fürsten ward versagt und Kön'gen abgeschlagen,
Den Weg nach Aufgang zu. Wir haben nun erkennt,

Wie sehr dein freundlichs Herz in unsrer Liebe brennt;
Die Treue wollen wir mit uns nach Osten tragen,
Und bei der Wiederkunft in unsern Landen sagen:
Das Bündniß ist gemacht, das keine Zeit zertrennt.

Des frommen Himmels Gunst, die müsse dich erfreuen,
Und alles, was du thust, nach Wunsche dir gedeihen,
Kein Mars und kein Vulkan dir überlästig sein!

Nimm itzo dies Sonett. Komm' ich mit Glücke wieder,
So will ich deinen Preis erhöhn durch stärkre Lieder,
Daß deiner Wolgen Schall auch hören soll mein Rhein!"

Unfern der Stadt, bei dem Kloster Simana, wohin man sich zu Pferde begeben, geschah die Einschiffung auf der Moskwa, mittelst deren die Fahrt in die Ocka, und darauf von dieser in die Wolga überging. Die Ufer zeigten sich abwechselnd bald waldig mit schönen Bäumen, bald angebaut und durch Dörfer belebt. Auf dem Wege durch die Gegend der Mordwinen-Tataren war man nicht ohne Besorgniß wegen räuberischen Anfalls, der doch glücklicherweise unversucht blieb. Am 11. Juli, nachdem man viele Dörfer selbiges Tages vorübergeschifft, gelangte man endlich abends nach Nisen-Naugart, zunächst dem Einströmen der Ocka in die Wolga, von Moskau in grader Richtung schon hundert Meilen, mit den Umwegen des Wasserlaufs aber hundertfünfzig entfernt. Man fuhr jedoch nicht in die Stadt, sondern sogleich an das Schiff, genannt Friedrich, welches der Schiffer Cordes mit russischen Zimmerleuten daselbst aus föhrenen Dielen für die Weiterreise erbaut hatte. Dasselbe war mit drei Masten und vierundzwanzig Rudern versehn, und hatte bei einer Länge von hundertzwanzig Fuß in vielen abgetheilten Kammern genugsamen Raum für so viele Menschen und Vorräthe, für Kanonen, Granaten, Gewehr und Schießbedarf aller Art. Wegen der vielen Sandbänke und Untiefen in der Wolga hatte dasselbe jedoch nur flachen Boden. Eine Schaluppe, während der Fahrt zur Leichterung des Schiffes dienlich, sollte während des Aufenthalts der Gesandtschaft am persischen Hofe zur Untersuchung des kaspischen Meeres gebraucht werden. Bei der Rechnungslegung der Schiffbauten kamen Betrügereien an den Tag, wegen welcher die russische Behörde den schuldig befundenen Schmidt an die Gesandten unbedingt, selbst wenn es an's Leben ginge, zur Bestrafung überließ; doch wurde er, ein schon siebzigjähriger Greis,

zuletzt begnadigt. Bis zum Ausgange des Juli verweilte die Reisegesellschaft in Nisen-Naugart, brach aber sodann, weil der Strom sehr zu fallen anfing, am 30. Juli bei ungünstigem Wetter eiligst auf, um nicht das noch übrige Fahrwasser zu verlieren; doch schon gleich im Anfange blieb das Schiff mehrmals auf dem seichten Grunde festsitzen. Olearius hielt am folgenden Tage eine Ermahnungsrede an das Gefolge, indem er den erlittenen Schiffbruch zurückrief, und die Gemüther im Dank und Vertrauen zu Gott für die Weiterfahrt bestärkte; diese Rede veranlaßte später vor Astrachan unsern Flemming zu einem Gedicht an Olearius, worin er den eindringlichen Inhalt derselben zum Theil wiederholte. Mit Nisen-Naugart ließ man die letzte protestantische Gemeinde dieser Gegenden, meistens Deutsche und Schotten, die in des Zars Kriegsdiensten standen, so wie mehr und mehr die Spuren europäischer Völkerweise zurück. Der russische Woiwode oder Statthalter warnte vor den Räuberanfällen der an der Wolga streifenden Kosacken, gegen welche man zum Kampfe bereit sein müsse; doch meinte er, der Name der Deutschen, deren Tapferkeit in Rußland durch die dem Zar geleisteten Dienste genug bekannt geworden, würde sie wohl abschrecken. Indeß trafen Kruse und Brüggemann in dieser Hinsicht gute Anstalt, und ordneten die gesammte Mannschaft, unter ihrer Beider und des Marschalls Hermann von Staden getheilter Anführung, wobei jedoch jene durch Mandelsloh und Olearius sich meist vertreten ließen, in drei Rotten, welche abwechselnd zur Wache befehligt wurden. Diese zog jedesmal mit Trommelschlag nach Kriegsmanier auf, und hielt besonders die Posten auf dem Vor- und Hinterkastell des Schiffes allezeit stark besetzt. So oft man eine Stadt oder sonst bewohnten Ort vorbeifuhr, wurde sie durch Trompetenschall und Abfeuerung eines Geschützes begrüßt. Am 6. August schifften die Reisenden die Stadt Wasiligorod vorüber; die Uferanwohner brachten Lebensmittel zum Verkauf. Die Tscheremissen-Tataren zeigten sich in bewaffneten Haufen, bald drohend, bald furchtsam. Uebrigens sah man von Nisen-Naugart bis Kasan zu beiden Seiten fast nur Gebüsch und Wald, und eine Strecke vor Kasan am rechten Ufer kahle

Kreide- und Sandberge. Während die Reisenden sich mehr und mehr dieser Wildniß übergaben, und mit den Beschwerden der unbekannten Schiffahrt kämpften, wurden sie unerwartet durch Briefe vom Mai aus Deutschland erfreut, die ihnen von Moskau nachgesandt worden. Die Schwierigkeiten der Fahrt störten aber diese Freude bald wieder. Der Steuermann war unkundig; das Schiff kam häufig auf den Grund und mußte mit unendlicher Arbeit mehrmals durch Zurückwinden wieder flott gemacht werden, auch blieb dasselbe mehrere Stunden an vorragendem Uferwalde hängen. Olearius und Mandelsloh stiegen hier aus, um sich im Grünen zu erfreuen und Waldfrüchte zu lesen, inzwischen erhob sich ein frischer Wind, das Schiff kam vorwärts, und vergebens suchten jene längs des Ufers demselben nachzukommen; als sie endlich ein Boot gewahrten, welches stromauf gegen sie anruderte, glaubten sie anfangs, es seien Kosacken, entdeckten aber bald zu ihrer Freude, daß Kruse dasselbe für sie abgeschickt, und gelangten so glücklich wieder zu den Genossen. Endlich am 13. August abends erreichten sie die Stadt Kasan; hier trafen sie eine persische und tscherkassische Karavane noch an, welche um wenige Tage früher von Moskau abgegangen war, bei derselben befand sich ein persischer Kaufmann, der in Moskau als Gesandter gewesen, und ein tatarischer Fürst Mussal aus Tscherkassien, der von dem Zar die übliche Belehnung mit seinen Ländern empfangen hatte. Das Schiff blieb den nächsten Tag vor Anker, und sollte auch noch den darauf folgenden liegen bleiben, weßhalb denn Olearius und Mandelsloh sich guter Dinge aufmachten, um die Stadt zu besehen und manches einzukaufen. Doch Brüggemann, den Gefährten jede Ausbeute mißgönnend, die nicht auch seinem Sinn und Antheil gemäß waren, befahl unvermuthet, während jene sich in Kasan harmlos umsahen, die Anker zu lichten und abzufahren. Bürger von Kasan, die vom Ufer zur Stadt wiederkehrten, benachrichtigten die Zurückgelassenen, welche darauf zu Wagen längs des Ufers nachfuhren, und erst auf den Abend, mit dem Boote des Pristaff, wieder an das Schiff kamen. Eine Gemüthsart aber, die mit Absicht als bösen Streich verüben mochte, was schon als zufälliges Begegniß

nur hülfreiche Theilnahme fordern durfte, mußte bald für immer die Aussichten einer Reise trüben, deren ganzes Geschick nun schon unabänderlich bedingt war!

Die Ufer der Wolga wurden nun stets öder, die Räuberzüge der Kosacken machten diese Gegend unbewohnbar. Am 18. August gelangten die Reisenden, nachdem sie den Abend vorher den Zusammenfluß des großen Stromes Kama mit der Wolga erreicht hatten, nach Tetus oder Deutuscha, von welcher Stadt bis nach Astrachan nun ferner kein Dorf mehr zu sehen war. Sie wurden hier erschreckt durch die Nachricht, daß weiterhin bis zum kaspischen Meer über dreitausend Kosacken ihrer warteten, von welchen als Kundschafter eben in der Nähe gegen siebzig Reiter sich am Strande gezeigt hätten. Unter diesen Umständen mußte man auf jeden Fall gefaßt sein; ein blinder Lärm wurde absichtlich angestellt, um die Bereitschaft und Herzhaftigkeit der Leute zu erproben, und es ergab sich, daß man von ihnen das Beste hoffen durfte. Während mit großen Beschwerden, gegen widrigen Wind und zwischen öfteren Untiefen, die Fahrt langsam weiterging, trafen Nachrichten von dem holsteinischen Faktor aus Moskau, dann Briefe aus Nisen-Naugart mit der Anzeige ein, daß unter der Schiffsmannschaft selbst vier Kosacken wären, und dreihundert andre am Ufer im Hinterhalte lägen, weßhalb die Wachsamkeit auf dem Schiffe noch vermehrt wurde. Als Bewaffnete am Ufer sich zeigten, wurde ein Boot zu ihrer Erkundung ausgesandt; es zeigte sich, daß die vermeinten Kosacken vielmehr Strelitzen waren, weil aber die holsteinischen Soldaten am Strande zur Einziehung genauen Berichts etwas verweilten, schöpfte Brüggemann alsbald Verdacht, rief das zurückkehrende Boot auf Pistolenschußweite an, und da die Antwort, des Windes wegen, nicht deutlich zu vernehmen war, wollte er sogleich eine Kanone darauf abfeuern lassen, welches jedoch Kruse noch glücklich hinderte. Unter mehrmals erneuten Anzeigen und Besorgnissen feindlichen Anfalls gelangte man am 28. August vor Samara, am 1. September bei Saratoff vorüber, einigen Strusen oder großen Kähnen begegnend, welche mühsam stromaufwärts fuhren. Nachts blieb das Schiff immer vor Anker liegen,

und die Mannschaft hielt sorgsam Wacht. Als nach Sonnenuntergang am Strande zehn Kosacken bemerkt wurden, welche den Strom hinauf ritten, sandte Brüggemann ihnen schnell auf einem Boot acht Musketiere nach, allein jene zogen ihr Boot an's Land und versteckten sich im Busch, und die Soldaten kamen erst in finstrer Nacht zurück; der Marschall von Staden ereiferte sich hierüber, indem er es sehr unrecht und gefährlich fand, die Leute zur Nacht auf solchen Anschlag auszuschicken, bei welchem sie nutzlos jedem Unfall preisgegeben würden, ohne daß man ihnen beizustehen vermöchte, Brüggemann aber fuhr sehr ungehalten auf, und behauptete trotzig seinen Sinn. Am 3. September traf das Schiff mit der aus sechszehn großen und sechs kleinen Fahrzeugen bestehenden persischen Karavane zusammen, von der es bisher durch widrige Winde getrennt gewesen; die Vereinigung wurde durch Trompeten und Trommeln, durch Aufziehen der Flaggen und Losbrennen des Gewehrs gefeiert; man durfte in dieser Stärke nunmehr beiderseits den Kosacken schon besser Trotz bieten. Am 6. September gelangte man vor die Stadt Zariza, von welcher bis zum kaspischen Meere nur wüstes, sandiges Land übrig war.

Brüggemann fühlte wohl, in welches Mißverhältniß er sich zu seinen Gefährten gebracht hatte, und wollte sich daher seines Ansehns neu versichern, aber auch hier ging er mit Uebertreibung und Seltsamkeit zu Werke. Wir wollen Olearius hier einmal mit seinen eignen Worten erzählen lassen: „Brüggemann“, so berichtet er, „forderte die Völker des Komitats vor sich, hielt ihnen vor, wie daß er von Ein- und Andern starke Muthmaßung hätte, als konspirirten sie heimlich wider ihn, daher er denn, wann's die Noth erfordern sollte, sich wenig Gutes zu ihnen zu versehen haben würde, welches er gleichwohl nicht, sondern viel ein Besseres verhoffte, ja auch wegen seiner schweren Amtverwaltung und Vorsorge vor sie, so er täglich trüge, verdient hätte. Begehrte derowegen von der Musikanten-Trabanten- und Lakaientafel das juramentum fidelitatis durch einen körperlichen Eid geleistet zu haben, welches, wiewohl sie sich gegen solcher Beschuldigung ganz fremde erklärten, und ohne das vermöge ihrer Bestal-

lung zur Treue sattsam verobligiret zu sein vermeinten, sie gerne leisteten, mit Bitte, daß der Gesandte hingegen nicht, wie bisher geschehen, alsbald, oft ohne gegebene Ursache, auf jeglichen ohne Unterscheid mit ehrenrührigen und verkleinerlichen Worten herausfahren wollte, sie wollten hingegen, wenn sie nur ein gut Wort bekämen, nicht alleine ihm treu und hold sein, sondern auch aus Liebe gegen ihm im Nothfall ihr Leben lassen. Es wurde den Völkern auch solche Bitte zu gewähren zwar versprochen, aber rc." Durch dieses „rc." giebt Olearius hinreichend an, was weiter zu sagen wäre, ohne daß grade er, der kluge, bescheidene Mann, es sagen möchte. Wegen der Kosacken konnte man noch keineswegs ruhig sein; ältere, und daneben auch ganz neuerliche, Räuberanfälle mußten warnend vor Augen schweben. Am 11. September in der Nacht, da grade Brüggemann in seiner Reihe die Wacht hatte, trieb ein großer Kahn bei dem Schiffe still vorüber; jener besann sich nicht, ließ auf der Stelle aus fünfzehn Musketen Feuer darauf geben, und schon sollte dies auch aus einer Kanone geschehn, als die Schiffer, aus dem Schlaf emporgeschreckt, noch zu rechter Zeit sich als russische Salzführer auswiesen. Am 13. September in der Frühe, als die gewöhnliche Betstunde gehalten, und der eingeführten Textfolge nach von der Erkundung des Landes Kanaan und dessen herrlichen Früchten gesprochen worden, erschienen im zutreffenden Augenblicke zwei Kähne von Astrachan mit prächtigen Weintrauben, Melonen und Pfirsichen, deren die Schiffsgesellschaft reichlich einkaufte. Gegen einige Kosacken, welche zum Vorschein kamen, wurde ein Stück abgefeuert. Nachdem das Schiff am 14. noch einen heftigen Sturm bestanden, ankerte dasselbe am 15. nachmittags endlich vor Astrachan, und begrüßte die Stadt aus allem Geschütz.

Wir haben bisher und werden noch fernerhin ganze Abschnitte von Flemming's Leben nur in den Ereignissen erzählen können, denen er beigewohnt. In der That sind die Schicksale dieses Reisezuges nunmehr sein eigentliches Leben, und zugleich seine ganze Dichtung. Mit frischquellendem Gesang ergreift er jedes Begegniß, feiert er die festlichen Tage der Gefährten, begrüßt er die neuen Ströme,

Berge und Städte, die sich dem Anblick darbieten. Der Dichter erscheint hier wirklich in einer höheren Sendung; wie ein guter Geist waltet er unter den Genossen, die rohe Gegenwart in edleres Dasein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangsale den guten Muth anfrischend, jedes werthe Verhältniß in freundlicher Sitte pflegend, und den Kreis des Zusammenlebens durch jede schöne Erinnerung und Hoffnung erweiternd. Auch hatte er das Glück, eine seltne Gemeinde dichterischer Freunde um sich her versammelt zu sehn; Kruse, Olearius, Grahmann, Mandelsloh, Uechtritz, Imhoff, Bernulli und andre Geist- und Sinnverwandte fühlten den hohen Werth eines solchen Begleiters und seiner Gaben, welche Olearius auch zum Theil in seine Reisebeschreibung aufgenommen hat, zur Freude noch jedes späten Lesers, dem dort der heitre Dichter stets willkommen entgegentritt. Allein Flemming, indem er die volle Seele den reichen Gegenständen dichterisch zuwendet, bald die Wolga und deren wechselndes Ufer, bald das eigne Schiff und die persische Karavane, dann den Sturm, und wieder die Trauben und Pfirsiche von Astrachan besingt, vermag der verstimmenden Einwirkung nicht zu entgehn, welche der ganzen Gesellschaft durch die launenhafte Gewaltsamkeit eines ihrer Häupter allgemein verhängt ist. Oft bricht aus Flemming's Reisegedichten inmitten der heitersten Eindrücke plötzlich eine tiefe Schwermuth, ja herber Unmuth und Verdruß hervor, die sich nur auf jene Verhältnisse deuten lassen. Solche Verstimmung verräth zum Beispiel der Trost, den er sich selber durch folgendes Sonett zurufen will:

„Sei dennoch unverzagt. Gieb dennoch unverloren.
Weich keinem Glücke nicht. Steh höher als der Neid.
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' alles für erkoren.
Nimm dein Verhängniß an. Laß alles unbereut.
Thu, was gethan sein muß, und eh man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an.
Dies alles ist in dir, laß deinen eitlen Wahn,

Und eh du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
Dem ist die weite Welt und alles unterthan."

Oder wenn seine Wehmuth, zu dem Vaterlande reuig zurückgewandt, dieses also anredet:

„Ja, Mutter, es ist wahr. Ich habe diese Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet.
So lange bin ich aus, und denke noch so weit.

Ach, Mutter, zürne nicht; es ist mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet,
Nun hab ich allzu weit von dir, Trost, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.

Ich bin ein schwaches Boot, an's große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus;
Ich will gleich oder nicht, es wird nichts anders draus.

Indessen meine nicht, o du mein schwer Verlangen,
Ich denke nicht auf dich, und was mir Frommen bringt!
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt."

Und es ist das heiterste Gemüth, welches in begünstigtem Antheil an großen, seltnen Lebenswegen, deren Reiz und Erfolg ihm ein ungetrübtes Glück verheißen durften, solch verfehltes zu beklagen findet!

In Astrachan, der Hauptstadt des von Tataren bewohnten Landes Nagaja, war alles schon ganz asiatischer Art. Luft und Boden mit ihren reichen Früchten gaben den Süden kund, dessen Ueppigkeit sich mehr und mehr entfalten sollte. Der bedeutende Handel versammelte hier ein buntes Gemisch naher und entfernter Völker des Morgenlandes. Selbst das Christenthum begann hier neben dem Glauben an Muhammed abzunehmen. Die russischen Behörden, die persischen Kaufleute, der Fürst Mussal und andre tatarische Häupter, wett-

eiferten in Zuvorkommenheit gegen die Holsteiner, deren Unternehmen hier nur günstig erscheinen konnte. Man beschenkte sich gegenseitig, und wechselte festliche Besuche und prunkvolle Gastereien, bei welchen räuschende Musik und Abfeuerung des Geschützes nicht fehlen durften. Olearius erzählt, daß man bei den Persern zum Schlusse der Mahlzeit aus Schalen von Porzellan ein heißes schwarzes Wasser, welches sie Kahawe nennten, zu trinken bekam. In Astrachan war damals ein vielfaches Zusammentreffen diplomatischer Personen sehr verschiedener Art. Ein armenischer Erzbischof, der als persischer Gesandter in Polen gewesen war, und ein Predigermönch, der als polnischer Gesandter jenen nach Persien begleiten sollte, waren seit fünf Monaten fast als Gefangene zurückgehalten, und harrten ungeduldig auf die Erlaubniß zur Fortsetzung ihrer Reise. Des persischen Gesandten, der mit der Karavane aus Moskau heimkehrte, ist schon gedacht worden. Ein russischer Gesandter, Alexei Sawinowitsch, bereitete sich zur Abreise nach Persien, um daselbst die Verrichtungen der holsteinischen Gesandtschaft zu beobachten. Auch ein tatarischer Gesandter aus der Krimm war auf dem Zuge nach Persien begriffen hier anwesend. In solcher Umgebung, deren Verkehr die Russen aufmerksam bewachten, wurde Brüggemann's undiplomatisches Wesen bald anstößig. Er ließ sich wider die Türken, die zwar der Perser aber nicht der Russen Feinde waren, in so bedenklichen und unnützen Reden aus, daß selbst die Perser ihn aufzuhören baten, damit sie vor den Russen darüber nicht in Ungelegenheit kämen. Von Europäern fand sich hier noch ein merkwürdiger Mönch, ein geborner Oesterreicher, der als Knabe von Soldaten mit nach Rußland geschleppt und dort zum griechischen Glauben angehalten worden, darauf in einem Kloster bei Astrachan untergekommen war, und durch Anpflanzung eines Weinstocks aus Persien in dieser Gegend den ersten Grund zu dem alsbald so gedeihlichen Weinbau gelegt hatte. Der Mann war schon hundert und sechs Jahr alt, konnte nur noch wenige deutsche Worte reden, nahm aber seine deutschen Landsleute freundlichst auf, und nachdem er sich mit Branntewein gütlich gethan, hob der Greis, um

seine Rüstigkeit zu zeigen, vor ihnen zu tanzen an, zwar mit bebenden Füßen, doch ungestützt. Während einerseits die Tage in angenehmer Zerstreuung hingingen, wurden andrerseits die nöthigen Zurüstungen zur Weiterreise nicht verabsäumt; die Vorräthe waren größtentheils erschöpft, und die Leute daher mit Brotbacken, Bierbrauen und Einschlachten vollauf beschäftigt. Als Olearius, wegen einiger Verhandlungen, mit zweien Begleitern in die Kanzlei des Statthalters geschickt wurde, mußte er hier die verdrießlichsten Klagen über Brüggemann hören, daß derselbe den russischen Pristaff, der bisher die Gesandtschaft auf der Wolga begleitet, stets unanständig behandelt, ja mit den ärgsten Schimpfworten gescholten habe, welches nicht ungeahndet bleiben könne. Indeß wollten die Russen, welche wohl einsahen, wie sehr jener Mann den Seinigen selbst eine Qual war, diese nicht für seine Ungebühr leiden lassen, sondern waren ihnen nach wie vor zu jeder Hülfe willig. Nachdem die neuen Vorräthe auf das Schiff gebracht worden, auch ein russischer Steuermann für die gefahrvolle Einfahrt in das kaspische Meer, und einige nagaische Tataren mit einer Schute zur Leichterung des Schiffes angenommen worden, ging am 10. Oktober mittags die Reise von Astrachan weiter die Wolga hinab. Flemming nahm von der Stadt, wo er mit seinen Freunden durch drei Wochen genug Lust gehabt, in schönen Versen Abschied; er ruft ihr zu:

„Der Himmel ist dir Freund, der dieses dein Gefilde
Mit reicher Fruchtbarkeit so hat gemachet milde.
Du machst, daß fast mein Sinn sein Vaterland vergißt,
Mit dem du liegst gleich hoch, und gleiche fruchtbar bist;
Nur daß du's nicht auch bist! Ich danke deiner Floren,
In welcher Kräuter Schooß ich oftmals mich verloren,
Und manchen langen Tag mir habe kurz gemacht,
Das ich nicht ward gewahr, als bis es war vollbracht."

Allein seine Empfindungen bleiben getheilt zwischen der Lust der Gegenwart, der Sehnsucht nach dem Vaterlande, und dem mißmuthigen Gestörtsein, dem sich nicht entfliehen läßt. Ein Gedicht aus dieser Zeit auf den Namenstag seines Freundes Imhoff hebt an:

„Gönnt Gott inkünftig uns das liebliche Gelücke,
Daß unser Deutschland uns sieht kommen wohl zurücke,
Das liebe Vaterland, das, wie man sagen will,
Des Leides und der Angst noch weiß noch hat kein Ziel,
Weil Mars noch drinnen ras't, — —
Dann wird uns eine Lust das zu erwähnen sein,
Was ohne Reu' und Leid uns itzt kaum fället ein!"

Er fordert den Freund auf, den Tag in der Stadt zu feiern:

— — „Wir woll'n dir gerne folgen
In die berühmte Stadt der weitgepreisten Wolgen,
Sie mein' ich, Astrachan, die Königliche Stadt,
Die viel an voller Lust wie unser Deutschland hat."

Warum er diesen Vorschlag thut, giebt er deutlich genug an:

„Zu Schiffe schickt sich's nicht, daß wir von ganzem Herzen
Nach unsrer schönen Art an solchen Festen scherzen.
Wir wollen an das Land in unser Lusthaus gehn;
Da laß die Tafel denn für uns gedecket stehn.
Frei muß ein Herze sein, das recht sich will erfreuen;
Es ist sich nicht gut froh, wenn man schon was muß scheuen.
Gönnst du uns volle Lust, so gönn' uns einen Plan,
Den man beschleichen nicht, auch nicht behorchen kann."

Diese letzteren Andeutungen sind unzweifelhaft gegen Brüggemann und seine argwöhnischen Spähereien gemeint. Schwermüthiger noch empfindet und äußert er, wie es um ihn steht, in einem Gedicht an Olearius, wo er sagt, daß es zum Dichten freundlicher Aufmunterung und zwangloser Freiheit bedürfe, und wie wenig er daher jetzo zu leisten vermöge, darauf aber fortfährt:

„Mein Wunsch ist größer nicht, als ich bin und mein Stand.
Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt
Von meines Glückes Hand, das sich noch schlecht erweiset,
Wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiset;
Nun meine Jugend mir in ihrer Blüthe stirbt,
Und mit der Aernte selbst die Hoffnung mir verdirbt!"

Doch sein reines Bewußtsein hält ihn noch aufrecht, und mit edlem Stolze rühmt er von sich selbst:

„Ich fürchte meinen Gott, und ehre meinen Herren,
Der mir nächst ihm gebeut. Gewöhnt, mich nicht zu sperren,
Was er mir auch befiehlt. Auf seinen Dienst bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mir's noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanftmuth auferzogen.
Von mir ist niemand noch belogen noch betrogen.
Viel Wesens mach' ich nicht. Läßt man mir meinen Glimpf,
So müßte mir's sein leid, zu bringen einen Schimpf
Auf diesen oder den. Ich aber will nur schweigen,
Und mich auf allen Fall mir ähnlich stets erzeigen.
Ich kehre mich nicht dran, was jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und herzlich doch betreugt,
Ein freundgestalter Feind. Mein redliches Verhalten
Wird zeugen, wer ich bin, bei Jungen und bei Alten.
Mein Sinn ist ohne Falsch, in stiller Einfalt klug,
Kann dem auch nicht sein gram, zu dem er wohl hat Fug!
Inmittelst will ich mich nur selbst zufrieden sprechen."

Gegen Olearius, nach den Gesandten selbst der wichtigste Mann, auf welchem die Hauptlast der Geschäftsführung ruhte, hatte Brüggemann besonderen Ingrimm gefaßt; er hoffte nicht, denselben je zu seinem blinden Anhänger zu gewinnen; da er aber sich eine Parthei zu machen strebte, so suchte er wenigstens die Freunde von jenem abzuziehen, und bald mit Trotz, bald mit verstellter Liebkosung, wodurch denn das ganze Gefolge in eine Unzahl Mißverhältnisse verstrickt wurde, wie deren Flemming in obigen Zeilen andeutet.

Die neue Fahrt hatte gleich anfangs große Widerwärtigkeiten, der Wind war entgegen, und bei häufigen Untiefen das Schiff wiederholt auf dem Schlickgrunde fest; zu den zwölf Meilen von Astrachan bis zur Mündung der Wolga brauchte man neun Tage. Beide Seiten des Stromes und eine Menge von zwischenliegenden Inseln waren weithin mit hohem Schilf überwachsen, in diesem grünen Gewirre, von dicken Nebeln umlagert, war nicht leicht ein sichres Fahrwasser zu verfolgen, das Schiff mußte wiederholt geleichtert, und wenn dies nicht genügte, mit ungeheurer Arbeit ganze Strecken zurückgezogen werden. In diesen hülflosen Zuständen mußte man noch die Angriffe der Kosacken fürchten. Dabei zeigte sich Brüggemann wieder ganz in seiner Art,

und ließ auf ein russisches Fahrzeug, das nachts im Nebel vorüberfuhr, sofort ein Geschütz abfeuern; die Russen aber schimpften, und meinten, jene sollten ihren Muth für die Kosacken sparen, die im kaspischen Meer auf sie warteten. Bald nachher trieb ein Sturm aus der See das Wasser hoch empor; das Schiff mußte fünf Tage still vor Anker liegen; als der Sturm nachließ, und die Fahrt weiterging, blieb es alsbald wieder auf dem Schlick festsitzen. Am 28. Oktober kamen der Fürst Mussal, persische Kaufleute, und ein russischer Oberst, welcher fünfhundert Strelitzen zur Besatzung nach der Stadt Terki führte, mit ihren Schiffen nachgefahren, und die Holsteiner benutzten diese Gelegenheit, um einen tüchtigeren Lootsen zu erlangen, da der bisherige offenbar untauglich war. Ein persischer Kaufmann, der Schiffahrt wohlkundig, überließ sein eigen Schiff und Güter seinen Leuten, und vertrat auf dem holsteinischen, von bloßer Gutmüthigkeit bewogen, die Stelle des Steuermannes. Die Fahrt ging nun glücklich in See vorwärts, und am 1. November frühmorgens wurde vor Terki geankert, nachdem in der Nacht einige hundert Kosacken noch zuletzt wirklich einen Anschlag auszuführen gesucht, aber mit ihren Booten aus Irrthum an die Schiffe des Fürsten Mussal und der Strelitzen gerathen waren, von welchen sie indeß, als sie merkten, daß es nicht die Deutschen wären, sogleich abgelassen. In Terki, der letzten Stadt des russischen Gebiets, waren der russische Statthalter und der Fürst Mussal nebst dessen Mutter freundlichst bemüht, die Fremden zu bewirthen und zu beschenken. Ein nächtlicher Aufruhr der Bootsleute gegen den Schiffer Cordes verursachte einige Störung, wurde aber sogleich gedämpft, und am Tage, nach gehaltenem Gericht, in den Anstiftern mit Einkerkerung gestraft. Wegen der Weiterreise wurde berathschlagt, ob sie zu Lande oder ferner zu Schiff geschehen sollte, und nach eingezogenen Erkundigungen das letztere beschlossen. Der kurze Aufenthalt gab Flemmingen, welcher auch der beschwerlichen Schiffahrt beim Ausflusse der Wolga zwei Sonette gewidmet, zu mehreren Gedichten Anlaß. In einer Elegie an sein Vaterland gedenkt er der heimischen Mulde, in deren Fluth er oft ge=

schwommen, und seiner fernen Liebesneigungen; er sagt vergleichend:

„Zwar es verstattet mir das kaspische Gestade,
Daß ich um seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem schönen Bade
Auf Urlaub des Hyrkans manch asische Siren';
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkassinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häßlich bin,
Und ob einander wir schon nicht verstehen können,
So kann ihr Auge doch mich günstig nach sich ziehn."

Aber dieser Sinnenreiz kann ihn nur locken, nicht befriedigen:

„Was aber soll ich so und auf der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts als Stätigkeit vergnügt!"

Und so wendet er sein Herz in hoffendem Vertrauen dem schöneren Glücke zu, das ihm, wenn er das Ende dieses Laufes erlebt hat, eine geliebte Landsmännin bringen wird.

Am 10. November wurden die Anker gelichtet, und die Richtung nach Derbent genommen. Einem persischen Fahrzeuge, welches mißtrauend das Weite suchte, ließ Brüggemann nachsetzen, die Mannschaft in's Gewehr treten, und ein Geschütz abfeuern, worauf die Perser unverzüglich die Segel strichen. Es fand sich, daß das Fahrzeug Obst geladen hatte, und in dem geängsteten Führer zeigte sich der Bruder eben des persischen Kauffahrers, der so großmüthig als Steuermann die Holsteiner begleitete. Der Wind war günstig, und man erblickte bald im Südwesten das hohe Gebirge Kaukasus. Allein am 12. mußte man, weil der Wind umsetzte, den ganzen Tag vor Anker liegen, und als abends die Fahrt wieder mit besserem Winde weiterging, erhob sich ein fliegender Sturm, welcher in der Nacht ein von den Russen erkauftes Boot, dann das Schiffsboot, und zuletzt die Schaluppe, welche alle am Tau nachschleppten und voll Wasser schlugen, losriß und zertrümmerte. Das Schiff selbst gerieth in große Gefahr, zwischen den hohen und kurzen Wellen beugte es sich wie eine Schlange; es war langgebaut und nur von Föhren, und drohte jeden Augenblick

aus den Fugen zu gehn; vor dem beständigen Krachen und Knarren des ganzen Gebäudes konnte man unten im Raum sein eignes Wort kaum hören; das eindringende Wasser mußte mit unaufhörlicher Arbeit ausgepumpt und ausgeschöpft werden. Man sah den Untergang stets vor Augen, und auch der persische Steuermann wünschte jetzt auf seinem eignen Schiffe zu sein. Am folgenden Morgen sah man Derbent in der Nähe, vermochte aber nicht dahin zu gelangen, sondern trieb mit dem heftigen Winde längs der Küste weiter, bis man endlich nachmittags bei dem Dorfe Niasabath oder Nisawai, zehn Meilen hinter Derbent, ankern konnte. Doch blieben die Wellen noch sehr ungestüm, das Schiff wurde fortwährend hart beschädigt, und zuletzt völlig leck. So kam unter Noth und Anstrengung der dritte Tag heran. Der Sturm ließ etwas nach, aber man hatte kein Boot um an's Land zu fahren, man that vergebens wiederholte Nothschüsse. Schon dachte man ein Flooß anzufertigen, als endlich zwei Boote mit Leuten aus dem Dorfe Niasabath ankamen; sie riethen, der augenblicklichen Stille nicht zu trauen, nahmen daher die Gesandten und ihre werthvollsten Sachen nebst einigen Dienern und Soldaten gleich mit, und versprachen in einer zweiten Ueberfahrt die Zurückgebliebenen nachzuholen. Schon aber begann es heftig aus Süden zu wehen, und das neue Unwetter wurde schnell zum furchtbarsten Sturm. Das Schiff, geleichtert, und von den Wellen hin und her geschleudert, drohte in der Mitte entzweizubrechen, die Anker schleppten, und rissen zuletzt, der Hauptmast brach in drei Stücke, und ging mit furchtbarem Krachen über Bord, heftig darauf von den Wellen gegen die Schiffswände angeworfen. Die Bootsleute, welche während des dreitägigen Sturms wenig Nahrung genossen, und immer gewacht und gearbeitet hatten, sahen all ihre Anstrengungen umsonst, und den Tod unvermeidlich. Der Marschall und der Hofmeister waren noch auf dem Schiffe, ferner Olearius, Flemming und Uechtritz, zu wenig begünstigt von Brüggemann, um gleich unter den Ersten mit an's Land genommen zu werden; sie mußten jeden nächsten Augenblick auf ihren Untergang gefaßt sein. Olearius und Flemming

banden sich jeder ein paar leere Branntweinfäßchen an den Hals, und setzten sich auf das Verdeck, hoffend bei Zertrümmerung des Schiffes lebendig oder todt noch an's Land zu treiben. Vom Ufer konnte keine Hülfe kommen; man sah hier mit größtem Jammer die Gefahr der Nothleidenden, und Kruse sparte keine Mühe noch Anstrengung, etwas zu ihrer Rettung zu bewirken, ja Brüggemann, auch hier seiner ungestümen Art getreu, trieb die eignen Leute mit gezogenem Degen in's Wasser, daß sie die Boote der Perser wieder in die See bringen halfen, aber alles war umsonst gegen die fortdauernde Wuth des Sturms. In solcher Angst und Noth harrten die Hülflosen bis nachmittags, da zwar der Wind etwas nachließ, aber die See fortwährend hochging, und auf den Abend neuer Sturm zu fürchten blieb. Verzweifelnd an jeder andern Rettung wollten die Meisten das Schiff, welches ohnehin nur noch an einem einzigen Anker hing, stranden lassen, und Olearius mußte die Schiffer dazu auffordern; diese widerstrebten aber, sie bedachten die Verantwortung, welche sie dadurch übernehmen, und den traurigen verachteten Zustand, in welchem sie selbst forthin mitgehn würden, wenn sie kein Schiff mehr unter den Füßen hätten, auch stellten sie vor, daß beim Stranden die Rettung Aller keineswegs zu verbürgen wäre. Allein nachdem die Schiffer durch einen förmlichen Revers, welchen der Marschall und die andern Offiziere unterschrieben, außer Verantwortung gestellt, und ihre erneuten Bedenklichkeiten durch die tobende Ungeduld der Mannschaft beseitigt worden, thaten der Marschall und Olearius die ersten Hiebe in das Ankertau, welches darauf von den Bootsleuten ganz gekappt wurde. Das Schiff trieb alsbald gegen das Ufer, und lief, weil es unten flach und ohne Kiel war, ganz gemach, etwa dreißig Faden vom Lande auf den Sand. Ein Bootsmann brachte schwimmend ein Tau an's Ufer, das Schiff wurde näher heran gezogen, und die Geretteten mit freudigster Rührung und Beeiferung von den Ihrigen empfangen. Auch fand sich, daß Brüggemann, weit entfernt die Aufopferung des Schiffes als eine voreilige zu tadeln, schon längst den Schiffern befohlen hatte, das Schiff im Nothfall an den Strand zu

setzen; zwei aus seiner Schreibtafel gerissene Blätter, auf denen er diesen Befehl schriftlich wiederholt, waren nur durch kein Mittel an die Nothleidenden zu bringen gewesen.

Die Reisenden wurden zu Niasabath wohl aufgenommen. Der Sultan von Derbent, in dessen Bezirk das Dorf lag, sandte ihnen Geschenke und Lebensmittel; allein es war nur auf Einen Gesandten gerechnet, und daher auch nur Ein Pferd unter den Geschenken, weßhalb die Ueberbringer, als sie von einem zweiten Gesandten vernahmen, sogleich auch eines für diesen in der Nähe kauften; doch Brüggemann, als er sah, daß das seine nicht so gut war als Kruse's, wollte es durchaus nicht annehmen, so sehr auch die Perser baten, und ihm zu bedenken gaben, wie empfindlich er durch diese Weigerung den Sultan beleidige. Brüggemann wies alles ab, und ließ auch dem Sultan kein Gegengeschenk zurücksenden, woraus eine Verstimmung entstand, deren Nachtheil die ganze Reisegesellschaft zu tragen hatte. Die Gesandten indeß ordneten Boten an den Khan oder Oberstatthalter der Provinz Schirwan nach Schamachie, ihn von ihrer Ankunft zu unterrichten und um Weiterbeförderung anzusprechen. Ein Mehemendar oder Schaffner war schon im voraus für sie bestellt, er nahm Kunde von der Zahl der Personen und der Größe des Gepäcks, und versprach die nöthigen Wagen und Pferde schleunigst herbeizuschaffen. Der Sultan von Derbent wollte aber so viele nicht allein hergeben, und es mußten daher auch von Schamachie deren geholt werden. Hierüber verging fast ein Monat, und weil noch kein Befehl vom Schach von Persien wegen der Verpflegung eingetroffen, auch die Mittel des geringen Dorfes bald erschöpft waren, so mußten die Gesandten unterdeß für ihr eigen Geld alles Nöthige ankaufen. Die Freude, nach so weiter Reise und so großen Gefahren endlich in Persien zu sein, wurde durch Brüggemann's immer zunehmende Unart und Wildheit sehr verdorben. Seine Gegenwart setzte alles in Verwirrung und Unfrieden, man hatte unter seinem Einflusse weder gute Tage, noch ein Gelingen im Ganzen zu hoffen. Schon gleich bei der ersten Berührung mit den Persern zeigten sich die schlimmen Folgen seiner ungeberdigen Störrigkeit, und noch schlimmere

waren zu befürchten. In trüben Betrachtungen solcher Art suchten die Freunde, welche schon von Sachsen her innig verbunden waren und stets treulich zusammenhielten, Trost und Erheiterung im Freien. Liebliches grünes Gebüsch, mit Weinstöcken und Granatbäumen zierlich vermischt, von den Krümmungen eines anmuthig rauschenden Baches als Halbinsel umwunden, bot einen reizenden Lustort zum Niederlassen; es war der 1. Dezember, aber das schönste Sommerwetter, und rings dufteten Kräuter und Blumen in üppigster Pracht. Hier durfte sich das Herz ungestört den theuersten Regungen hingeben. Das Andenken der in Deutschland hinterlassenen guten Freunde, stimmte zu wehmüthiger Fröhlichkeit, man feierte ihr Gedächtniß durch ein ländliches Mahl, zu welchem Grahmann einige gesparte Vorräthe geräucherter Sachen und spanischen Weines hergab. Dieses Fest, welches Flemming in einem leider verlorenen Sonett besungen hat, wurde für die Theilnehmenden zu einem Ereigniß, durch die wechselseitige Tröstung und Ermuthigung, welche die Freundschaft gewährte, durch die neue Stärke, welche diese im rückhaltlosen Austausch empfing. Die Freunde kehrten noch oft zu diesem lieblichen Orte zurück, und feierten daselbst ihre harmlosen Feste, deren Genossen sich durch einen eigends gestifteten Orden der Vertraulichkeit noch fester verbinden wollten. Auch die Stiftung dieses Ordens hat Flemming durch ein Sonett verherrlicht, das aber gleichfalls nicht mehr vorhanden ist.

Während diese Freunde den Sinn mit solchem Zeitvertreib ergötzten, wußte Brüggemann's unruhige Geschäftigkeit sich in andrem Thun unnütz auszulassen. Was an Holzwerk, Stangen, Segeln und sonstigen Sachen der Art von dem Schiffe noch an's Land gebracht werden konnte, wollte er, obwohl kein weiterer Gebrauch davon abzusehn war, auf der ferneren Reise bis zur Hauptstadt von Persien mitschleppen, wodurch die Mühen und der Aufwand des Fortkommens ungemein erhöht wurden. Hiemit noch nicht zufrieden, befahl er, weil die metallenen Geschütze keine gehörigen Unterlagen hatten, einige große starke Baumstämme, welche am Strande lagen, zu diesem Behufe zu verwenden; die

Perser baten ihn flehentlich, von diesem Vorhaben abzustehn, der Schach selbst habe die Hölzer zum Schiffbau fernher mit großen Kosten dahin bringen lassen, und solcher Frevel könne die entsetzlichsten Folgen haben, aber alle Vorstellungen, der Perser sowohl als der Seinen, blieben bei dem Tollkopf ohne Wirkung, er ließ die Hölzer ohne weiteres zerhauen, und gewaltige Unterlagsblöcke daraus anfertigen. Unter solchen besorglichen Zeichen kam die Zeit der Weiterreise heran. Zuerst wurde das Gepäck abgeführt, vierzig Kamehle, dreißig mit Ochsen bespannte Wagen, und achtzig Pferde waren dazu erforderlich. Als darauf die Gesandtschaft selbst aufbrechen wollte, waren für vierundneunzig Personen nur noch sechzig Pferde zum Reiten übrig. Die Perser konnten oder wollten nicht mehrere schaffen, wie denn auch, ohne den Eigensinn, durch welchen das Gepäck über alle Gebühr vergrößert war, die Summe der Transportmittel wohl genügt hätte. Jetzt mußte man sich behelfen, und als am 22. Dezember die Gesandten abreisten, ein Theil des Gefolges sich zu Fuß auf den Weg machen. Dieser Zug war ungemein beschwerlich, und als man nach zurückgelegten vier starken Meilen abends in einem Dorfe zum Nachtlager anhielt, ließ Brüggemann den Kaucha oder Vogt von Niasabath, der bis hieher gefolgt war, vor sich fordern, schalt auf den Sultan von Derbent, und klagte heftig, wie ihn so herzlich kränkte, daß er die Völker, die er, weil sie bei ihm leben und sterben müßten, als seine Augen liebte, hätte sehen müssen zu Fuß durch viele Moräste und Bäche so mühsam durchwaten, er würde sich aber unfehlbar bei dem Schach beschweren. Der Vogt erwiederte, der Sultan würde wohl auf die Klage zu antworten wissen, man habe Pferde genug gesandt, aber das Gepäck sei übermäßig, und man sehe nicht, wozu sie die Segel und andre große Beschwernisse, besonders auch die schweren Holzblöcke mitschleppten, ob sie glaubten, der Schach habe kein Holz in seinem Lande? Am folgenden Tage brachte der Mehemendar noch zwanzig Pferde; mit dieser Hülfe, und nachdem durch Zerschlagung einiger nichtswerthen Kisten und Tonnen noch einiges Fuhrwerk frei geworden, konnte man den Weg fortsetzen. Nach einer achttägigen

Reise, die noch Verdruß mit den Fuhrleuten, aber auch den Anblick mancher Merkwürdigkeit brachte, — unter andern des hohen Bergfelsen Barmach, mit den Trümmern einer von Alexander dem Großen, der Sage nach, erbauten, und von Tamerlan zerstörten Feste, welche Olearius mit einigen Freunden bestieg, — gelangte man am 29. Dezember vor Schamachie, wo man aber, weil des Khans Sterndeuter den Tag zur Aufnahme von Fremden nicht günstig fand, erst am folgenden Tage feierlich einzog. Der Khan ritt mit prächtiger Begleitung den Gesandten entgegen, reichte ihnen als Deutschen, gegen die persische Sitte, freundlich die Hand, und trank ihnen eine Schale Wein zum Willkommen zu. Bei ihm fand sich auch der vorangegangene russische Gesandte Alexei Sawinowitsch, der gleichfalls die Ankommenden bestens bewillkommte. Einige Reiterschaaren, 2000 Mann Fußvolk, — meist armenische Christen, — Musik mannigfacher und zum Theil fremdartiger Instrumente, Gesang und Jubelgeschrei der Menge und allerlei Possen des Stocknarren des Khans, mußten den Einzug verherrlichen. Abends war die Stadt mit mehr als 20,000 Lampen prachtvoll erleuchtet.

Unter glänzenden Festlichkeiten und Vergnügungen wurde das Jahr 1637 angetreten. Der Khan that alles, um seine Gäste angenehm zu bewirthen. Sie befanden sich hier ganz in morgenländische Ueppigkeit versetzt, persische Lebensfülle umgab sie von allen Seiten. Gastereien und Jagden wechselten mit anderen Lustbarkeiten ab. Jeder sinnliche Genuß fand reizende Befriedigung. Die verführerischen Perserinnen, deren lockeres Gewerbe bei den Fremden leicht Kundschaft machte, durften auch Flemming's freudige Seele zu begeistertem Lied entflammen. Ein Sonett auf die Freudefrau zu Schamachie wird in der Reihe seiner verlorenen Gedichte mit aufgeführt. Der unmäßige Genuß des hitzigen Weines verursachte unter den Leuten des Gefolges viele Krankheiten, von welchen bei Grahmann's guter Aufsicht und Sorgfalt doch Alle wieder genasen. In solcher Ferne vom Vaterlande erweiterte sich die Landsmannschaft; ein katholischer Mönch Ambrosius dos Anios, von Geburt ein Portugiese aus Lissabon, kam aus dem Augustinerkloster von Tiflis, dem er als

Prior vorstand, eigends nach Schamachie, um die europäischen Gesandten zu besuchen, denen er als ein Mann, der seit siebenundzwanzig Jahren in diesen Ländern gelebt, manches Nützliche mittheilen konnte; die Armenier, deren Feste der Wasserweihung durch Eintauchen des Kreuzes der Khan in Begleitung der Holsteiner beiwohnte, wandten sich sogar voll Zuversicht an diese letztern, um durch deren Fürsprache die bisher vom Khan stets versagte Erlaubniß zum Bau einer Kirche und eines Klosters zu erlangen, welche auch wirklich, auf Olearius gelegenes Anbringen, ertheilt wurde. In Schamachie befand sich auch eine Madresa oder Gymnasium, wo insonderheit Olearius zu näherem Umgang lebhaft einsprach. Mit Hülfe eines Molla oder Lehrers jener Schule, und dessen Freundes, eines Hauptmanns, die ihn täglich besuchten, begann er eifrig persisch zu lernen, und lehrte sie dagegen etwas deutsch. Dies verdroß aber Brüggemann, der einen solchen Gewinn dem wackeren Olearius mißgönnte. Eines Tages kam ein persischer Bote, der dem Molla von Seiten des Khans diesen Umgang verbot, den Tag darauf ebenfalls, zum großen Befremden des Molla, dem diese Sendung nicht ganz richtig dünkte. Nach kurzer Zeit erklärte sich die Sache, der persische Dolmetscher Rustan veruneinigte sich mit Brüggemann, und warf demselben nunmehr vor, daß er ihn angestiftet, jenes Verbot, als käme es vom Khan, durch einen falschen Boten bestellen zu lassen, damit Olearius an Erlernung der persischen Sprache verhindert würde. Da dieser Kunstgriff vereitelt war, so suchte Brüggemann seiner Gehässigkeit auf andre Weise Rath, und beschäftigte Olearius mit mühsamer und langsamer Arbeit, indem er ihn beauftragte, die zwei Landkarten, welche von der Türkei und von Persien gesondert vorhanden waren, in Eine zusammenzutragen. Doch der fleißige Gelehrte wußte die Studien seiner Neigung auch neben jener Pflichtarbeit fortzusetzen.

Der Aufenthalt in Schamachie verlängerte sich bis zu einem Vierteljahr. Endlich kam vom Schach aus Ispahan der Befehl, auf welchen man so lange gewartet, und nun wurde schleunig alles zur Abreise angeordnet. Die Gesandten hatten für die Beköstigung ihrer Leute manche Be=

dürfnisse, weil sie besser zur Hand waren, und der Khan ihnen die Auslage zu ersetzen zugesagt, für ihr Geld auf dem Markt ankaufen lassen; die Erstattung fiel aber ziemlich gering aus, und Brüggemann ließ deßhalb auch hier noch zuletzt seinen händelsüchtigen Groll gegen die persischen Behörden hervorbrechen, welche doch von Anfang her die größte Zuvorkommenheit bewiesen hatten. Am 27. März wurden sechzig bespannte Wagen und hundertdreißig Reitpferde zur Verfügung der Gesandtschaft gestellt, und am 28. früh reisten die Gesandten in der Stille von Schamachie ab. In der Nacht, die man im freien Felde unter den Wagen gelagert zubringen mußte, kam ein großer Gewittersturm, in dessen Getöse Brüggemann wetteifernd das grobe Geschütz donnern ließ. Am folgenden Tage gab es neuen Verdruß, denn die Perser, welchen der ganze Aufzug ohne Noth zahlreich und kostspielig dünkte, hatten einige auf Tragbahren gelegte metallene Geschütze, welche den Pferden zu schwer geworden, heimlich zurückgelassen; hierüber machte Brüggemann den heillosesten Lärm, überhäufte den Mehemendar mit Scheltworten, spie gegen ihn aus, wie auch gegen den Khan, nannte sie Alle Lügner, und ließ dem letztern sagen, er wolle entweder dessen Kopf haben, oder seinen eignen missen. Erst wollte er auch mit dem ganzen Zuge liegen bleiben und warten, bis die Geschütze nachgeschafft wären, allein da die Kälte und Nässe zu hart fiel, auch weder Holz noch Nahrung zu bekommen war, so wurde doch wieder aufgebrochen, und zwei Meilen weiter in einer Karavanserai übernachtet. Nachdem die Reisenden das Gebirge von Schamachie überstiegen, kamen sie in der Ebene an den Fluß Kür oder Cyrus, der sich in das kaspische Meer ergießt, gingen am 2. April auf einer Schiffbrücke hinüber, und wurden hier an der Gränze der Provinz Mokan von einem neuen Mehemendar empfangen, welchen der Khan von Ardebil ihnen mit Kamehlen und Pferden und reichlichen Lebensmitteln entgegengeschickt hatte. Wegen der hohen Berge und tiefen Thäler konnten keine Wagen mehr gebraucht werden, aber durch vierzig Kamehle und dreihundert Pferde war endlich für Sachen und Personen überflüssig gesorgt. Der Weg führte längs des Flusses Aras

oder Araxes, der sich in den Kür ergießt, eine Weile aufwärts, und wandte sich dann über eine Haide, wo man nachts in runden Schäferhütten schlief, welche der Mehemendar an bestimmten Orten jedesmal aufstellen ließ. Am 5. April war die Haide zurückgelegt, und man kam wieder an felsiges Gebirg, wo Olearius und einige Freunde, unter welchen wir auch Flemming vermuthen dürfen, nach Kräutern ausgehend einen hohen Berg erstiegen, und daselbst eine klare liebliche Quelle aus einer Felskluft sprudelnd fanden, in deren Rinne ein Taschenkrebs, so weit und hoch vom Meerufer entfernt, ihre Verwunderung aufregte. „Wir setzten uns", erzählt Olearius weiter, „bei dem Brunnen, gedachten mit sehnlichem Verlangen an unser liebes Vaterland, beklagten unser Glück und Wohlfahrt in Deutschland, welches wir mit dem Rücken ansehen, und täglich unser Verhängniß an so wilden Orten unter den Unchristen gewärtig sein mußten, trunken unsrer guten Freunde in Deutschland Gesundheit in Wasser, und stiegen, weil der Berg steil, nicht ohne Gefahr wieder hinunter." Den folgenden Tag traf sie ein neues Abentheuer. Der Zug kam in ein leeres Dorf; auf den Bericht, daß vor mehreren Monaten die Pest hier alle Einwohner fortgerafft, eilten die Gesandten in's Freie, und lagerten unter einem Zelte, die Uebrigen behalfen sich unter einigen Hütten, welche der Mehemendar noch vor Nacht herbeischaffte. Als Uechtritz etwas verspätet aus dem Dorf auch in das Zelt kam, fuhr ihn Brüggemann so heftig an, als sei er schon von der Pest befallen und wolle nun auch die Andern anstecken, daß jener vor Schrecken alsbald fieberkrank wurde. Olearius und einige Andere blieben deßhalb lieber im Dorfe, machten ein tüchtiges Feuer an, und blieben die ganze Nacht bei gutem Wein und lustigen Gesprächen munter. Eine Karavanserai, welche die nach Schamachie handelnden Indier in diesem Dorfe zu bauen angefangen, war noch nicht bewohnbar. Hierauf geschah ein mühsamer, anstrengender Zug durch hohes Gebirg, bei Wind und Schneegestöber, über ungesunden Boden, von dessen Weide man die Kamehle und Pferde sorgsam abhielt. Am Fuße des Gebirges wurde der Fluß Karasu, der sich in den Aras

ergießt, auf einer steinernen Brücke überschritten, und sodann am 8. April in einem Dorfe, nur noch zwei Meilen von Ardebil, das Osterfest durch dreimaliges Geschützfeuer und ordentlichen Gottesdienst gefeiert. Nachmittags kam ein vom Schach selbst abgefertigter neuer Mehemendar, der die Reisenden am folgenden Tage nach Ardebil in der Provinz Adirbeizan geleitete, wo sie mit fast noch größerer Pracht und Ergötzlichkeit, als in Schamachie, von dem Khan aufgenommen und bewirthet wurden.

In Ardebil dauerte wieder der Aufenthalt über zwei Monate. Aus der Gränzfestung Eruan kam ein armenischer Bischof zum Besuch, der seine zahlreichen Glaubensgenossen bei dem Schach empfohlen zu sehn wünschte, dessen Herrschaft übrigens sie der türkischen weit vorzogen. Die Stadt selbst, ein heiliger Ort für die Perser, weil Schich Sefi, der Stifter ihrer Religion, und auch viele ihrer Könige dort prächtig begraben liegen, gewährte den mannigfachsten Reiz üppigen Lebens und merkwürdiger Dinge. Die Gastereien des Khans, die Freudenbezeigungen der Perser bei der Nachricht von der Ermordung des Großherrn durch die Janitscharen in Konstantinopel, die rauschende Feier von Kruse's Geburtstag am 1. Mai, die feierliche Begehung einer Reihe von muhamedanischen Festtagen, Feuerwerke und andre Belustigungen, gaben für Sinn und Einbildungskraft den reichsten Wechsel lebhafter Anregungen. Die Perser zeigten sich durchaus freundlich und zuvorkommend, und nahmen auch von den Besonderheiten der Deutschen gern Kunde, hauptsächlich war ihnen die Musik derselben unterhaltend. Das Volk meinte hin und wieder, die Fremden kämen als Kriegsleute, um unter den Truppen des Schachs gegen die Türken mitzufechten. Der Aufenthalt in Ardebil wurde durch heftige Krankheiten gestört, von welchen mehrere Personen des Gefolges, ja Brüggemann selbst, und am gefährlichsten Grahmann, befallen wurden. Die Nähe des Gebirges verursachte schnellen Wechsel von Hitze und Kälte, woraus leicht bösartige Fieber entstanden. Doch war Brüggemann schon wieder in der Besserung, und auch Grahmann einigermaßen hergestellt, als am 1. Juni ein neuer Mehemendar vom

Schach mit dem Befehl eintraf, die Gesandten binnen vierzig Tagen nach Ispahan zu bringen, weßhalb er den Aufbruch sehr zu beschleunigen wünschte. Brüggemann aber verzögerte denselben noch um acht Tage, weil er die metallenen Kanonen vorher schnell noch mit Gestellen und Rädern versehn wissen wollte, obgleich der Mehemendar versicherte, daß in den hohen Gebirgen, welche ihnen bevorständen, die Fortschaffung solches Fuhrwerks unmöglich sei. Als die Arbeit vollendet, wurde den 11. Juni mit zwölf Kamehlen und hundertsiebzig Pferden die Reise angetreten. Das Gepäck mit den sechs metallenen Geschützen und allen Soldaten zog voraus; einen Tag später folgte Brüggemann in einer Sänfte getragen, weil er sich zum Reiten noch zu schwach fühlte, und gleich nach ihm Kruse mit den Uebrigen. Allein schon am Abend, in einem vier Meilen von der Stadt entlegenen Dorfe, holte man das Gepäck ein, und fand die vorausgesandten Kanonen nicht in dem besten Zustande, die Räder waren auf den rauhen Felsenwegen größtentheils unter der Last gebrochen, und es gab kein Mittel sie herzustellen oder zu ersetzen. Der Mehemendar betheuerte, die schweren Stücke könnten für jetzt nicht weiter, doch versprach er, den Befehl vom Schach zu erwirken, daß der Kahn von Ardebil sie nachschaffen sollte. Das mußte denn auch Brüggemann endlich zufrieden sein, nur die zwei kleinsten der metallenen Kanonen und vier Steinstücke wurden auf Kamehlen weitergebracht, die andern blieben zurück, nachdem sie vorher, auf Brüggemann's Befehl, in Gegenwart des Mehemendars, der Länge und Dicke nach gemessen, abgezeichnet, und unter Schloß gelegt worden. Unter großen Beschwerden ging die Reise weiter auf das hohe Gebirg Taurus zu; Brüggemann setzte sich wieder zu Pferde, weil die Sänfte kaum fortkonnte. Der Weg zog sich über hohe Bergrücken und durch tiefe Thäler wechselnd hin, eingeengt in Felsklüfte, oder offen längs jäher Abgründe; man mußte sogar absteigen, und die Pferde an der Hand nachführen; mit solcher Anstrengung, in rauher kalter Luft, schleppten die Reisenden sich am 15. Juni bei schon eingetretener Nacht in größter Ermüdung fort, durch das Zurückbleiben des Mehemendars in neue Noth versetzt, denn sie

verloren in der wilden Gebirgsöde die Richtung, und kamen erst um Mitternacht in ein Dorf. Als am folgenden Tage, da man Rast hielt, der Mehemendar sich wieder einfand, fragte man ihn, warum er sich allezeit absondere und so sehr zurückbleibe? Er aber entschuldigte sich, er thäte es aus keiner bösen Meinung, sondern nur aus Blödigkeit, indem er nicht gern wäre, wo so stetiges Fluchen und Schelten, wie bei dem Gesandten Brüggemann, gehört würde. Das war denn freilich einleuchtend; übrigens versprach er alles Beste, und schaffte das Nöthige gern herbei. In einer der nachfolgenden Nächte wurden die Reisenden durch Räuber aufgeschreckt, welche einen der aufgestellten Wachtsoldaten anfielen und ausplünderten, aber noch zur rechten Zeit durch die unvermuthete Erscheinung einiger Nachzügler des Gefolges, die wegen Krankheit langsam nachgeritten kamen, wieder verscheucht wurden, ohne daß die schnell durch Trompetenstoß versammelte und sogleich gegen sie ausgeschickte Mannschaft sie erreichen konnte. Am 20. Juni zog man wieder in der Ebene, über rothen verbrannten Kiesboden; und wie kurz vorher von strenger Kälte, so hatte man jetzt von drückender Hitze auszustehn. Aber nachts kehrte die erstarrendste Kälte zurück, und in diesem ungewohnten Wechsel mehrte sich die Zahl der Kranken; Olearius bekam ein hitziges Fieber, Grahmann krankte noch immer, und dabei mußten sie doch unterwegs immer zu Pferde sein. Man zog indeß vor, die Reise bei Nacht fortzusetzen, und so gelangte man den 22. Juni mit Sonnenaufgang nach Sultanie, einer großen und merkwürdigen Stadt, und einem vormals, wie der Name besagt, Königlichen Wohnsitz, aber seit ihrer Verwüstung durch Tamerlan in Verfall geblieben. Olearius besah hier eine Büchersammlung; die Bände waren von ungemeiner Größe, die Buchstaben fingerlang, und sehr schön geschrieben, mit Schwarz und Gold. Der Statthalter, welcher die Reisenden schon früher in Senkan, einer kleinen Stadt seines Gebiets, freundlich aufgenommen, ließ ihnen frische Kamehle und Pferde geben, und am 25. vor Tag begaben sie sich wieder auf den Weg. Da jedoch Viele vom Gefolge wegen Krankheit und Mattigkeit sich durchaus nicht mehr zu Pferde halten

konnten, so schaffte der hülfreiche Mehemendar einige Kasten herbei, deren die persischen Frauen sich auf Reisen zu bedienen pflegen; diese Kasten wurden je zwei über ein Kamehl gehängt, und die Kranken hineingelegt; auch Olearius und Grahmann hingen so zu beiden Seiten eines Kamehls, hatten aber nun neben ihrer Krankheit noch ein zwiefaches Leiden mehr, die betäubende Bewegung der hin und her schwankenden Kasten, und den unerträglichen Gestank der vielen zusammengekoppelten Kamehle.

Die Reise ging nun stets bei Nacht weiter, um die Tageshitze zu vermeiden. Am 27. Juni gelangte man nach Kaswin, einer sehr volkreichen, munteren Stadt, gleich den nächstvorhergenannten und den nächstfolgenden Städten in der Provinz Erak gelegen. Hier war kein Khan, sondern nur ein Daruga oder Amtmann die oberste Behörde, und der Empfang war daher minder prächtig, als an früheren Orten, aber doch ausgezeichnet ehrenvoll und fröhlich. Ein anwesender indischer Fürst machte mit seinen Reitern und Lakaien die Einholung mit. Die besten Sängerinnen und Tänzerinnen der Stadt, reich geschmückt mit den kostbarsten Gewändern, mit Perlen und anderem Geschmeide, ritten voran, unverhüllten Gesichts die Fremden dreist begrüßend, und von festlicher Musik begleitet ihre lustigen Gesänge anstimmend. Während des Aufenthalts von sechszehn Tagen, der hier Statt fand, erholte und vergnügte man sich bestens. Am 13. Juli ging es abends wieder fort. Den folgenden Tag erkrankten Kruse und der Prediger, und die Hinfälligkeit nahm unter den noch Gesunden sehr zu; nur Mandelsloh klagte niemals über Schwachheit, sondern war immer frisch und munter, und daher zum Beobachten und Niederschreiben stets aufgelegt. Am 16. Juli gelangte man nach Saba, und nach unerträglicher Hitze durch Sand und Staub am 19. nach Kom, einer lebhaften Stadt voll Gewerb und Verkehr, wo aber durch unmäßigen Genuß der herrlichsten Früchte unter dem Gefolge die rothe Ruhr ausbrach. Man zog am 21. weiter, und kam den 24. früh nach Kaschan, wo der Daruga oder Amtmann die Reisenden in herkömmlicher Art bestens empfing. In dieser übervölkerten Stadt sah man die meisten Müssig-

gänger und Bettler, wie auch Ungeziefer, besonders Skorpione und Taranteln, vor welchen man sich sehr zu hüten hatte. Die Hitze war außerordentlich, doch den Kranken, die sich hier meist zu erholen anfingen, weniger nachtheilig. Bei herrlichem Mondschein wurde die Reise den 26. abends munter fortgesetzt; am 28. gelangte man zu der kleinen Stadt Natens, bei welcher Schach Abbas auf einem hohen spitzen Berge einen Thurm hatte bauen lassen, zum Andenken, daß er einst hier den Kampf eines Adlers mit einem Falken angesehn, worin der letztere gegen alle Erwartung obgesiegt. Am 29. überstieg man die letzten Berge vor Ispahan, und schon fanden sich aus der Hauptstadt, um die Ankömmlinge in Augenschein zu nehmen, mehrere Perser, wie auch einige holländische Kaufleute ein, letztere gleich den Persern gekleidet, weil sie nicht erkannt sein wollten. Nach genugsamer Rast an noch zweien Lagerorten, zuletzt in einem Königlichen Lusthause, erfolgte am 3. August der Einzug in die Königliche Hauptstadt, mit feierlichem Empfang und unter großem Zulaufe des Volks, jedoch alles dicht umhüllt von unendlichen Staubwolken. Ispahan, in einer Ebene am Flusse Senderut gelegen, der sich in vielen Armen durch die ganze Stadt vertheilt, hatte damals 500,000 Einwohner, und dabei, weil jedes Haus einen oder auch zwei Gärten mit Brunnen und Wasserleitungen hatte, über acht Meilen im Umfang. Erst Schach Abbas der Große hatte von Kaswin den Königlichen Sitz dorthin verlegt, und schon in der kurzen Zeit war die Bevölkerung so stark angewachsen.

Die Gesandtschaft wurde zuerst in einer Vorstadt, wo die reichsten armenischen Kaufleute wohnten, in verschiedenen Häusern einquartiert, und sogleich als Gäste des Schachs herrlich bewirthet. Nach der Mahlzeit kam alsbald der holländische Faktor Overschie, der sich nicht abweisen ließ, begrüßte die Angekommenen mit grober Zudringlichkeit, lud sich auf einen Trunk bei ihnen ein, und führte überhaupt dreiste und verwegene Reden, sagte, er habe von seinen Vorgesetzten den Befehl, den Holsteinern entgegen zu wirken, wolle jedoch nur der Sachen Feind und der Personen Freund sein. Dieser nicht ganz angenehme Auftritt wurde bald

durch einen andern verdrängt, welcher die unglücklichste Wendung nahm. Ein Gesandter der Großmogols aus Indien befand sich mit einem Gefolge von dreihundert Personen, meist Usbeken, seit einiger Zeit in Ispahan; beim Abladen des holsteinischen Gepäcks kam einer der Indier mit einem der Diener des Mehemendars in Streit, an welchem bald Indier und Holsteiner in größerer Zahl Theil nahmen, bis die letztern mit einigen erbeuteten Waffen den Platz verließen. Die Indier sannen auf blutige Rache, und als am 7. August eine Umquartierung der Holsteiner geschehn sollte, wurde einer ihrer Diener von mehreren Indiern auf dem Wege überfallen, ermordet, und der abgerissene Kopf bei den Haaren emporgeschwungen. Die holsteinischen Gesandten beriefen sogleich zur Sicherheit ihr ganzes Gefolge zu sich, ehe dasselbe aber aus den benachbarten Häusern und Gassen zu ihnen gelangen konnte, hatten die Indier schon die Zugänge besetzt, und schossen mit Pfeilen auf die Herzueilenden; dicht neben Olearius Gesicht flog ein solcher Pfeil, der ihm gegolten, in die Wand. Nun entstand ein förmliches Treffen, die Deutschen richteten Gewehr- und Geschützfeuer auf die andringenden Feinde, Mandelsloh schoß mit der Pistole den vornehmsten Anführer derselben nieder, allein die Indier waren im Vortheil der Zahl und der Oertlichkeit, die Deutschen hatten nach vierstündigem Gefecht fünf Todte und fünfzehn Verwundete, sie mußten den Platz endlich räumen, ihr umherliegendes Gepäck dem stürmenden Feinde zur Plünderung überlassen, und sich mit Durchbrechung der Wand zu den benachbarten Armeniern retten. Der Marschall des Schachs erschien endlich, begleitet von Soldaten und zahlreichen Volkshaufen, und trieb die wüthenden Indier hinweg. Der Schach war sehr aufgebracht, und der indische Gesandte mußte bald nachher Ispahan verlassen. Am folgenden Tag aber, als der Einzug der holsteinischen Gesandtschaft in ihr neues Quartier geschah, war allen Indiern, sowohl den Kaufleuten, deren gegen 12,000 in der Stadt lebten, als den Leuten des Gesandten bei Verlust des Kopfes verboten, sich auf den Straßen, durch welche der Zug mußte, blicken zu lassen. Der durch die Plünderung erlittene Verlust wurde auf 4000

Thaler geschätzt, deren Erstattung der Schach anfangs bewirken wollte, aber gleichwohl in der Folge unterließ.

Die neue Wohnung der Gesandten lag in der Stadt selbst, sie hatte mehrere Gebäude und Lusthäuser, verschiedene Höfe, schöne Spaziergänge längs eines durchfließenden Baches, und in vielen Gemächern und Kammern für das ganze Gefolge genugsamen Raum. Auch für Lebensmittel war überflüssig gesorgt; wenn in der Folge gleichwohl die Tafel schlecht bestellt erschien, und täglich nur einmal, ja zuweilen gar nicht gehörig gespeist wurde, so war hieran Brüggemann schuld, der anfangs zuließ, und zuletzt selbst anordnete, daß die gelieferten Vorräthe zu den Armeniern geschleppt, und in üppigen Gelagen zur Lust von Wenigen vergeudet wurden. Nach Verlauf von acht Tagen gab der Schach den Gesandten die erste Audienz; sie wurden zu Pferde feierlich abgeholt, und nebst dem ganzen Gefolge vor den Schach geführt. Schach Sefi war ein Mann von siebenundzwanzig Jahren, Enkel und Nachfolger Schach Abbas des Großen, von schönem Aeußeren und glücklichen Anlagen, die aber gleich nach seiner Thronbesteigung in blutiger Grausamkeit verdunkelt worden. Er empfing die Gesandten sehr gnädig, hieß sie nebst den Vornehmsten des Gefolges sich niedersetzen, hörte ihr Anbringen von Seiten des Herzogs von Holstein, auf welches er durch den russischen Gesandten schon vorbereitet worden, günstig an, und ließ die überbrachten Geschenke sich wohlgefallen. Nachdem aber die Geschenke des Herzogs überreicht waren, brachte Brüggemann in seinem eignen Namen dem Schach noch besondere dar, eine große künstlich gearbeitete Lichtkrone mit dreißig Armen, schöne Pistolen, prächtige Uhren, und in einem Zettel geschrieben die bei Ardebil zurückgebliebenen metallenen Kanonen, welche den Namen und das Wappen des Herzogs trugen. So auffallend und unberechtigt dieser Schritt war, welcher ganz eigne Absichten in Brüggemann voraussetzen ließ, der offenbar für sich allein die besondere Gunst des Schachs in Anspruch nahm, so wenig sollte für ihn damit gewonnen sein. Schon gleich bei dem Gastmahl, zu welchem der Schach die Gesandten nach der Audienz zurückbehielt, machte Brüggemann sich ge=

gen den Dolmetscher Pater Joseph, einen portugiesischen Mönch, mit dem er portugiesisch, Kruse aber lateinisch redete, über die Perser lustig, welches, durch aufgestellte Horcher dem Schach hinterbracht, diesen nicht eben vortheilhaft stimmen konnte. Bei dem Gastmahl erschienen auch persische Tänzerinnen, welche jedoch nicht vom Hofe, sondern die vornehmsten Freudenmädchen der Stadt waren, zu deren Pflicht es gehörte, vor dem Schach zu tanzen; sie waren überaus geschickt, wurden aber doch von den indischen Tänzerinneu, welche später bei dem Feste der englischen Kaufleute ihre Künste sehn ließen, übertroffen. Nachdem die Gesandtschaft ihre erste Audienz gehabt, empfing sie die Besuche der in Ispahan lebenden europäischen Landsleute, Engländer, Portugiesen, Italiäner und Franzosen, nur die Holländer blieben weg, deren Benehmen sich entschieden feindlich zeigte; mit den andern allen pflog man, so lange der Aufenthalt dauerte, gute Freundschaft. Die spanischen Augustinermönche gaben in ihrem Kloster am Tage der Geburt Marias den Holsteinern, und mit ihnen dem russischen Gesandten, dem armenischen Erzbischof und den englischen Kaufleuten ein Gastmahl, bei welchem die Glaubensverschiedenheit keine Störung machte, sondern trefflich bereitete Speisen, und nachher lustige Musik und heiteres Gespräch in guter Eintracht genossen wurden. Gleicherweise gaben die Armenier, deren Vorsteher von Brüggemann beschenkt worden war, hierauf die englischen, und zuletzt auch die französischen Kaufleute, den Holsteinern herrliche Gastereien, welche späterhin von der Gesandtschaft durch ein glänzendes Fest erwiedert wurden, dem auch der russische Gesandte und einige italiänische Karmelitermönche beiwohnten; die Speisen waren nach deutscher Art bereitet, zwei Gänge, jeder von vierzig Gerichten, nebst vielen Schauessen und köstlichem Konfekt; die Gesundheiten wurden unter Pauken- und Trompetenschall und Kanonendonner ausgebracht, so mußte auch bei dem Ringelrennen, welches nach der Tafel gehalten wurde, nach jedem Treffen ein Geschütz abgefeuert werden, wozu Brüggemann von jeher begierig jeden Anlaß ergriff.

Mittlerweile war in zwei geheimen Audienzen, welche

die Gesandten am 24. August und 19. September bei dem Schach hatten, das diplomatische Geschäft gehörig verhandelt worden, und sowohl die politischen als die kaufmännischen Absichten, welche von holsteinischer Seite dargelegt wurden, schienen dem persischen Interesse sich wohl zu fügen; sie wurden günstig aufgenommen, und vielleicht nur um so mehr, als fürerst in allgemeinen Vorstellungen die Schwierigkeit einzelner bestimmten Ergebnisse verdeckt bleiben konnte. Der Schach behielt die Gesandten jedesmal zur Tafel, während welcher Musik aufgeführt wurde. Er wollte bei dieser Gelegenheit auch die holsteinischen Musikanten hören, daher wurden eine Baßgeige, Pandor und Diskantgeige geholt, deren Spiel ihn fast eine Stunde lang genugsam ergötzte, obgleich ihm die gewohnte persische Musik den Vorzug behielt. Gleiche Neugier bezeigte er wegen der Speisen, welche die Gesandten, wie er vernommen, bei ihrem großen Festmahle hatten auftragen lassen, und es mußten die deutschen Köche verschiedene Torten und Pasteten nebst einigen schönen Schaueßen bereiten, welche in den Harem gebracht, dort mit Verwunderung und Lust, sagt Olearius, beschaut, nicht wisse er, ob auch gegessen worden. In dieser Zeit wurde Brüggemann's Benehmen mit jedem Tage unleidlicher. Seine quälende Geschäftigkeit und beleidigende Grobheit verschonte niemanden; er wirthschaftete eigenmächtig mit Geld und Lebensmitteln, und ließ diejenigen, welche er nicht zu seinen Anhängern rechnete, Mangel und Verdruß aller Art empfinden. Dabei gab er sich ohne Scheu den rohesten Lüsten hin, und hielt von den Vorräthen, die zum Unterhalt des Gefolges bestimmt waren, schwelgerische Gelage mit armenischen Buhlerinnen. Sein Beispiel machten sich Andere zu nutz, und die ganze Gesandtschaft war alsbald lauter Verwirrung und Aergerniß. Unter solchen Umständen erhielt oder nahm Olearius den schwierigen Auftrag, dem Gesandten wegen dieses Unwesens Vorstellungen zu machen. Er traf aber den ungelegensten Augenblick, denn als er bei Brüggemann eintrat, wurde dieser in der beschämendsten Vertraulichkeit mit der Armenierin Tulla überrascht, die ihn besonders gefesselt hatte. Brüggemann's Wuth war gränzenlos. Olearius sah keinen Ausweg, als die Ge=

sandtschaft zu verlassen; er flüchtete zu den spanischen Augustinermönchen, die ihn bestens aufnahmen, und dreizehn Tage beherbergten; er hatte die Absicht, über Babylon und Aleppo, und dann weiter über das mittelländische Meer und Italien seinen Rückweg nach Hause zu nehmen, welchem Gedanken auch Andere nachhingen, und namentlich Flemming. Doch Brüggemann, der die Sache erfuhr, betheuerte, es solle ihm niemand entkommen, und wer es versuche, den werde er auf dem Wege niedermachen lassen. Nach mancherlei Erwägung und Vermittelung kehrte Olearius dann auch wieder zum Gefolge zurück, doch mit geringer Hoffnung, ein besseres Verhältniß daselbst auf die Dauer bestehn zu sehen.

Ein Schreckensereigniß brachte zu dieser Zeit in die Gemüther neue Angst und Verwirrung. Rudolf Stadler, ein kunstreicher Uhrmacher aus Zürich, stand seit fünf Jahren in des Schachs Diensten, und war in eifriger Unterhandlung um die Erlaubniß zur Heimkehr, die er mit der holsteinischen Gesandtschaft zu machen wünschte; der Schach aber bot ihm ansehnliches Geld, falls er noch zwei Jahre bleiben wollte. Ein Perser, der das Geld schon gezahlt glauben mochte, brach deßhalb in diebischer Absicht nachts bei Stadler ein, wurde aber von diesem ertappt, verwundet, und in der Verfolgung auf der Straße niedergeschossen. Sogleich erhoben die Verwandten des Getödteten heftige Klage vor dem geistlichen Oberrichter, und erlangten das Urtheil, daß der Schweizer, weil er als ein Ungläubiger einen Rechtgläubigen umgebracht, ihnen zum Tode auszuliefern sei. Stadler's Frau war die Schwester jener Tulla, mit welcher Brüggemann sich für verlobt ausgab, und dieser galt demnach gewissermaßen für jenes Schwager. Doch weder die vereinte Verwendung der Gesandten, noch Brüggemann's besonderes Andringen, konnten bei dem Schach ein milderes Urtheil erwirken; die einzige Gnade war, daß dem Unglücklichen, wenn er, auch nur zum Schein, den persischen Glauben annähme, das Leben sollte geschenkt werden; allein er wählte lieber den Tod, indem er sagte, um des Königs Gnade wollte er nicht Christi Gnade verscherzen. Hierauf wurde er zweimal hinausgeführt, um durch die Todesangst eine Aenderung seines

Entschlusses zu bewirken, doch er blieb standhaft gegen das Drohen der Perser, wie bei dem Zureden der Augustinermönche, die ihn, zwar ohne dadurch sein irdisches Leben retten zu können, zum katholischen Glauben bekehren wollten; zum drittenmale, als es Ernst wurde, und er den bereitstehenden Persern zugerufen: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu!“ gab er unter den Säbelhieben muthig sein Leben auf. Brüggemann hatte durch seinen Ungestüm und die aufreizenden Worte, die er nach Hofe sagen ließ, die Hinrichtung vielleicht nur beschleunigt. Jetzt hielt er voll Grimm und Aerger gleich am selbigen Tag ein Ringelrennen, für sich ganz allein, denn nur seine Aufwärter und der Konstabel waren noch zugegen, und ließ dabei, seinem Trotz und seiner Lust gemäß, nach jedem Rennen das grobe Geschütz lösen, so daß über hundert Schüsse gethan wurden. Dieses unaufhörliche Knallen war den Seinigen und den Persern gleich verdrießlich. Stadler's Leiche durfte Brüggemann mit Vergünstigung des Schachs am Abend vom Richtplatze wegnehmen und darauf ehrenvoll bestatten lassen. Flemming aber widmete dem Andenken des Unglücklichen folgendes Sonett:

„Dein tapfrer Christenmuth, du werther Schweizer du,
Ist ewig lobenswerth; denn, da du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben.
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu,

Die Seele flog davon. Ihr kam kein Säbel zu.
Nun siehst du um dich her die Seraphinen schweben,
Schaust auf dies große Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh.

Hier ist dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöste Welt bei allen machen theuer.

Sein Vaterland soll sein der Erden weiter Kreis.
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben;
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben.“

Der Schach hatte die Gesandten mit den Vornehmsten des Gefolges zu einer Jagd einladen lassen. Man ritt vor

die Stadt, und ergötzte sich die ersten Tage im freien Felde mit Falkenjagd, hierauf aber wurden in einem Thiergarten Dammhirsche und wilde Esel erlegt. Der Schach selbst bewies große Geschicklichkeit im Bogenschießen; das Wild und sein Pferd mußten in vollem Laufe sein, dann schoß er, und fehlte nie. Gegen die Gesandten bezeigte er sich freundlich und heiter, doch blieben sie durch das, was sie vor Augen hatten, genug erinnert, in welchen Extremen hier sich alles bewege. Das Gefolge des Schachs ritt ohne Rang und Ordnung durch einander; ein jüngerer Schütze, dem Schach zufällig nahe, schoß auf dessen Befehl einen Pfeil nach einem wilden Esel, ein älterer Schütze, jenem den Schuß mißgönnend, schoß eilig auf dasselbe Wild, fehlte aber, und wurde ausgelacht. Voll Grimm wartete er, bis der Schach ein wenig voraus war, und führte dann mit dem Säbel auf den Begünstigten einen Streich, der diesem den Daumen wegnahm. Der Verwundete eilte klagend zum Schach, der sogleich befahl, ihm des Thäters Kopf zu bringen, allein auf geschehene Fürbitte sich mit den Ohren desselben begnügte; sie wurden sogleich gebracht, aber noch nicht in gehöriger Vollständigkeit, der Abschneider hatte sich gefällig gezeigt, und fast die Hälfte sitzen lassen, ungesäumt ritt der Großmarschall selber zurück, schnitt mit seinem Messer den Rest glatt am Kopf hinweg, und nun war alles in Ordnung. Bei der Mittagstafel machte Brüggemann dem Schach wieder in eignem Namen ein besonderes Geschenk mit dem Bildnisse des Herzogs von Holstein in reichbesetztem Gehäuse, dazu noch anderes Kleinod und einen schönen Spiegel. Der Schach nahm gegen Abend einige Auserwählte seines Gefolges und die Gesandten nebst vier der Ihrigen zur Entenjagd in eine besondere Hütte, die sich nächst dem Wasser befand, vergaß aber der Jagd bei Wein und Scherz. Mandelsloh, der dem Schach durch sein rüstiges, jugendliches Wesen gefiel, durfte ihm eine Schale Wein einschenken und darreichen, küßte ihm, nachdem derselbe getrunken, nach Landessitte das Knie, und empfing dafür aus des Schachs eigner Hand einen Apfel, welches Zeichen besonderer Gnade ihm darauf bei den Hofleuten ein ungemeines Ansehn verschaffte. Ein neuer Auf-

tritt rief die Gedanken schnell wieder in entgegengesetzte Richtung. Der Hofmeister des Schach, einer seiner Günstlinge, hatte schon einige Stunden wacker eingeschenkt und mitgetrunken, setzte sich endlich wohlberauscht an der Thür nieder, hier aber machte er solchen Lärm, daß der Schach befahl, zwei Leute sollten ihn hinaus und zu Pferde bringen; hinausgeschleppt wurde er, wollte aber durchaus nicht zu Pferd, und schalt und fluchte auf seine Führer; der Schach selbst ging hin, nahm ihn am Arm, und führte ihn zum Pferd, allein jener widersetzte sich mit harten Worten auch dem Schach, der endlich, des Zuredens müde, voll Grimm den Säbel zog und zum Hieb ausholte, da schrie jener erbärmlich, und glaubte, wie auch die Andern, sein Kopf sei verloren, doch da ihm der Schach absichtlich Zeit gab, raffte er sich noch schnell auf's Pferd, und sprengte fort. Der Schach kam lachend in die Hütte zurück, und begab sich bald zur Ruhe. Erst mit dem fünften Tage wurde die ganze Lustbarkeit durch eine Taubenjagd, bei der man auf einem Thurme die herausfliegenden Tauben mit Stöcken todtschlug, und durch ein Mahl in einem prächtigen Garten glücklich zu Ende gebracht. Einiges Geflügel, welches der Schach den Gesandten als Jagdgeschenk nachschickte, nahm Brüggemann vorweg für sich und seine armenischen Freundinnen. Nach wenigen Tagen war abermals eine Jagd, aber ohne die Gesandten, denn der Schach nahm seine Frauen mit, die selbst in ihrer Verhüllung nicht gesehn werden durften, weßhalb auch die Straßen von Ispahan, durch welche der Zug kam, sorgfältig von jederman gemieden wurden. Der Schach hatte sich bei dieser Jagd mit seinen Khanen vertraulich zum Trinken gesetzt, und in der Fröhlichkeit des Weins den Säbel gezogen und um den Kopf geschwungen, wozu die Khane vor ihm sangen und tanzten, welches ihm so wohlgefiel, daß er reichliche Geschenke unter sie vertheilte. Ein bald nachher sich ereignender Vorgang zeigte neuerdings, wie bedenklich und eigen hier Lust und Schrecken sich berührten. Der Schach saß abermals fröhlich beim Trinken mit wenigen Gesellen, und ließ eine große Schale mit Wein füllen und sie dem Reichskanzler vorsetzen, daß der sie auf seine Gesundheit leeren sollte. Doch

dieser entschuldigte sich, er liebe den Wein nicht, und vermöchte so viel nicht zu trinken, wenn es auch sein Blut kosten sollte. Der Schach bestand auf seinem Willen, legte seinen Säbel neben die Schale, und drohte fernere Weigerung blutig zu bestrafen, worauf der Kanzler sich zum Trinken entschloß, auch wirklich anfing, und nur um Frist bat, die Züge zu wiederholen; indem aber der Schach das Gesicht abwandte, mit einem Andern zu reden, schlich jener davon und versteckte sich. Dies nahm der Schach übel, doch weil man ihm sagte, der Entwichene sei nicht zu finden, so ließ er es gut sein, und befahl einem Verschnittenen, die Schale auszutrinken, als aber dieser auch sich entschuldigte, war die Geduld erschöpft, er hieb sitzend nach ihm, traf ihn in's Bein, und darauf den Kammerdiener, welcher zu hindern suchte, daß jener nicht völlig zusammengehauen würde, in die Hand. Beide kamen so noch gut davon. Nun stand aber noch immer die volle Schale da, und der Schach, voll Verdruß, daß niemand ihm den Willen thue, rief einen seiner Pagen, einen schönen Knaben, herbei, und fragte ihn, ob er sich wohl der Sache getraue? Der Knabe antwortete, er wisse nicht, was er vermöge, wolle aber sein Bestes thun, kniete darauf nieder, und that wiederholte Züge. Der Schach erlaubte, daß er sich durch einen andern Knaben helfen ließe, und redete ihm freundlich zu; hiedurch und durch den Wein beherzt gemacht, stand der Knabe plötzlich auf, fiel dem Schach um den Hals, küßte ihn, und rief: „Gott lass' unsern König nach meinem Wunsche viel Jahre leben!“ Der Schach war darüber so erfreut, daß er beide Knaben mit kostbaren Säbeln aus seinem Schatz beschenkte. Den folgenden Tag dagegen war er ganz niedergeschlagen, und ritt schwermüthig im Garten umher, dem Willen seines Pferdes hingegeben. Die Geschenke machten ihm Kummer, er hatte sich damit übereilt, und wünschte sie wiederzuhaben, ohne es doch sagen zu wollen. Seine Hofleute, als sie merkten, was ihn betrübte, stellten ihn zufrieden, indem sie für eine Summe Geldes die ersehnten Stücke wieder einlösten.

Die holsteinische Gesandtschaft war bereits über ein Vierteljahr in Ispahan, und wiewohl die Vergnügungen und Merk=

würdigkeiten des Aufenthalts sich nicht erschöpften, so wurde es doch allmählich Zeit, auch wieder an die Heimkehr zu denken. Der Reichskanzler, derselbe, welcher dem Schach vor kurzem so gut entschlüpft war, gab den Gesandten am 19. November ein prächtiges Fest, bei welchem die persischen Tänzerinnen, die bei dem Schach getanzt, wiederum ihre Kunst und auch jede sonstige Gefälligkeit darboten, wie dies in Persien bei jedem Feste der Gebrauch war. Nach wenigen Tagen war ein zweites, doch minder glänzendes Gastmahl bei dem Reichskanzler, bei welcher Gelegenheit auch das diplomatische Geschäft in einer geheimen Unterredung völlig abgeschlossen wurde. Am 2. Dezember brachte der Mehemendar, welcher die ganze Zeit hindurch bei der Gesandtschaft angestellt geblieben, die Geschenke des Schachs für die Gesandten, nämlich jedem ein Pferd, doch war das für Brüggemann bestimmte nicht gesund, ferner ein persisches Prachtkleid, alsdann seidene und andre Zeuge, endlich Beiden zur Reisezehrung eine Geldsumme von 200 Tumain oder 3333 Thaler, welche Brüggemann allein zu sich nahm, und damit nach Gutdünken schaltete, theils für die Bedürfnisse des Gefolges, theils zu Geschenken für die befreundeten Armenier. Auch die Offiziere des Gefolges erhielten Geschenke an Kleidung und Zeugen, die Geringeren aber nichts. Am folgenden Tage gab der Schach der Gesandtschaft die feierliche Abschiedsaudienz, bei welcher die Holsteiner in der empfangenen persischen Kleidung erschienen, die sie jedoch nur lässig über die Schulter gehangen trugen. Der Schach empfing nach gehaltener Tafel die Rückbeglaubigung der Gesandten, ließ dem Herzoge von Holstein seinen freundlichen Gruß entbieten, und versprach, denselben durch einen eignen Gesandten zu beschicken. In den nächsten Tagen wurden auch zwischen den Gesandten und den vornehmsten Reichs- und Hofbeamten die üblichen Geschenke getauscht. Endlich am 10. Dezember kam der Mehemendar und meldete von Seiten des Schachs, derselbe werde nach Verlauf von acht Tagen eine Reise nach Kaschan machen, und wolle die Gesandten, wenn es diesen beliebte, bis dahin mitnehmen. Man schickte sich demnach zur Reise an. Doch in diesen acht Tagen fand noch mancher

Vorgang Raum. Die Gesandten gaben am 12. ein glänzendes Abschiedsfest, bei welchem, außer den früheren Gästen, auch noch ein spanischer Agent des Vicekönigs von Goa und ein reicher Jude, dessen Handel von Indien nach Konstantinopel ging, zugegen waren. Zu jedem Trinkspruch, wie zu jedem Treffen beim Ringelrennen, ließ Brüggemann mit dem Lärm der Pauken und Trompeten zugleich den Donner der Kanonen schallen; dies wiederholte sich so oft, und das Getöse wurde so gewaltig, daß der Königliche Dolmetscher Pater Joseph fürchtete, der Schach, welcher auf dem Schlosse jeden Schuß hören konnte, würde ergrimmen, und durch irgend ein Schreckniß das Spiel grausam enden; er bat um Christi willen, den Zorn des Wütherichs nicht auf's äußerste zu reizen, und wenigstens seiner, des Dolmetschen, zu schonen, auf welchen der Zorn mitfallen würde. Doch Brüggemann war nicht in der Laune nachzugeben, sondern ließ in seiner Tollheit weiter kanoniren, ohne sich zu kümmern, was daraus entstehn könne. Sein starrköpfiges Wesen stieg bis zur Raserei bei einem andern Vorfalle, der sich gleichfalls in diesen Tagen ereignete. Der Hofjunker Lyon Bernulli hatte, als geborner Brabanter, der Versuchung nicht widerstehn können, seinen niederländischen Landsmann, den holländischen Agenten zu besuchen, und sogar ein Geschenk von ihm angenommen; weil er dies ohne Erlaubniß der Gesandten gethan, so ließ ihn Brüggemann in Eisen setzen, mit der Bestimmung, daß diese Strafe so lange dauern solle, wie der Aufenthalt in Ispahan. Jener, so vieler Mißhandlungen müde und des ganzen Verhältnisses, brach aus der Gefangenschaft, und floh in die Allacapi oder Freistätte des Königlichen Hofes, einen Ort, welchen sogar der Schach nicht zu verletzen wagte. Wirklich lebte damals ein Sultan, der wegen entschiedener Ungnade des Schachs für seinen Kopf zu fürchten hatte, dort unter Zelten schon geraume Zeit unangefochten. Das Gesuch der holsteinischen Gesandten um Auslieferung des Entsprungenen fand also keinen Eingang, das Vorgeben, er habe gestohlen, zeigte sich zugleich unnütz und falsch, denn auch in solchem Falle wurde zwar das Entwendete, nicht aber der Dieb jenem Schutz entrissen. Hier

wußte nun Brüggemann seinen Ausbrüchen keine Gränzen, er sagte laut, er wolle den Flüchtling wiederhaben, und müßte er ihn auch im Schoße des Königs todtschießen. Wirklich traf er die verwegensten Anstalten. Nachdem er einen Armenier angestiftet, Bernulli'n unter Vorspiegelung besserer Sicherheit zum Wechsel seines Aufenthalts arglistig zu verlocken, sandte er am späten Abend zwanzig Mann zu Pferd und zu Fuß mit Feuerröhren und brennenden Lunten gegen die Pforte des Königlichen Hofes mit dem Befehl ab, den Geflüchteten lebendig oder todt zu bringen. Kruse widersetzte sich diesem Wahnsinn vergebens, der die Niedermetzelung der ganzen Gesandtschaft zur Folge haben konnte. Allein Brüggemann sah und hörte nicht, und die Mannschaft war ihm zu Willen. Die Truppen rückten trotzig vor, und ließen sich von der persischen Wache nicht zurückweisen, es schien auf einen gewaltsamen Angriff gegen das Königliche Schloß abgesehn, ein unerhörtes Unternehmen abseiten eines Haufens unter dem Schutze des Völkerrechts zugelassener Fremden, welche den mächtigsten König inmitten seiner Hauptstadt, seines Schlosses, seines Volks und seines Heeres, mit den Waffen bedrohten! Den Schach selbst hatte der zunehmende Tumult aus dem Schlaf erweckt, es stand alles in der furchtbarsten Krisis; doch ein glücklicher Stern leuchtete, der orientalische Despot, der jähzornige Wütherich, war diesmal der Gemäßigte und Klügere, er befahl, um Unglück zu verhüten, die Pforte des Hofes abzuschließen, da denn die Perser innerhalb und die Holsteiner draußen durch hohe Mauern genugsam geschieden waren, doch mit dem schweren Uebelstand, daß der Weg zur Freistätte, deren Zuflucht jedem Schutzbedürftigen allzeit offen sein mußte, für diese Nacht versperrt war. Am andern Morgen klagte der Schach höchst unwillig seinen Räthen, er könne vor den Deutschen nicht mehr sicher schlafen, sie oder er müßten aus der Stadt, dem Gesandten Brüggemann aber würde er, wenn nicht der Herzog von Holstein schonende Beachtung verdiente, den Kopf abreißen lassen. Dieser Unhold aber wurde durch den guten Ausgang seiner Tollheiten nur dreister, und suchte sogar die Armenier zur Widersetzlichkeit gegen die Befehle

des Schachs aufzuwiegeln, dem dergleichen Umtriebe durch die Vorsicht des Reichskanzlers noch glücklich entzogen wurden.

Vor der Abreise von Ispahan, ereigneten sich noch andre Vorfälle, welche unter den Reisenden große Bewegung machten. Mandelsloh eröffnete den Gesandten, er werde nicht mit zurückkehren, sondern noch weiter im Orient umherreisen, entweder nach Babylon und Jerusalem, oder auch nach Indien, wie es die Umstände darböten. Die Gesandten widersprachen diesem Vorhaben, insonderheit wollte Brüggemann davon nichts hören, allein Mandelsloh legte eine schriftliche Erlaubniß des Herzogs von Holstein und dessen an fremde Machthaber gerichtete Empfehlungsbriefe vor, die er bisher geheim gehalten hatte. Sein Loos erregte den Neid vieler Andern; mit dem Plan einer andern Heimreise war auch Flemming, wie schon erwähnt worden, eifrig beschäftigt, allein die Sache war nicht auszuführen. Er sagt davon in seinem späteren Reisegedicht an Grahmann:

„Ich war gesonnen zwar den Tiger zu beschauen,
Und was Seleukus hier, dort Ktesiphon, erbauen,
Bagdad, ich meine dich; zu sehn den schönen Phrat,
Was er vor Alters weiß von jener großen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Haleppo nahm mich ein, ich war wie schon darinne:
Mich däucht', ich liefe schon von Skanderien aus:
Die See um Cypern her und Kandien ward kraus;
Der Wind, der trug mich wohl vor Grächen vorüber,
Bald war ich um den Po, bald an der heil'gen Tiber,
Bald, strenger Nah', um dich. Mir war das mindste drum,
Daß ich sollt' hinter mich, und so mich kehren um.
Mein Anschlag aber fiel, wie weislich ich ihn faßte,
Wie fleißig ich auf ihn zu Nacht und Tage paßte,
So mußt' ich Andre sehn glückseliger als mich,
Des Andern Schluß ging vor, der meine hinter sich."

Nicht alle fügten sich den herrschenden Umständen, wie Flemming. Als vernommen wurde, daß der Rückweg durch Persien nicht auf dem vorigen Wege, sondern durch die Provinz Kilan gehn sollte, welche von rohem und gewaltthätigem Volke bewohnt sei, schien bei Brüggemann's Gemüthsart die Reise nur zum Untergang und Verderben aus-

schlagen zu können, und noch fünf Personen, der Schiffer Cordes mit einem Schiffsjungen, der Hochbootsmann, ein Wundarzt und ein Trabante, wollten lieber ihr Heil für sich versuchen, machten sich heimlich auf, und flüchteten zu Bernulli in die Freistätte, um nur fürerst, bis die Gesandten abgezogen, in Sicherheit zu sein. Brüggemann's Aerger mußte sich in leeren Drohungen verzehren. Inzwischen kam, nach mancherlei Geschäften und Gastereien, und nach manchem betrübten Abschied von den gehabten Freundinnen, die man durch Hoffnung baldiger Wiederkehr täuschte, der Tag des Aufbruchs heran, und Olearius, Grahmann und Flemming besuchten noch in der Frühe die Freistätte, um von Bernulli Abschied zu nehmen, und ihn und die Andern zu vermahnen, daß sie nur ja standhaft bei ihrem Christenthum bleiben, und sich nicht durch weltlichen Vortheil zum muhamedanischen Glauben verlocken lassen, sondern dahin sehen sollten, wie sie bald nach Europa zurückkehrten, welches sie denn auch bestens zusagten. Abends am 21. Dezember brach die Gesandtschaft von Ispahan auf, begleitet von ihrem Mehemendar und von den englischen Kaufleuten, die eine Strecke weit mitritten. Den folgenden Tag, in einem Dorfe drei Meilen von der Stadt, empfing man noch die Besuche der Augustinermönche und andrer Freundgesinnten, auch Mandelsloh's, der die Nachricht brachte, daß der persische Gesandte, welchen der Schach nach Holstein bestimmt habe, binnen wenigen Tagen nachfolgen würde. Der russische Gesandte Alexei Sawinowitsch fand sich ebenfalls hier ein, um sich zur Heimreise den Holsteinern anzuschließen.

Von dem, was Flemming in Persien gedichtet, sind uns meist nur noch die Titel übrig. Wir haben unter andern den Verlust eines Sonetts auf das Ableben Kaiser Ferdinands des Zweiten zu bedauern; denn es wäre anziehend, die Theilnahme des Dichters, welche so kräftig dem Könige Gustav Adolph zugestimmt, mit der nun auch für dessen Gegner angeregten zu vergleichen. Der Widerspruch, der hierin erscheinen möchte, darf nicht der Gesinnung zugerechnet werden, er liegt in den Begebenheiten, und es wäre ein Mangel an innerer Wahrheit und Freiheit, die man doch überall zuerst

verlangen darf, wenn ein Dichter den bedingten, an vergängliche Gestaltungen geknüpften Antheil, dem Wandel jener Gestaltungen zum Trotz, als einen unbedingten festhielte. Der Deutsche jener Zeiten des dreißigjährigen Krieges war besonders in dem Falle, der auch unseren Tagen nicht fremd geblieben, daß die Geschicke des Vaterlands ihm in unsichrer Mischung dargeboten, und jede Wahl nicht nur von Umständen, sondern auch von Voraussetzungen abhängig war. Der Dichter, auch wenn er Parthei nimmt, steht über den Erscheinungen, und sieht hüben und drüben in dem Wirklichen stets ein höheres Mögliche. Wie hätte Flemming in der Stellung und dem Streben des Kaisers das nicht erblicken sollen, was auch auf dieser Seite in höheren Bezügen zu fassen war? Wir rechnen ihm zum Lobe, was ihm in diesem Betracht aus geringerem Standpunkte zum Vorwurf gemacht werden möchte. Für die verlorenen Beschreibungen der Herrlichkeiten von Ispahan geben uns nur einige Zeilen Ersatz, welche in dem Reisegedicht an Grahmann das Andenken jener Lebenstage kürzlich festhalten:

„Erinnre, Bruder, dich, wie manche süße Stunden
Uns um den Sanderut mit Freuden sind verschwunden,
Wenn jener um Schiras so in den Jaspis sprang,
Und uns zugleich in Mund und Stirn' und Seele drang."

Warum aber die Freuden des köstlichen Weins von Schiras hier so ganz besonders erwünscht und beglückend waren, das ergiebt sich alsbald im unmittelbar Folgenden:

„Entsinn dich gleichfalls auch der Ursach unsrer Freuden,
Die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden,
So dachten wahrlich wir an dich auch, rother Wein,
Als der du einzig uns nicht lässest mühsam sein.
Wenn Sorgen stehen auf, und die und die Gedanken
Sich über dem und dem bald so bald anders zanken,
So ist Eleusius der beste Schiedemann,
Wenn sonst nichts auf der Welt die Geister stillen kann.
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
Der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
Der Englischen Gespräch und der Franzosen Scherz, —
Batavien war feind, — befriedet oft das Herz;

Alexis gleichfalls auch, den wenig seiner Reußen,
Trüg' er ein deutsches Kleid, für Landsmann sollten heißen,
Wie vielmal hat er uns die lange Zeit verkürzt,
Und froh und frei mit uns die Schalen umgestürzt!"

Immer nur als Tröstung erscheinen Freude und Lustbarkeit:

„Bald stillten unsern Sinn die Königliche Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten;
Des großen Kanzlers Mahl; der Gärten theurer Preiß,
Der Bäume Trefflichkeit, der Wasserkünste Fleiß;
Des Königs Schimpf und Ernst; die Weise zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muster im Turnieren;
So vieler Völker Schaar; so mancher Waaren Wahl,
Und so viel anders mehr in ungezählter Zahl!"

Wobei anzumerken, daß der Ausdruck Betagen soviel als bewirthen heißt, und unter Adel hier nur die Hochgestellten überhaupt gemeint sind.

Im September schon war es in Ispahan ziemlich kalt geworden, dagegen genoß man jetzt, im Dezember, wieder lieblichen warmen Wetters. Dies war um so erwünschter, als in der Gegend, durch welche man zunächst kam, kein Holz zur Feuerung zu finden war. Die Reise konnte noch Annehmlichkeiten genug darbieten, allein derselbe Plagegeist, der schon bisher alles gestört und verbittert, ließ in seinem Wirken nicht nach; ja sein toller Ungestüm, sonst mehr vom Ungefähr und durch Laune bestimmt, begann immer stärker sich in absichtliche Bosheit zu verkehren, und auf strafbare Zwecke zu gehn. Im Bewußtsein, was alles und wie arg er es getrieben, mußte Brüggemann sich durch die nicht abzuweisende Vorstellung des gewissen Ziels, welchem die jetzige Reiserichtung entschieden zuführte, nicht sehr erbaut finden; er konnte sich nicht verhehlen, daß er einer Rechenschaft entgegenging, die ihm desto schwerer fallen mußte, als er zu derselben in seinen Reisegefährten eben so viele Ankläger und Zeugen wider ihn Tag für Tag mitziehen sah. In dieser Verlegenheit ergab er sich dem Troste der Unverbesserlichen, die kurze Frist in alter Weise nur noch ungezügelter zu benutzen, und in der Steigerung der Uebel vielleicht noch die

Hülfe zu finden, welche vom bloßen Innehalten erst in ferner Zukunft, aber für das nahe Vergangene allerdings nicht zu erwarten ist. Sein argwöhnischer Haß blieb am beharrlichsten gegen Olearius und dessen Freunde gewandt, deren zusammenstimmende Gesinnung ihm fast ein Komplot dünken mochte. Am 24. Dezember fiel Olearius Namenstag ein, und Kruse sowohl als andere Freunde nahmen von daher Anlaß', ihn reichlich zu beschenken. Dies war für Brüggemann sogleich ein Zeichen erklärter Feindschaft, und er ließ seine Unzufriedenheit an Allen aus. Den Mehemendar behandelte er in diesen Tagen so ungebührlich und grob, daß dieser durchaus nicht weiter mitgehn, sondern seine Klage vor den Schach bringen wollte, der ganz in der Nähe war, und dessen Reisezelten man am Wege aufgestellt gesehn hatte. In der Stadt Kaschan, wo man am 27. Dezember anlangte, brachte man wegen dieses Vorgangs vier Tage zu, bis endlich Kruse'n gelang, den Mehemendar wieder zu begütigen. Das neue Jahr 1638 wurde unter solchen Mißhelligkeiten, wiewohl feierlich mit Gottesdienst und Geschützfeuer, nicht sehr günstig angetreten. Am 3. Januar gelangte man nach Kom, von wo man am 5. wieder aufbrach. Den folgenden Tag hatte Brüggemann das Unglück, auf ebnem Felde, ohne sichtbaren Anlaß, mit dem Pferde zu stürzen, und dabei den rechten Arm auszufallen; von der Erschütterung war ihm der Sinn eine Zeitlang wie verwirrt; er saß zwar wieder auf, hielt aber den ganzen Tag die Augen niedergeschlagen, und fragte in seiner plattdeutschen Sprachweise unaufhörlich: „Bin ick gestört? Is de Arm ut dem Lede? Wat was't vor een Peert?" und wiewohl ihm stets geantwortet wurde, wiederholte er dieselben Fragen doch mehrere hundertmal. In Saba, wo man abends eintraf, wurde den andern Tag, bis Brüggemann sich erholt hatte, gerastet. Nach einigen Störungen mit den Bootsleuten, welche gleich der übrigen gemeinen Mannschaft durch Brüggemann sehr verwildert waren, ging die Reise wieder vorwärts. Das Land erhob sich nach den Gebirgen von Kilan hin, und zeigte überall Frost und Schnee. Man begegnete einem polnischen Gesandten, namens Theophilus von Schönberg, der mit einem

Gefolge von zweihundert Personen ausgereist, aber von den Russen in Smolensk über sechs Monate aufgehalten, und zuletzt genöthigt worden war, den größten Theil seiner Leute zurückzuschicken, so daß er jetzt nur fünfundzwanzig Personen bei sich hatte; dieser gab die gute Nachricht, daß in Astrachan großer Vorrath von Lebensmitteln für die Holsteiner angelangt, und sie selber dort sehnlichst erwartet wären. Zu dem Ungemach des Weges und des kalten Wetters gesellte sich noch thöricht bereitetes; in einem Dorfe, wo Brüggemann auf der Hinreise dem Kaucha oder Vogt das vorgehaltene Waschwasser, weil es nicht hell genug, in's Gesicht gegossen und die Schale an den Kopf geworfen hatte, verweigerte man die Aufnahme schlechterdings, deßgleichen in einigen folgenden Dörfern. Mit großer Beschwerde gelangte man am 11. Januar nach Kaswin, wo durch den Wechsel der Kamehle, Pferde und Esel ein Aufenthalt von neun Tagen verursacht wurde.

Die Reise wurde am 20. Januar fortgesetzt; man ließ Sultanie und Ardebil zur Linken liegen, und nahm den Weg, anfangs über bebaute Hügel, dann aber durch rauhes Gebirg und zerrissene Felsen, nach der Provinz Kilan. Die Pforten Hyrkaniens, noch wie zu Alexanders des Großen Zeit Pylä genannt, gaben den abschreckendsten Anblick; eine steinerne Brücke, unter ihren hohen Bogen zugleich als Karavanserai eingerichtet, führte über den Strom Isperat, dann zog sich der Weg schmal und gefahrvoll am Felsenhange hinauf, zur Seite senkrecht die schrecklichste Tiefe, in deren Grunde der Strom seine rauschenden Fluthen wälzte. Mit größter Besorgniß und Beschwerde stieg man den Berg hinan; doch kaum war die Höhe überwunden, so stellte sich unerwartet ein gänzlicher Wechsel dar. Aus dem Winter stieg man in den Sommer, aus der öden Wildniß in die lachendste Gegend hinab. Ein reiches grünes Thal, vom Isperat oder Kisilhosein, das ist Goldfluß, durchströmt, gegen Südosten in offne Ebene ausgehend, anmuthig belebt durch die zwischen Gärten und Felder zerstreuten Häuser des lieblichen Fleckens Rubar, mit schönen Wäldern und allen herrlichsten Früchten üppigst ausgestattet, dünkte den Augen ein irdisches Paradies.

Die Einwohner waren freundlich, die Weiber schön, und sichtbarer, als im übrigen Persien, sie gingen geschmückt zur Arbeit aus. Man hätte hier gern länger verweilt, blieb aber nur bis zum folgenden Morgen. Flemming, von der Lieblichkeit und Fülle dieser Gegend begeistert, dichtete auf den Flecken Rubar zwei Sonette, von welchen wir das zweite, in ein Stammbuch geschriebene, hiehersetzen:

„Du aller Trefflichkeit des ganzen Perserlandes
In dieser Engen Raum zusammenbrachte Zier,
Groß, seltsam, herrlich, reich: ich neige mich vor dir!
Nimm diesen tiefen Gruß zum Zeichen eines Pfandes

Für deine Gottheit an, die eine gleiches Standes
Hier nicht hat und nicht weiß; sei nur so günstig mir,
Daß ich mich setzen mag an diesem Wasser hier,
Das Gold heißt, und Gold führt im Schutze seines Strandes.

Indem ich Persien nun sage gute Nacht,
Und auf mein Vaterland so schleunig bin bedacht,
So muß ich gleichwohl dir die kleine Zeit vergönnen,

Und froh sein über dir; sobald der Tag erwacht,
So bleibest du zwar hier, ich mache mich von hinnen, —
Doch werd' ich deiner Gunst mich ewiglich entsinnen!"

Die ganze Provinz Kilan gewährte fast gleiche Herrlichkeit; Oelbäume, Weinpflanzungen, Granat- und Feigenbäume wechselten mit Citronen- und Pomeranzenwäldern, weite Strecken hinab war das Erdreich von Gras und Blumen, besonders von Violen, ganz grün und blau überschimmert, und die Luft von Balsamdüften erfüllt. Zahlreiche Bäche strömten von den Bergen den Niederungen zu, deren zu tief liegende morastige Gründe auf einem von Schach Abbas dem Großen durch ganz Kilan geführten Damme gleichwohl bequem zu durchziehen waren. Man erkannte jetzt, daß die Perser wenigstens nicht in übler Meinung die Heimreise durch dieses Land bestimmt hatten. In Rescht, der Hauptstadt von Kilan, gleich Rubar in Gärten und Gebüschen ausgearbeitet und versteckt, und vorzüglich durch reichen Seidenbau berühmt, verweilte man fünf Tage, brach dann am 30. Januar wieder

auf, und gelangte am 1. Februar zum Strande des kaspischen Meeres. In Tagereisen von vier bis sieben Meilen zog man längs des Ufers fort, meist dicht am Wasser reitend, zuweilen auch ganze Strecken durchhin, von Regen- und sogar Schneewetter heimgesucht, aber von den Khanen und Daruga's überall bestens aufgenommen und bewirthet. Weil man nicht ohne Besorgniß vor einem räuberischen Einfall der Kosacken war, die vor zwei Jahren selbst die Stadt Reschț ausgeplündert hatten, so mußte man auf seiner Hut sein, und die Waffen stets bereit halten. Nach dreitägiger Rast in Lenkeran, wo die noch zurückgebliebenen Kamehle und frische Pferde erwartet wurden, ging die Reise am 11. Februar mühsam wieder fort, und am 12. aus Kilan zum Eingange der mokanischen Haide nach dem Dorfe Elliesdu.

Noch in Kilan selbst waren die anfänglichen heiteren Eindrücke durch Beschwerden und Verdruß alsbald wieder so sehr verdüstert worden, daß Flemming ein Brautlied auf den Namenstag der Geliebten Arpenbeck's an diesen mit den schwermüthigsten Betrachtungen einleitet. Er schildert verheißend dem vertrauten Bruder die bevorstehende Heimkunft, die glückliche Verbindung mit der Geliebten, und die frohe Rückerinnerung an alles Ausgestandene; aber für sich selbst will ihm wenig Zuversicht einleuchten:

„Ich zweifle sehr daran, daß ich dann werde leben,
Und dir auch meinen Wunsch mit andern Freunden geben,
Weil dieser schwere Zug mich täglich mürber macht,
Und meinen stärksten Theil schon längst hat umgebracht.
Thut uns die Reise nach, und sagt's uns dann, ihr Brüder,
Wie stark ihr zoget aus, wie schwach ihr kommet wieder!
Wer reich und stark und alt zu werden ihm erkiest,
Der lasse Reisen sein, und bleibe, wo er ist."

Auch der Zustand des Vaterlandes, das nach fünf Jahren, statt des ersehnten Friedens, noch immer die Kriegsflammen in sich nährt, betrübt ihn tief. Die Aussicht für ihn selbst ist nichts weniger als tröstlich:

„Die Angst hat mir vorlängst mein Erbtheil aufgerieben,
Die Mutter umgebracht, nun muß ich mich betrüben,

In was vor Stande wohl der alte Vater sei,
Den dieser mein Verlust mehr als sonst alles reu';
Ich war sein einziger, an den er alles wandte,
Bis daß Apollo mich für seinen Freund erkannte,
Und nach zwei Kränzen mir den dritten flochte schon;
Nun aber ist mit mir ihm aller Trost davon!
So muß ich über das auch dieses mich befahren,
Daß, die bei jener Zeit die besten Freunde waren,
Mich, weil ich nun so lang' und weit von ihnen bin,
Längst der Vergessenheit geopfert haben hin!"

Aber dennoch will er, auf sich und seine Freunde bedacht, durch seine Dichtung über den Tod hinaus frisch und munter wirken, und seinen um die Schatten irrenden Geist wird es noch im Dunkel freuen, wenn künftig am Hochzeittische des Freundes das angefügte Lied erschallen wird! Der Stoff des Unmuths und der Klage war indeß noch lange nicht erschöpft. In dem zuletzt genannten Orte Elliesdu ereignete sich ein Auftritt, der alles menschliche Gefühl empörte. Ein Reitknecht Brüggemann's, in seines Herrn und Meisters Art verfahrend, wollte die Handpferde willkürlich und gewaltsam in ein Haus unterbringen, dessen Eigenthümer, ein Kriegsmann, den Unberechtigten abwies, und das vorderste Pferd mit einem leichten Schlag an den Kopf zurücktrieb. Brüggemann mischte sich heftig in den Streit, und unterstützte die Gewaltthätigkeit seines Dieners, empfing aber dabei einen harten Schlag auf den Arm, der sogleich stark aufschwoll. Die andern Diener fielen darauf den Perser vereint an, und schlugen ihn halbtodt. Brüggemann aber forderte noch besondere Genugthuung von dem Mehemendar. Die Erklärung des geschlagenen Persers, er habe bei dem Benehmen Brüggemann's in ihm unmöglich den Gesandten selbst vermuthen können, mochte diesen noch mehr aufbringen, und als der Mehemendar sagte, er wisse hiebei nichts zu thun, Brüggemann möge selber zusehen; jene Kriegsleute seien freie Männer, und überdies der Unglückliche schon so übel zugerichtet, daß er schwerlich davon kommen werde, so übernahm der Wütherich seine weitere Rache selbst. Er ließ das Haus des Persers völlig ausplündern, darauf am folgenden Morgen durch Trommelschlag alle Mannschaft zusammenrufen

und zu Pferde ausrücken, ohne daß selbst Kruse wußte, was er vorhabe; in dieser Verfassung forderte er von dem Mehemendar den Mann ausgeliefert, der gestern den Schlag gethan, er werde nicht von der Stelle weichen, bis er ihn habe. Alle Vorstellungen des Mehemendars, der Mann liege an seinen Wunden schwer darnieder, alles demüthige Flehen andrer Perser, die ihre Häupter wiederholt gegen die Erde schlugen, konnten den Unversöhnlichen nicht erweichen; der drohenden Gewalt mußte endlich willfahrt werden, der Mann wurde auf einer Bettdecke herbeigebracht, gab aber kaum noch ein Lebenszeichen. Brüggemann befahl hierauf einem Armenier, der als türkischer Dolmetscher diente, mit einem starken Prügel auf den Liegenden loszuschlagen; nach dem ersten Streich, auf Arm und Seite im gesuchten Anschein genauer Wiedervergeltung unbarmherzig geführt, zuckte der Unglückliche noch, auf den zweiten, welchen Brüggemann sogleich befahl, aber schon nicht mehr, und lag im Verscheiden: „Das ist recht“, sagte Brüggemann, „nun hat er seinen Theil.“ An den Mehemendar und die andern Perser aber, richtete er noch die unsinnig prahlerische Drohung: „Wird Schach Sefi diesen meinen hier erlittenen Schimpf nicht ferner rächen, so will ich bald stärker wiederkommen, und mich selbst rächen.“ Dieser schreckliche Vorgang, welchen man später in Brüggemann's eignem Tagebuche mit denselben Umständen erzählt gefunden, verursachte unter den Persern die heftigste Gährung, welche der ganzen Gesandtschaft ein blutiges Ende bringen konnte, dem sie vielleicht nur durch die Anwesenheit des Mehemendars und durch unverweilten Aufbruch entging. Abends brachte der Mehemendar die Nachricht, daß der geschlagene Perser todt sei, und forderte für dessen arm und hülflos hinterbliebene Frau und Kinder von Brüggemann die aus dem Hause geraubte Beute zurück.

Die folgenden Tage ging die Reise über die mokanische Haide durch armselige Horden. Der russische Gesandte Alexei verursachte durch wiederholte Schüsse einen falschen Lärm, daß man in Besorgniß eines Anfalls der Perser schnell zu den Waffen griff; allein jener hatte nur Brüggemann in Angst und auf die Probe setzen wollen, und beschönigte nach=

her die Neckerei durch die schalkische Ausflucht, er habe geglaubt, es sei dessen Geburtstag, und dem zu Ehren habe er feuern lassen. Am 17. Februar kamen die Reisenden über den Fluß Aras, und am 20., nach beschwerlichem Zuge durch das Gebirge, wieder nach Schamachie, wo sie von dem Khan und ihrem ehemaligen Mehemendar, welche der alten Händel gern vergaßen, so wie von den alten Gastfreunden, bei denen sie wieder einkehrten, freundlichst aufgenommen und bestens bewirthet wurden. Olearius sah seine persischen Lehrmeister wieder, die ihn mit Früchten beschenkten, und seine Fortschritte in der persischen Sprache prüfen wollten. In Schamachie verweilte man fünf Wochen, unter Gastereien, Jagden und andern Vergnügungen. Gegen Ende des Aufenthalts traf auch der nach Holstein bestimmte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, mit einigem Gefolge ein, und am 30. März reiste man darauf mit einem neuen Mehemendar weiter, und gelangte über hohes Gebirge am 7. April nach Derbent, der uralten, angeblich von Alexander dem Großen gegründeten Stadt, welche als starke Bergfestung zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer auf dieser Seite der Schlüssel von Persien ist. Der Sultan war den Reisenden noch von der früheren Zeit her abgeneigt, und ließ ihnen keine Lebensmittel reichen, so daß sie für ihr Geld zehren mußten. Der persische Gesandte, der versprochen hatte sogleich zu folgen, kam nicht in den fünf Tagen, die man hier wartete, und am 13. brach man ohne den Vortheil seiner Begleitung auf. Der Weg führte zunächst durch Dagesthan, eine freie tatarische Landschaft, gegen deren räuberische Bewohner man von allen Seiten gewarnt wurde. Auf eine Bedeckung, die der Sultan zwar verhieß, aber noch nicht bereit hatte, mochte man kaum rechnen; man zog ohne dieselbe in streitfertiger Ordnung kriegsmäßig vorwärts, mit abgetheilter Vorhut und Nachhut; die Waffen hatte man schon früher besichtigt, und einen Bestand von zwei metallenen Kanonen und vier Steinstücken, zweiundfünfzig Musketen und langen Röhren, und neunzehn Paar Pistolen aufgezählt. Die Gefahr war keine eingebildete; der polnische Gesandte Theophilus von Schönberg, dessen früher gedacht worden, wurde in der Folge auf seiner

Heimreise mit fast allen seinen Leuten in dieser Gegend todtgeschlagen. Anfangs zeigten sich die Tataren, durch deren Gebiet man kam, freundlich genug; Brüggemann fing aber alsbald Händel an, und wollte einige Leute des Fürsten von Boinak, welche den fremden Aufzug neugierig betrachteten, mit Gewalt wegtreiben, und ihnen mit Pulver unter die Augen schießen lassen; die Tataren sagten, der Boden sei der ihre, und stießen heftige Drohungen aus; sie wurden so feindlich, daß man das frische Wasser sogar nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr schöpfen konnte. Den folgenden Tag, am 6. April, entging Olearius kaum der Gefangenschaft, er hatte sich mit einem Begleiter etwas entfernt, und stieß am Strande des kaspischen Meeres auf Tataren, die ihm eifrig nachsetzten, und nur wegen des schon annahenden Zuges wieder von ihm abließen. Man gelangte abends vor die Stadt Tarku, wo im freien Felde ein Lager aufgeschlagen wurde.

Der Fürst von Tarku, Surchoff Khan genannt, lag krank, schickte aber seinen Bruder, die Ankömmlinge freundlich zu begrüßen, und ihnen allen Beistand anzubieten. Sie sandten ihm dagegen den Arzt Grahmann in die Stadt, durch dessen Arzenei er bald genas, und nun seinen guten Willen nur noch eifriger ausdrückte. Man fand hier einen Deutschen, einen Weber aus Oettingen in Würtemberg, der von den Türken im Kriege gefangen, hieher verkauft, und in der Folge beschnitten worden, aber im Herzen noch ein Christ war, indeß die deutsche Sprache fast gänzlich vergessen hatte, und kaum noch das Vaterunser hersagen konnte. Auch zwei tatarische Weiber, welche Milch zum Verkauf brachten, bekannten sich als heimliche Christinnen, sie waren in der Jugend aus Rußland geraubt, doch ihrer Landsleute und Glaubensgenossen stets eingedenk geblieben. Sie gaben die wichtige Nachricht, daß die Tataren mit verderblichen Anschlägen umgingen, die ganze Gesandtschaft niederzumachen, und sich ihrer Schätze zu bemächtigen; Boten der beiden Fürsten, durch deren Gebiet die Deutschen ohne Zoll gegangen, seien schon an Surchoff Khan gelangt, und weiter an den Schemchal, den gewählten Oberfürsten der dagesthanischen Khane, durchgeeilt, um die vereinten Kräfte gegen die Deutschen aufzu=

bieten. Unzweifelhafte Zeichen bestätigten diesen Bericht nur allzusehr. Die Lage war um so schlimmer, als der persische Mehemendar sich auf weitere Begleitung durchaus nicht hatte einlassen wollen, sondern bereits in der Nacht mit Kamehlen, Pferden und Leuten ohne Abschied zurückgegangen war. Ueber den Schemchal — von den Holsteinern in Schaffgall verdorben — gingen die schlimmsten Reden; der Ruf seines Vaters, der ein ärgster Räuberheld und Verräther gewesen, war auf ihn übergegangen. Die Gesandten versammelten die Offiziere ihres Gefolges vor dem Lager, um wegen dieser bedenklichen Umstände Rath zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß hier einige Vorwürfe gegen Brüggemann laut wurden, dessen Betragen überall Feindschaft aufrege, allein das Uebel war einmal geschehn, und forderte muthigen Entschluß. Rechts vom kaspischen Meer, links von hohen Gebirgen eingeschlossen, und vorn und im Rücken von Feinden bedroht, sah man keinen Ausweg, als sich tapfer durchzuschlagen, oder im Nothfall das Leben theuer zu verkaufen. Aber alles dies ging in Streit und Hader vor, Brüggemann mit seinem Anhang ereiferte sich über alles, was gesagt wurde, und Einer hätte des Andern Tod, sagt Olearius, lieber befördern als abwenden helfen, wenn nicht das eigne Leben dabei in gleicher Gefahr gestanden hätte. Man beschloß endlich, fürder zu ziehen, und wollte für großes Geld Fuhren und Leute miethen, aber der Khan hielt die Gesandten noch auf, indem er sie vor der Hinterlist des Schemchal warnte, und ihnen die Ankunft des persischen Gesandten abzuwarten rieth. Andere warnten sie wieder vor dem Khan, und so blieb man in der Irre, ohne zu wissen, wem zu trauen sei. Man wurde zu Gastereien eingeladen, aber sonst in nichts gefördert. So vergingen Tage und Wochen; es trat Regenwetter ein, man konnte kein Feuer halten, und lag verzweifelt in den nassen Hütten unter Sorgen und Wehklagen. Ein Vorfall zeigte deutlich, mit was für einem Volke man es zu thun habe; ein holsteinischer Soldat, ein Schottländer, wurde abends in der Nähe des Lagers von den Tataren geraubt, und der Khan selbst warnte vor seinen Unterthanen, welche dergleichen Menschenraub und Handel als ein Gewerbe trieben.

Man unterhandelte indeß nach allen Seiten, sandte Boten nach Derbent, ob der persische Gesandte nicht bald käme, nach Terki an den russischen Woiwoden, ob er nicht Bedeckung entgegenschicken wolle, nach dem Flecken Andre an den Schemchal Sultan Mahmud. Als dieser wiederholt die besten Versicherungen ertheilt, und sogar drei Geißeln gestellt hatte, und nachdem aus Derbent die Nachricht gekommen, der persische Gesandte würde vor einem Monat nicht abreisen, bat man auf's neue bei Surchoff Khan dringend um Förderung, die denn auch endlich, nach wiederholt empfangenen Geschenken, bewilligt wurde. Nach großen Umständen mit den tatarischen Fuhrleuten, welchen der bedungene Lohn, ehe sie anspannten, dreimal erhöht werden mußte, brach man endlich am 12. Mai von Tarku auf, die meiste geringere Mannschaft zu Fuß, weil im letzten Augenblicke die Darleiher für die Reitpferde den Preis übermäßig steigerten.

Noch waren Bedenklichkeiten und Sorgen genug übrig. Die tatarischen Fuhrleute ließen sich schwer bei gutem Willen erhalten; sie spannten einmal alle aus, und wollten fort, weil der russische Gesandte einen von ihnen geschlagen hatte. Am Flusse Koisu forderten die tatarischen Schiffer einen ungeheuren Preis für die Ueberfahrt, und als dieser verweigert wurde, gingen sie auf's andre Ufer zurück, und höhnten frohlockend der hülflosen Verlegenheit, in welcher die Bedrängten am Flusse harrten. Der Schemchal hielt dabei jenseits mit einigen Reitern im Gebüsch. Endlich vereinte man sich doch auf billigere Bedingung, und wurde über den Koisu, so wie später über den Acksai übergesetzt, kam auch mit dem Schemchal zusammen, dem gefürchteten Unhold, von welchem nach gegebenen Geschenken man noch leidlich abkam. Brüggemann war diesmal so klug, den Tataren mit listigen Worten vorzuspiegeln, daß man nun alljährlich mit reichen Gütern wiederkommen, und ihnen davon guter Vortheil entstehn würde. Doch schlimmer fast, als die Tataren es sein konnten, blieb er selbst gegen die eignen Reisegefährten gewandt. Er hatte sich die Verwahrung und Austheilung aller Vorräthe angemaßt, und ließ die Personen, die ihm nicht angenehm waren, oft bittren Mangel empfinden, während er mit

seinen Ergebenen im Ueberflusse lebte. Eines Tages waren Olearius und Flemming ein wenig vorausgeritten, und als sie wiederkamen, fanden sie Mittagsmahl und Futterung schon vorüber, zu denen man ungewöhnlich früh Halt gemacht hatte; Brüggemann litt nicht, daß ihnen noch das Geringste gegeben würde, und da sie auch den Tag vorher nichts gegessen hatten, so gruben sie, um nur den Hunger zu stillen, wilden Knoblauch aus der Erde, der mit hartem Brod und einem Trunk faulen Wassers ihre ganze Mahlzeit machte. Nachdem über den Strom Büstro, von welchem später ein Arm Namens Kisilar abgeht, mit Fähren gesetzt worden, befand man sich wieder in Tscherkassien, und gelangte mit tscherkassischen Fuhrleuten durch öde Haide am 20. Mai nach Terki, wo man vor der Stadt lagerte, und von dem russischen Woiwoden wohl aufgenommen und reichlich bewirthet wurde. Flemming pries das neue Glück, welches Allen erblühte, durch ein freudiges Sonett. In dem erwähnten Reisegedicht aber heißt es nach dem Ausgang aus Dagesthan:

„Ihr Heiden, gute Nacht! Erkennt einst, wer ihr seid!
Wir setzen nun den Fuß in unsre Christenheit.
Und somit grüßen wir die männlichen Zirkassen,
Die sich, zwar Christen nicht, doch christlich herrschen lassen."

Denn die Einwohner, gleichfalls muhammedanische Tataren wie die Dagesthaner, waren dem russischen Großfürsten unterthan, und hatten schon russische Kirchen in ihrem Lande. Man weilte in Terki vierzehn Tage, und bereitete sich zu dem neuen großen Zuge, der jetzt bevorstand.

Von Terki über die große Haide bis Astrachan hatte man siebzig Meilen durch weithin unbewohntes, wüstes, dürres Land, ohne irgend ein Nahrungsmittel, ohne Trinkwasser, der öde Sand einzig von salzigen Pfützen und großen Morästen unterbrochen. Am 4. Juni brach man von Terki mit neugedungenen Fuhrleuten zu dieser Fahrt auf. Eine große Karavane persischer, türkischer, armenischer und andrer Kaufleute gesellten sich dem holsteinischen Zuge, so daß gegen zweihundert Wagen zusammen kamen. Das Ungemach des

Weges wurde durch Brüggemann's Härte zur höchsten Noth gesteigert. Er hatte nur sich und einige Auserwählte mit Speisen und Getränk bedacht, für die Uebrigen waren nur die spärlichsten, zum Theil verdorbenen Lebensmittel und gar kein Getränk mitgenommen. Nachdem die Reisenden am 5. über den Fluß Kisilar gesetzt; und nun weder Fluß noch Quelle mehr kam, wurde der Wassermangel mit jedem Tage qualvoller. Die große Hitze in Sand und Staub, die Schwüle bei den Morästen und Pfützen, die unendlichen Fliegen, Mücken und Bremsen, waren für Menschen und Thiere ein unsägliches Leid. Erst am 14. Juni, nach den größten Drangsalen, gelangte man unfern von Astrachan zu der Wolga, deren Wasser endlich den Durstigen einen langersehnten frischen Labetrunk gewährte. Flemming schildert sein ausgestandenes Leid und die genossene Erfrischung mit folgenden Zeilen in dem Gedicht an Grahmann:

— — „Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel,
Der Trunk zerschmelztes Salz, das Essen fauler Schimmel.
Wie nah hatt' uns doch da nicht gänzlich umgebracht
Bei Tage Hitz' und Durst, die Mücken bei der Nacht!
Verzeih mir's, Evian, dem sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolgen zwar, als ich ihr Ufer sah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
Aus ihrer süßen Hand! Ich schwöre bei den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren besten Mahlen,
Der schlechte trübe Trunk durchginge mir das Blut,
Mehr als dem Diespiter sein bester Nektar thut!"

Der Aufenthalt zu Astrachan dauerte fast acht Wochen. Brüggemann trieb während dieser Zeit sein arges Wesen beinah toller als zuvor. Dem Prediger Salomon Petri, dessen scharfe Bußpredigten er auf sich bezog, hatte er schon früher die Amtskleider abreißen lassen, und niemand wagte sie durch andre zu ersetzen; derselbe mußte daher Predigt und Abendmahl zum allgemeinen Aergerniß in Schlafhosen halten. Allein noch schlimmere Tücken sann jener aus. Er

wollte von hier mit wenigen Begleitern allein zu Lande nach Holstein abreisen, und Kruse'n mit allen Uebrigen zurücklassen, die dann sehn könnten, wie sie nachkämen. Doch Alexei Sawinowitsch, dem er den Anschlag vertraute, rieth ihm davon ab, und gab den Andern von dem Streich, der ihnen zugedacht, warnende Nachricht, damit es ihnen nicht etwa gar erginge, wie dem französischen Gesandten, den sein Gefährte nach Sibirien befördert hatte. Nach diesem den Holsteinern erzeigten Dienste reiste Alexei nach Moskau voraus, aber noch von unterwegs kam die Nachricht seines unglücklichen Todes, er hatte in Nisen-Naugart erfahren, daß er in Ungnade gefallen sei, und wegen einiger in Persien begangenen Dinge zur Verantwortung gezogen werden solle, hierüber außer Fassung hatte er Gift genommen, und so geendet. Brüggemann seinerseits konnte unmöglich ruhen, und fühlte wohl, daß er den Angelegenheiten, wenn für ihn nicht alles verloren sein solle, eine außerordentliche Wendung geben müsse. Als daher am 25. Juli mit einer russischen Karavane aus Moskau ein Deutscher, Namens Andreas Reußner, der mit Empfehlungsbriefen des Herzogs von Holstein nach Persien wollte, in Astrachan eintraf, suchte er diesen für seine Zwecke zu benutzen. Er zog denselben in's Vertrauen, blendete ihn mit Versprechungen, und nachdem sie zusammen insgeheim alles berathen und abgeredet, ging Reußner, statt nach Persien, am 5. September mit einigen Leuten und den Pferden der Gesandten voraus nach Moskau, und von da nach Holstein zurück, um dort alles nach Wunsch einzuleiten. Unterdeß war am 6. August der früher so sehnlichst herbeigewünschte persische Gesandte, Imamkuli Sultan, auch in Astrachan erschienen. Er war ein Mann von siebzig Jahren, aber noch sehr rüstig, so daß er sich auch mit einer nagaischen Jungfrau versah, die er von ihrem Bruder, einem tatarischen Fürsten, der grade in Haft saß, für hundertsechsunddreißig Thaler zu seinem Weibe erkaufte. Zwei tatarische Mädchen von zehn und sieben Jahren, welche die Strelitzen zum Kauf anboten, kaufte Brüggemann für fünfundzwanzig und sechszehn Thaler, in der guten Absicht, sie der Herzogin von Holstein zu übergeben, durch deren Fürsorge beide

späterhin christlich unterrichtet und getauft wurden. Während der Muße in Astrachan, inzwischen Andere sich erholten, wurde Grahmann von einer heftigen Krankheit befallen; seiner Genesung dichtete Flemming ein schönes Lied. Ueberhaupt hatte dieser für seine Dichtung hier eine reiche Blüthenzeit. Das große Gedicht an Grahmann, worin der Verlauf und die Merkwürdigkeiten der Reise mit lebhafter Anmuth geschildert sind, ist in Astrachan verfaßt, und am Tage vor der Abreise beendigt; wir haben mehrere Stellen daraus früher mitgetheilt. Auch ein schönes Gedicht an den Herzog Friedrich von Holstein ist aus dieser Zeit. Aber auch eine große Trauernachricht sollte den Dichter hier anregen. In Astrachan erfuhr er den Tod des ersten deutschen Dichters jener Zeit, des bewunderten und geliebten Martin Opitz von Boberfeld; vier Sonette bezeugen den Eindruck, welchen diese Nachricht auf ihn machte, die ihn angstvoll fragen läßt, was denn nach solchem Verluste dem Vaterlande, von dem er in fünf Jahren fast nichts gehört, noch übrig sei? Ein edles Selbstgefühl heißt ihn zwar bei der Trauer der deutschen Musen sagen:

„Kömmt ein Olivenzweig aus Persien nicht wieder,
So steht ihr Lorbeerwald in seiner letzten Noth."

Aber dennoch bekennt er sich zu schwach, den Abgeschiedenen würdig zu erheben, dazu bedürfe es, sagt er, eines Opitz selbst.

Von Astrachan reiste man, von einem russischen Pristaff begleitet, auf zwei daselbst gekauften großen Kähnen am 7. September ab, und schiffte die Wolga hinauf. Der persische Gesandte kam mit seinem Gefolge auf drei Kähnen nach. Die Fahrt ging mit Ruderkraft langsam vor sich. Am 24. September wurde Sariza, am 6. Oktober Saratoff, und nach überstandenem Sturm und großer Gefahr am 24. Samara erreicht. Am 4. November fiel Brüggemann's Namenstag ein, und wurde vor Tetus, oder wie Flemming die Stadt nennt Teutuscha, auf beiden Schiffen mit Abfeuerung des Geschützes gefeiert. Flemming dichtete dem Tag

ein Lied, vielleicht konnte er es nicht ablehnen, vielleicht auch wollte er selbst. Das Gedicht ist merkwürdig durch freie, kühne Lebhaftigkeit, und sichres, mildes Maß. Die Gedanken und Bilder streifen hart an die unseligen Beziehungen und Verhältnisse, welche Allen vor dem Sinne schweben mußten, aber sie lenken jedesmal ein, bevor sie in Vorwurf oder in Schmeichelei überzugehn brauchen, vielmehr wenden sie sich zum Entschuldigen und Versöhnen. So heißt es:

„Uns soll die verhoffte Zeit
Zwischen Scherz und Lust verfließen,
Den Tag wollen wir beschließen
In vertrauter Einigkeit;
Und bei Euren reichen Giften
Eine neue Freundschaft stiften.

Komus hat den Preis der Kraft,
Daß er auch den Zorn der Götter
Stillt und sterbt: und freundlich Wetter
In der Menschen Herzen schafft,
Die sich oft um etwas hassen,
Und bald bessre Sinnen fassen."

Aber auch wird bedeutend ausgesprochen:

„Tugend ist das höchste Gut;
Mißgunst, deine tausend Rachen
Sollen niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden.

Blut das regt und legt sich bald,
Welches wohnt in edlen Adern,
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern.
Pöbel mißbraucht der Gewalt.
Fürsten nur und großen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen können."

Zuletzt bringt die geistreichste Wendung, statt der Gesundheit des Gesandten, die denn doch dem Liede nicht recht anstehn mochte, die des Herzogs von Holstein aus:

„Fangt denn an, Herr, aufzustehn,
Laßt die Schiff' erschall'n, und Trauben
Recht auf Holsteins guten Glauben
Rund um unsre Tafel gehn, —
Bis nicht einen mehr wird dürsten, —
Auf Gesundheit unsres Fürsten!“

worüber denn jeder nur Befriedigung zu empfinden und niemand zu rechten hat. In gleichem Sinne beziehungsreich und mahnend ist ein zweites Gedicht auf denselben Namenstag in didaktischen Alexandrinern verfaßt. Zwei Tage darauf, am 6. November, gelangte man vor Kasan, wo alsbald wieder böse Händel anfingen. Der Woiwode war unfreundlich gesinnt, auf Anstiften, wie man sagte, der russischen Kaufleute, welche dem holsteinischen Unternehmen überhaupt entgegen waren; er schickte unter andern auf das Schiff Brüggemann's, und ließ fragen, welcher unter ihnen der Gesandte und welcher der Kaufmann wäre? Brüggemann, höchst aufgebracht, machte ein bekanntes Stückchen, zog den Frager beim Arm, und fügte erläuternd hinzu: „Sage dem Woiwoden, ich bin ein Schweintrecker!“ Unter allerlei Unannehmlichkeiten mußte man hier fünf Wochen verweilen, weil das Eis auf den Flüssen die Schiffahrt zu hindern anfing, und der Schnee zur Schlittenbahn noch nicht häufig genug gefallen war. Die Holsteiner konnten selbst für schweres Geld ihre Bedürfnisse kaum erlangen, und Brüggemann vermehrte den Verdruß durch die geringe und sparsame Beköstigung, mit der sich Alle, die nicht mit ihm speisten, begnügen mußten.

Am 13. Dezember ging es von Kasan auf sechszig Schlitten weiter, den 21. gelangte man nach Nisen-Naugart, den 29. nach Woladimer, und am 31. nach Rubossa, einem Dorfe acht Meilen vor Moskau, wohin der Pristaff vorausging, um des Zars weitere Befehle zu vernehmen. Brüggemann wurde hier sehr unruhig, und trieb sein Toben und Schelten gegen seine Begleiter auf's äußerste; ohne Veranlassung drohte er Einigen, er werde ihnen, wenn er an die Gränze käme, Nasen und Ohren abschneiden. Er schien keine andre Absicht dabei zu haben, als die Leute so zu schrecken, daß sie davon-

ließen, und dann nie mehr wagten, sich in Gottorff blicken zu lassen, oder doch nur im nachtheiligsten Scheine dieses Vergehns dort auftreten könnten. Indeß that ihm niemand den Gefallen, sondern nach so langem Ausharren dünkte auch fernere Geduld das Beste. Am 2. Januar 1639 wurde die Gesandtschaft feierlich nach Moskau eingeholt. Man fand die mit Reußner abgegangenen Leute und Pferde daselbst vor, er selbst aber war nach Holstein geeilt. Im Laufe des Januars hatten die Gesandten beim Zar zwei geheime Audienzen, in welchen die früheren Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, doch wie sich weiterhin ergab, mit wenig Erfolg, weil die Russen Forderungen und Bedingungen machten, in deren Bewilligung die Holsteiner entweder ihre Unkunde oder doch die übertriebenen Vorstellungen verriethen, von welchen sie ausgegangen waren. Was Brüggemann, der auch diesmal wieder eine geheime Audienz für sich allein verlangte und erhielt, noch insbesondre verwirrt und verdorben haben mag, sei dahingestellt. Er fand sich in seinen eignen Geweben so umstrickt, daß er jedes Mittel ansprach, um sich herauszuhelfen, aber so verblendet schon, daß er nur stets tiefer hinein gerieth. Wegen eines Erbfalls wünschte Uechtritz für sich allein nach Deutschland vorauszueilen, aber Brüggemann versagte durchaus seine Zustimmung, bis ihm einfiel, jenen selbst, dessen Aussagen er fürchtete, zum Werkzeuge seiner Ränke zu gebrauchen. Er machte demselben die Bedingung, einzig von ihm Briefe nach Deutschland mitzunehmen, die der Andern aber ihm selbst insgeheim abzuliefern. Uechtritz, der gern fort wollte, ging mit Kruse zu Rath, was er dabei thun solle? Man kam überein, er solle scheinbar in die Sache eingehn. Brüggemann wurde völlig überlistet, Uechtritz nahm die ächten, inhaltreichen Briefschaften von Kruse, Olearius und Andern wohlbewahrt mit, und ließ dem Falschgesinnten unbedeutende, für ihn bereitete, zurück. Dieser mußte wohl erkennen, daß die wenigen nichtssagenden Blätter nicht das Ergebniß der tagelangen Arbeit so vieler Hände, die er mit Schreiben beschäftigt gesehn, sein konnten, aber da Uechtritz die Ablieferung aus gültigen, von Brüggemann hochgebilligten Gründen, bis zum letzten Augenblicke,

ja erst bis außerhalb der Stadt aufgeschoben hatte, so war er, als jener des gespielten Streichs inne wurde, schon weit voraus in Sicherheit vor aller Rache. Brüggemann wurde hierauf nur noch unleidlicher; doch das Ziel war schon abzusehn, welches seinem Unwesen bevorstand. Auch für die Gesandten kam endlich die Zeit der Abreise; die russischen Soldaten, die mit in Persien gewesen, wurden ausgezahlt und entlassen, der Zar gab am 23. Februar eine öffentliche Abschiedsaudienz, und nachdem der persische Gesandte am 7. März nach Liefland vorausgegangen, reisten auch die Holsteiner, in Begleitung ihres Pristaff, einiger Strelitzen und vieler Deutschen, die sich anschlossen, am 15. März auf guter Schlittenbahn dahin ab. Flemming hatte in Moskau zwar auch einiges gedichtet, hauptsächlich aber seine früheren Gedichte zur Herausgabe zusammengestellt, welche von Gönnern und Freunden mit antheilvollen, glückwünschenden Lobsprüchen lebhaft begehrt wurde.

Ueber Twer, Tarsok und Groß-Naugart gelangte man in schneller Reise glücklich am 24. März über die russische Gränze nach Ingermannland; Grahmann, zu einem vornehmen Kranken in Liefland berufen, wurde nach Reval vorausgesandt, wohin Olearius, von einem Fieber befallen, ihn begleiten durfte. Die Gesandten mit dem übrigen Gefolge kamen den 31. März nach Narva, brachten vom 8. April vier Tage auf dem Hofe Kunda zu, mit dessen Bewohnern, der Familie Möller, die vielfachen Bande der Freundschaft theils schon geknüpft waren, theils noch geknüpft werden sollten, und trafen am 13. in Reval ein, wo sie vom Rathe bestens empfangen wurden. Hier wandte sich Brüggemann's Verfolgung wieder so heftig gegen Olearius, daß dieser endlich davonzugehn beschloß, und gleich am 15. April ein im Hafen segelfertig liegendes Schiff bestieg, durch welches er glücklich nach Gottorff gelangte, wo er am Hofe ruhig die Heimkehr der Andern abwartete. Brüggemann, der mit allen seinen Anschlägen nur immer schlechter fuhr, war jetzt dahin gebracht, daß er nichts mehr zu gewinnen sah als Zeit, in der leeren Hoffnung, daß vielleicht noch etwas zu seinen Gunsten sich ereignen könnte. Er verhinderte demnach den

Aufbruch von Reval drei Monate lang, welche Zeit seine Begleiter denn so gut als möglich in Lust und Freuden zubrachten. Kruse verheirathete sich hier mit Maria Möller, mit welcher er sich während des früheren Aufenthalts verlobt hatte, Grahmann mit Elisabeth Fonnen, einer Rathsherrntochter, Arpenbeck mit Brigitte von Acken. Flemming aber verlobte sich am 8. Juli mit Anna Niehusen, einer Tochter des Aeltermanns und vornehmen Kaufherrn Heinrich Niehusen, der jüngsten von dreien Schwestern, deren ältere bereits an Salomon Mathias und Nikolaus von Hövel verheirathet waren. Diese Namen werden durch Flemming's Gedichte gefeiert, und darum auch hier genannt. Aus der großen Anzahl der schönsten Liebeslieder und Sonette, in welchen der Dichter seine Empfindungen bald vielen wechselnden Namen, bald auch keinem bestimmten verknüpft, diejenigen alle mit Sicherheit anzugeben, welche eigends der gewählten Braut gewidmet worden, ist jetzt wohl nicht mehr möglich. Doch gehören ohne Zweifel hieher vier Sonette, von welchen das erste, dreien Schwestern gewidmet, dieselben als die Keusche, die Schöne und die Fromme sondernd unterscheidet, worauf drei folgende Sonette, den so Bezeichneten besonders gewidmet, jede einzeln wieder in die Gemeinschaft dieser Beinamen nur herrlicher zurückführt. Noch einige andre Sonette, so wie auch manches reizende Lied, dürfte man am liebsten dieser Zeit zuschreiben wollen.

Nachdem Brüggemann so thöricht als vergebens irgend eine Glückwendung erharrt, durch deren Hülfe er in Gottorff noch vortheilhaft und dreist aufzutreten im Stande wäre, mußte er sich endlich, da nichts anderes übrig blieb, denn doch zur Weiterreise bequemen. Drei Tage nach Flemming's Verlöbniß, am 11. Juli, ging die holsteinische Gesandtschaft, zugleich mit dem persischen und einem russischen Gesandten auf vier Schiffen von Reval unter Segel, gelangte am 23. glücklich nach Travemünde, und von hier zu Lande am 1. August nach Gottorff. Der Herzog, von den wesentlichen Dingen bereits unterrichtet, konnte zwar mit dem Erfolg und der theilweisen Führung des Unternehmens keineswegs ganz befriedigt sein, doch seine Hoffnungen wurden genug belebt,

um weitere Plane für die Zukunft vorzubehalten, und die großen Anstrengungen und Kosten durften ihm, als am 8. August der persische und der russische Gesandte in Gottorff feierlich einzogen, durch diese wundervolle Begebenheit schon hinlänglich vergolten dünken.

Flemming verließ Gottorff, und begab sich fürerst nach Hamburg, wo sein Schwager Johann Brandt die Stelle eines Bürgermeisters bekleidete, und auch er selbst sich niederlassen wollte. Aus dieser Zeit findet sich nur ein einziges Gedicht von ihm, worin er gegen einen Freund klagt:

„Rubella die ist todt, Parthenie begraben,
Die theure Basile will anderweit sich laben;
Und mein Herz, Amnien, die seh' ich nicht um mich!"

Daß er unter Amnia die geliebte Braut meint, ergiebt sich aus andern Zeilen. Er reiste hierauf nach Holland, und nahm auf der Universität Leiden mit großem Ruhme die Würde eines Doktors der Arzneiwissenschaft an, kehrte als solcher im Frühjahr 1640 nach Hamburg zurück, und bereitete sich zu seiner bürgerlichen Laufbahn. Seine bevorstehende Heirath, die Herausgabe seiner gesammelten Gedichte, und der Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit, durften ihm die heiterste Aussicht auf die nächste Zeit eröffnen. Doch die ausgestandenen Drangsale jenes sechsjährigen Reisezugs, die Anstrengungen und Entbehrungen, die verschiedenen Himmelsstriche und Lebensweisen, selbst der Unmuth und Verdruß, welchem er während des langen Zeitraums ausgesetzt gewesen, hatte seine Gesundheit untergraben. Eine Krankheit, die vielleicht durch geistigen Lebensreiz und gesteigerte Gemüthskraft bis dahin zurückgehalten worden, brach alsbald nach seiner Rückkunft heftig aus, und er fühlte gleich, daß es um ihn gethan sei. Den Tod hatte er stets mit Heiterkeit betrachtet, seine Schrecken in frommen und erhabenen Gedanken ausgelöscht, ihm in Dichtung und im Leben oft muthig in's Auge gesehn. Auch jetzt brachte derselbe ihm weder Schrecken noch Sorge, noch andre Stimmung und Beschäftigung, als die ihm bisher lieb und gewohnt gewesen. Dichtend nahm

er Abschied von der Welt in folgender Grabschrift, die seinen ganzen Lebensgehalt noch einmal frisch zusammenfaßte:

„Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich.
Des Glückes lieber Sohn. Von Aeltern guter Ehren.
Frei; meine. Kunnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreißt. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies alles wird verstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab,
Sonst alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
An mir ist minder nicht, das lebet, als mein Leben."

Das Sonett ist vom 28. März; nach vier Tagen war er schon dahingerafft. Er starb am 2. April 1640 zu Hamburg, in der Blüthe des Lebens, noch nicht einunddreißig Jahr alt.

Von Flemming's Aeußerem ist uns kein Bild erhalten, wir ersehen nur aus Stellen seiner Gedichte, daß er klein von Person und keineswegs häßlich war, in seinem Wesen freudig und theilnehmend, eine gefällige, willkommene Erscheinung, liebevoll und geliebt in jedem Kreise. Dichterischer und sittlicher Karakter, welche im tiefsten Grunde stets in einanderfließen, sind bei ihm bis in die letzte Aeußerlichkeit des Dichtens und Thuns innig vereint, und ihm fehlt keine der schönen Eigenschaften, welche den wahren Dichter und edlen Menschen auszeichnen. Sein Leben zeigt reine, frische Jugendfülle in klarer, kräftiger Stellung zur Welt; die Dichtung reinigt und erhebt alles was ihn umgiebt, und was er thut. Ein heller, überschauender Geist, ein entschiedener Verstand und unverzagter Muth, leiten seine reiche Einbildungskraft. Er war gereift auf zwiefachen Wegen; zuerst auf dem der wissenschaftlichen Bildung, nicht nur die frühe

vertraute Bekanntschaft der alten Griechen und Römer verbindend mit ausreichender Kunde der Neuern, wie er denn aus der italiänischen, französischen und holländischen Sprache manches übersetzt hat, sondern auch den reichen Ertrag damaliger Naturwissenschaft, wie derselbe sich in der Arzneikunde zusammenstellt, lebendig umfassend; der zweite Weg war der einer großen Welterfahrung, erworben inmitten der Zustände und Bewegungen des schrecklichsten Krieges im zerrütteten Vaterlande, und der fremdesten Begegnisse und Anschauungen auf weiter Fahrt zum Orient. Alle Gaben der inneren Gemüthswelt, der Seele und des Herzens, waren ihm in Freundschaft und Liebe und in jeder andern regen Theilnahme zum schönsten Genusse geworden. Mit so reichem Inhalt konnte sein Leben sich früh vollenden, und der frühzeitige Tod dasselbe nur als ein abgeschlossenes hinnehmen, nicht stören. Was hätte er länger leben sollen? Das Geschick ruft seine Begünstigten auf zweierlei Art hinweg, als Jünglinge oder als Greise; den traurigsten Tod, den des mittleren Alters, ihnen ersparend oder umgehend. Der Karakter von Flemming's Dichtung ist gesunde, frische Kraft. In dieser zeichnet er sich vor allen Dichtern seiner Zeit, selbst vor dem sonst ihm so sehr vorgezogenen Opitz aus, und stellt sich darin den besten Dichtern aller Zeiten gleich. Was Wilhelm Müller als Jugendfehler an ihm rügt, ein häufiges Uebernehmen im Fluge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein Ueberspannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Versinnlichen in vergleichenden Darstellungen, und ein Haschen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italiänern, die es am weitesten damit getrieben haben, concetti nennt, dies alles muß zugestanden werden, trifft aber nicht bloß Flemming allein, sondern seine ganze Zeit, darf in ihm vielleicht insbesondre noch an den Orient erinnern, und hängt überhaupt mit seinen besten Eigenschaften zusammen, die denn doch nicht selten auch ohne solche Beimischung im reinsten Glanze strahlen. Was seine Sprache insbesondere betrifft, so ist sie höchst lebendig, rasch, wallend,

üppig, an neuen, kühnen, auch seltsamen, doch meist glücklichen und wohlgefügten Wendungen und Ausdrücken reich; was darin veraltet, und durch veränderten Gebrauch jetzt anstößig ist, darf ihm nicht zum Vorwurf gerechnet werden, wir müssen uns um zweihundert Jahre zurückversetzen, um ihn zu würdigen, und dann werden wir finden, daß er noch weit genug über seine Gegenwart hinaus in die unsrige herüberragt. Wie viel ihm aber auch die deutsche Sprache verdanken möge, so war sie selbst ihm doch schwerlich jemals Gegenstand bestimmter Absicht, er ist nie gesucht und gelehrt in ihrer Behandlung, er bedient sich dessen, was sein Genius in ihr findet und hervorruft, aber nur weil es ihm von selbst so kommt; hierin wie in der hellen, runden, gegenständlichen Art seiner Lieder, der Jünglingsdichtung Goethe's auffallend verwandt.

Flemming's Gedichte wurden nach seinem Tode in der von ihm selbst bereiteten Sammlung durch seinen Schwiegervater Heinrich Niehusen herausgegeben, und erschienen zu Jena im Jahre 1642 in Oktav. Sie sind, nach ihrer Form, in poetische Wälder, Oden, Ueberschriften und Sonette, und diese Abtheilungen, nach dem verschiedenen Inhalt, wieder in besondre Bücher geordnet. Die Zueignung des Ganzen an den Herzog von Holstein, der einzelnen Bücher aber an werthe Gönner und Freunde, hatte der Dichter selbst noch aufgesetzt. Ein angehängtes Verzeichniß nennt eine bedeutende Anzahl, theils auf den Reisen abhanden gekommener, theils noch in Händen guter Freunde befindlicher Gedichte, deren Einhändigung an den Verleger zum Behuf künftiger Ausgaben erbeten wird, welches aber fruchtlos geblieben sein muß, da spätere Abdrücke nur dieses Verzeichniß wiederholen. Eine angekündigte Herausgabe der gesammelten lateinischen Gedichte Flemming's ist unterblieben. Die Bibliothek zu Wolfenbüttel verwahrt eine Anzahl derselben in Flemming's eigner Handschrift. Nur Epigrammata latina antehac non edita gab Olearius in Druck; sie erschienen im Jahre 1649 in Oktav, zugleich in Hamburg und in Amsterdam. Die Ausgabe der deutschen Gedichte Jena 1652 wird für eine der besten gehalten, obwohl sie an Druckfehlern und ungleicher

Wortschreibung ungemein leidet. Zu bemerken ist noch, daß der Name auf dem Titel, sowohl dieser Sammlung, als der früher einzeln erschienenen Gedichte mit zwei M, im Buche selbst aber, so wie auch bei Olearius, überall nur mit Einem M geschrieben ist, doch jene Schreibart ohne Zweifel als die richtigere gelten muß. Durch Auswahl und Auffrischung die Gedichte Flemming's in die neuere Lesewelt wieder einzuführen, ist häufig versucht worden; durch Zachariä, Böhlendorf, Matthisson, Gustav Schwab, und neuerlich am gelungensten durch Wilhelm Müller. Aber wer ihn recht genießen will, darf die Mühe nicht scheuen, ihn in seiner alterthümlichen Gestalt aufzusuchen. Seinem Andenken hat August Wilhelm von Schlegel zwei treffliche Sonette gewidmet, welche hier billig einen Platz finden.

An Flemming.

I.

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren,
Der du durch Schiffbruch, Wüstenei'n, Barbaren,
Fast bis zum Bett der Sonne hingedrungen.

Du ließest, wo kein deutscher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoesie sich offenbaren,
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Gesang verherrlichend bezwungen.

Du warst der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutschland, Friede wünschend, aus der Wolgen
Auf Kaspiens Fluth gesendet zu den Persen.

Doch als auf dich der Heimath Musen schauten,
Und du zurückkamst, ihnen rasch zu folgen,
Da stach der Tod dich neidisch in die Fersen.

II.

Dem frühen Schicksal ist sein Raub entronnen,
Denn Flemming's Lieder werden ewig leben,
Wie kühn sie auch der Kunst Geleis' entschweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingesponnen.

Es drängt sich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das inn're Streben:
Aufbrausend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.

Das Vaterland, die Drangsal wüster Zeiten,
Der Freunde Freundschaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten

Besingt er wechselnd mit gleich regem Triebe.
Ob seine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutscher Art gediegen bliebe.

Wir können diesen Abriß nicht beenden, ohne noch vorher die weiteren Schicksale der vornehmsten Gefährten Flemming's mit einem Blicke zu betrachten. Zuvörderst haben wir von Brüggemann Nachricht zu geben. Bis zum Ausbruche seines endlich ihn ereilenden Geschicks übte er in gewohnter Weise Verrath und Arglist. Einem Armenier Gregori, der ihm vertraute, daß er seinen harten Herrn, den persischen Gesandten, verlassen wolle, gab er Beifall und Rath zu seinem Vorhaben, ging aber heimlich zu dem Perser, und gab jenen an, der indeß dem gelegten Fallstricke noch glücklich entging. Nachdem jedoch der persische und der russische Gesandte wieder abgereist waren, wurde gegen Brüggemann eine förmliche Untersuchung eingeleitet. Zuerst kamen die vielfachen und wiederholten Beleidigungen zur Sprache, die er sich, besonders gegen Olearius, erlaubt hatte. Er wurde durch richterlichen Spruch zum öffentlichen Widerrufe seiner Schimpfreden und Verläumdungen verurtheilt. Hierauf aber sollte er Rechnung ablegen von den ihm anvertrauten Geldern, und sich auch wegen andrer Anschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, verantworten. Man sagte von ihm, er habe die holsteinische Angelegenheit überhaupt nur als Nebensache betrieben, und sei nur darauf ausgegangen, für seinen eignen Vortheil eine große Summe Geldes dem Schach von Persien abzulocken, unter der Vorspiegelung, die persischen Truppen auf europäischen Fuß anzuordnen. Man ließ ihm alle Zeit zu seiner Vertheidigung, allein ihm konnte nichts mehr heraushelfen, er wurde überführt, viele Gelder unter-

schlagen und falsche Rechnung abgelegt, die Herzoglichen Schreiben erbrochen und gefälscht, bei den fremden Höfen unwahre Dinge vorgestellt und seine Vollmacht weit überschritten zu haben; wegen aller dieser Veruntreuungen und Staatsverbrechen wurde er von dem Kriminalgerichte zu Schleswig am 2. Mai 1640 zum Strange verurtheilt, welche Strafe jedoch der Herzog, aus besonderer Gnade, in die des Schwertes verwandelte. Drei Tage darauf, nachdem noch Olearius bei ihm gewesen, und sich mit ihm versöhnt hatte, empfing er auf dem Richtplatze, reuig und bußfertig, jedoch standhaft und entschlossen, den Todesstreich. Man wandte das Distichon auf ihn an:

Disce meo exemplo mandato munere fungi
Et fuge ceu pestem τὴν πολυπραγμοσύνην.

Kruse ging später in schwedische Dienste, wurde unter dem Namen von Krusenstierna in den Adelstand erhoben, und zum Generaldirektor des Handelswesens in Esthland und Ingermannland mit ausgedehnten Vollmachten eingesetzt. Olearius blieb in holsteinischen Diensten, und wurde im Jahre 1643 nochmals nach Moskau gesandt; seine fleißig ausgearbeitete Reisebeschreibung und die mit gründlicher Sprachkenntniß gemachte Uebersetzung des persischen Rosenthals und Baumgartens von Saadi haben ihm bleibenden Ruhm verschafft. Grahmann wurde des Zars Alexei Michailowitsch Leibarzt, und lebte noch lange Zeit in Moskau, sehr glücklich in seinen Kuren, und mit dem reichsten Einkommen. Mandelsloh, nachdem er tief in Indien eingedrungen, kehrte im fünften Jahre, um Afrika herumschiffend, über England und Holland nach Holstein zurück, ging darauf in französische Kriegsdienste, und starb zu Paris an den Kinderpocken im Jahre 1644 erst achtundzwanzig Jahr alt. Die schätzbare Beschreibung seiner Reise hat Olearius ergänzt und herausgegeben, auch demselben, früherer gegenseitiger Verabredung zufolge, ein poetisches Ehrengedächtniß gesetzt. Uechtritz blieb als Kammerjunker am holsteinischen Hofe zu Gottorf; eine kurze Reisebeschreibung, die er verfaßt, gab gleichfalls Olearius heraus. Imhoff scheint nach Nürnberg zurückgekehrt zu sein,

wie schon früher eben dahin der Patrizier Pöhmer. Grünewald, Patrizier aus Danzig, der schon früher große Reisen nach Ost- und Westindien ausgeführt hatte, starb noch auf der Heimkehr in Moskau. Der Schiffer Cornelius Clausen ging als Ingenieur in des Zars Dienste, und gab der Stadt Terki in Tscherkassien neue Befestigung. Der Schiffer Cordes, der in Ispahan zurückgeblieben war, starb auf einem englischen Schiffe, auf dem er nach Europa reisen wollte. Was aus Bernulli geworden, finden wir nicht angezeigt. Die große Unternehmung selbst, welche so viele Menschen in Bewegung gesetzt, und so viele Lebens- und Todesgeschicke in weiter Ferne wie in der Nähe bedingt hatte, blieb ohne Frucht; die so mühsam und kostspielig angeknüpften Fäden rissen bald wieder ab, da bei dem zwischen Rußland und Persien schon bestehenden Verkehr für die Holsteiner höchstens der Gewürzhandel mit Indien übrig blieb, und sowohl Russen als Schweden übergroßen Vortheil von dem neuen Handelsbetrieb vorausbegehrten, auch selbst die Perser, nach dem Berichte ihres aus Holstein zurückgekehrten Gesandten, die Macht und Hülfsmittel des Herzogs von Holstein für zu gering hielten, ein so weitaussehendes, großes Geschäft auf die Dauer durchzuführen. Die politischen Plane, welche sich den Handelsabsichten verknüpft hatten, vermochten noch weniger in die Wirklichkeit einzudringen, und verloren sich schnell, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Nachtrag.

Der russische Fürst A. Labanoff ließ in Paris im Jahre 1828 ein Sendschreiben an den damaligen Herausgeber der Zeitschrift le Globe drucken, worin die Angaben über den hier erwähnten Karl von Talleyrand berichtigt wurden. Der Verfasser der Biographie Flemming's antwortete hierauf durch folgenden Brief an denselben Herausgeber Hrn. Dubois.

A M. le rédacteur du Globe.

Berlin, juin 1828.

M. le prince A. Labanoff, dans la lettre qu'il vous a adressée au sujet d'un article sur mes Monumens biographiques, prouve d'une manière irrécusable, que Charles de Talleyrand, dont parle Oléarius dans sa relation du voyage de Moscovie, n'a pas été, comme l'a prétendu cet auteur, ambassadeur du roi de France, mais bien du prince de Transylvanie, et que déjà il avait cessé de l'être, par la mort de ce prince, à l'époque où il fut relégué en Sibérie par le tzar Michel Féodorowitch, auquel on l'avait signalé comme conspirateur contre le salut de l'état. Les recherches aussi heureuses que scrupuleuses de M. le prince Labanoff ne laissent plus subsister à cet égard le moindre doute, et l'erreur d'Oléarius est manifeste. Elle est d'ailleurs facile à expliquer. Talleyrand était français, il avait été agent diplomatique, le roi de France avait intercédé pour lui auprès du tzar, rien de plus naturel que de lui supposer, vû ces antécédens, une mission française, et peut-être lui-même, d'après l'observation très-juste de M. le prince Labanoff, n'était-il pas empressé d'en éloigner l'apparence.

Oléarius a été mon guide principal pour la biographie du poète Flemming, son compagnon de voyage et son ami, et il l'a dû être encore pour ce fait particulier, qui d'ailleurs n'entrait dans mon livre que sous le rapport de l'impression un peu sinistre que dût faire la rencontre du singulier personnage diplomatique sur des voyageurs qui entraient dans un pays, d'où lui-même sortait après une captivité de trois ans. J'avoue franchement que l'autorité d'Oléarius à ce sujet ne m'a point paru affaiblie par l'opinion de Voltaire, qui, dans son histoire de Pierre le Grand, a cherché à le refuter par un raisonnement plus spécieux que solide. Ce n'est que par la lettre authentique de Louis XIII, publiée aujourd'hui par

M. le prince Labanoff, que l'affaire s'éclaircit complètement, et que chacun des deux auteurs est rectifié pour sa part: Oléarius, pour avoir donné à Talleyrand la qualité d'ambassadeur français, Voltaire, pour avoir soutenu qu'il n'avait eu aucune mission.

Reconnaissant le fait comme il est maintenant établi, et sans vouloir en aucune manière discuter ici une question des plus délicates du droit des gens, je me permets seulement d'observer, que l'inviolabilité des agens diplomatiques, telle que parait l'admettre M. le prince Labanoff, pourrait bien ne pas suffire à fixer le résultat qu'il a en vue. Car, s'il est incontestable, que l'inviolabilité d'un ambassadeur ne s'éteint pas entièrement avec ses fonctions, mais s'étend au-delà, et doit en tout cas lui assurer encore un libre retour dans son pays, de l'autre côté, l'histoire même très-moderne prèsente plusieurs exemples, où des gouvernemens des plus considérés ont cru être dans leur bon droit en ôtant ce privilège aux ambassadeurs coupables, ou prévenus de trahison. Aussi Oléarius lui-même ne qualifie-t-il nulle part la détention de Talleyrand de violation du droit des gens.

Je ne pense pas, au reste, que l'honneur national soit bien vivement intéressé à repousser des accusations de ce genre, relativement à des faits aussi éloignés, et qui n'ont plus aucune liaison directe avec nous. L'honneur des nations et des gouvernemens repose sur leur marche générale vers le grand but d'un développement physique et moral toujours croissant, et non sur des faits isolés; s'il s'en trouve toujours de ces derniers, qu'on ne saurait justifier, il n'en faut pas moins les mettre à leur place tels qu'ils sont. Chaque génération d'ailleurs n'est responsable que de ce qui lui appartient par elle-même. Sous ce rapport la Russie actuelle n'a rien à envier à l'ancienne Moscovie.

Varnhagen d'Ense.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Der Dichter und der Staatsmann, in mancher Hinsicht einander äußerlich entgegengesetzt, stehen gleichwohl in so verwandten inneren Bezügen, daß ihre wirkliche Verbindung stets, für beide mit gleichem Vortheil, in höherem Lebensreiz erscheint. Besonders der diplomatische Beruf, welchem gemeine Naturen meist nur thörichte Klugheit und eitlen Genuß abgewinnen, verbindet in edleren sich gern mit der Pflege schöner Kunst und geistreicher Bildung, dem würdigsten Elemente der Staatsgeselligkeit, als welche jener Beruf in letzter Ansicht doch immer sich darstellen muß. Unter den vielen Beispielen, welche das Vaterland uns von solchen Verbindungen giebt, ist nicht leicht eines berühmter, als das des Dichters, dessen Namen die Ueberschrift nennt, und dessen Ruhm allerdings nicht seinem Talent allein, sondern hauptsächlich der Verbindung, in der es erschien, so günstig entstiegen ist, daß noch jetzt um des Dichters willen wir den sonst vergessenen Staatsmann in ihm zu berücksichtigen haben.

Friedrich Rudolf von Canitz, aus einem altadeligen, in Preußen, Sachsen und Hessen begüterten Geschlecht, wurde geboren zu Berlin den 27. November des Jahres 1654. Sein Vater, zuletzt Hof- und Kammergerichtsrath daselbst, war schon einige Monate vorher gestorben. Seine Mutter, die Tochter des durch treue Ergebenheit und wichtige Dienste seinem Fürsten so werthen Konrad von Burgsdorf, einstigen Oberkammerherrn und Kriegsbefehlshabers des großen Kurfürsten, wurde gleichfalls dem Sohne früh entzogen, indem ihre Jugend und Lebhaftigkeit eines neuen Anhalts bedurften, den sie alsbald in einem zweiten Gatten, dem Obersten von der Golz, gefunden glaubte. Der junge Canitz wurde daher gänzlich der Obhut seiner Großmutter, der verwittweten

Oberkammerherrin von Burgsdorf, anvertraut, und von dieser würdigen und verständigen Frau mit größter Sorgfalt auferzogen. Der Knabe war von schöner Bildung und gutgeartetem Wesen, sein aufgeweckter Geist gab sich früh zu erkennen, und lernte leicht und gern, und alles in ihm verkündigte einen ausgezeichneten Jüngling, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Mit des großen Kurfürsten Regierung hatte Berlin bereits ein neues Leben begonnen, schon erblühten hier die Bestrebungen und die Hülfsmittel geistiger Vorzüge, und Canitz fand in Sprachen und Wissenschaften, wie in Leibesübungen und Künsten, durch ausgesuchte Lehrer den fruchtbarsten Unterricht. In seinem siebenzehnten Jahre schien er reif genug zur Universität, wohin sein lebhafter Sinn, gleich begierig nach Studien und Weltkenntniß, eifrigst verlangte. Sein Wunsch wurde erfüllt, und im Jahre 1671 ging er nach Holland, wo er unter guter Aufsicht die Universität Leiden bezog, welche damals in höchstem Rufe stand. Er machte daselbst gute Fortschritte, blieb aber nicht viel über ein Jahr, weil das Verlangen seiner Mutter, und insbesondre seiner Großmutter, eine so weite Entfernung nicht länger zugeben wollte. Er kam nach Berlin zurück, verließ aber, nach einigem Aufenthalt bei den Seinigen, die Heimath wieder, um abermals auswärts, doch jetzt mehr in der Nähe, seine Studien fortzusetzen. Auf der Universität zu Leipzig, wohin er im Jahre 1673 abging, betrieb er hierauf die Rechts- und Staatswissenschaften eifrigst, und mit so großem Fleiß und Erfolg, daß er schon im Herbste des folgenden Jahres eine historisch-politische Dissertation de cautelis principum circa colloquia et congressus mutuos drucken ließ, und unter dem Vorsitze des berühmten Thomasius öffentlich vertheidigte; er widmete dieselbe dem brandenburgischen Kurprinzen Karl Aemil, dessen hoffnungsvoller Jugend die seinige sich mit früher Aufmerksamkeit anschloß, allein der Prinz wurde bald nachher durch ein hitziges Fieber zu Straßburg in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft.

In Leipzig bildeten sich für Canitz auch die Jugendfreundschaften, welche neben den Studien meist als ein Hauptgewinn von Universitäten her sich über das folgende Leben,

in That oder in Erinnerung, fruchtbar ausbreiten. Ein Herr von Einsiedel, ein junger Bose und dessen Hofmeister Zapfe, waren ihm durch Gemüthsart, Sitten und Neigungen die Nächsten und Vertrautesten. Besonders aber mit dem letzteren, als dem ohne Zweifel Bedeutendsten des kleinen Kreises, schloß er die brüderlichste Freundschaft, welche, gegründet auf die Innigkeit edler Empfindungen, durch die gemeinsame Wendung zur Dichtkunst, und in wetteifernder Ausübung derselben, noch reicher belebt wurde. Schon in seinem Schülerstande, wie Canitz in seiner Satyre von der Poesie selbst berichtet, hob sich „diese Kurzweil des Reimens“ an, welche oft seinen Fleiß unterbrach. Als geistige Geschicklichkeit hatte sein Talent gleich zuerst sich angekündigt, und diesen Karakter behielt sein Dichten auch in der Folgezeit, mehr ein anmuthiges Spiel, als ein Ausbruch leidenschaftlichen Dranges, aber deßhalb selbst eine fast unwiderstehliche Leidenschaft. In gleicher Weise scheint es auch mit Zapfe's dichterischer Liebhaberei bestellt gewesen zu sein. Die beiden Freunde förderten sich wechselseitig in ihrer Bahn, indem sie einander ihre Versuche stets mittheilten, und vereint einem Besseren entgegenstrebten, welches sie zunächst in geläutertem Geschmack des Vortrags, des inneren der Bilder und des äußeren der Worte, zu finden hofften; sie unternahmen deßhalb auch gern Uebersetzungen, wobei jene Richtung im ergiebigsten Felde den weitesten Raum hatte. Canitz'ens persönliche Liebenswürdigkeit, welche den Freundeskreis angenehm belebte, seine an witzigen Scherzen und muntren Einfällen reiche Laune, die sich stets in den Schranken eines gleichmäßigen, gefälligen Betragens hielt, gingen auch in seine Dichtung über, und das älteste seiner uns aufbewahrten Gedichte ist eine scherzhafte Lobpreisung Zapfe's, der auf dem Vogelschießen in Zwickau einen Flügel abgeschossen und damit einen Preis gewonnen hatte; was die Zeit damals Ernstliches neben dem Scherze führte, geben folgende Zeilen bedeutend an:

„Fragt uns Einer, ob wir nicht
Etwas Neues wo gehöret?

Was man von Turenne spricht,
Ob er noch die Pfalz verstöret?
Trägt er den Bescheid davon:
Daß wir anders nichts vernommen,
Als daß unser Floridon
Dreißig Gulden jüngst bekommen."

Diese Summe wird denn sogleich, wie billig, für einen Schmaus angesprochen. Auch Einsiedel hatte Theil an dem Gedicht. Inzwischen brachte schon das folgende Jahr 1675 dem heitern akademischen Kreise seine Auflösung. Einsiedel und Bose gingen nach Tübingen, Zapfe nach Jena, um daselbst seine eignen Studien in der Rechtswissenschaft abzuschließen, und Canitz kehrte nach Berlin zurück, um dort seine größeren Reiseplane zur Ausführung zu fördern.

In dem genannten Jahre wurde die Mark Brandenburg von dem unerträglichen Drucke der schwedischen Kriegsvölker, die das ganze Land durchraubten, und die Einwohner grausam zerquälten, durch die unerwartet schnelle Heimkunft des großen Kurfürsten und seiner tapferen Kriegerschaar, durch seinen am 18. Juni erfochtenen Sieg bei Fehrbellin und die darauf erfolgenden raschen Kriegsereignisse, herrlich befreit und einer gedeihlichen Ordnung zurückgegeben. Die zerrütteten Verhältnisse stellten sich allmählig her, das Land erhob sich wieder, und Canitz, den seine erwählte Lebensbahn von unmittelbarer Theilnahme an jenen kriegerischen Thaten zurückhielt, durfte im Schutze so glücklicher Erfolge desto ungestörter seinem persönlichen Zwecke nachgehn. Zwar ungern entließ ihn die Großmutter, nachdem aber die Erlaubniß des Kurfürsten eingegangen war, zufolge welcher nicht nur ihm selbst zu reisen, sondern auch dem Kurfürstlichen Sekretair Weiß ihn als Führer zu begleiten vergönnt wurde, trat er mit diesem noch in demselben Jahre seine Wanderung an. Eine ausführliche Reiseverordnung, von Mutter und Großmutter nach dem verständigen, vorsorglichen Sinne der letzteren eingerichtet und von derselben unterschrieben, wurde dem übrigens schon bewährten Führer bei der Abreise zur Richtschnur mitgegeben. Die Reise ging über Leipzig nach Jena, wo Canitz den geliebten Freund Zapfe zu überraschen meinte,

ihn aber wegen zufälliger Abwesenheit verfehlte; er setzte sich aber an dessen Schreibtisch, gab schriftlich von seiner verfehlten Absicht und seinem weiteren Vorhaben dem Freunde Nachricht, und erbat sich, mit einstweiligem zärtlichen Abschied, einen pünktlichen Briefwechsel. Als Zapfe bei seiner Heimkehr dieses hinterlassene Schreiben fand, konnte er sich lange nicht zufrieden geben, die Zuneigung des versäumten Freundes war seinem Herzen so theuer, wie der Ausdruck derselben seinem Verhältnisse ehrenvoll. Canitz indeß reiste über Augsburg und Innsbruck nach Venedig, wo er im November eintraf, und nebst seinem Gefährten gleich an der Feierlichkeit Theil nahm, durch welche die dortige deutsche Landsmannschaft dem neuerwählten Doge Sagredo ihren Glückwunsch öffentlich darbrachte. Von hier ging nach kurzem Aufenthalt die Reise über Padua, Loretto und Spoleto auf sehr beschwerlichen Wegen, wie denn Canitz mit dem Pferde zwischen Felsen und Abgründen lebensgefährlich, doch noch glücklich genug, stürzte, nach Rom, wo eben das vom Pabst ausgeschriebene Jubeljahr ablief. Im Anfange des Jahres 1676 begaben sich die beiden Reisenden auf eine Zeit nach Neapel. Hier geriethen sie nebst einigen andern Fremden auf einem Ausfluge nach Pozzuolo in große Gefahr; ihr Vetturin und Pferdevermiether vergriff sich thätlich an dem Cicerone dieses Ortes, woraus ein heftiger Auflauf entstand, der Pöbel gerieth in Wuth, und griff mit Steinen und Feuergewehr die Fremden so mörderisch an, daß diese nur mit genauer Noth zu Pferde kamen, und in eiliger Flucht dem Untergang entrannen. Schon war Canitz mit allen Andern weit in Sicherheit, als er plötzlich wahrnahm, daß sein Gefährte Weiß noch fehle; ohne sich zu besinnen, sprengte er sogleich, von nur noch Einem begleitet, zurück in die augenscheinlichste Gefahr, um jenen zu retten, der aber glücklicherweise, zwar verspätet aber doch unbeschädigt entkommen, seinem edlen Freunde schon unterwegs begegnete. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, wandte Canitz mit großem Eifer sich auf die Studien; die römischen Alterthümer, die italiänische Sprache und Litteratur, so wie die Landes- und Staatenkunde des neueren Italiens, letztere mit Hülfe hand-

schriftlicher Nachrichten, die insgeheim für ansehnliches Geld ausgegeben wurden, und nach Anleitung des eben damals erschienenen Buches Italia regnante von Gregorio Leti, waren Gegenstände seiner täglichen Beschäftigung. Durch Weiß, dem das Empfehlungsschreiben eines Gelehrten aus Frankreich den Weg eröffnete, wurde er auch mit dem berühmten Jesuiten Athanasius Kircher bekannt, der, aus Fulda gebürtig, die deutschen Landsleute freundlichst aufnahm, ihnen seine merkwürdigen Sammlungen und neusten physikalischen Erfindungen vorzeigte, sie nachgehends noch mit ausgezeichneten Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bekannt machte, und ihnen überhaupt alle Freundschaft erwies; der wackere Mann ging so weit, seine wißbegierigen jungen Freunde in verschiedenen Wissenschaften selber zu unterrichten, unter andern auch in der musikalischen Komposition, zu Canitz'ens höchster Befriedigung, dem diese verwandte Kunst auch neue Anregung zum Dichten geben sollte. An Kunstsachen und andern Seltenheiten wurde manches gesammelt; die Merkwürdigkeiten des kirchlichen Roms und des neurömischen Lebens blieben dabei nicht verabsäumt; die Anwesenheit der katholisch gewordenen Königin Christina von Schweden gab dem Karnaval des Jahres 1676 einen besonderen Reiz und Glanz, und nachdem unsre Reisenden den Aufenthalt in Rom mit der Lustbarkeit dieser berauschenden Tage geschlossen, nahmen sie ihren Weg über Siena, Livorno und Lucca nach Florenz, und hierauf über Bologna und Ferrara wieder nach Venedig. Canitz fand überall die ausgezeichnetste Aufnahme, angesehene Empfehlungen führten ihn bei den Vornehmen ein, noch erwünschter eröffneten ihm Kircher's wirksame Schreiben den Zutritt zu allen bedeutenden Gelehrten und andern durch Geist und Kenntnisse merkwürdigen Männern Italiens, mit welchen jener vielseitige und thätige Mann regen Verkehr hatte.

Canitz dachte bei allem, was er sah und was ihm begegnete, treulichst an seinen Freund Zapfe, dem er auch öfters Bericht gab, bald in Versen bald in Prosa, wie Zeit und Laune es mit sich brachte. In einem poetischen Sendschreiben aus Rom beschuldigt er sich zwar großer

Versäumniß, allein er sagt zugleich zu seiner Vertheidigung:

„Hab' ich gleich manche Post mit Müßiggehn verschlichen,
Sind die Gedanken doch als Boten abgeschickt.
Ach, könnten sie den Flug nach meinem Willen kehren,
Wohin mein heißer Wunsch sie eigentlich begehrt,
Du würdest Tag vor Tag die schnelle Zeitung hören:
Sei tausendmal gegrüßt!" —

worauf das Schreiben in Prosa übergeht. Ein anderer Brief vom 6. Mai, worin Canitz aus Venedig seine Reise von Rom bis dahin berichtet, ist sowohl wegen der Zeitumstände, welche darin wiederscheinen, als wegen der persönlichen Züge, die sich daraus ergeben, mittheilenswerth, und lautet wie folgt: „Gleich jetzo, da ich aus dem Schiffe steige, und meine Briefe von dem Kaufmann abholen lasse, wird mir dein angenehmes vom 22. März eingehändiget. Der Kopf schwindelt mir noch etwas von den adriatischen Wellen, sonst solltest du sehen, daß meine Muse auch nicht sogar in dieser heißen Landschaft verschmachtet sei, fahre du aber nur fort, und erwarte künftig von mir etwas bessers. Mein Rückweg von Rom hieher ist über Florenz gegangen, weil ich die Reise von der andern Seite, im vorigen Jahr, allbereit gethan habe. Der Großherzog ist der höflichste Fürst, den man sich einbilden kann, er erinnerte sich, daß ihm von meinem Stiefvater und meiner Mutter, als er durch die Mark Brandenburg gereiset, einige Höflichkeit widerfahren, bezeugte darüber ein großes Vergnügen, und unterredete sich mit mir über eine halbe Stunde von dem Zustande der Kurfürstlichen Waffen, wovon er bessere Nachricht hatte, als ich ihm geben konnte. Den Morgen darauf schickte er mir etliche Bedienten in's Haus, die mich mit fetten Kapaunen und allerhand Federvieh, großen Würsten, Marzellin-Käsen, Zuckerwerke und andern Leckerbissen, vornehmlich aber mit den herrlichen Weinen, als Verdea, Clairetto, Trebisano und andern dergleichen Arten, wohl auf 8 Tage versahen. Ungeachtet mich nun dieses ein ziemliches Trinkgeld gekostet, so hätte ich doch gern doppelt so viel gegeben, wenn ich nur, wie ich tausendmal

wünschte, solches in deiner angenehmen Gesellschaft hätte verzehren können. Wir sind, nach unserm Vorsatze, eben noch zu recht hier angelangt, um dem Feste der Meervermählung mit beizuwohnen, bei welcher öffentlichen Seelust die Pracht der ganzen Stadt am besten zu sehen. Herzog Christian von Gotha, den ich schon zu Rom gekennet, ist nebst seinen Leuten, darunter ein Herr von Watzdorf, Hanstein und Avemann, deßwegen auch hier angekommen, und wohnt mit uns in Einem Hause; wir besehen auch alles zusammen in Gesellschaft. Von des Emanuel Thesaurus Sachen, die du so sehr zu sehen wünschest, habe schon vieles aufgetrieben, darunter seine Ars lapidaria et argutiarum, seine Philosophia moralis, seine Historia regni Italiae, wie auch seine Panegyrici sacri et profani, die doch meist in italiänischer Sprache geschrieben; wenn ich durch Turin gehe, hoffe ich mehr von ihm zu kriegen. Ich verthue viel Geld in Büchern, und kaufe viel akademische Diskurse über die allerseltensten Materien, welche von den klügsten Köpfen durch ganz Italien, in ihren gelehrten Zusammenkünften oder Akademieen öffentlich verlesen, und bisweilen in Druck gegeben werden. Ich bin eine Nacht oder drei in einer Barke auf dem Wasser gelegen, daß mir die Rippen im Leibe davon wehe thun, und hätte schon etliche Sonette zum Lobe dieses Nachtlagers verfertigt, zumal da ich jetzund auch die italiänischen Poeten lese, daraus ich gerne manche schöne Redensart und Erfindung anbrächte, wann ich dich conscium et arbitrum otii mei bei mir hätte. Schicke mir künftig deine Briefe nur gleich nach Lyon, doch spare ja kein Papier. Ich habe Rom sehr ungerne verlassen, und wann ich vorhin schon in Frankreich gewesen wäre, hätte mich dieser Ort leicht länger aufhalten können; aber das nützlichste und nöthigste muß man vorziehen. Meine Großmutter ist über siebenzig Jahre, und sollte sie abgehen, würde mein Reisen entweder gar aus sein, oder doch einen ziemlichen Stoß bekommen. Wie sicher ich in Frankreich sein werde, muß die Zeit lehren; meine Großmutter hat bei seiner Kurfürstlichen Durchlaucht angesucht, und um Erlaubniß gebeten, mich von hier auch dahin zu schicken. Darauf ein Befehl erfolget: man könnte zwar wohl

geschehen lassen, daß ich hinreiste, sie würde aber selbst auf meine Sicherheit, und daß ich nicht angehalten werden möchte, bedacht sein müssen. Das Gegentheil versichern mich viele Deutsche, die ohne Gefahr sich allda aufgehalten haben. Ich will also in Gottesnamen hinreisen, und dich daselbst mit Verlangen erwarten u. s. w." Dem vergleichenden Betrachter der Zeiten mag bei diesem Einblick in vergangenes Leben nicht entgehen, daß, obgleich Canitz'ens Gedichte von einem Dichter heutiges Tages sich seltsam ausnehmen, und kaum irgend einem jetzigen Anspruche genügen würden, doch der Ausdruck der Lebensbeziehungen, wie sie als menschliches Interesse und persönliches Verhältniß, als innere Gesinnung und äußeres Treiben in seinem Briefe sich darstellen, noch jetzt in fast gleichem Werthe bestehen darf, und wir daher mit desto größerem Bedauern Briefsammlungen und Denkwürdigkeiten, durch welche Leben und Zeit solch bedeutender Personen reichhaltig überliefert sein könnten, in unsrem vaterländischen Besitzthume zu missen haben.

Die Reise ging von Venedig zu Wasser nach Padua, wo Canitz und sein Führer durch die Unkunde des Schiffers abends bei der Ankunft in die größte Gefahr geriethen, und einzeln, an starken Ketten sich anhaltend, mit höchster Anstrengung das hohe Ufer hinanklettern mußten. Sie kamen hier mit den gelehrtesten Männern aus allen Fächern durch die Hülfe des gelehrten Karl Patin, der einige Jahre zuvor aus Frankreich geflüchtet war, in gute Bekanntschaft, deßgleichen durch dessen Briefe in Verona und Mailand. Nachdem sie noch Genua und darauf Turin besucht, wo sie am Hofe, statt der gezwungenen italiänischen Lebensart, schon die freiere französische Sitte überwiegen fanden, ließen sie sich über den Berg Cenis tragen, und gelangten nach Chambery. Von hier ging Weiß nach Lyon voraus, um von dem dortigen Erzbischof, einem Bruder des Marschalls von Villeroi, einen Geleitsbrief zu erwirken; der damalige Krieg zwischen Frankreich und Deutschland machte diese Vorsicht nöthig. Canitz aber begab sich einstweilen nach Genf, wo er Einsiedel und Bose, die von Tübingen kommen sollten, zu sehn hoffte; da sich jedoch ihre Ankunft verzögerte, und die Be-

denklichkeit seines Weiterreisens bald gehoben war, so folgte er, nach kurzem, wohlbenutzten Aufenthalt, seinem Freunde nach Lyon, wo der Erzbischof ihn freundlich in Obhut nahm. Sie blieben hier während der schönsten Sommerzeit fast drei Monate, und Canitz benutzte die Gelegenheit, in Gesellschaft mehrerer böhmischen und österreichischen Edelleute sich in Sprachkenntnissen und ritterlichen Leibesübungen, besonders auch im Tanze, fertiger auszubilden. Einsiedel und Bose fanden sich zum achttägigen Besuch von Genf hier ein, und die Zeit verging in angenehmsten Vergnügungen. Das schöne Land und muntere Volk machten auf Canitz den größten Eindruck, französische Lebensart und Bildung entzückten ihn, er glaubte sich in eine höhere Welt versetzt; seinen Freund Zapfe, der schon früher in Paris gewesen und abermals eine Reise nach Frankreich beabsichtigte, bestärkte er eifrigst in diesem Vorhaben, und verhieß ihm den herrlichsten Genuß; er ruft ihm zu, „an's Tageslicht der edlen Freiheit zu kommen und nicht länger in der Nacht zu tappen, die kalten Geister, die in blinder Einfalt sich an Dünsten vergnügen und in der Luft ein grillenvolles Haus bauen, zu verlassen, und am Rhonestrand Sicherheit und freien Umgang zu genießen;" scherzhaft anspielend auf einige Vorgänge, von welchen Zapfe ihm geschrieben hatte, sagt er zuletzt:

„Komm, Freund, weil Frankreich dir in allem alles reicht!
Suchst du ein Feuerwerk? Hier brennen edle Flammen.
Liebst du die Gartenlust? Hier ist ein Paradies.
Bezaubert dich ein Buch? Hier hast du mehr beisammen,
Als kaum den Namen nach man dich noch kennen ließ.
Laß Vers' und Lieder uns hier in die Wette schreiben,
Hier, wo Vernunft und Reim gern bei einander steht."

Im letzten Verse glänzt denn auch die zwischen den angeblichen Todfeinden durch Boileau so wirksam gestiftete, und unaufhörlich wieder gepriesene und empfohlene Eintracht von raison und rime, deren gelungene Kuppelung den Franzosen so lange Zeit für ein Höchstes galt! An Canitz'ens Entzücken indeß hatte Liebesneigung keinen Antheil; denn wiewohl in der Tischgesellschaft, der er sich angeschlossen, acht junge

Frauenzimmer waren, welchen, als den besten Lehrmeisterinnen, er zum Sprechen und Tanzen stets gewärtig sein wollte, so blieb ihm doch aus so lebhaftem Verkehr nur der Titel eines Gleichgültigen und Unempfindlichen, womit er auch ganz wohl zufrieden war. Von Lyon reisten Canitz und Weiß durch die Provence und Languedoc, und kamen über Avignon, Marseille, Nismes, Montpellier und Toulouse nach Bordeaux, nicht ohne gefahrvolle Beschwerden, denn im Gebirge stürzten bei Nacht die Maulthiere mit der Sänfte in ein tiefes Wasser, und auf der Garonne wurde das Schiff plötzlich leck. Von Bordeaux fuhren sie hierauf mit der gewöhnlichen Landkutsche über Blois und Orleans ohne weiteren Zufall nach Paris, wo sie gegen Ende des Oktobers wohlbehalten eintrafen.

Auch hier blieb Canitz in seiner gewohnten Weise; er lebte in der großen Welt, besuchte den Königlichen Hof zu Saint-Germain, wo besonders der Dauphin ihn gnädig auszeichnete, und nahm an allem Theil, was einem jungen Manne seines Standes eröffnet war; allein vor allem strebte er, sich in Wissenschaften und Künsten zu vervollkommnen; er wandte fortgesetzten Fleiß auf die französische Sprache, lernte daneben mit Eifer spanisch und englisch, bemühte sich um die Bekanntschaft der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten, und bereicherte seine schon vielseitigen Sachkenntnisse mit vielen neuen, unter andern auch mit denen des Bauwesens. Zu diesen geistigen Anstrengungen gesellte sich noch die körperliche der Reitschule; allein seine Gesundheit litt unter so mannigfachem Andrang, und im Frühjahr 1677 machte er eine ernstliche Krankheit. Anfangs hatte er anderthalb Jahre für Paris bestimmt, in der Meinung aber, daß die dortige Luft ihm nicht bekomme, wollte er jetzt schon nach sechs Monaten diese Hauptstadt verlassen, und nach England hinübergehn, auch durch anderweitige Gründe nunmehr veranlaßt, seine ganze Reise beträchtlich abzukürzen. In seiner Familie hatte sich nämlich eine wichtige Veränderung ereignet. Seine Mutter lebte mit ihrem zweiten Manne, dem General von der Goltz, in heftigem Unfrieden, sie glaubte gegen ihn so gegründete Klage zu haben, daß sie bei dem

Kurfürsten die Ehescheidung nachsuchte und auch alsbald erlangte; allein das Glück ihrer neuen Freiheit konnte der lebhaften und von mancherlei Ansprüchen bewegten Frau nur kurze Zeit genügen, sie dachte an neue Verheirathung, und folgte dabei dem wunderlichsten Einfall. Der Glanz und die Anmuth der französischen Bildung, wie sie von Ludwigs des Vierzehnten Hof in der vereinten Macht der reizendsten Geselligkeit und geistreichsten Litteratur über die ganze Nation ausstrahlte, war auch in andere Länder unwiderstehlich vorgedrungen, und jene große Erscheinung, die wie Zauber wirkte, konnte niemand unergriffen lassen. Wir haben gesehn, mit welchem Entzücken Canitz den Reiz dieser Sittenanmuth empfindet, und ihren schmeichelnden Wogen sich hingiebt. Aber auch in Berlin war diese Anmuth schon nicht fremd mehr, einzelne Vorbilder zeigten dieselbe mit wesentlicheren Eigenschaften in glücklichstem Verein, und die befangensten Vorstellungen durften sich in dieser Richtung entwickeln. Mit gleichem Entzücken wie Canitz, war auch seine Mutter von jenem Reiz ergriffen, und mit launenhafter Schwärmerei sah sie das allgemeine Bild einer nationalen Liebenswürdigkeit lieber gleich als ein persönliches jedes Einzelnen an; sie faßte den Vorsatz, einen Franzosen zu heirathen, und da ein Franzose ihr schon als solcher in ganz bestimmter Vollkommenheit erschien, so kam auf die Wahl nun nicht besonders viel an; die rasche Dame entschloß sich kurz, sie schrieb einem Kommissionair in Paris, dessen Geschmack ihr schon durch häufige Modesendungen erprobt war, er solle ihr von dort nun auch einen Mann schicken, den sie heirathen könne, derselbe müsse jung, hübsch, rüstig, fein und geistvoll, und demnächst auch, wie billig, von Adel sein. Dem für die seltsame Heirathslaune glücklich Angeworbenen, der bald genug von Paris abgeschickt in Berlin bei seiner Bestellerin eintraf, und wiewohl schon ein Mann von fünfzig Jahren und keineswegs hübsch und rüstig, dennoch zum Aufsehn und Lärmen aller Welt wirklich von ihr geheirathet wurde, wollte man kaum jenes letzte Erforderniß zugestehn, man hielt ihn für einen Abentheurer, und seinen Namen Peter von Larrey, Baron von Brunbose für angemaßt. Die ganze vornehme Welt

war ärgerlichst erschüttert; das neue Ehepaar wurde die Zielscheibe des bittersten Spottes und Gelächters; der Vorgang kam in der Folge sogar in zwei deutschen Schauspielen auf die Bühne, beide Theile wurden als garstig betrogen vorgestellt. Doch war in der Wirklichkeit jene Ehe nichts weniger als unglücklich, beide Gatten lebten sehr zufrieden mit einander. In welcher Art Canitz von dem Beginnen seiner Mutter getroffen wurde, das grade in die Zeit fiel, da er selbst in Paris war, läßt sich leicht erachten. Er kam in den Fall, über seinen Stiefvater, wie über den fremdesten Menschen, die sonderbarsten Erkundigungen einziehen zu müssen, und durfte noch froh sein, die lächerlichen und verdrießlichen Angaben, die von Berlin her verlauteten, zum Theil widerlegen zu können. Seinem Freunde schrieb er von dieser Sache: „Mein neuer Stiefvater, der andere dieses Namens, soll krank sein. Er heißt Baron Brunboc, und ist, wie ich nunmehr von gewisser Hand allhier erfahren, von gutem Hause. Sein Bruder ist der Marquis Larrey, ein Edelmann in der Normandie. Mit der Scheidung ist es wunderlich hergegangen. Meine Großmutter ist mit der neuen Heirath sehr übel zufrieden, ich aber gebe mich nun besser darein, als im Anfange, da ich noch etwas Hoffnung zur Aenderung hatte: Und sehe nun geduldig an, was ich doch nicht mehr ändern kann.“ Indeß war sein Familienverhältniß dadurch sehr gestört, und er selbst nun ganz an seine Großmutter gewiesen, welche nach einem so großen Ereignisse mancherlei Rücksprache und Anordnung nöthig fand.

Die beiden Freunde reisten von Paris ab, und schifften von Dieppe nach England hinüber. In London besuchten sie sogleich den brandenburgischen Gesandten Freiherrn von Schwerin, welcher sie bei Hof, im diplomatischen Kreise und bei mehreren vornehmen Engländern einführte, und sie auch zu einem Schmause des Lord-Mayor mitnahm. Sie besahen alle Merkwürdigkeiten, eilten aber bald wieder fort, schifften nach den Niederlanden über, und gingen zuerst nach Leiden, wo sie den jüngeren Gronovius und den gelehrten Arzt und Theologen Stenon aus Dänemark als alte Bekannte wiedersahen. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt im Haag

eilten sie nach Nimwegen, wo grade der große Friedenskongreß gehalten wurde, dessen Schluß von jener Stadt den Namen führt. Die Reisenden fanden auch hier bei den brandenburgischen Bevollmächtigten von Somnitz und von Blaspiel die günstigste Aufnahme, und wurden durch deren Vermittelung leicht mit den angesehensten Staatsmännern, die hier aus allen Ländern versammelt waren, persönlich bekannt, welches für Canitz, als seiner künftigen Laufbahn entsprechend, besonderen Werth hatte. Auch knüpfte er während dieses Aufenthalts mit dem brandenburgischen Gesandtschaftsmarschall Eusebius von Brand, welcher leidenschaftlich für deutsche Dichtkunst eingenommen war, und selbst mit Glück sie übte, eine vertraute Freundschaft, die sich durch die Folge stets bewährte. Ueber Kleve wurde darauf die Reise ohne weiteren Aufenthalt bis Berlin fortgesetzt. Hier fand Canitz, dessen Erscheinung den ihm vorausgegangenen Ruf eines trefflich gebildeten und fähigen jungen Mannes glänzend bestätigte, den glücklichsten Empfang, sowohl von Seiten seiner Angehörigen, als auch des Hofes und des Kurfürsten selbst, der ihm sogleich nach schon vorbereiteter Bestimmung, Titel und Rang eines Kammerjunkers an seinem Hof verlieh. In andrer Weise hatte seine Großmutter für ihn gesorgt, indem sie ihr ganzes Vermögen für ihn sichergestellt, dessen bester Theil, nähmlich das Gut Blumberg und ihr Wohnhaus in Berlin, zusammen damals über 70,000 Thaler werth, nebst noch vielen Kostbarkeiten, ihm unmittelbar nach ihrem Tode, das übrige aber, dessen Nießbrauch seiner Mutter überlassen wurde, ihm nach deren Ableben unverkürzt zufallen sollte. Nur das persönliche Verhältniß zu dieser, welche mit ihrem Gatten ein nahgelegenes Gut bewohnte, blieb zu seinem Leidwesen fürerst noch im Trüben, da seine Großmutter ihn wegen der Gefahren, welche sie dort für ihn vorhanden wähnte, anfangs durchaus zurückhielt, und gleich in der nächsten Zeit sein neuer Dienstberuf ihn wieder von Berlin entfernte.

Schon in den nächsten Wochen nach seiner Rückkehr mußte er dem Kurfürsten in's Feld folgen, der seinen Krieg wider die Schweden in Pommern mit allem Nachdruck fortsetzte,

und bereits im Juni dieses Jahres 1677 die Belagerung von Stettin begonnen hatte. Auch Weiß, in seine Kurfürstliche Bedienung als Kammersekretair wieder eingetreten, war in seinem Berufe dem Kurfürsten in das Lager vor Stettin gefolgt, und es dauerte nicht lange, so fand auch Zapfe sich daselbst ein. Dieser war inzwischen Lizentiat der Rechte geworden, und jetzt im Begriff, mit einem jungen Herrn von Müllenheim aus Preußen auf Reisen zu gehn; bis diese Sache völlig geordnet wäre, wollte er mit dem Freunde zusammensein, der ihn zu seinem Zeltgenossen machte, und in die angesehensten Bekanntschaften seines Kreises ehrenvoll einführte. Auch Weiß und Zapfe, die hier zuerst einander sahen, wurden bald Freunde. Die Belagerung indeß zog sich in die Länge, eine böse Seuche verbreitete sich unter den Kriegsvölkern, und Canitz und Zapfe, beide von dem Uebel heftig befallen, mußten nach Berlin zurückgehn. Durch die Luftveränderung wurde die Genesung bald herbeigeführt; Zapfe'n aber begegnete hier ein Zufall, der in seiner Geringfügigkeit doch zu merkwürdig ist, um unerwähnt zu bleiben. Ihm träumte eines Morgens, er habe sich mit einem Federmesser, das er als eine kunstreiche Arbeit von Paris mitgebracht hatte, gefährlich den Fuß verwundet, und im Schrecken darüber wachte er auf. Ganz vergnügt, daß nur ein Traum ihn geängstet, wollte er nach einer Weile aufstehn, aber kaum setzte er den Fuß nieder, als er sich heftig verwundet fühlte, das Federmesser war in der Nacht, vielleicht durch eine Bewegung des Halbschlafenden, deren noch aufgefangenes Bewußtsein in den vollen Schlaf nur als Traum überging, und so zugleich bewahrt und verdüstert blieb, von dem Tische, auf dem es gelegen, herabgefallen, und in einen Pantoffel geschlüpft, wo denn der Schaden fast unvermeidlich bereitet war. Canitz, an dem Unfalle, der seinem Freunde viele Wochen zu schaffen machte, zärtlich theilnehmend, erbat sich das Federmesser zum Andenken, und erhielt es in Begleitung von Knittelreimen, da der Scherz in ihrem Verkehr nie sein Recht aufgab. Uebrigens hielt er den Freund während des ganzen Aufenthalts in Berlin als seinen Gast, führte ihn, als er wieder hergestellt war, in alle Gesellschaften, besonders aber in das

Haus seiner Großmutter ein, die von dem verständigen und gebildeten Manne bald so gute Meinung hatte, daß sie endlich ihrem Enkel auch erlaubte, was sie bisher nie hatte zugeben wollen, seine Mutter auf dem nahen Gute Dietersdorf in Gesellschaft dieses Freundes zu besuchen, doch fügte sie die strengste Warnung hinzu, in keinem Fall dort über Nacht zu bleiben. Sie wurden aber so freundlich empfangen, und so dringend eingeladen, sowohl von der Mutter, als auch von dem Stiefvater, der sich als ein Mann von Welt und Geist erwies, daß Canitz nicht widerstehn konnte, sondern einwilligte, erst am andern Morgen den Rückweg anzutreten. Die Besorgnisse der Großmutter mußten als grundloser Wahn erscheinen. Man brachte den Tag vergnügt hin, und abends setzte sich Canitz mit seinem Stiefvater vertraulich zum Kaminfeuer, um Taback zu rauchen, wie sie beide es gewohnt wahren. Aber schon bei der ersten Pfeife wurde ihm plötzlich so übel, daß er in die freie Luft verlangte, und mit Zapfe nach dem Garten eilte; hier indeß wurden die Zufälle nur heftiger, und mit den Empfindungen des Unwohlseins erwachten verstärkt alle Vorstellungen des Argwohns, welchen die Großmutter gegen dieses Haus gefaßt, ein Vergiftungsversuch war nur allzuglaublich, die schleunigste Flucht dringend rathsam. Die beiden Freunde eilten sogleich durch die Gartenthür heimlich hinaus, ließen ihre Diener die Reitpferde nachbringen, und ritten ohne Abschied nach Berlin zurück, wo sie bei später Nacht ankamen, als die Großmutter schon sehr in Sorgen um sie gestanden. Unterwegs jedoch hatte sich die aufgeregte Einbildungskraft wieder beruhigt, der üble Zufall dünkte aus mancherlei Ursachen ganz gewöhnlich herzuleiten, der abscheuliche Verdacht erschien durchaus verwerflich. Deßhalb verschwieg Canitz der Großmutter sorgfältigst alles Vorgegangene, schrieb am andern Tage seiner Mutter einen Entschuldigungsbrief über sein heimliches Fortgehn, und da auch späterhin sich niemals eine Spur von bösen Anschlägen zeigte, so behielt er in seiner Seele bald auch nicht das kleinste Mißtrauen mehr zurück, sondern bewies der Mutter unausgesetzt die kindlichste Zuneigung, und auch ihrem Gatten das freundlichste Wohlwollen,

welches er in der Folge oftmals mit eigner Aufopferung durch die That bewährte.

Im Genusse der gesellschaftlichen Vergnügungen vergaßen die beiden Freunde nicht ihrer dichterischen Liebhaberei. Die schönen Geister Frankreichs, mit welchen sie beide in Verbindung gekommen, — Zapfe war ehemals in Paris durch den Sprachgelehrten Richelet in den Kreis des Abbé Menage eingeführt und selbst dem Dichter Boileau vortheilhaft bekannt geworden, — gaben solcher Beschäftigung Vorbild und großentheils auch Stoff, denn sehr häufig wurden Uebersetzungen ihrer Werke versucht. Canitz übersetzte unter andern aus dem Mercure galant die Liebesregeln eines unbekannten Verfassers, Zapfe einige Auftritte aus dem Trauerspiel Phädra von Racine, in Versen, die ohne Zweifel für die damalige Bildung von hohem Werthe waren. Doch für Canitz eröffnete sich in dieser Zeit noch eine andre, mächtige Lebensregung. Dem Hause seiner Großmutter gegenüber wohnte das Fräulein Dorothea von Arnim, ein Frauenzimmer von den vortrefflichsten Eigenschaften. Ihr Vater, Erbherr auf Boitzenburg, war früh gestorben, ihre Mutter aber in zweiter Ehe an den Oberhofmarschall Freiherrn von Canstein verheirathet. Sie war nicht regelmäßig schön, aber von höchst einnehmender Gesichtsbildung, mit den ausdruckvollsten Augen, dabei von hoher schlanker Gestalt, schönem Busen, wohlgefügten Gliedmaßen, und von größter Anmuth in allen ihren Bewegungen. Diesem begünstigten Aeußeren entsprachen die schönsten inneren Vorzüge, die reinste Frömmigkeit und Güte des Herzens, ein edler, freundlicher Sinn, ein lebbafter Verstand und gebildeter Geist. Sie war zwei Jahre jünger als Canitz, und wurde seine erste Liebe. Weiß und Zapfe, welchen er zuerst seine Neigung vertraute, konnten dieselbe nur billigen, sie durfte einer beglückenden Verbindung entgegensehn, für welche sich kaum irgend ein Hinderniß erwarten ließ, denn beiderseits hielten die wünschenswerthesten Verhältnisse einander das Gleichgewicht. Auch erlangte Canitz alsbald die Gewißheit, daß seine Neigung nicht unerwiedert sei. Den Hoffnungen, welche so schön und nah ihrem Ziele schwebten, brachten gleichwohl die Umstände noch manche Zögerung.

Der Krieg gegen die Schweden dauerte fort, und Canis mußte im nächsten Jahre 1678 dem Kurfürsten abermals nach Pommern folgen, wo dem Feinde die Insel Rügen und die Festung Stralsund siegreich entrissen wurden. Eben so hatte Canitz im Anfange des folgenden Jahres 1679 den Zug nach Preußen mitzumachen, wohin der Kurfürst mitten im Winter mit seinem Hofstaat und Kriegsheer plötzlich aufbrach, um auch dort den von Liefland in seine Staaten eingedrungenen Feind mit glänzendem Erfolge zurückzutreiben. Diese Jahre begünstigten weder die Liebe Canitz'ens, noch trugen sie seinem Dichten sonderliche Frucht. Er entbehrte der Anregung seiner Freunde, — denn auch Zapfe hatte unterdeß neue Reisen angetreten, — und weder die Sehnsucht nach der entfernten, noch die Befriedigung bei der anwesenden Geliebten, scheint ihn zu Gesängen begeistert zu haben, wenigstens findet sich aus dieser Zeit und solchen Stoffes kein Gedicht vor. Durch den zu St. Germain-en-Laye am 29. Juni 1679 mit Frankreich und Schweden geschlossenen Frieden hörten endlich die Kriegsunruhen wieder auf, und Canitz konnte ungestört im vertrauten Kreise seinem innern Hange nachleben. Gleich nach seiner Rückkehr aus dem Felde trat er seine Stelle als Kammerjunker einem Herrn von Mandelsloh ab, wogegen ihm der Kurfürst die Amtshauptmannschaft der beiden Aemter Zossen und Trebbin in der Mittelmark verlieh, auf welche sein erster Stiefvater von der Golz willig zu seinen Gunsten verzichtete. Nachdem diese und andre Angelegenheiten besorgt, und abermals eine geraume Zeit unter Zögerungen verstrichen war, fand endlich im Jahre 1680 seine Verlobung mit der Geliebten Statt, allein die Heirath selbst, nochmals verzögert durch den Tod des Freiherrn von Canstein, erst im Februar 1681.

Einen glücklichen Sommer verlebte Canitz mit seiner Doris auf dem Gute Blumberg. Die zärtlichste und reinste Liebe, erhoben auf dem festen Grunde edlen Gemüthes, genährt mit den schönsten Gaben des Geistes und der Empfindung, machte das Glück beider Gatten. Doris nahm Theil an Canitz'ens dichterischem Treiben, sie würdigte seine Gedichte mit Einsicht, und ihr Wohlgefallen wurde ihm ein

neuer Antrieb. Zur Störung wurde diesen glücklichen Tagen für einen Augenblick, daß, wie früher seine eigne Mutter, nun auch seine Schwiegermutter auf den Gedanken kam, sich zum drittenmal zu verheirathen; doch konnte dies nur vorübergehend einwirken. Größere Veränderung mußte ein anderer, wiewohl an sich glücklicher und auch erwünschter Vorgang herbeiführen, daß nämlich der Kurfürst, welcher schon früher Canitz'en öfter an seinem Hofe zu sehen gewünscht, denselben im September des letzterwähnten Jahres nach Potsdam berief, ihn zum Hof- und Legationsrath ernannte, und den Befehl hinzufügte, er möchte sich mehr, als bisher geschehen, um des Kurfürsten hohe Person finden, indem es bei damaligen Vorfällen nöthig wäre, daß man jemand zu versenden allemal bei der Hand hätte. Canitz hatte die Freude, fast in derselben Zeit auch seine Freunde befördert zu sehn; Weiß rückte im brandenburgischen Dienste zum Kammerrath auf, und Zapfe wurde als sächsischer Kirchenrath in Zeitz angestellt, wo derselbe sich auch bald verheirathete. Canitz beglückwünschte ihn bei dieser Gelegenheit und schrieb unter andern: „Deine Heirath und die Art derselben gefällt mir sehr wohl; weil du mir aber die Sache, ohne sonderliche Umstände, schlechthin berichtest, so will ich auch dir wieder nur mit ein paar Worten, doch von Herzen, tausend Glück und Vergnügen wünschen, und daß deine Liebste, wo nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immergrünender Tannenbaum sei, dem es an Zapfen niemals fehlen möge.“ Wenn auch Geschmack und Ausdruck den Werth dieses Witzes seitdem etwas verändert haben, und wir ihn schwerlich so ganz blank und voll annehmen, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß er zu seiner Zeit auserlesen köstlich und glänzend war, und daß vielem von dem, was heute das Zierlichste und Gültigste vom Tage ist, durch die Folge der Zeit ein Gleiches widerfahren wird. Im Jahre 1682 machte Canitz eine Reise nach der Lausitz, wo ihm seine Großmutter einige Güter abgetreten, späterhin eine andre nach Leipzig und Halle, wo er Gelder einzufordern hatte, und benutzte diese Nähe, um auch in Zeitz den lieben Freund zu besuchen. Eine bedeutende Bekanntschaft und freundschaftliche Verbindung, war

ihm inzwischen auch in Berlin mit dem jungen Besser geworden, der im Jahre 1680 seinen Wohnsitz dort genommen hatte, und unstreitig unter den schönen Geistern und gebildeten Weltmännern damaliger Zeit in erstem Range stand. Für beide war der wechselseitige Umgang werth und förderlich; sie dichteten ungefähr in gleicher Art, und ihre Dichtkunst widmete sich vorzugsweise der Gesellschaft, dem Hofe, die dazu den reichlichsten Anlaß gaben. Das Leben in Berlin war damals äußerst regsam und gefällig, der Umgang mannigfach, der Verkehr in den Hofkreisen machte Anspruch auf Geschmack und Bildung. Die sogenannten Wirthschaften, eine Art festlicher Vergnügungen unsern Maskenzügen vergleichbar, waren sehr beliebt, und erschienen selten ohne den Reiz dichterischer Ausschmückung; mythologische, historische und phantastische Figuren, Nationen, Stände und Gewerbe, wurden in glänzenden Kostümen, in der Regel ohne Gesichtsmaske, von den Gästen dargestellt, und zu mancherlei Gruppirungen, Tänzen oder sonstigen Aufführungen geordnet; die Personen hatten entweder Verse herzusagen, oder waren Gegenstand der ihnen vom Dichter in eignem oder fremdem Sinne gewidmeten. Der französische Gesandte, Graf von Rebenac-Feuquieres, gab im September 1682 zur Feier der Geburt des Herzogs von Burgund in Berlin eine dergleichen glänzende Wirthschaft, deren vornehmsten Theilhaber Canitz mit einigen zu seiner Zeit galanten und muntern Versen ihrem Karakter gemäß bedacht hat.

Im Herbste des Jahres 1682 begann Canitz'ens diplomatische Laufbahn durch eine Gesandtschaft, die ihm der Kurfürst an die rheinischen Kurhöfe in einer besonderen Angelegenheit übertrug. In Frankreich am Main wurden zwischen dem Könige von Frankreich und dem deutschen Reiche über die Ausführung des Friedens von Nimwegen schwierige Verhandlungen gepflogen, welche zu einem neuen Kriege führen konnten. Der Kurfürst wünschte einen neuen Bruch abzuwenden, er hatte schon genug bewiesen, daß, wenn es galt, er an rüstigem Eifer und tapfrem Muthe niemanden weiche, doch unter den damaligen Umständen glaubte er einen neuen Krieg durchaus verderblich für das Reich.

Demnach wurde Canitz nach Köln, Trier, Mainz und Heidelberg abgefertigt, um die dortigen Höfe für die Richtung zu gewinnen, bei welcher der Frieden sich erhalten zu können schien. Er hatte besonders in Mainz guten Erfolg, und begab sich darauf nach Frankfurt am Main, um daselbst in Verbindung mit dem dänischen Gesandten für den gleichen Zweck zu wirken. Der dortige Kongreß ging zwar bald nachher aus einander, weil die französischen Gesandten, der fruchtlosen Zögerungen überdrüssig, sich entfernten, allein die Verhandlungen wurden am Reichstage zu Regensburg fortgesetzt, und der gefürchtete Ausgang war für den Augenblick vermieden. Canitz kam im Frühjahr 1683 nach Berlin zurück, und wurde wegen seines klugen und glücklichen Benehmens ausgezeichnet belobt. Der Kurfürst verlieh ihm zur besonderen Belohnung, anstatt der Aemter Zossen und Trebbin, die er wieder an Mandelsloh abtrat, die einträgliche Amtshauptmannschaft Mühlenhof und Müllenbeck, welche jährlich über 700 Thaler brachte, und die Annehmlichkeit hatte, daß der Mühlenhof in Berlin selbst lag. Im März des Jahres 1684 wurde Canitz, nachdem er vorher mit seiner Gemahlin seinen Freund Zapfe in Altenburg besucht hatte, abermals an den Rhein gesandt. Der Kurfürst von Brandenburg war unaufhörlich bedacht, die Sache des Reichs gegen das Ausland zu stärken, und zugleich jeder inneren Unterdrückung oder Verwirrung entgegen zu arbeiten. Durch seinen Gesandten Paul von Fuchs hatte er den Kurfürsten von Köln, der nur zu sehr geneigt war, sich den Anträgen und Lockungen Frankreichs hinzugeben, in sein Bündniß gezogen. Nachdem aber Fuchs alsbald von Köln nach dem Haag weitergereist, sollte nunmehr Canitz jenes Bündniß neuerdings zu befestigen, und zugleich eine Zwistigkeit auszugleichen suchen, die sich zwischen dem Kurfürsten von Köln und den Herzogen von Hannover und Celle wegen des Besatzungsvorrechts in Hildesheim erhoben hatte. Er ging deßhalb über Hannover, um dort vermittelnd einzuwirken, und hatte sowohl hier, als nachgehends in Köln, in seiner Unterhandlung soweit glücklichen Erfolg, als von seiner Sendung mit Billigkeit zu erwarten gewesen war. Die genannten Höfe traten, nach dem

Vorgange Hollands, dem zu Regensburg zwischen Kaiser Leopold dem Ersten und dem Könige Ludwig dem Vierzehnten auf zwanzig Jahre eingegangenen Stillstande bei, und schlossen sich enger an den Kurfürsten an; zwar wurde den Franzosen die von ihnen treulos eingenommene freie Reichsstadt Straßburg einstweilen überlassen, aber gleichwohl das übrige Reich für den Augenblick aus der bedenklichen Gefahr gerettet. Canitz kam noch vor Ablauf des Jahres von Köln nach Berlin zurück, wo seinen Verrichtungen abermaliger Beifall zu Theil wurde.

Von größeren Schwierigkeiten und minderem Erfolg war eine Sendung, mit welcher Canitz im Februar des nächstfolgenden Jahres 1685 nach Niedersachsen beauftragt wurde. In der freien Reichsstadt Hamburg bestanden zwischen dem Rath und der Bürgerschaft heftige, andauernde Zwistigkeiten. Der Bürgermeister Meurer, vieler Vergehen gegen das Gemeinwesen beschuldigt, lebte mit dem Herzog von Celle in engen Verständnissen, und fand in demselben eine mächtige, aber auch um so gehässigere Stütze gegen die Angriffe seiner Mitbürger. Auch bei dem Reichshofrath in Wien wurde seine Sache begünstigt, und von daher der Herzog von Celle beauftragt, den Kaiserlichen Aussprüchen Wirkung zu verschaffen. Da hier Namen und Ansehn des Kaisers offenbar nur persönlicher Leidenschaft und eigennütziger Anmaßung dienen sollte, so erhob die Bürgerschaft den heftigsten Widerspruch. Zwei Bürger insonderheit, Konrad Jastram und Hieronymus Snitger, bewiesen den feurigsten Eifer für die Gerechtsame der Stadt, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, und gewannen bald ein solches Ansehn beim Volke, daß sie dasselbe ganz nach ihrem Willen lenkten. Auch ihrer Parthei fehlte es nicht an auswärtiger Unterstützung; der dänische Hof bestärkte sie in ihrem Widerstande gegen den Herzog von Celle, indem er doch auch diesen im Stillen anregte; ernstlicher und aufrichtiger nahm der Kurfürst von Brandenburg an ihrer Sache Theil. Canitz wurde nach Celle gesandt, um den Herzog von seinen gewaltsamen Unternehmungen gegen Hamburg abzumahnen, eine neue Berichterstattung an den Kaiser anzusprechen, und von Seiten des

Kurfürsten nachdrücklich zu erklären, daß derselbe die Hamburger in ihren Gerechtsamen nicht werde kränken lassen, sondern auf alle Weise zu ihrem Beistande bereit sei. Canitz richtete seinen Auftrag mit solcher Kraft und Geschicklichkeit aus, daß der Herzog, wiewohl mit vieler Unlust und großen Klagen über Jastram und Snitger, in neue Vergleichsversuche willigte. Hierauf begab sich Canitz nach Hamburg, um auch dort versöhnend einzuwirken. Er brachte der Stadt die Versicherung des Kurfürstlichen Schutzes, und benutzte die ungemeine Gunst, welche die Art seines Erscheinens und sein Benehmen ihm bei den Bürgern gab, um alles zum Frieden zu lenken. Jastram und Snitger, an die er sich mit einnehmender Beeiferung wandte, schlossen sich ihm mit vollem Vertrauen an, folgten seinen Rathschägen, und setzten dieselben bei der Bürgerschaft durch. Durch Canitz'ens und jener ihm verbundenen beiden Patrioten wackeres Bemühn gelang es wirklich, nach öfterem Hin- und Herreisen, einen friedlichen Vergleich dem Abschlusse nah zu bringen, als der Herzog von Celle in diesem ungelegensten Zeitpunkte neuerdings mit harten und trotzigen Ausdrücken einen vor sechs Monaten ausgefertigten Kaiserlichen Schutzbrief für den Bürgermeister Meurer an die Stadt abgeben ließ, und dadurch plötzlich alles wieder verdarb. Die Gemüther geriethen in die heftigste Bewegung, und wollten nun von keiner Nachgiebigkeit mehr hören; auch Jastram und Snitger mußten dem Strome folgen, wider welchen sie nichts vermochten; Canitz wurde im Juni abberufen, und schied mit Trauer von der Stadt, für deren Bestes er so lebhaft bemüht gewesen, und deren edelste Bürger ihm so nah bekannt geworden. Er nahm seinen Rückweg über Celle, wo er dem Herzoge nochmals ernstlich zu erklären hatte, der Kurfürst würde, wie auch die Sache ausschlüge, der Stadt Hamburg als Vertheidiger nicht fehlen, und den Untergang derselben nicht müßig ansehn. Der Kurfürst nahm sich hierauf in Wien der Hamburgischen Sache bestens an, allein unvermuthete Gewaltstreiche brachten neue Verwirrung. Als die Häupter des Volks waren insbesondere Jastram und Snitger dem tödtlichsten Hasse der Gegenparthei ausgesetzt; ihrer sich zu

entledigen, wollte man kein Mittel unversucht lassen. Mit Hülfe des Kaiserlichen Residenten Rundeck wurde das schwärzeste Komplott geschmiedet, die beiden Bürger gewaltsam aufzuheben, und nach Celle als Gefangene zu liefern. Wirklich wurde Snitger, als er mit seiner Gattin nach seinem Garten in Ham fahren wollte, von cellischen Reitern überfallen und eiligst fortgeführt, aber noch auf dem Hamburgischen Gebiete von nachsetzenden Hamburgern wieder eingeholt, befreit, und mit einem Theil der überwältigten und gefangenen Räuber im Triumph nach der Stadt zurückgebracht. Das Gericht verurtheilte die cellischen Soldaten nebst einigen andern Theilnehmern des verrätherischen Ueberfalls zum Tode, und sie wurden wirklich, trotz aller ersinnlichen Bemühung des Herzogs von Celle und der Kaiserlichen Beamten, neun an der Zahl enthauptet. Hierüber entstand ein gewaltiger Lärm, und wiewohl das Hamburgische Gericht ganz in seiner Befugniß gehandelt hatte, auch in Wien nicht geläugnet wurde, daß der Kaiserliche Resident, jedoch ohne Auftrag, jenen Streich angestiftet, so entzündete sich der Haß gegen die Stadt doch nur um so heftiger, und von Wien her standen derselben die verderblichsten Entscheidungen zu erwarten. In dieser Bedrängniß fand Hamburg abermals in dem Kurfürsten von Brandenburg einen kräftigen Vertreter bei dem Kaiser. Zugleich wurde Canitz, im September des nämlichen Jahres, wiederum nach Celle und Hamburg gesandt, um nochmals eine gütliche Vermittelung zu versuchen. Allein die Schwierigkeiten hatten inzwischen auf beiden Seiten zugenommen; der Herzog von Celle trotzte auf das Ansehn und den Beistand des Kaisers, und wollte von keinem Vergleich mehr hören, die Hamburger verließen sich auf die Hülfe Dänemarks, von welcher Seite sie nachdrücklichst in ihrem Widerstande bestärkt, und auf alle Weise noch mehr gegen den Herzog von Celle und die in Wien erschlichenen Kaiserlichen Verfügungen aufgereizt wurden. Vergebens warnte Canitz seine Freunde Jastram und Snitger wiederholt gegen die verderblichen Lockungen und Rathschläge der Dänen, die schmeichlerischen Anerbietungen der letzteren siegten über die wohlmeinenden Mahnungen des Kurfürsten, der branden=

burgische Einfluß wurde verdrängt, und Canitz kehrte unverrichteter Sache im Dezember nach Berlin zurück. Der Ausgang zeigte im folgenden Jahre, wie sehr jene Patrioten in ihrer Wahl geirrt hatten. Sie hielten, auf Dänemark gestützt, ihren Gegnern eine Zeitlang guten Stand, allein die Dänen, welchen sie sich ganz hatten hingeben müssen, suchten unter dem Vorwande des Schutzes nur ihre eigne Herrschaft in Hamburg aufzurichten, sie sammelten Truppen, warfen endlich die Larve weg, und forderten unumwunden die Erbhuldigung der Hamburger; die verrathene Stadt griff zu den Waffen, der Rath benutzte den Anlaß, um cellische Truppen hineinzuziehen. Jastram und Snitger wurden verhaftet, und auf Betrieb ihrer Feinde als Verräther, die dem Könige von Dänemark die Stadt überliefern gewollt, öffentlich hingerichtet, ohne daß das bestürzte und unsichre Volk etwas zu ihrer Rettung versucht hätte. —

Kaiser Leopold führte in dieser Zeit mit aller Macht in Ungarn den Krieg gegen die Türken, und seinem tapfern Heere war den 26. Juli 1686 die Erstürmung der Festung Ofen gelungen. Der Kurfürst von Brandenburg, der selbst 8000 Mann unter dem General von Schöning als Hülfstruppen bei dem Heere hatte, beeiferte sich, dem Kaiser zu diesem großen Siegserfolge glückwünschend seinen Antheil zu bezeigen, und Canitz wurde zu dieser Sendung ausersehn. Er empfing zugleich den Auftrag, die Sache der Stadt Hamburg, deren Streitverhältnisse noch immer fortdauerten, bestens wahrzunehmen, und auf eine friedliche Ausgleichung kräftig hinzuarbeiten. Während Canitz diese Angelegenheit in Wien betrieb, unterhandelten die brandenburgischen Gesandten von dem Knesebeck und von Fuchs zu gleichem Zweck in Kopenhagen, und durch diese vereinten Bemühungen sah der Kurfürst schon im September desselben Jahres die gewünschte Ausgleichung endlich herbeigeführt noch immer glücklich genug, obschon viel weniger, als sie es vor dem Opfer jener unglücklichen Bürger hätte sein können. Canitz empfing den Befehl, von Wien nach Ungarn abzugehn, um bei den brandenburgischen Hülfstruppen einiger vorkommenden Geschäfte wahrzunehmen; in Ofen, wo er sich einige Zeit

aufhielt, dichtete er ein Trauergedicht auf den Tod seines Freundes des Grafen Theodor von Dohna, der beim Sturme dieser Festung geblieben war. Wir mögen daraus ein paar Strophen wohl hiehersetzen:

„Viel haben Tod und Schmach zu Einer Zeit gelitten,
Viel hat Verzweifelung und Raserei bestritten.
Wie mancher giebt den Geist in schnöder Wollust auf?
Wie manchen, der sein Grab mit Lorbeern denkt zu krönen,
Muß was Verächtliches im Sterben noch verhöhnen?
Hier brach nichts Schändliches solch einen schönen Lauf.
So, wie ein Wandelstern in Diamanten-Funken
Von unserm Scheitel weicht, ist Theodor gesunken.

Die Grabschrift hat er sich mit eignem Blut geschrieben,
Ein Werk, das ewig währt! Er ist im Sturm geblieben,
Wo Gott mit Mahomet um eignen Ruhm gekämpft;
Daselbst hat er gesiegt, im Beisein vieler Helden,
Die in der halben Welt den frühen Fall vermelden.
Der Neid beklaget selbst, daß ihn der Tod gedämpft;
Der Neid, der insgemein, den Stachel zu beblümen,
Die Tugend in dem Sarg am liebsten pflegt zu rühmen."

Nach Wien zurückgekehrt, wurde Canitz durch den gleich darauf erfolgenden Tod des brandenburgischen Residenten von Schmettau daselbst noch längere Zeit zurückgehalten, indem wichtige Aufträge seines Hofes einen vertrauten und geschickten Bevollmächtigten erforderten. Der König von Frankreich hatte nicht nur den geschlossenen zwanzigjährigen Stillstand bisher durch Eingriffe mancher Art verletzt, sondern auch durch neue, zwar dem Frieden scheinbar zusagende, aber gleichwohl das ganze Verhältniß unsicher aufregende Vorschläge den Kaiserlichen Hof in besorgliche Spannung gebracht. Der Kurfürst von Brandenburg, an welchen der Kaiser wegen dieser Lage der Dinge sich zunächst gewandt, säumte nicht, demselben durch Canitz im Februar 1687 erklären zu lassen, daß zwar, so lange kein Frieden mit den Türken geschlossen, ein Krieg gegen Frankreich mit getheilten Kräften sehr mißlich zu führen sein würde, er selbst aber als treuer Reichsstand stets bereit sei, wenn die Umstände es nöthig machten, mit gesammter Macht dem Kaiser gegen

die Franzosen beizustehn. Das feste Einverständniß des Kurfürsten mit dem Kaiser störte die französischen Absichten, die bald wieder zur Erhaltung des Friedens einlenkten. Der Kurfürst rieth, es dabei zu lassen, da die Kräfte des Reichs theils noch zu erschöpft, und theils wieder zu sehr versplittert seien, um dem Feinde seine widerrechtlichen Aneignungen jetzt mit Erfolg zu entreißen, daß aber, wenn dies geschehn solle, vorher mit den Türken der Friede zu sichern sei. Canitz erwarb durch die Art, wie er in diesen Verhandlungen auftrat, nicht nur die volle Zufriedenheit seines eignen Hofes, sondern auch die ausgezeichnete Gunst des Kaiserlichen, wie denn der Kaiser selbst nicht unterließ, in einem Handschreiben an den Kurfürsten das Verdienst des eben so eifrigen als geschickten Unterhändlers ausdrücklich zu beloben. Im Mai kehrte Canitz nach Berlin zurück; er sollte zwar sogleich neue Aufträge erhalten, erst nach Regensburg, darauf nach Altona, um dort den Residenten von Jena in den Reichstagsgeschäften, hier den Gesandten von Fuchs bei den Verhandlungen zwischen Holstein und Dänemark abzulösen, allein er wußte beide Sendungen, welche in persönlicher Beziehung zu den Vorgängern nicht erwünscht sein konnten, glücklich von sich abzuwenden. Er verlebte einige Zeit ruhig bei den Seinigen.

Das Ableben des großen Kurfürsten, welches am 28. April 1688 erfolgte, brachte für Canitz'ens Verhältniß keine wesentliche Aenderung. Der neue Kurfürst Friedrich der Dritte bezeigte ihm alsbald sein Wohlwollen, indem er ihn zum Geheimen Rath ernannte, und nahm seine Dienste sogleich wieder in Anspruch. Canitz wurde nach Wien gesandt, um die Anzeige des hohen Todesfalls an den Kaiser zu überbringen, und kaum nach Berlin zurückgekehrt, mußte er abermals nach Wien reisen, um von der inzwischen erfolgten Geburt eines Kurprinzen daselbst Meldung zu thun, zugleich erhielt er den Auftrag, einstweilen als Gesandter am Kaiserlichen Hofe zu verbleiben, in welcher Eigenschaft er fünf Monate die Geschäfte zur größten Zufriedenheit sowohl des Kurfürsten als des Kaisers verwaltete, wie von Seiten des letztern abermals ein belobendes Handschreiben ihm bezeugte.

Zum Neujahr 1689 kam er nach Berlin zurück, mußte aber schon im Februar in einer neuen Sendung nach Hamburg abgehn, um daselbst den Geheimen Rath von Fuchs in dem schwierigen Vermittelungsgeschäft zwischen Holstein und Dänemark als zweiter Gesandter zu unterstützen. Die Verhandlungen ließen keinen beschleunigten Ausgang hoffen, und Canitz beschloß, für den längeren Aufenthalt sich häuslich dort einzurichten, nahm seine Gattin und eine Nichte dahin mit, und bezog in der schönsten Gegend der Stadt, am Jungfernstieg, eines der ansehnlichsten uud bequemsten Häuser, dem reichen portugiesischen Juden Texeira zugehörig. Der unselige Rangstreit aber, welcher in früheren Zeiten alle diplomatischen Verhältnisse so sehr erschwerte, verhinderte auch diesmal den freien Umgang unter den Gesandten, die außer ihren geschäftlichen Verrichtungen nur noch etwa in den deutschen Singspielen und in dem damals berühmten Ankelmannischen Garten beim Spazierengehen zusammenkamen. Endlich gerieth man auf die Auskunft, daß angenommen wurde, nicht die Gesandten selbst, sondern gleichsam nur ihre Gemahlinnen empfingen die Gesellschaft, da denn die Aengstlichkeit der strengen Etikette, unbeschadet aller bestrittenen Ansprüche, wegfallen durfte, und der gesellschaftliche Verkehr sich bald in angenehmster Weise gestaltete. Die Gesellschaften bei Frau von Canitz waren besonders ausgezeichnet, die Klugheit und feine Lebensart der Wirthin, ihr richtiger Sinn für alles Angemessene, und ihr edler Geschmack in jeder Anordnung, erhöhten den Glanz ihres Aufwandes, und machten ihr Haus zu dem besuchtesten Sammelplatz der vornehmen Welt. So vergingen sechs Monate, zwar unter schwierigen Geschäften, aber in dem angenehmsten Leben, die Streitigkeiten der beiden Höfe wurden endlich beigelegt, und die Gesandten, deren Bemühen die Vermittelung gelungen war, kehrten wohlbeschenkt heim. Canitz, der sonst wohl klagen konnte, daß, „während er gelaufen, Andere die güldenen Aepfel aufgelesen", empfing bei dieser Gelegenheit besonders von dem holsteinischen Hof ein ungewöhnliches Geschenk von mehreren tausend Thalern. Er begab sich nach der Rückkehr, da der Hof grade abwesend war, sogleich auf sein Gut Blumberg, in der Hoff-

nung, wie er an seinen Freund Zapfe schrieb, daselbst im Genusse der Landluft bis zur Ankunft des Hofes seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen. Doch unmittelbar darauf nahm ihn schon wieder ein neues Geschäft in Anspruch. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg war als letzter aus dem askanischen Stamm ohne sichere Erben gestorben, und der Herzog von Celle hatte das Land sogleich in Besitz genommen; gegen ihn machten Kursachsen und das Haus Anhalt ihre, wie sie behaupteten, näheren Ansprüche geltend, und Canitz wurde beauftragt, von Seiten Brandenburgs die Rechte des letzteren Hauses nachdrücklich zu unterstützen; er besuchte in dieser Angelegenheit die sämmtlichen braunschweigischen Höfe, kehrte aber, da die Sache ein langwieriges Ansehn bekam, und zur Entscheidung des Kaisers nach Wien gezogen wurde, gegen Ende des Novembers wieder nach Berlin zurück, und erstattete dem Kurfürsten über seine vergebliche Sendung mündlichen Bericht. Zum Schlusse dieses Jahres reiste er nach Sonnenburg, wo die feierliche Einsetzung des Fürsten von Waldeck als neuerwählten Heermeisters des Johanniterordens Statt fand, und auch er selbst als Ritter aufgenommen wurde.

Bei allen seinen Verdiensten und rastlos thätigen Leistungen, deren Werth stets günstig anerkannt wurde, scheint doch auch Canitz auf seiner Bahn den großen und kleinen Kränkungen nicht entgangen zu sein, für welche das Verhältniß des Staatsdienstes vor andern zugänglich und empfindlich ist, und deren gesteigerte Unlust nur durch den Eifer des Ehrgeizes etwan überboten wird. Der letztere war in Canitz weder heftig noch ungemessen, und ihm konnte desto leichter das Treiben desselben verleidet werden, als die Zurückgezogenheit ihm in seinen Neigungen und Gaben den trostreichsten Ersatz bot. Wirklich brachte er das ganze Jahr 1690 von Staatsgeschäften entfernt, und großentheils auf seinem Gute Blumberg in stiller Muße zu, beglückt durch Gattin und Kinder, durch bewährten Freundesumgang und durch die Ausübung der Dichtkunst. Daß er indeß dem Hofe nicht ganz fremd wurde, sondern ein angenehmes Verhältniß auch in dieser Richtung fortbestand, bezeugen ein paar Gedichte, welche er

bei Gelegenheit sogenannter Wirthschaften verfaßte, darunter eines auf die noch lange nachher berühmte Scheerenschleifer-Wirthschaft, von welcher anderswo noch die Rede sein wird. An seinen Freund Zapfe, mit welchem er ununterbrochen Briefe wechselte, bald in deutscher, bald in französischer Sprache, schrieb er in dieser Zeit: „La cour n'a pas assez de charmes pour moi, et je considère les charges, qu'on y recherche avec tant de soins, comme des fers, qui nous empêchent de jouir entièrement de notre liberté, qui passe toutes les richesses du monde, et dont les âmes basses ne connoissent pas le véritable prix.“ In seiner Satyre vom Hofleben, die wohl in dieser Zeit entstanden sein dürfte, giebt er folgende beißende Schilderung, deren Züge insgesammt, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf wahrhafte Vorgänge und persönliche Verhältnisse gehn:

„Treibt das Verhängniß mich zu einem großen Mann,
Der selten helfen will, und immer schaden kann,
Mein Gott! wie muß ich mich in Zeit und Stunden schicken,
Eh mir es widerfährt sein Antlitz zu erblicken!
Zum öftern will er nicht im Schlafe sein gestört,
Ob man von Weitem gleich sein Brettspiel klappern hört;
Zuweilen eh wir's uns am wenigsten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fisch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann so lange sich verweilt,
Daß mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt,
Dieweil gemeiniglich es ihm also beliebet,
Daß er durch's Hinterhaus sich in die Flucht begiebet.
Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Ist schon was Neues da, das mich verzweifeln macht,
Ich finde mich umringt von einem Bettlerhaufen,
Ich, der ich möchte selbst vor fremde Thüren laufen;
Die wollen, sonder Geld, und mit dem bloßen Nein,
Das ich davongebracht, nicht abgewiesen sein.“

Dem Verdrusse solch schnöder Begegnung, der selbst hoher Rang und Verdienst nicht entgehen können, gesellt sich die fast noch größere Unlust auch der entgegengesetzten Beeiferung:

„Man sieht ein sichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten;

Das, weil es Arbeit haßt, und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooß des Müssigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden,
Es ist ihr Höflichsein mit Ungestüm verbunden.
Da heißt's: Wie geht es euch in eurer Einsamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bei mir seid.
Das Wetter nach dem Sturm hat sich schon aufgekläret.
Ach, wünsch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So dringet ihr vielleicht, wie nun, bei Sonnenschein
Mit eurem Mückenschwarm nicht in mein Zimmer ein!"

Im Unwillen gegen solche Leute vergleicht er sie gemeinen Verbrechern:

„Der mich verwundet hat, vom Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Gesetz bald seinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für so genossen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus,
Und da mit eitlem Tand, den er mit Worten spicket,
Aus Freundschaft einen Dolch bis in das Herze drücket?"

Er entflieht zuletzt all solchem Unwesen in sein freies Blumberg, wo er im Genusse des Landlebens aufathmet, und den Geist mit edlerer Beschäftigung stärkt.

Doch wie sich das, worauf man verzichtet, oft leichter darbietet, als was man erstrebt, so trat auch das Staatsleben für Canitz noch vor seinen Wünschen wieder ein. Gleich im Anfange des Jahres 1691 erhielt er eine Sendung an den Fürstlichen Hof nach Zeitz, wo er in einem besonderen Geschäft einige Zeit verweilen mußte. Ein wichtiger Erbfolgestreit, der sich durch den Tod des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin zwischen den Fürstlichen Häusern Grabow und Strelitz erhob, veranlaßte darauf im folgenden Jahre 1692 seine Verschickung nach Niedersachsen, die sich im Jahre 1693 wiederholte. Der Versuch, einen gütlichen Vergleich unter den Streitenden zu vermitteln, fand große Schwierigkeiten, und Canitz bedurfte in dem langwierigen Geschäft aller schon erprobten persönlichen Eigenschaften, durch welche Vertrauen erworben, und des Ansehens und der Haltung, durch welche Einfluß behauptet wird. Erst im Jahre 1694 kehrte er von dieser Verhandlung völlig zurück, aber

nicht um in fortdauernder Thätigkeit oder in neuer Muße, wie bisher, eines heiteren Glückes sich zu freuen, sondern um eine Reihe von trüben Begegnissen zu bestehn, welche ihn endlich mit dem härtesten Schlage trafen, und ihn wohl erkennen ließen, daß der glücklichere Theil seines Lebens vorüber sei. Die Mutter seiner Doris erkrankte, und starb in dem letztgenannten Jahre, eine jüngere Schwester derselben wurde gleichfalls gefährlich krank, und jene, als treue und sorgsame Pflegerin, von äußerer Anstrengung und innerer Theilnahme gleich erschüttert, litt selbst an ihrer Gesundheit, die sich von jener Zeit nicht wieder völlig herstellte. Im Anfange des folgenden Jahres erfuhr Canitz das Unglück, daß sein Gut Blumberg durch eine heftige Feuersbrunst großentheils abbrannte. Er saß grade bei der Abendmahlzeit mit seiner Familie und guten Freunden zu Tisch, als ihm die unglückliche Botschaft gemeldet wurde, welche ihn um so härter traf, als es damals noch keine Feuerkassen gab. Doch kaum hatte er die Erzählung angehört, als er sogleich, den eignen Verlust weniger als den seiner Insassen beachtend, mit ruhiger Fassung die Worte sprach: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen", welches er auch durch die That alsbald bewährte. Seinem Gemüthe stand jedoch in kurzem eine ernstere Prüfung bevor, gegen welche seine Kraft und Festigkeit nicht, wie bei jenem Verluste, gewaffnet war.

An einem Sonnabend, als sie eben zur Beichte gehn wollte, um für den folgenden Tag sich zu dem heiligen Abendmahl vorzubereiten, wurde Frau von Canitz fast auf der Schwelle ihres Zimmers plötzlich unwohl. Da sie guter Hoffnung war, so deutete man den Zufall, der keine beunruhigenden Zeichen hatte, als einen in solchen Umständen gewöhnlichen, und brachte sie zu Bette. Aber sie selbst, ohne daß der Anschein grade schlimmer geworden, fühlte sich am folgenden Tage bedenklich krank. Ihrem Gatten, der an ihrem Bette saß, eröffnete sie in liebreichen Worten, er möchte sich nicht gar zu sehr mit ihrem Wiederaufkommen schmeicheln, sie fühlte wohl, daß, da sie sich, nicht ohne innerliches Leiden, bisher gewöhnen müssen, ihn so oft von ihr reisen zu sehen,

die Reihe nun auch an sie käme, von ihm zu ziehen, und ihm vielleicht bald einen Abschied zu sagen, welcher wohl der letzte in dieser Welt sein dürfte, er möchte ihr aber erlauben, daß sie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für sein Leben besorgten Herzens geben könne. Dies betraf die Wahl einer künftigen Gemahlin, zu welcher sie ihm eine ihrer Freundinnen vorschlug, deren Werth ihr durch vieljährigen vertrauten Umgang wohlgeprüft war. Canitz, in tiefster Herzensbewegung, lehnte einen solchen Antrag fern von sich ab, allein sie fügte zu dessen Unterstützung, nach kurzem Stillschweigen, freundlichst noch diese Worte hinzu: „Ich weiß, daß er sich um das Hauswesen weder jemals bekümmert, noch wegen seiner Staatsgeschäfte und vielen Verschickungen dessen sich annehmen können; aber sein jüngst abgebranntes Landgut, seine schwere Haushaltung, seine eigne Gesundheit, und sonderlich unser noch unerzogener Sohn erfordert eine so kluge Vorsteherin, und meine eigne Liebe findet dabei einen tröstlichen Antheil, weil ich hoffen kann, daß er sich, in Gesellschaft einer mir bisher so geneigten Freundin, desto öfter seiner getreuen Doris erinnern werde.“ Dieses Er jener Zeit, die Mitte haltend zwischen dem Du und dem später aufkommenden Sie, schwebte zwischen Vertrauen und Achtung, und hatte noch keine Spur der Zurücksetzung, die erst in der letzten Zeit entschieden damit verknüpft worden. Die Leidende wurde bald nachher unter großen Schmerzen frühzeitig entbunden, worauf ihre Kräfte merklich abnahmen. Sie fühlte, daß ihr Ende herannahe, behielt aber standhaften Muth, und führte so fromme, gottergebene Reden, bezeigte so heitern und freien Sinn, daß alle Umstehenden, unter welchen auch ihr Beichtvater, der fromme Doktor Spener, durch ein so schönes Beispiel edlen Sterbens innigst erbaut wurden. Am vierten Tage waren die Vorboten des nahen Todes unverkennbar; sie ließ ihren neunjährigen Sohn, von sieben Kindern das einzige übriggebliebene, vor ihr Bette kommen, und gab ihm mit den nachdrücklichsten Worten und zärtlichsten Küssen ihren mütterlichen Segen; ihren Gatten, der auf den Knieen liegend seine thränenvollen Wangen auf ihre liebreichen Hände drückte, suchte sie zu trösten, und bat

ihn, nicht kleinmüthig zu sein. Sie hatte alles zu ihrem Sterben vorbereitet, und nebst andern Gegenständen besonders auch ein Vermächtniß für die Schulen, Kirchen und Armen angeordnet, welches sie mündlich ihrem Gatten eröffnete, indem sie hinzusetzte: „Ich habe meinen letzten Willen weder schriftlich noch gerichtlich niederlegen wollen, des ungezweifelten Vertrauens, er werde meine letzte Bitte auch nach meinem Tode, kraft seiner mir bekannten Großmuth, von sich selbst erfüllen.“ Canitz vermochte was ihm bevorstand nicht zu fassen, er verging in gränzenlosem Leid. Die Gattin aber, ihm nochmals innig Lebewohl sagend, bat ihn, seinem Schmerze nicht so sehr nachzugeben, und sie durch seine heftige Betrübniß in einem süßen Schlafe nicht zu stören, der sich eben bei ihr anmelde. Sie nahm hierauf mit größter Fassung auch von den übrigen Anwesenden herzlich Abschied, legte sich dann zur Ruhe, und sagte mit freudigem Gesicht: „Sehet, ich schlafe schon wirklich!“ So entschlief sie sanft und lächelnd, ohne Schmerz und Zucken. Sie hatte von jeher, in gesunden Tagen, von Gott sehnlichst einen solchen Tod erfleht, wie ihr jetzt gewährt worden war. Sie starb Dienstags den 9. April um 1 Uhr nachmittags, etwas über neununddreißig Jahre alt.

Dieser Trauerfall wurde durch den lebhaften und vielfachen Antheil, der sich damit verknüpfte, zu einem großen, allgemeinen Ereigniß, das in der sittlichen wie in der dichterischen Welt geraume Zeit in fruchtbarem Andenken stand. Canitz'ens Doris brauchte man nur zu nennen, um ein leuchtendes Vorbild weiblicher Tugend und Liebe, reinsten Eheglücks, und würdigster Verherrlichung hervorzurufen. In der That fehlte ihr keine Eigenschaft, um sie zu einer höchstbegabten, seltnen Erscheinung zu machen; ihre liebevolle Güte und sanfte Frömmigkeit ruhten auf einem herzhaften Gemüth und freien Geist, die anmuthigste, belebteste Weltbildung auf innerer Tüchtigkeit. Die Trauer des zurückgebliebenen Gatten, durch ein Gedicht ausgedrückt, welches lange Zeit als eines der höchsten Erzeugnisse deutscher Dichtkunst verehrt und auswendig gelernt wurde, vergegenwärtigte den Werth ihres Daseins auch folgenden Geschlechtern. Doktor Spener

hielt der Verstorbenen, die in der Marienkirche beigesetzt wurde, eine schöne Gedächtnißpredigt. Dichterisch ihr Andenken zu feiern, fühlte sich Canitz in der ersten Zeit seines ungemessenen Jammers ganz unfähig; er bat seinen Freund Besser, zum Preise der abgeschiedenen Geliebten ihm fürerst den Trost seiner Poesie zu gewähren, wobei er ihm zugleich sagte: „Ich gestehe, daß ich vor sieben Jahren einer von denjenigen gewesen bin, welche vermeinet, Sie hätten sich über den Tod Ihrer erblaßten Ehegattin allzusehr beklaget; aber ich empfinde nun an mir selbst die Wahrheit desjenigen Leidens, welches Sie damals so beweglich ausgedrückt, und itzt durch Ihren so langen Wittwerstand, schon mehr als genug bewähret haben.“ Besser versprach diesen Dienst der Freundschaft, ging auch alsbald an's Werk, allein da er sehr langsam arbeitete, so war nach sieben Monaten noch kein Ganzes fertig. Endlich, nach wiederholter Mahnung, brachte er eine Trostode von fünfundvierzig Strophen zu Stande, welche als ein Meisterwerk trefflichen Ausdrucks den größten Beifall erhielt. Allein Canitz, wie sehr ein solches Denkmal ihn freute, sah durch fremdes Wort seinem Herzen nimmer genügt, er mußte seiner Doris auch in eigner Dichtung den Zoll der Trauer und Liebe darbringen, welche seine Brust erfüllten. Erst geraume Zeit nachher, als schon über ein Jahr verflossen, vollendete er nachstehende Ode, welche, als das berühmteste, und nach Vieler Meinung beste seiner Gedichte hier billigerweise ganz mitgetheilt wird.

Klagode.

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasei
Mir vielleicht ein Schrecken bei?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid, Verhängniß, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

Sollt' ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir ergeben,

Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich so beglückt,
Daß die Welt mit Kron und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht?

Doris, kannst du mich betrüben!
Wo ist deine Treu geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Straßen,
Und hast nun zum erstenmal
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schafft mir Qual!

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmt's? da ich mich kränke,
Werd' ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke,
Die mich in dies Leid gesetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu besingen:
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme schwach;
Worte werden mir zu Thränen,
Und so muß ich mir allein,
In dem allergrößten Sehnen,
Der betrübte Zeuge sein.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichkeit vernichten,
Singt die Angst, die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daß man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich!
Doch ihr könnt die Arbeit sparen;
Wer kennt beides so wie ich?

Ihrer edlen Seelen Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben,

Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hochgepriesen,
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Daß sie wohl mit Gott gestanden,
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreit;
Seht, wie sie der Tod bedräut,
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eiteln Weltgedränge
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben spürt,
Doris dennoch nie verführt.
Niemals hatte sie erkoren
Einen Gift, der Zucker hieß,
Weil ihr etwas angeboren,
Das sofort die Probe wies.

Doch, in Worten und in Werken,
Ließ sie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhöhnt,
Und das seinige beschönt.
Was für kluge Tugendsätze
Macht indessen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig jederman begegnen,
Lieb und Wohlthat lassen regnen,
Das war ihre beste Kunst.
Auch der höchsten Häupter Gunst,
Und ihr innerstes Vertrauen,
Hat sie nie zum Stolz bewegt.
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach sie, wird in Staub gelegt.

Durch verstelletes Beginnen,
Fremden Beifall zu gewinnen,

War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohlgefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,
Machte so den Neid erröthen,
Als sie Herzen an sich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich schon längst bestritten;
Doch in unserm Ehestand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich so ein Herz erlesen,
Das, wenn Unglück auf uns stieß,
Eben ein so sanftes Wesen,
Als im Glücke spüren ließ.

Bei der liebsten Kinder Leichen
Gab sie kein verzagtes Zeichen.
Hof und Haus verging in Gluth,
Aber nicht ihr Heldenmuth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles, was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mir ganz zu eigen!
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth.
Alles das hab' ich verloren!
Ach, wie werd' ich traurensvoll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daß ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ich's in der Unschuld seh,
Machet mir ein neues Weh;
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter frohen Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,

Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen findt;
Mir erweckt das Schaugerüste
Großer Höfe nur Verdruß,
Und mein Haus scheint eine Wüste;
Weil ich Doris suchen muß.

Ich durchirre Land und Seen,
In den Thälern, auf den Höhen,
Wünsch' ich, wider die Gewalt
Meines Schmerzens, Aufenthalt.
Berg und Thal, sammt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich oft, aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenk' mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! Eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! Nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiß selbst nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris! ist's denn ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu?
Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, so laß dein Schlummern stören!
Sieh dich einmal nach mir um!

Zeige dich mit den Geberden,
Die so manchesmal auf Erden

Mich von Sorgen losgemacht.
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verstehen,
Daß du meinen Jammer kennst,
Wenn's der Himmel so versehen,
Daß du dich auf ewig trennst.

Lass' in der Gestalt dich schauen,
Wie dich in den sel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht,
Der die Sonne selbst nicht gleicht.
Oder scheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinnen Flor,
Wohl! so stell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weise vor.

Dürft' ich küssend dich umfassen,
So, wie ich dich sah erblassen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,
Und der Angstschweiß deiner Wangen,
Als mit Perlen, angefüllt;
Denn so wäre mein Verlangen,
Sollt' ich meinen, schon gestillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ei! so steht die Hoffnung fest,
Daß der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läßt.

Dann will ich nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten,
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Körper gehn,
Nächst bei dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!

Hör' ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:
„Nur drei Worte darf ich sagen;
Ich weiß, daß du traurig bist;
Folge mir! Vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt."

Neben den Bestrebungen dichterischer Redekunst, die sich bisweilen in diesem Gedicht hervordrängen, behaupten ächter Schmerz und wahre Innigkeit doch unläugbar darin die Oberhand.

Canitz'ens Trauer wurde noch vermehrt durch den bald nachher sich ereignenden Tod seiner Schwägerin, der jüngeren Schwester seiner Doris, und derselben an Gemüth und Sinn besonders ähnlich. Eine Nichte seiner verstorbenen Gattin, Fräulein von Schönberg, die in seinem Hause auferzogen worden, verließ ihn gleichfalls, indem sie nach Dresden zurückkehrte. So fand er sich in dem bisher so glücklichen und belebten Hause ganz vereinsamt. Nur noch sein kleiner Sohn, der ihm als theures Ebenbild die Züge der geliebten Doris lebendig vergegenwärtigte, war ihm als ein Trost vor Augen, der seinen Schmerz, indem er ihn beschäftigte, zugleich zerstreute. Dieser wohlgeartete und hoffnungsvolle Knabe war der Sorge eines Hofmeisters anvertraut, dessen Namen in der Folge sehr berühmt geworden ist, nämlich Joachim Lange's, des nachherigen Doktors und Professors der Theologie auf der Universität zu Halle, bekannt durch seine Verfolgung des Philosophen Wolff, und durch seine in mehr als fünfzig Auflagen wiederholte lateinische Grammatik. Als häuslicher Erzieher und Lehrer in gegebenen Schranken mag der Mann seinem Platze genügt haben, späterhin freilich, an freier Stelle im Gebiete der Wissenschaften, hat er sich der traurigen Schaar derer beigesellt, die aus niederen Gesichtspunkten über die unverstandenen höchsten abzusprechen wagen, und sich durch ihr feindseliges Einwirken gerechten Haß und Verachtung zuziehen. Indeß durfte Canitz, wie gesagt, seinen Sohn damals unter Aufsicht dieses Mannes bestens versorgt glauben, und daher von dieser Seite kein Bedenken finden, auf dringendes Mahnen

seiner Freunde eine ferne Reise zu unternehmen, die seinen Gram durch Zerstreuung zu lindern vermöchte. Schon hatte er beschlossen, zu einigen Bekannten, die mit den brandenburgischen Truppen in dem seit dem Jahre 1688 gegen Ludwig den Vierzehnten wieder ausgebrochenen Reichskriege im Felde standen, nach den Niederlanden abzureisen, und zunächst der Belagerung von Namur beizuwohnen, als ein neues Ereigniß unvermuthet nach andrer Seite ihm Geschäft und Zerstreuung anwies. Der Herzog von Mecklenburg-Güstrow starb im September 1695 ohne männliche Nachkommenschaft, und der sogleich zwischen den Herzogen von Schwerin und Strelitz entzündete Erbfolgestreit bewog den Kurfürsten von Brandenburg und den König von Schweden zu dem Versuch einer Vermittelung, für welche von brandenburgischer Seite Canitz beauftragt wurde. Er begab sich daher ungesäumt nach Güstrow, wo er, einige Zwischenreisen ungerechnet, bis in die Mitte des folgenden Jahres blieb. Theils die verwickelten Geschäfte, die ihm oblagen, theils der gesellschaftliche Umgang, der sich an jene knüpfte, und selbst neue dichterische Uebungen, zu welchen er veranlaßt war, mußten seiner Seele zur wohlthätigen Ablenkung des Kummers dienen, der sie bisher ganz erfüllte; aber mit Beflissenheit wandte sein gestärktes Gemüth auch wieder alle Sammlung auf den Gegenstand seiner Liebe und Klage zurück, denn das mitgetheilte Gedicht auf Doris entstand größtentheils in dieser Zeit. In Berlin fand er bei der Rückkunft sein Hauswesen in großer Unordnung, sein Landgut vernachlässigt, mancherlei Besitzthum durch einen großen Diebstahl entwendet. Dies alles wurde geltend gemacht, ihm eine Wiederverheirathung dringend anzurathen, zu welcher sogar der Hof ihn zu bestimmen suchte. Doch Canitz fühlte noch zu lebhaft seinen Verlust, als daß er einen Ersatz desselben schon hätte denken mögen. Die diplomatischen Verhandlungen riefen ihn wieder nach Mecklenburg, wo er bis Ende des Jahres blieb, und darauf nach Hamburg, wo er zur Vermittelung der Streitigkeiten, die sich zwischen dem Herzoge von Holstein und dem Könige von Dänemark wegen des Waffenrechts und der Erbauung einiger Schanzen erhoben hatten,

als brandenburgischer Bevollmächtigter neben dem Kaiserlichen und anderen Gesandten thätig und glücklich mitwirkte, wiewohl der Abschluß erst in der Folge zu Stande kam. In Hamburg empfing er in dieser Zeit auch den Besuch seines Freundes Besser, der sich nach Kleve an den Kurfürstlichen Hof begab, und von Berlin dem Freunde zu Liebe diesen Umweg nahm. Im November des Jahrs 1696 kehrte Canitz von seiner Verschickung, deren Zwecke bestens eingeleitet waren, wieder nach Berlin zurück.

Die vereinten Antriebe, welche durch Gedanken und Empfindungen wie durch Verhältnisse in ihm erregt waren, bewirkten nunmehr auch den Entschluß, welchem er bisher noch widerstrebt hatte; er heirathete wieder, und zwar, nach dem Wunsch und der Bitte seiner Doris, die von ihr selbst ihm anempfohlene geliebte Freundin derselben, die Freiin Dorothea von Schwerin, eine Tochter des brandenburgischen Gesandten, den er auf seinen Reisen in London schon frühzeitig hatte kennen gelernt. Der Kurfürst selbst war mit dem ganzen Kurfürstlichen Hause bei der am 29. Dezember vollzogenen Trauung anwesend, und ertheilte dem neuen Ehepaar die gnädigsten Versicherungen. In Gemäßheit derselben, erhielt Canitz gleich im Anfange des Jahres 1697 die Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath. Mit seiner zweiten Gattin lebte er in gleicher Eintracht und Zutraulichkeit, wie einst mit seiner Doris, deren schönes und segenreiches Andenken in dem neuen Bündnisse nur noch leuchtender hervortrat. Das Glück fügte es, daß Canitz dieses erste Jahr seiner Wiedervermählung größtentheils im Schooße heitrer Muße und ländlicher Beschäftigung zubrachte. Er vollendete den Wiederaufbau seines abgebrannten Gutes; Wohnhaus und Garten daselbst wurden größer und schöner wiederhergestellt. Seine dichterischen Arbeiten, sein Briefwechsel mit werthen Freunden, besonders mit Zapfe, blieben nicht vernachlässigt; einige der geistlichen Gedichte, die sich in der Sammlung finden, mögen in dieser Zeit entstanden sein. Im Anfange des Jahres 1698 erfuhr Canitz eine Standeserhöhung, indem der Kaiser Leopold aus eigner Bewegung ihn zum Reichsfreiherrn erhob, mit Ertheilung eines neuen

Wappens, Beilegung des Ehrenwortes Wohlgeboren, und andern herkömmlichen Bestimmungen. Auch war ihm nicht gegönnt, länger von Staatsgeschäften auszuruhen. Ihm wurde eine wichtige Sendung nach Holland übertragen, wobei er auf der Hinreise zugleich in Hannover dem Kurfürsten Georg wegen dessen Vaters Ableben die Beileidsbezeigungen zu überbringen hatte. Im Haag fanden in Folge der Friedensschlüsse von Ryßwyck die bedeutendsten Verhandlungen Statt, in welchen die politischen Verhältnisse von ganz Europa sich zusammendrängten, und auch Brandenburg durch die vielfachsten Beziehungen ernstlich betheiligt war. Den Umständen gemäß, welche, im Gegeneinanderwirken der größten Mächte, für eine Mittelmacht, wie Brandenburg damals war, mehr Klugheit und Vorsicht, als Nachdruck und Schärfe vorschrieben, führte Canitz hier die Geschäfte seines Hofes mit aller einnehmenden Haltung und feinen Besonnenheit, welche von jeher seine diplomatischen Verrichtungen ausgezeichnet und gefördert hatten. Dem Könige Wilhelm von Großbritannien, welcher nach dem Haag herübergekommen war, hatte er mehrmals persönlich die wichtigsten Eröffnungen zu machen, und zum Vortheil und Glanze des Kurfürstlichen Hauses wurde manches eingeleitet, was der nahen Zukunft auszuführen beschieden war. Schon über ein Jahr hatte Canitz in Holland auf diese Weise voll Eifer und Thätigkeit zugebracht, als ihn zunehmende Kränklichkeit, die sich bald zu einem ernstlichen Brustübel gestaltete, nach heimathlicher Ruhe und Pflege verlangen ließ. Der Kurfürst bewilligte sein nur allzubegründetes Gesuch; Canitz nahm im Haag Abschied, und kam im Frühling des Jahres 1699 zum Pfingstabend, schon sehr leidend, in Berlin bei den Seinigen an.

Frühzeitig war Canitz von Uebeln heimgesucht worden, welche selten einer rauhen und strengen Lebensart, desto häufiger jedoch einer verfeinerten und reichlichen sich anschließen. Seit seinem dreißigsten Jahre litt er abwechselnd an Kolik, Steinschmerzen und Podagra, doch keineswegs so heftig, um dadurch in den Pflichten seines Berufs oder im gewohnten Lebensgenusse sonderlich gestört zu werden. Jetzt aber hatte sich mit diesen Uebeln eine Brustkrankhei verbunden, die

schnell seine Kräfte hinzehrte, und wegen seines Aufkommens wenig Hoffnung ließ. Von allen Seiten wurde ihm die lebhafteste und innigste Theilnahme bezeigt, der Kurfürst selbst besuchte ihn in seinem Hause, und ertheilte ihm tröstliche Versicherungen. Canitz bewies unter allen Schmerzen und Widerwärtigkeiten seines Zustandes die größte Fassung und Heiterkeit. Er suchte für sich und die Seinigen allen Trost nur in freudiger Hingebung in den Willen Gottes; fromme Betrachtungen, zu welchen schon immer Sinn und Neigung ihn gelenkt, wurden seine liebste Unterhaltung. Mit seinem ehemaligen Hausgenossen Joachim Lange, mit dem ehrwürdigen Spener, der ihm als treuer Freund schon längst vertraut war, so wie mit andern Freunden, die ihn besuchten, führte er gern dergleichen Gespräch, und wußte darin nicht minder zu geben, als zu empfangen. Er sagte unter andern zu Lange, er beginne nun die göttlichen und weltlichen Dinge mit ganz andern Augen, als vormals, anzusehn. Und Spener'n versicherte er in tiefster Rührung, wenn Gott ihn wieder aufrichten würde, was doch kaum zu hoffen stünde, so wollte er sich dem eitlen Wesen der Welt, davon er doch nichts hielte, ganz entziehen, und hingegen, nach aller Möglichkeit, dem allein Nothwendigen sich widmen. Um endlich über seinen Zustand völlige Gewißheit zu erlangen, berief er die sämmtlichen Königlichen Leibärzte zu einer Berathung, deren Ergebniß ihm auf sein beherztes und standhaftes Dringen unverhohlen mitgetheilt wurde. Als er aus dem Berathungszimmer trat, fand er im Vorzimmer seinen Freund Besser, den er nebst andern Gästen, worunter auch die Aerzte, zur Tafel geladen hatte, ging auf ihn zu, und sagte ihm leise in's Ohr: „Ich soll nicht länger, als noch sechs oder sieben Tage leben, womit ich zwar sehr wohl zufrieden bin; aber ich bitte, sich dessen gegen Keinen, und am wenigsten gegen meine Gemahlin zu äußern." An der Tafel selbst war alles sehr niedergeschlagen, außer Canitz, der sich ganz vergnügt und unbefangen benahm, und nachher den Aerzten insgeheim sogar verwies, daß sie über ihn solche Betrübniß bezeigten, da sie ihm doch nur fröhliche Botschaft gebracht. Seine heitre Fassung bewährte sich auch in den folgenden Tagen.

Unter andern ließ er aus dem Gebeinhause sich einen Todtenkopf bringen, über welchen er seine besondern Betrachtungen anstellte, der Weissagung des Propheten Ezechiel gedenkend, der die auf dem Felde liegenden Gebeine wieder lebendig werden sah. Inzwischen nahm seine Krankheit merklich zu; er konnte zwar bis zuletzt noch immer herumgehn, aber sein Athem war beklommen, und mit großartiger Gelassenheit sah er stündlich seinem Tod entgegen. Endlich am 11. August, neun Tage nach jener ärztlichen Berathung, starb er den glücklichsten und erhabensten Tod, welchen der Mensch, nach menschlichem Ermessen, je wünschen kann. Er stand am frühen Morgen auf, ließ sich völlig ankleiden, und trat an das Fenster, welches er öffnete, um frische Luft zu schöpfen; die Sonne ging eben auf, und mit freudigem Staunen genoß er den Anblick der wundervollen Pracht; als er eine Weile unverwandt hinausgeschaut, sagte er zu einer Verwandten, die ihn stützte: „Ei, wie schön ist heut der Himmel!“ und sank, von einem Schlagfluß getroffen, todt in ihre Arme. Er starb im fünfundvierzigsten Lebensjahre. Schon am Tage darauf wurde er in der Marienkirche, neben seiner Doris, beigesetzt. Acht Tage darauf hielt Spener in der Nikolaikirche vor zahlreichen Zuhörern ihm eine Gedächtnißpredigt.

Folgende Schilderung seines Aeußern, wie sie durch frühere Hand uns aufbewahrt ist, möge den Mann uns nochmals vor Augen stellen. Er war von mittlerer, wohlgewachsener Gestalt, in den späteren Jahren etwas untersetzt und stark; sein Gesicht voll, offen, wohlgebildet und geistreich; seine blauen Augen lebhaft, sein Gang aufgeweckt, sein Ansehn männlich, die Sitten edel. Bei einer weißen Haut und freien Stirne hatte er einen sehr freundlichen Mund, der sich doch manchmal eines höhnischen Lächelns nicht erwehren, und seine angeborne Neigung zur Satyre nicht ganz verbergen konnte. Seine Kleidung war nett, wohlgewählt, aber ohne kleinliche Sorgsamkeit. Man hatte ihn kaum gesehn, so war man ihm gewogen, und kaum gesprochen, so blieb man ganz von ihm eingenommen. Er war gesprächsam, höflich, frei von Eigensinn und Widerspruchsgeist, für jeder=

man gefällig und aufmerksam, Fähigkeiten und Neigungen leicht durchschauend, jedem Gegenstande wie jeder Persönlichkeit und jedem Verhältnisse sich leicht bequemend, mit Einem Wort, ein vollkommener Mann von Welt, der aber mit allem Reize solch äußeren Behagens den tiefen Werth innerer Bildung vereinigte. Sein Verstand war schnell, sein Urtheil richtig und scharf, sein Gedächtniß vortrefflich; Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und seine geistreichen Einfälle, dergleichen damals der Ton am Hofe gern hervorrief, machten Glück. Seine Kenntnisse waren mannigfach, seine Belesenheit ausgebreitet; doch las er in späterer Zeit, wegen seiner vielen Geschäfte, meist eilig und sprungweise, indem er bei jedem Buche zuerst den Inhaltsanzeiger aufschlug, und dann gleich die Abschnitte vorausnahm, die ihn hauptsächlich anzogen. Er schrieb und sprach lateinisch, französisch und italiänisch sehr gut, außer diesen Sprachen verstand er aber auch noch holländisch, englisch und spanisch. Das Dichten trieb er wie andre angenehme Unterhaltung, ohne Müh' und Arbeit, als leichtes Spiel im Auf- und Abgehn, bei einer Pfeife Taback vor dem Kamin, ja wohl gar in solch häuslicher Bequemlichkeit, die sich verbergen muß. Auch der Musik war er sehr kundig, und liebte deren Genuß. In Geschäften war er streng und fest, bei großer Leichtigkeit von vorsichtiger Haltung; alle seine Eigenschaften wurden hier zu Vorzügen; in den meisten Verhandlungen war er glücklich, er wußte Ernst und Sanftmuth zu vereinen, um zu überreden, zu gewinnen; im Friedenstiften, Vermitteln, Versöhnen, besaß er ein einziges Talent.

Seiner vortheilhaften Erscheinung gab erst vollen Werth, daß sie auf dem gediegenen Grund eines edlen Karakters ruhte. Seine Rechtschaffenheit, sein redliches Herz und sein reiner Sinn herrschten über jene geschmückte Oberfläche. Das wahrhaft Menschliche, die freieste Güte und offenste Achtung, konnte er nie verläugnen, wie sehr auch die übereinkömmlichen Formen in den höheren Kreisen, die Rücksichten auf Gunst und Stand, in so vielen Fällen dazu verlocken und fortreißen mochten. Hülfreich mit Aufopferung und Thätigkeit, wußte er Gutes um sich her zu verbreiten, so weit nur sein Ver-

mögen reichte. Freigebig schenkte er jedem Bedürftigen, ja kam dessen Bitte zuvor; eine große Anzahl von Hausarmen genossen regelmäßig seine Unterstützung, wie erst nach seinem Tode bekannt wurde. Seine Uneigennützigkeit und Großmuth zeigten sich um so schöner, je bedeutender der Gegenstand war. Ein schönes Landgut, dessen Einkünfte seiner Mutter, der künftige Besitz aber ihm vererbt war, überließ er derselben ganz, und als sie nach dem Verkauf in neue Bedrängniß gerieth, sorgte er reichlich bis zu ihrem Tode für sie, und auch nachher noch für ihren verwittweten Gatten, jenen Baron von Brunbose, der auf so seltsame Weise sein Stiefvater geworden war. Dem Lehrer seines Sohnes, Joachim Lange, gab er während der ganzen Zeit, die derselbe in seinem Hause war, stets das Doppelte des anfänglich bestimmten Jahrgehalts. Einem seiner Freunde wurde seine Freigebigkeit auf eine so edle Weise hülfreich, daß, wie gemeldet wird, auch ein König sich derselben nicht hätte schämen dürfen. Hieher gehört auch ein Zug, der seinen und seiner Doris gleichgestimmten Edelsinn in schönster Regung zeigt. Ein Hofbeamter hatte Kostbarkeiten, die seiner Aufsicht anvertraut waren, in dringender Verlegenheit pfandweise versetzt, sie aber zu rechter Zeit nicht wieder einlösen können, und war daher der schmachvollen Entdeckung nicht entgangen. Die Sache wurde an Canitz'ens Tafel als Hofneuigkeit erzählt, er nahm gleich lebhaften Antheil, und rief voll Eifer: „Mein Gott! Ich kenne ihn zwar nicht weiter als von Ansehn, aber hat er denn nicht zu mir kommen, und mir im Vertrauen sein Anliegen eröffnen können? Nicht wahr, Dorchen? du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Edelmanns zu retten?" — „Von Herzen gerne", antwortete sie, indem sie zugleich eine Perlenschnur, über 3000 Thaler an Werth, von ihrem Halse löste, und ihrem Gemahl freundlichst sie mit den Worten überreichte: „Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden." Doch war für diesmal der gute Willen des edlen Paars erfolglos, die Sache war schon zu weit und unrettbar.

Als Dichter behauptete Canitz, wie auch Zeit und Geschmack sich veränderten, noch lange seinen Werth; sein Talent, in der von Opitz beginnenden neueren Reihe deutscher Dichter ehrenvoll aufgenommen, war für seine Zeit höchst bedeutend. Doch läßt sich nicht läugnen, daß ihm die Dichtkunst mehr ein Reiz und eine Zierde des Lebens, mehr eine der Thätigkeiten und Beziehungen war, welche ein reger Bildungstrieb sich mannigfach gewinnt und aneignet, als ein Inbegriff aller, aus dessen Mitte das Leben selbst nach allen Seiten neubedingend hervorquölle. Das Verdienst der gewählten Sprache, des angemessenen Ausdrucks, der höchsten Reinheit und Eleganz, tritt bei solchen Dichtern am stärksten hervor, und Canitz besaß dasselbe in sehr hohem Grade. Was uns jetzt in seinen Gedichten als Geschmacklosigkeit und Härte verletzt, entsprach in seiner Zeit gewiß den höchsten Anforderungen der Feinheit und Rundung, denn zumeist wegen dieser Vorzüge wird seine Schreibart von seinen Zeitgenossen allgemein gepriesen. Noch Friedrich der Große, auf Glauben die damals angenommen gültige Meinung wiederholend, sagt von ihm: „Il puisa dans l'usage de la bonne compagnie cette politesse et cette aménité qui plaît dans son style.“ Seine gesammelten Gedichte wurden zuerst im Jahre 1700 durch den Freiherrn von Canstein im Druck herausgegeben, und häufig wieder aufgelegt; sodann im Jahre 1727 mit großer Sorgfalt, und mit beigefügtem Lebenslauf und schätzbaren Anmerkungen, durch Johann Ulrich König, den um die deutsche Litteratur auch sonst noch wohlverdienten Hofdichter in Dresden, und auch diese Ausgabe ist bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts mehrmals wiederholt worden. Geistliche Gedichte und vermischte, Satyren und Uebersetzungen, Trauergedichte, zuletzt galante und Scherzgedichte, bilden verschiedene Abtheilungen. Die Satyren sind nach dem Muster des Boileau, einige auch aus ihm, dem Horaz und Juvenal übersetzt.

Von unsrem Canitz ist keine Nachkommenschaft übrig. Wenige Wochen nach ihm starb sein einziger hinterbliebener Sohn, etwas über dreizehn Jahr alt, an den Blat-

tern. Seine Wittwe verheirathete sich späterhin an den Freiherrn von Schöneich in Crossen. Sein Vermögen fiel an zwei Freiherren von Canstein, Stiefbrüder seiner Doris; der jüngere, schon oben erwähnt, erhielt mit anderem Besitz auch des Verstorbenen ausgewählte Bücher, bei deren Verkauf er selbst viele davon wiedererstand, die später mit seiner eignen großen Büchersammlung an das Waisenhaus zu Halle kamen, dem er auch sein ganzes übriges Vermögen durch fromme Stiftung zuwandte.

Canitz'ens Gedichte haben ihre Zeit gehabt, sie liegt abgeschlossen, und wird wohl schwerlich wiederkehren; diese Lieder fallen, gleich vielen andern für begränzte Dauer erschienenen, unaufhaltsam mehr und mehr der Vergessenheit anheim; aber der Name des Dichters wird nicht untergehn, Canitz wird ruhmvoll genannt werden unter den Ehrensäulen der deutschen Litteratur, so lange diese selber besteht, und so wird in seinem Namen zugleich sein Denkmal sein. Merkwürdig indeß möge hier zum Schlusse noch der seltnen Gunst erwähnt werden, welche dem schon weit entschwundenen, durch mächtigste Entwickelungen neuer Folgegeschlechter zurückgedrängten Dichter gleichwohl in später Dauer noch erhalten blieb. Der Feldmarschall Graf von Kalkreuth, im Jahre 1736 geboren, sonst eben auf Poesie nicht ausgehend, war aus den Eindrücken früher Jugend doch mit Ehrfurcht und Vorliebe für die Gedichte von Canitz eingenommen; er wußte die Trauerode auf Doris auswendig, und sagte öfters ganze Strophen daraus her, mit der guten Ueberzeugung, das sei doch noch Poesie von ächtem Werth, und alle andre dagegen mit Recht gering zu achten. Der geistvolle, regsame Greis starb erst im Jahre 1818 im hohen Alter, und so reichte, durch diesen einen langgezogenen Lebensfaden vermittelt, die lebendige Wirkung von Canitz'ens Gedichten im vollen Ansehn ihrer Zeit, zwar nur leise, aber doch bis in unsere Tage hinein!

Johann von Besser.

Mit Canitz in demselben Jahre kam Johann Besser zur Welt, jenem als Dichter, als Hof- und Staatsmann und als Freund, im Leben vielfach verwandt und nah. Er wurde den 6. Mai 1654 in Kurland geboren. Sein Vater, aus dem Patrizierhause der Besserer in Ulm herstammend, von welchem ein Zweig nach Preußen und dann nach Kurland verpflanzt worden, war Prediger in Frauenburg, und stand wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seines frommen Wandels in gutem Ansehn; seine Mutter, von Geburt ein Fräulein dortiger Gegend und eines Predigers Tochter selbst, vereinigte die Vortheile dieser gedoppelten guten Herkunft. In Kurland waren auch nach der Reformation, welche in manchen Ländern die kirchlichen Aemter ihrer weltlichen Herrlichkeit dergestalt entkleidete, daß sie fast ganz dem Ehrgeize des strebenden Bürgerstandes anheimfielen, die Predigerstellen meist so gute Pfründen geblieben, daß auch der Adel sich fortdauernd um sie bewarb, und hieraus kam, daß beide Stände dort leichter gegen einander sich ausglichen; ein Verhältniß, welches auch für Besser's Leben und Fortschreiten von entschiedenem Einfluß war. Erziehung und Unterricht empfing der wohlgebildete, kräftige und geistesrege Knabe mit den Kindern einiger benachbarten adeligen Familien, von ausgewählten Lehrern, sowohl in Wissenschaften und Sprachen, als auch in Leibesübungen und sonstigen Fertigkeiten. Er überstand große Lebensgefahren, indem er einmal unter dem Eise dem Ertrinken nahe war, ein andresmal im Kornfelde von den Hunden seines Vaters, die ihn plötzlich anfielen, beinah zerrissen wurde. Frühzeitig erwachte auch die Neigung zu dichten in ihm, und war durch keine Abmahnung,

die man ernstlich versuchte, zu überwinden. Mit guten Kenntnissen und vortheilhafter persönlicher Bildung ausgestattet, bezog er, zugleich mit mehreren seiner bisherigen Studiengefährten, die Universität zu Königsberg, wo er den philosophischen Wissenschaften und demnächst, seiner ihm zugedachten Bestimmung gemäß, der Theologie den besten Fleiß widmete. Schon im Jahre 1673 vertheidigte er daselbst öffentlich eine lateinische Abhandlung über einige Sätze aus der Logik, und im folgenden Jahre, da er selbst noch nicht volle zwanzig zählte, eine zweite über einen philosophisch-theologischen Gegenstand, durch welche er mit großem Ruhme die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb. Im Jahre 1675 ließ er abermals eine philosophische Abhandlung drucken, die unter seinem Vorsitz ein jüngerer akademischer Mitbürger vertheidigte. Indem er so im gelehrten Kreise rüstig und gewandt auf den Schauplatz trat, verläugnete sein Sinn auch schon damals nicht die Richtung nach den oberen Kreisen, wo die Fürsten und ihre Umgebungen, im Schimmer der Macht und des Glanzes, den Blick und Eifer begabter Dienstberufenen stark und unwiderstehlich anziehen. Keine jener Abhandlungen ließ Besser ohne den Schmuck einer vornehmen, empfehlenden Zuneigung; er widmete die erste dem Herzoge Jakob von Kurland, bei welchem sein Vater in vorzüglichen Gnaden stand, die zweite dem Herzoge Friedrich Kasimir, und die dritte der brandenburgischen Prinzessin Luise Charlotte.

Ein junger Mann von so ausgezeichneten Gaben, der die Welt bedeutend ansprach, und ihre Verhältnisse lebhaft ergriff, konnte am wenigsten unter den Jünglingen gleichgültig bleiben, welche durch Alter, Studien und Neigungen ihm verbunden waren. Besser lebte in vertraulichster Gemeinschaft mit jungen Edelleuten, die theils aus Kurland, theils aus Preußen und andern Ländern, in Königsberg studirten. Vor allen aber hatte sein Landsmann von Maydel, ein edler Jüngling von vorzüglichen Fähigkeiten und älternloser Erbe eines Vermögens von einer Tonne Goldes, sich an ihn mit innigster Freundschaft angeschlossen. Seine Studien waren bald beendet, er kehrte nach Hause, um von

dort eine größere Reise nach fremden Ländern anzutreten, und da er die Wittwe seines Oheims, welche bei ihm Mutterstelle vertrat, wegen eines tüchtigen Haushofmeisters, der ihn begleiten sollte, bemüht sah, so stand er nicht an, ihr als einen solchen seinen Freund Besser in Vorschlag zu bringen. Die kluge Frau verlangte denselben vorher persönlich kennen zu lernen, wohl nicht ohne Bedenken wegen dessen eigner Jugend; aber kaum hatte sie ihn, den stattlichen, haltungsvollen jungen Mann, selbst gesehn, als sie sogleich und unbeschränkt einwilligte, indem sie mit angenehmer Wendung hinzufügte, sie wünsche, daß es ihrem Pflegesohn mit seinem selbsterwählten Hofmeister wie den Kranken ergehen möge, bei denen insgemein die Arznei desto heilsamer anschlüge, jemehr Vertrauen sie selbst zu ihrem Arzte hegten. Die beiden Freunde traten noch im nämlichen Jahre 1675 ihre Reise an, und begaben sich zuvörderst auf die Universität Leipzig, um daselbst in den Wissenschaften noch weitere Fortschritte zu machen.

Sie ließen es beiderseits an Fleiß nicht fehlen, und zeichneten sich vor andern durch Sitten und Betragen aus; das Ansehn ihrer ganzen Erscheinung, und insbesondre ihre Fertigkeit in ritterlichen Uebungen, machte sie bald der ganzen Stadt vortheilhaft bemerkbar. Da Maydel reformirten Glaubens war, und es für diesen in Leipzig keine gottesdienstliche Anstalt gab, so reisten sie dieserhalb einigemal nach Dessau, wo sie zugleich den Hof besuchten, und bei dem Fürsten Johann Georg freundlich und ehrenvoll aufgenommen wurden. So verging fast ein Jahr in glücklichen Lebenstagen, und schon dachten sie an die Weiterreise, als ein unglücklicher Vorfall ihren Weg und ihre Plane völlig zerrüttete. Canitz und seine Freunde, deren Umgang für Besser und Maydel sich als der schicklichste von selbst hätte darbieten müssen, waren kurz vorher abgereist; es drängten statt solcher edlen, leider nur rohere Bekanntschaften sich auf. Mit Besser und Maydel fanden sich in derselben Tischgesellschaft ein gewisser von Bennigsen und dessen Hofmeister Lange, bei welchen die große Geschicklichkeit im Fechten, worin jene Beiden sich als Meister zeigten, Neid und Groll

erweckte; einige Offiziere von den sogenannten Blauröcken, zur Besatzung der Pleißenburg gehörig, hatten gleichfalls ihren Aerger daran, und ihr tückischer Ingrimm suchte begierig die Gelegenheit zum Ausbruch. In dieser Absicht brachten Bennigsen und Lange eines Mittags den Lieutenant von Lochau mit zu Tisch, trennten gleich anfangs, unter dem Schein des Ungefährs, Besser'n von seinem Zögling, und begannen hierauf durch anzügliche Reden und zudringliche Geberden jene zum Streit aufzureizen. Lochau schimpfte gegen Maydel auf Bessern, zweifelte, ob derselbe auch ein solcher Held im freien Felde wäre, wie auf dem Fechtboden, und verlangte denselben auf die Probe zu stellen. Maydel nahm sich seines Hofmeisters an, verbat sich dergleichen Reden, und meinte, man müsse sich damit an den Mann selber wenden, der ja gegenwärtig sei; er saß aber am andern Ende des Tisches, und konnte diese Reden kaum vernehmen, geschweige denn erwiedern. Als die Mahlzeit geendet war, drang Lochau nur noch heftiger auf Maydel ein, betheuerte höhnisch, er müsse sich mit einem von ihnen beiden raufen, und wolle gleich den Zögling, da dieser für seinen Hofmeister so ritterlich auftrete, in Anspruch nehmen. Der gereizte Jüngling, sonst ungemein sanftmüthig, und bisher ganz kalt und besonnen, vermochte sich jetzt nicht länger zu halten: „Weil du denn durchaus Händel mit mir haben willst", rief er, „und ohne alle Ursache, so muß ich dir erst diese dazu geben", ergriff eine zinnerne Kanne, und schlug sie dem Gegner mit Gewalt auf den Kopf; Besser sprang herzu, Lochau's Genossen gleichfalls, und es entstand eine heftige Schlägerei, die nur mit Mühe von den übrigen Anwesenden aus einander gebracht wurde. Besser fand angemessen, um weitere Händel zu vermeiden, den bisherigen Mittagstisch mit einem andern zu vertauschen; doch sein Zweck wurde nicht erreicht. Jener Vorfall war noch nicht abgethan, als nach wenigen Tagen auch Bennigsen, der ziemlich getrunken hatte, und in diesem Zustande Maydel'n auf dem Vorsaale vor dessen Wohnstube begegnete, diesen mit trotzigen Reden anließ, ihm unvermuthet in's Gesicht schlug, und abermals eine Balgerei verursachte, in welche die herzugeeilten beiden

Hofmeister gleichfalls verwickelt wurden. Maydel, sogleich von Lochau herausgefordert, und selber Genugthuung von Bennigsen und Lange fordernd, sah gleichwohl den Zweikampf durch mancherlei Ausflüchte seiner Gegner nur stets weiter hinausgeschoben. Bennigsen und Lange hatten unterdeß, wie sie schon früher im Sinne geführt, die Studien verlassen, und bei der Besatzung der Pleißenburg unter den Blauröcken, wie man sie nannte, Dienste genommen, jener als Fähnrich, dieser als Führer, und sie wollten mit ihren neuen Kameraden lieber ihren Vortheil durch neue Tücke suchen, als im offenen Gefecht ehrlich erringen. Mehr als neunmal ließ Maydel sie mahnen, aber stets vergeblich, es verging eine Woche nach der andern. Die Sache verzog sich so lange, daß Briefe aus Kurland einlaufen konnten, in welchen Maydel's Pflegemutter dessen unverzügliche Rückkehr nach Hause dringend anbefahl, indem ein dortiges Gerücht, derselbe sei in einem Zweikampf geblieben, sie wegen übler Händel besorgt mache, deren unglücklichen Ausgang sie abwenden wolle. Für Besser entstand hieraus eine schreckliche Lage; seine Pflicht forderte, Leben und Sicherheit seines Zöglings der erhaltenen Weisung gemäß zu wahren, aber nicht minder lag ihm ob, dessen Ehre nicht im Stich zu lassen. Vergebens bot er alles Ersinnliche auf, um die Möglichkeit einer gütlichen Ausgleichung zu finden, vergebens wollte er selbst für seinen jungen Freund eintreten und dessen Kampf ausfechten, kein Vorschlag fand Eingang, am wenigsten der letztere, welchen Maydel weit wegwarf, und von dem Besser selbst wohl gestehn mußte, daß er mehr seinem eigenen als dem Verhältnisse seines Freundes entspreche. Nichts blieb übrig, als den Zweikampf möglichst zu beeilen, und für denselben alle beste Vorkehrung zu treffen. Besser benahm sich hiebei mit musterhafter Sorgfalt und Ueberlegung, er besprach die Gegner, und wußte es geschickt dahin zu leiten, daß man übereinkam, in Betracht der früher gepflogenen Freundschaft, ohne Erbitterung und nur des ehrenvollen Ausgangs wegen zu fechten, daher keine andere Waffe als den Degen zu gebrauchen, und sich mit dem, was die Gebühr erheische, zu begnügen. In der Wahl des Platzes, der Waffen und der Zeugen, handelte er gleichfalls mit

klügster Vorsicht. Er selbst übernahm, keine Bedenklichkeit wegen der Verantwortung beachtend, nun auch die Rolle eines Beistandes, weil er der eignen Treue und Fechtkunde für den Freund am meisten sicher war. Die Zögerungen und Verhandlungen hatten schon über zehn Wochen gedauert, endlich wurde der 15. Februar des Jahres 1677 zum Kampftage bestimmt. Die Partheien, jede von dreien Zeugen und einigen Dienern begleitet, ritten frühmorgens von Leipzig nach dem Dorfe Linkel, wo ein dichtes Tannengehölz angemessenen Raum, aber nicht nur dem freien Kampfe, sondern auch der schändlichsten Hinterlist gewährte. Lochau und Maydel fochten zuerst, und wiewohl jener, der ausdrücklichen Versicherung entgegen, diesen gefährlich zu treffen suchte, und darüber selbst mehrmals in seines Gegners Gewalt gerieth, so schonte doch dieser ihn großmüthig, und focht mit der doppelten Aufmerksamkeit, für sich und auch für den Gegner selbst, dessen unbesonnene Hitze unschädlich abzuwenden. Nach vier Gängen erklärte Lochau sich für befriedigt, er und Maydel versöhnten sich, und gaben einander die Hände. Hierauf stellten sich Besser und Bennigsen zum Gefecht; auch dieses versprach leidlich auszugehn; als aber im zweiten Gange Bennigsen einen Stich in den linken Arm erhielt, wandte sich plötzlich die Sache auf unerwartete Weise; der Verwundete wich erblaßt zurück, schrie um Hülfe, lief zu seinem Pferde, nahm die Pistole zur Hand, und schoß auf Besser, dem die Kugel dicht vorübersauste. Als dieser sah, daß auch Lange zur Pistole gegriffen hatte, konnte er die absichtliche Verrätherei nicht verkennen, und drang herzhaft auf den Feind los. Jetzt aber schrie Lochau, der, wie Lange und auch bereits wieder Bennigsen, zu Pferde saß: „Nun ist es Zeit, hauet zu, stoßet zu!“ und indem er selbst seine Pistole auf Besser abschoß, stürzten zugleich die Knechte der Offiziere und eine Anzahl versteckter Soldaten von den Blauröcken aus dem Busch hervor, und drangen mit Schießen, Stechen und Hauen meuchlerisch auf Besser und die Seinigen ein. Im Getümmel und Pulverdampf kamen die Uebrigen bald abseits, und nur Besser und Maydel, die nicht mehr zu ihren Pferden und Pistolen kommen konnten, be=

standen den ungleichen Kampf; jener focht mit unbezwinglicher Tapferkeit, zwei Feinde stach er alsbald nieder, und als ihm sein Degen in der Brust des zweiten zerbrach, hatte er gleich einem dritten wieder die Wehr aus der Hand gerissen, stellte sich neubewaffnet Maydel'n zu Seite, der sich den Rücken durch einen dicken Baum zu decken suchte, und beide wehrten mit kräftigen und geschickten Streichen die treulosen Angreifer ab. Doch diese hatten andern Vortheil, sie schossen auf's neue aus Büchsen und Pistolen, ein unglücklicher Schuß traf Maydel'n durch den Rückgrat in's Herz, und tödtlich verwundet sank dieser, indem er den Mörder, wahrscheinlich Lochau, anrief: „Ist das Kavalierparole?“ und mit den Worten: „O Jesu, wie wird mir!“ seinem Freund sterbend in den Arm. Besser wurde dadurch zur äußersten Wuth entflammt, und als er nach wenig Augenblicken erkennen mußte, daß jener schon wirklich todt neben ihm lag, lieh ihm der Schmerz solche Kraft, daß er nicht nur der noch stets andringenden Feinde sich erwehrte, sondern sogar zum Angriff übergehend, sie allesammt in die Flucht jagte. Unter Thränen und Wehklagen wurde der Leichnam hierauf einstweilen nach dem Dorfe gebracht, bis er späterhin mit großer Ehrenbegleitung nach Leipzig, und in der Folge zur Beisetzung nach Dessau abgeführt wurde. Die Fürstin setzte mit eigner Hand seinem Haupte eine goldene Krone auf. Der nur erst achtzehnjährige, aber groß- und schlankgewachsene, und an Geist und Gemüth nicht minder als an Körper hervorragende Jüngling war in der Blüthe der schönsten Entwickelung gefallen; sein frühes Todesloos erregte nah und fern Aufsehn und Theilnahme. Die politischen Jahrbücher thaten der Begebenheit ausführlich Meldung. Der König Johann von Polen schrieb an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen wegen Bestrafung der Mörder.

Vor allen Andern war Besser zu beklagen, er hatte mit dem Freunde und Zögling sein schönstes Glück verloren, die reichsten Hoffnungen eingebüßt; der Anschein einer bei dem Vorfalle doch vielleicht ihm zukommenden Verschuldung; sein eigner, zwar ungerechter, aber in düstrer Stimmung ihm hierüber stets wacher Vorwurf; die Nothwendigkeit, nach so

großen Stürmen, anstatt sich dem Schmerze hingeben zu können, jedem verdrießlichen Geschäft, unter andern auch dem seiner Rechtfertigung, sich zu unterziehen: dies alles machte seine Lage zu einer der unseligsten. Er wünschte sich tausendmal an Maydel's Statt, oder doch wenigstens mit ihm den Tod gefunden zu haben, er fühlte sich innerlich einem Gestorbenen gleich, und gleichwohl zu täglich erneuter Todesqual aufgehoben. Das älteste seiner uns aufbewahrten Gedichte, bald nach dem unglücklichen Vorgang abgefaßt, drückt seine Klagen hierüber beweglich aus. Er redete den Geliebten an:

„Als dich des Mörders Hand zu Boden hat geschossen,
Und dein gekrümmtes Haupt zur Achsel sich geneigt,
Als aus der weißen Brust dein Purpur dich beflossen,
Und du, mit Blut erfüllt, mir deinen Mund gereicht:
Ach, hätt' ich diesen Mund, so wie er mich, besprenget,
Und hätte meine Brust die deinige bespritzt!
So würd' ich weiter nicht von einer Angst gedränget,
Die, wie ein steter Tod, mir in dem Herzen sitzt.
Die Kugel, die dich traf, hat zwar mich nicht getroffen,
Dieweil ich nicht für dich, noch auch mit dir, verstarb:
Doch steh' ich leider jetzt viel Todesarten offen;
Ach, daß durch diesen Tod ich keinen Ruhm erwarb!"

Worauf er zur Betrachtung übergeht:

„Ich mußte nicht den Tod so vortheilhaft erdulden,
Der künftig mich einmal ohn' allen Dank erlegt.
So muß ein Mensch sich stets vom Glücke meistern lassen:
Muß sterben, wenn er noch des Lebens nicht ist satt,
Und leben, wenn er sucht ein Todtengrab zu fassen,
Das meinem Suchen auch sich ganz verborgen hat."

Und weiterhin sagt er:

„Ich lebe durch den Zwang des Glückes, nicht aus Wahl;
Der Himmel rechne doch zur That mein treues Wollen,
Der mir, und nicht mein Wunsch, zu leben anbefahl,
Ich bin, so viel in mir, an Maydel's Statt gestorben,
Und habe selbigen, dem Willen nach, befreit,
Mir auch der Treue Lob des Freundes dort erworben,
Der für den Brutus sich zu sterben nicht gescheut.
Hat mir es in der That zu leisten nicht geglücket,

So weiß ich, daß zur Qual ich aufgehoben bin!
Es wird ein schärfer Schwert bereits auf mich gezücket,
Das sonder Streiche mir zermartert Leib und Sinn:
Es stürmt das Ungemach auf mich von allen Seiten,
Und mich befällt der Neid, als wie verdorrtes Laub."

Maydel's Verwandte wollten sich gar nicht zufrieden geben; bei ihnen sich zu rechtfertigen, dem Gerede böswilliger Leute, welche ihm die Schuld des ganzen Unglücks aufbürden wollten, entgegenzuwirken, vor Gericht sich selber zu verantworten, und die flüchtig gewordenen Mörder zu verfolgen, dies waren, anstatt der Tröstungen, deren er bedurfte, die Aufgaben, welche sich ihm an jenes Unglück unselig anreihten. Sein Muth und sein Talent bewährten sich unter diesen Umständen in voller Kraft, er verschmähte jede Flucht und Entziehung, und bot entschlossen Stirn und Brust allen Kämpfen, die auf ihn eindrangen. Außer dem ebenerwähnten Gedichte verfaßte er noch eine besondere Denk- und Lobschrift, in welcher Maydel nach allen seinen herrlichen Eigenschaften geschildert, und sein kurzer Wandel und früher Tod ausführlich erzählt wurde; diese wohlberedte Schrift, welche im folgenden Jahr im Druck erschien, war für den Verfasser die beste Rechtfertigung, und gewann, wie überhaupt die Festigkeit und Klugheit seines ganzen Benehmens, ihm viele Zustimmung und Theilnahme. Schon sollte sein Unglück selbst ihm der Anlaß neuen Glückes werden.

Der Kommandant der Festung Pleißenburg, Oberst Titel, ein strenger und tapferer Mann, war über das nichtswürdige Betragen seiner Offiziere höchst entrüstet, und konnte nicht umhin, den edlen Eifer und Heldenmuth Besser's dagegen hochachtend anzuerkennen. Täglich war an seiner Tafel, wie in den Gesellschaften seiner Gemahlin, lobpreisend von dem tapferen Kurländer die Rede, der so vielen Feinden allein widerstanden, und jetzt, gegen so vielfache Widerwärtigkeiten ringend, mit der Feder in der Hand, nicht weniger als mit dem Degen, seines Gleichen suche; Fremde und Einheimische stimmten wetteifernd in dieses Lob. Solcherlei wiederholte Reden machten Eindruck auf das Gemüth einer Stiefenkelin des Kommandanten, eines vierzehnjährigen Mäd-

chens von ganz besonderen Gaben und Vorzügen. Katharina war die Tochter des ehemaligen Bürgermeisters von Leipzig und Kurfürstlich sächsischen Appellationsraths von Kühlewein auf Raschwitz, schon einige Zeit älternlos, und deßhalb in das Haus ihres Stiefgroßvaters aufgenommen. Sie galt für die vornehmste und reichste Jungfrau ihrer Vaterstadt; eine große schlanke Gestalt, blendende Weiße, große blaue Augen, edle Gesichtszüge, und Reiz und Anmuth ihres ganzen Wesens machten sie auch zu einer der schönsten. Wiewohl noch so jung, war sie doch schon zu einer ungewöhnlichen Größe emporgewachsen, und so auch ihr Karakter schon völlig entschieden, ein romantischer Schwung hatte ihre Neigungen auf das Starke, Beherzte gewandt, Kühnheit und Ehrgeiz ließen sie im Tanzen, Schießen, Reiten und Fahren ihre liebsten Zeitvertreibe suchen; dabei war sie von zartem Gefühl und feiner Geistesbildung, konnte mehrere Sprachen, spielte Klavier, und sang sehr angenehm. Schon früher war sie Besser'n einmal zufällig auf der Straße begegnet, und beide hatten mit gegenseitiger Verwunderung einander anblicken müssen, denn auch Besser war ein schöner Mann, von edler und bedeutender Erscheinung, und ein trefflicheres Paar hatte die ganze Stadt nicht aufzuweisen. In dem Hause des Bürgermeisters Steger, ihres Vormundes, machte Besser bald die nähere Bekanntschaft Katharinens, die er dann zuweilen auch auf ihrem Gute Raschwitz besuchte, und die beiderseitige Neigung blieb nicht lange verborgen. Gleiche Richtung des Sinnes und gemeinsame Uebung jugendlicher Fertigkeiten knüpften das Band immer fester; sie tanzten zusammen unvergleichlich, er begleitete ihr Klavierspiel auf seiner Laute, sie sang die Lieder, welche er für sie gedichtet; da kein fremder Wille hier zu schalten hatte, so war ihre dauernde Vereinigung unter ihnen bald beschlossen. Katharina, die sich früher, aus eigenwilliger Abneigung gegen den Ehestand, in ein evangelisches Jungfrauenkloster im Lüneburgischen begeben wollte, gab ihren Vorsatz auf, und so Besser den seinigen, im Getümmel des Krieges ein neues Schicksal aufzusuchen; zu neuen Hoffnungen berechtigt, vertauschte er vielmehr das Studium der Theologie mit dem der Rechte,

um sich zu Hof- und Staatsämtern geschickt zu machen, wozu sowohl sein eigner Hang, als auch die Rücksicht auf seine künftige Gattin ihm Beruf und Antrieb wurden.

Doch wie sehr auch gleich von Anfang in dieser Liebesneigung die Herzen sich begegneten, und wie glückliches Ziel ihr im voraus beschieden war, nicht blieb deßhalb den Empfindungen der Wechsel erspart, der zwischen Furcht und Hoffnung, Qual und Entzücken, Zweifel und Vertrauen, oft erst spät zur endlichen Gewißheit führt; auch Besser findet sich dieser Schickung hingegeben, welche, wo sie nicht von außen aufgedrungen wird, sich nur zu leicht von innen selbst erschafft. Er liebt, aber wagt nicht zu hoffen; er entsagt, doch nur ein geringster Trost soll ihm noch verbleiben; so bekennt er seine anspruchslose Liebe für Melinden, die er unglücklich weiß, in einem zarten Gedicht:

„Melindens Auge seh' ich nicht;
Doch hör' ich, daß es jetzund weinet.
O weint dies himmlische Gesicht,
Das sonst mit Sonnenblicken scheinet!
Ich weiß, daß selbst die Traurigkeit
Und ihres Schmerzens Ungeberden,
Wenn sie die heißen Thränen streut,
Sie noch viel schöner machen werden!

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und sie der Freuden Arm umfangen,
Hab' ich den Mund fest zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kann jetzt ruhig sein,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen."

Zwar will sie nichts von ihm wissen, allein dies kann ihrem Werthe nichts nehmen, er ist gewohnt, sich zu bescheiden:

„Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Brust, die frische Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund;
Ich liebe mehr Melindens Tugend."

Dergleichen Liebe besteht ohne einige Gewährung; nur, wenn er schon auf alles verzichtet, möge dafür auch nicht das Gegentheil ihm werden:

„Was willst du mehr, ich meide dich,
Ich will dich Andern überlassen;
Nur, hast du ja kein Herz für mich,
So hab' auch keines, mich zu hassen!"

In gleicher Stimmung richtet er ein Lied an seine Laute:

„Dies ist die treue Tröstерin
Von allen meinen Kümmernissen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wissen.
Das Herz der strengen Ehrengard
Ist leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen,
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seid viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum mindsten meine Klagen,
Und wißt, so oft ich euch berühr',
Mein Leiden wieder nachzusagen."

Wiederholt drückt er sein Verzichten, doch schon auch die Warnung aus:

„Wir wollen, schöne Schäferin,
Geruhig bei einander weiden,
Dein Glücke geb ich Andern hin,
Kommt Unglück, will ich mit dir leiden;
Laß aber sehn, ob auch der Hirt,
Den deines Herzens Wahl getroffen,
Dich so beständig lieben wird,
Als ich, der nichts von dir zu hoffen!"

Vergeblich sucht er der Liebe zu entfliehn:

„Ach, Gedanken, laßt mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn;
Ihre Schönheit heißt mich fliehen,
Der ich nicht kann widerstehn.
Aber was hift mein Entrinnen?
Durch euch bin ich stets bei ihr;

Süßes Blendwerk meiner Sinnen,
Wie gefährlich seid ihr mir!"

Zu welchem Uebermuthe des Selbstvertrauens diese Niedergeschlagenheit hinwieder sich erheben konnte, wenn günstigere Sterne leuchteten, sehen wir aus folgenden Zeilen an das Bette der Chloris:

„Werth= und beglückter Platz der Chloris Rosenbette!
Du einz'ger Zeuge dieser Welt,
Von aller Lieblichkeit, die Chloris uns verhält!
Ach, wenn ich doch einmal dich zum Verräther hätte!
Ach, daß du zu getreu und zu verschwiegen bist!
Gedenkt sie nicht an den, der längst ihr eigen ist,
Der ihr ohn' Unterlaß sucht seine Gluth zu zeigen?
Ja, wenn sie halb erwacht mit sich alleine spricht,
Nennt sie mich unversehns in der Verwirrung nicht,
Und hörst du keinen Wunsch aus ihrem Herzen steigen?"

Beruhigte Sicherheit dagegen mußte schon in dem Dichter wohnen, der, im Jahre 1679 als Schiedsrichter aufgerufen zwischen den blauen und schwarzen Augen, zwar die blauen Augen seiner Anemone besang, aber daneben auch die schwarzen der Phyllis preisen, und den Vorzug unentschieden lassen durfte! Die berühmten, und noch in unsrer Zeit zuweilen wiederholten Verse, welche Besser hierüber nach einer damals beliebten und ihm vorgeschriebenen Sangweise gedichtet, müssen hier nothwendig ihren Platz finden:

„Die blauen Augen.

Blau sind meiner Anemonen Augen,
Weil sie uns zum Zeugniß sollen taugen,
Daß sie ihr von Venus sind erkoren,
Die vom blauen Meeressalz geboren.

Pallas Augen sind auch blau gewesen,
Die sie sich, aus Weisheit, hat erlesen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel selbst drum angenommen.

Was soll man denn, Anemone, sagen,
Was doch deine Augen in sich tragen?
Klugheit und der Himmel, die sind lichte;
Beides sieht dir auch aus dem Gesichte.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tausend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Brust vergraben.

Selbst die blauen Adern, die dich zieren,
Zeigen, daß sie theure Türkis führen;
Die, wie Gold wächst von der Sonnen Blicken,
Also sich von deinen Augen schmücken.

Aber blau ist auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beständigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdessen soll mich nichtes stören,
Als was Himmlisches sie zu verehren,
Weil des Himmels Bild darin geschrieben,
Will ich sie auch als den Himmel lieben."

„Die schwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verstohlen;
Denn sie scheinen ausgelöschte Kohlen:
Weil dem Himmel sie beliebt zu schwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken sind sie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze,
In den schwarzen Kugeln stecken Sonnen,
Wo sich aller Seelen Brand entsponnen.

Ich gedacht' mit ihrer Nacht zu spielen
Und in diesen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Dunkler Kreis so viel verbrannter Leichen!
Wer dich sieht, der kann dir nicht entweichen;

Alles muß in deinen Banden schweben,
Wenn uns deine Finsterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken!

Oder willst du mich zu Aschen haben,
Mußt du in den Augen mich begraben.
Denn die Schwärze schicket sich zum Trauren,
Und ein schwarzes Grab kann länger dauren."

Mit welchen Reimen denn, nach des Dichters Meinung, beiderlei Augenart ihr Recht unpartheiisch empfangen haben soll, wiewohl, genau betrachtet, die blauen Augen doch hier dichterisch besser bedacht scheinen.

Während so beglückende und glänzende Verhältnisse hier in schönster Wechselneigung für Besser sich gestalteten, dauerte die gerichtliche Untersuchung wegen des Zweikampfs und der darauf erfolgten Entleibung Maydel's ununterbrochen fort. So lange Besser in diesen Verwickelungen stand, konnte er auf neue Plane für die Zukunft nicht füglich eingehn, und alles in diesem Betreff mußte ausgesetzt bleiben. Erst im dritten Jahre wurde die Sache völlig zum Ende gebracht, da er denn seinerseits höchst ehrenvoll hervorging, und nur, wegen seines eigenen Zweikampfs, eine leichte Geldstrafe zu tragen hatte. Inzwischen aber waren andere Verdrießlichkeiten entstanden, welchen, wiewohl sie nicht vom Degen, sondern nur von der Feder herrührten, nicht minder bedeutende, ja in gewissem Sinne noch bedenklichere Störung nachfolgte. Ein junger Fremder, durch Waffenthat als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit ausgezeichnet, und neuerdings der ganzen Stadt vor Augen als begünstigter Bewerber ihres angesehensten und reichsten Mädchens, konnte nicht ohne Neider und Feinde sein; dem Talent wird ohnehin, gleichsam zur Strafe des Vorzugs, mancherlei aufgebürdet, was ihm Nachtheil bringt, und so traf auch Besser'n unverschuldet mancher Leumund. Unter andern sollte er der Verfasser einer Schmähschrift sein, in welcher der damals

berühmte Theologe Doktor Carpzov heftig angegriffen war, der gute Mann glaubte selber über seinen Feind alle Gewißheit zu haben, und als er die ihm widerfahrne Beleidigung auf der Kanzel mit Schärfe rügte, machte er denselben deutlich genug namhaft, indem er plötzlich ausrief: „Soll ich ihn nennen? Es ist besser —, daß ich schweige.“ Dergleichen Anspielungen, zu denen sein Name sich so unglücklich bequem darbot, wurde Besser sein ganzes Leben nicht los, und er mußte sie im Guten wie im Bösen über sich ergehen lassen. Solch ein Ausfall aber öffentlich von der Kanzel war damals nicht gleichgültig; Besser eilte, seine Unschuld durch überzeugende Beweise darzuthun, und machte dieserhalb auch seinen Besuch bei dem Doktor Carpzov selbst, der sich aber allem Weiteren durch die Wendung entzog, daß er versicherte, er habe in der Predigt gar nicht auf Besser's Namen gezielt. Die Sache schien damit zu beiderseitigem Genügen abgethan. Nach einiger Zeit ließ Besser, dem Steger'schen Hause zu Ehren, auf das Ableben einer Verwandten desselben einige Zeilen in ungebundener Schreibart drucken, worin es unter andern hieß:

„Mit deiner Verwunderung, Leser, findest du hier
Eine Rahel dem Namen
Ein Schaf der Demuth nach;
Eine Jephtha den Aeltern,
Eine Paulina dem Ehemanne“ u. s. w.

Carpzov's gekränkter geistlicher Stolz konnte die Schadenfreude nicht verbergen, seinen Feind — denn das sollte ihm Besser nun einmal bleiben — auf einem groben Schnitzer zu betreffen. Er nahm Gelegenheit, in einer Predigt der Geschichte Jephtha's zu erwähnen, und bemerkte dabei, daß man den Namen der geopferten Tochter eigentlich nicht wisse, doch so viel sagen könne, daß sie nicht Jephtha, wie ihr Vater, geheißen, weil dies nicht ein Weibername, sondern ein Mannsname sei. Besser fühlte den giftigen Stich; die geistliche Rachsucht hatte die empfindlichste Blöße getroffen, er war beschämt und zerknirscht, und mußte schweigen. Doch bei erster Gelegenheit suchte er Linderung für seine tiefbren=

nende Wunde, und ein nächstes Leichengedicht, auf den Tod eines Bruders seiner Katharina, hob mit den Worten des Unwillens an:

„Der fühlte mit der Zeit ein Grauen vor dem Dichten,
Der, wie die Afterwelt, es selbst betichtet klagt;
Und der die Tempel gar hört seine Sätze richten;
Wo sonst kein Tadelzahn an solchen Aesern nagt,
Wann man ein schlechtes Wort mit falscher Deutung quälet,
Und, wenn des Druckers Hand und Auge was versehn,
Den Schreiber widerlegt, gleich als wann der gefehlet,
Da doch der tummste Fuß nicht wohl kann irre gehn."

So konnten Dichter und Prediger ihren heißen Kampf mit Schlag und Gegenschlag von der Kanzel und aus der Presse noch eine gute Weile fortsetzen; allein Carpzov war durch diesen letzten Streich zu schwer getroffen, und konnte ihn nicht verwinden. Er rief seine Amtsbrüder auf, und die gesammte Geistlichkeit von Leipzig gab auf seinen Antrieb eine Klagschrift bei der Universität gegen Besser ein, worin ihm vorgeworfen wurde, er habe sich nicht gescheut, das dasige Predigeramt anzutasten, und dasselbe zu beschuldigen, als richte es freventlich auf den Kanzeln, quäle ein schlechtes Wort mit falscher Deutung, und nage mit Tadelzähnen in den Tempeln. Der Sturm wurde so gewaltig, daß Besser bald in's Gedränge kam, und auszuweichen wünschte. Wie früher Carpzov in der Predigt nicht ihn, so wollte jetzt er in dem Gedicht nicht jenen gemeint haben, allein die Ausflucht gelang schlecht; die Deutung, daß unter dem Worte Tempel die Zuhörer verstanden gewesen, weil einige Studenten früher einen Ausdruck des Gedichts getadelt hätten, fand wenig Eingang, daß er selbst sie eidlich erhärten sollte, war ein übler Umstand; zum Ueberflusse brachte man noch heraus, daß Besser gleich nach Carpzov's Predigt dem Buchdrucker Vorwürfe wegen Auslassung des Wortes Tochter gemacht habe, da es doch in der Handschrift geheißen: „Eine Jephtha-Tochter ihren Aeltern", nicht aber, wie jetzt zum Aergerniß dastehe: „Eine Jephtha"; ja endlich kam sogar das Allerschlimmste an den Tag, daß in der Handschrift des zweiten

Gedichts, als dieselbe zur Erlangung der üblichen Druckerlaubniß eingereicht worden, nicht das Wort Tempel, sondern das Wort Pöbel gestanden habe, und erst nachher mit jenem vertauscht worden sei. Die Sache nahm in Leipzig eine schlimme Wendung, und von Dresden, wo Besser allerlei Schritte schon vergeblich versucht hatte, war keine Begünstigung zu erwarten. Endlich, da gerade alles sich zum übelsten Ausgang anließ, und schon ein scharfer Urtheilsspruch unmittelbar bevorstand, wurde Carpzov durch vornehme Gönner und Freunde Besser's noch eben zu rechter Zeit zur Versöhnung gestimmt, und schrieb nun selbst an den Rektor der Universität mit vielem Eifer zu Gunsten dessen, den er bisher so grimmig verfolgt hatte. So wurde der mißliche Handel, der über acht Monate gedauert, im April 1680 gütlich beigelegt.

Obgleich auf diese Weise großem Ungemach entgangen, glaubte Besser dennoch jetzt in Sachsen weniger leicht sein Glück zu machen, und ihm blieb nicht verborgen, daß auch die nächsten Verwandten seiner Geliebten stark entgegenwirkten, um sowohl seine Dienstanstellung, als auch die davon abhängige, ihnen sehr unwillkommene Heirath zu hintertreiben. Doch Besser war nicht der Mann, so leicht abzustehn; Muth und Klugheit gaben ihm den glücklichsten Entschluß ein. Sachsen aufgebend, wandte er sich nach Brandenburg, wo schon, dem großen Kurfürsten zu dienen, für den Tapfern ein mächtiger Reiz war, der für den Geschickten sich mit jeder günstigen Aussicht verbinden durfte. Mit guten Empfehlungen kam er noch im Sommer des genannten Jahres nach Berlin, wo sein Name schon nicht unbekannt war. Der unglückliche Kampf, in welchem Maydel das Leben verloren, war nicht der einzige, der Besser's Tapferkeit berühmt gemacht. Der Fürst von Anhalt-Dessau selbst war einst unvermuthet ein Zeuge derselben geworden, da er im Walde bei Dessau von ungefähr dazugekommen, als Besser mit zweien Offizieren den heftigsten Zweikampf ausfocht. Noch in vielen andern Gelegenheiten hatte dieser Muth und Geschicklichkeit erprobt, und von mancher Gefahr gaben bedeutende Narben Zeugniß. Durch solcherlei Vorangegangenes

verdient, leuchtete gleich seinem Eintritt in Berlin das ausgezeichnetste Glück. Er stand im Kurfürstlichen Vorzimmer, des Augenblicks harrend, da er sich dem Kurfürsten zeigen dürfte, da trat der Fürst von Anhalt-Dessau herein, und ging, Besser'n erkennend, freudig auf ihn zu, nahm ihn bei der Hand, und führte ihn zu den Großen des Hofs und den anwesenden Generalen, welchen er ihn mit den Worten vorstellte: „Meine Herren, hier ist derjenige wackre Kurländer, von dessen Tapferkeit ich euch so viel erzählt habe!“ Nach einem solchen Eingang konnte Besser's Glück nicht mehr fehlen. Der Kurfürst ließ ihm Kriegsdienste anbieten, sogar eine Hauptmannsstelle stand ihm offen, doch da er, besonders auch in Rücksicht seiner Braut, eine Beförderung am Hofe vorzog, wo ihm gleich anfangs die Gunst des Geheimen Raths von Fuchs und anderer bedeutender Männer zu Theil geworden, so wurde ihm auch dieser Wunsch gewährt, und schon im August empfing er die Bestallung als Kurfürstlicher Rath, zwar fürerst noch ohne Gehalt, aber mit dem bestimmten Versprechen und der sichersten Aussicht baldiger Verbesserung, die auch schon im folgenden Jahre wirklich eintraf. Sein Vater erlebte noch die Freude, diese neue Bahn seinem Sohn eröffnet zu sehn, starb aber bald nachher.

Im folgenden Sommer 1681 begleitete Besser den Hof nach Halle und Magdeburg, und verfertigte bei Gelegenheit der Erbhuldigung, welche dem Kurfürsten daselbst geleistet wurde, sein erstes Gedicht auf diesen, der dasselbe höchst gnädig aus des Dichters eigner Hand annahm. Bald nachher wurde Besser zum wirklichen Legationsrath ernannt, und ihm zugleich ein jährliches Gehalt von 300 Thalern ausgesetzt. In seiner Laufbahn durfte er nunmehr allen besten Erfolgen ruhig entgegensehn; den wichtigsten erlangte er von daher sogleich in seiner Heirathsangelegenheit, die weder in seinem noch in der Geliebten Sinne durch die eingetretene Trennung im geringsten wankend geworden war. Nur die Verwandten Katharinas boten alles auf, ihre Verbindung mit dem unbegüterten Kurländer, die sie als eine Mißheirath ansehn wollten, zu vereiteln. Katharina benutzte seine Anwesenheit in Halle zu einer Reise dahin, um ihn von den

Schwierigkeiten zu unterrichten, und die nöthigen Maßregeln mit ihm zu verabreden. Sein neuer Stand und Rang legte schon ein bedeutendes Gewicht für ihn in die Schale; die Gunst des Kurfürsten aber wollte noch mehr für ihn thun; mit einem nachdrücklichen Fürschreiben desselben versehen, erlangte er in Torgau bei dem Kurfürsten von Sachsen gnädiges Gehör, und brachte nun sogar dessen Empfehlungen mit nach Leipzig; am meisten aber wirkte ein Schreiben, worin der große Kurfürst selber bei dem Kommandanten der Pleißenburg, Obersten Titel, um die Hand Katharinas für seinen Legationsrath ansprach, und für deren ferneres Wohlergehn bestens zu sorgen verhieß. Gegen ein so mächtiges und schmeichelhaftes Fürwort konnte denn freilich kein Bedenken mehr Stand halten, die Verlobung erfolgte sogleich, und im November hatte mit allgemeiner Zustimmung der Verwandten die Trauung Statt. Der brandenburgische Gesandte von Meinders und der anhaltische Abgeordnete von Freiberg, welche sich gerade in Leipzig befanden, wohnten der Festlichkeit im Auftrag ihrer Höfe bei, und überreichten in deren Namen den Neuvermählten ansehnliche Hochzeitgeschenke.

Besser fand in Berlin ein reges geselliges Leben; der Hof begünstigte Geist und Witz, Verdienst und Talent wurden ausgezeichnet. Mit den schönen Geistern kam Besser leicht in angenehme Berührung, vor allen mit Canitz vereinigte ihn das innigste Band dichterischer Genossenschaft. Seiner Gattin Erscheinen erregte am Hof und in der Stadt einige Bewegung, ihre Größe, ihre Schönheit und Lebhaftigkeit machten Aufsehn, und riefen verschiedenartige Urtheile hervor, allein Bewunderung und Beifall hatten weit die Oberhand. Ihr Vermögen, welches sie gleich zu ihres Mannes Verfügung gestellt, und ihm auch erblich zugesichert hatte, gab die Mittel, ihr Hauswesen auf anständigen Fuß zu ordnen, und die ganze Lebensweise des neuen Ehepaars ruhte auf den günstigsten Verhältnissen. Auch die Vaterfreude wurde Besser'n bald zu Theil, während einer Besuchsreise, die sie schon im nächsten Jahre wieder nach Leipzig machten, gebar ihm die geliebte Gattin daselbst einen Sohn. Durchaus

beglückt in seiner Häuslichkeit, von Gönnern und Freunden umgeben, am Hofe geschätzt und in angenehmer Thätigkeit, deren Frucht schon ergiebiger reifte, verlebte Besser einige Jahre als die schönsten seines Lebens. Von Gedichten finden sich aus dieser Zeit hauptsächlich geistliche, an welchen es kein damaliger Dichter ganz fehlen ließ; das protestantische Christenthum, durch den westphälischen Frieden in seinem äußeren Bestande festgestellt, regte sich in eifrigen Strebungen frommer Ausbildung, die jedoch auf der dichterischen Seite, man kann es nicht läugnen, mit einer gewissen Trockenheit behaftet blieb, die auch Besser nicht überwinden konnte. Seine Gattin, lebhaft den Gegenständen der Religion zugewandt, und selbst mit Forschungen in der Apokalypse romantisch beschäftigt, hat zur Wahl solcher Stoffe, welche später eben nicht mehr hervortraten, wahrscheinlich mitgewirkt. Unter den Gedichten, welche für Hofgelegenheiten dieser Zeit vorkommen, ist ein Zuruf der Schwanen in der Spree, bei Vermählung des Markgrafen Ludwig, zweiten Sohnes des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit der Prinzessin Luise von Radziwill, bemerkenswerth, worin es unter andern heißt, weil in Polen diese Heirath Schwierigkeiten gefunden:

„Die Nacht hält dieses Licht nicht auf,
Läßt sie es gleich nicht gerne kommen;
Wer hindert, Fürstin, deinen Lauf,
Da Friedrich Wilhelm dich zur Tochter angenommen?“

Und zuletzt wird verheißen:

„So lang in unsrer Spree ein Tropfen noch wird fließen,
Der Nachen ihren Schooß befährt,
Und deren Ufer Schwanen nährt,
Soll man von eurer Liebe wissen!“

Der Geheime Rath von Fuchs bewies während dieser Jahre Besser'n stets größere Gewogenheit, besuchte fleißig dessen Haus, wo besonders die Liebenswürdigkeit der Gattin vielfache Huldigung anzog, und war bald ernstlich auf Beförderung des Freundes bedacht. Beauftragt mit der Lei=

tung der auswärtigen Angelegenheiten, war es ihm leicht, Besser'n zu einer Sendung nach England vorzuschlagen, und der Kurfürst genehmigte den Vorschlag. Mit schmerzlicher Trennung von der geliebten Gattin, aber mit frohen Hoffnungen des Ehrgeizes, ging Besser im März 1684 als brandenburgischer Resident zu seiner Bestimmung ab. Die Reise ging über Hamburg, wo ihn ein Zwischengeschäft aufhielt. Einen Universitätsfreund von Leipzig, den nachherigen Rathsherrn Ankelmann, traf er daselbst in angesehenen bürgerlichen Verhältnissen; die Gartenanlagen dieses Mannes waren berühmt, und Hamburg verdankte ihm später die schönen Lindenreihen vor dem Altonaer Thor und auf dem Stadtwalle, deren Schattenzier über hundert Jahre fortbestanden, und zum Theil erst in unsern Tagen unter Davoust's Machtschalten dem Beil erlegen ist; das Geschlecht der Ankelmann war adeligen Ursprungs aus Schlettstadt im Elsaß, aber schon über zweihundert Jahre in Hamburg bürgerlich ansäßig. Von Hamburg begab sich Besser sodann über Holland nach England, wo er am 27. Mai in London anlangte. Am 8. Juni hatte er zu Windsor bei dem Könige Karl dem Zweiten und bei der Königin seine öffentliche Antrittsaudienz, und machte darauf auch dem Herzoge von York und dessen Gemahlin, so wie dem übrigen Königlichen Hause, die Aufwartung. Seine vortheilhafte Erscheinung gewann ihm von allen Seiten Aufmerksamkeit und Beifall, der König sah ihn gern bei sich, und wählte ihn öfters zu seinem Gegenspieler im Ballschlagen, worin Besser vorzügliche Geschicklichkeit zeigte. Nicht minder günstig stand er bei den Ministern, besonders bei Lord Godolphin. Gleichwohl hatten seine Verrichtungen nicht sogleich erwünschten Fortgang. Ihm war unter andern der Auftrag gegeben, wegen Freilassung eines brandenburgischen Schiffes, das auf seiner Handelsfahrt nach Afrika von den Spaniern war genommen worden, die Einwirkung Englands anzusprechen. Der König aber, bevor er auf diesen Gegenstand einging, führte Klage, daß englischen Staatsverräthern in den Landen des Kurfürsten Aufenthalt und Schutz gewährt würde, so namentlich im Klevischen zweien Anhängern des Herzogs von

Monmouth, welche daselbst neue Anschläge schmiedeten; er beschuldigte dieserhalb vorzüglich den Geheimen Rath von Fuchs, gegen den er sehr aufgebracht war, und verlangte ausdrücklich, daß Besser die Beschwerde des Königs gradezu dem Kurfürsten, mit Umgehung der Minister, berichten sollte. Besser glaubte selbst im Geheiße seiner Dienstpflicht einem solch bestimmten Verlangen des Königs nicht ausweichen zu dürfen, Gründe anderer Art ließen ihm wenig Neigung, das Unwetter, welches hieraus für Fuchs entstehn mußte, auf eigne Gefahr abzuwenden. Durch Briefe seiner Gattin nämlich hatte Besser über die beeiferte Freundschaft dieses Mannes allerlei verwunderlichen Aufschluß erhalten; von unlautrer Liebesflamme entzündet, hatte der in solchen Händeln scheulose Weltmann schon früher der schönen Frau nachgestellt, und ihre Treue zwar unerschütterlich gefunden, aber darum die Hoffnung nicht aufgegeben, und nur erst die Entfernung des Mannes nöthig erachtet. Die Sendung nach England, welche zu Besser's Beförderung gemeint schien, war nur auf jenen Zweck abgesehn, und die zudringlichen Bewerbungen des falschen Hausfreundes zeigten, wie sehr er auf den Erfolg seiner Arglist rechnete. Die zweiundzwanzigjährige Frau widerstand allen Künsten und Lockungen, aber die beunruhigte Verlassene suchte Trost im Vertrauen ihres Gatten, sie schrieb ihm, was vorging, und wünschte lebhaft seine Wiederkehr. Durch diese Entdeckung erbittert, ließ Besser der von dem Könige von England gegen Fuchs ihm anbefohlenen Beschwerde freien Lauf, und meldete dem Kurfürsten alles, was ihm der König gesagt hatte. In Berlin jedoch that dieser Schritt die verkehrte Wirkung, der ganze Verdruß fiel auf Besser zurück. Fuchs, von dem Kurfürsten über die Klage des Königs von England angesprochen, wußte sich genugsam zu vertheidigen, und darauf die Wendung herbeizuführen, daß Besser einen ernstlichen Verweis dafür erhielt, die Sache gleichsam zugestanden, und des Kurfürsten und seines Ministers Ehre nicht gleich entschieden gewahrt zu haben; besonders wurde die Klage, so wie jede Zumuthung, in Betreff der englischen Flüchtlinge, die sich im Klevischen angeblich zu neuen Ränken aufhielten, bestimmt abgelehnt. Zwar hatte

Besser die Genugthuung, daß auf seinen Betrieb der englische Hof, welcher den Unterhändler für die ihm widerfahrene Mißbilligung schadlos zu halten wünschte, bei Spanien die Herausgabe jenes Schiffes wirklich durchsetzte, allein weder dieser Erfolg, noch die demüthigsten Briefe, durch welche er sich wegen des früheren Schrittes zu entschuldigen bemüht war, konnten ihn wieder zu Gnaden bringen. Fuchs, voll Ingrimm, weder daheim die Frau, noch auswärts den Mann seinem Sinne gemäß zu finden, ließ der unwürdigsten Rachsucht freien Lauf. Besser empfing weder den ihm zugesagten Gehalt, noch selbst regelmäßig die Zulage von monatlich hundert Thalern, die zu seinem Unterhalt in London noch besonders ausgesetzt waren. Endlich blieben die Geldsendungen völlig aus, und Besser mußte von eignen Mitteln leben, die er ohne das Vermögen seiner Frau nicht einmal gehabt hätte. Man schien seiner Sendung gänzlich zu vergessen; gleichwohl durfte er auch nicht zurückkommen, sondern mußte in dieser peinlichen Lage ferner ausdauern.

Unterdessen starb der König Karl der Zweite am 5. Februar 1685, und sein Bruder, bis dahin Herzog von York, bestieg als Jakob der Zweite den Thron von Großbritannien. Besser empfing seine neue Beglaubigung, aber noch immer nichts weiter; indeß ertrug er sein Geschick mit Standhaftigkeit, und ließ in allem, was ihm oblag, keinen Eifer mangeln. Eine Hauptsache in der damaligen Diplomatik war die Beobachtung des Ranges; den herkömmlichen festzuhalten, den bestrittenen zu behaupten, galt für die höchste Staatspflicht; einen zweifelhaften sich anzueignen, durch List oder Gewalt zu sichern, war das höchste persönliche Verdienst; in solchem Kampfe zu unterliegen, die größte Schmach und Verantwortlichkeit. Für einen Besitz, auf welchen die Meinung so hohen Werth legte, griff man ohne Bedenken zu den Waffen, persönliche Auftritte zwischen den Botschaftern und Gesandten, blutige Gefechte zwischen den Gefolgen, für diesen Zweck zuweilen durch die Offiziere ganzer Regimenter und andre Gehülfen auf 2000 und mehr Bewaffnete gebracht, durften ungestraft den Anstand der Höfe, die Ruhe friedlicher Hauptstädte brechen. Auch für Besser erhob sich ein solcher Rang=

streit, und bei seiner Stellung durfte er am wenigsten nachgeben. Der Königliche Ceremonienmeister hatte ihm und dem venetianischen Residenten Vignola, zur Anbringung ihrer Glückwünsche bei dem Könige dieselbe Stunde, des nächstfolgenden Tages angesetzt, und der Venetianer behauptete sogleich, ihm gebühre der Vortritt, den auch bei ähnlichem Zusammentreffen der kurkölnische Resident ihm willig überlassen habe. Besser hingegen widersprach, und versicherte, er dürfe dem Rechte seines Kurfürsten nicht das allermindeste vergeben, und dieser nehme den Rang vor jeder Republik. Durch diese Verwahrung, so viel das Recht anbelangt, sichergestellt, suchte Besser nun auch das Ereigniß in seine Gewalt zu bringen. Er konnte nicht umhin, wie auch Vignola, sich dem Abkommen zu fügen, welches einige Gesandte vorschlugen, und kraft dessen derjenige von ihnen, welcher am folgenden Tage zuerst im Königlichen Vorzimmer einträfe, auch zuerst den König anreden sollte, allein er nahm sich gut vor, auch den Vortheil dieses Abkommens auf seine Seite zu bringen. Der Kaiserliche Gesandte warnte ihn heimlich, er möchte dem alten Italiäner nicht trauen, derselbe sei ein durchtriebener Schlaukopf, und habe gewiß einen listigen Streich schon ausgedacht, da er so willig die Bedingung angenommen, wenn aber der venetianische Resident diesmal, auf was für Art immer, den Vorrang über den brandenburgischen behaupte, wie schon früher über den kölnischen, so dürfte dies auch am Kaiserlichen Hofe für den Rang der Kurfürstlichen Gesandten von Folgen sein. Besser wurde hiedurch in seinem Vorsatze nur noch bestärkt, blieb die ganze Nacht auf dem Posten, und war mit erster Frühe des Morgens im Königlichen Vorzimmer. Nicht lange nachher kam Vignola, der, sein Alter nicht schonend wunder wie früh aufgestanden zu sein glaubte, und mit Verdruß den Platz schon besetzt fand, aber auch gleich erklärte, er werde, trotz des Abkommens, dennoch den Vortritt nehmen. Besser warnte ihn, sich kein Unglück zu bereiten, und harrte dann ruhig der bestimmten Stunde. Sie kam endlich, der Ceremoniemeister erschien, die Thüren öffneten sich, und beide Residenten traten zugleich in den Thronsaal ein. Indem

sie mit feierlichen Schritten dem Könige nahten, begann Vignola, ganz gegen Gebrauch und Schicklichkeit, schon in größter Ferne seinen Spruch, achtete nicht auf Besser's drohendes Abmahnen, und glaubte schon gewonnen zu haben, als dieser, schnell gefaßt und seinen Vortheil wahrnehmend, ohne seine Haltung zu ändern, noch seinen Blick von dem Könige zu verwenden, den alten Schelm unversehens hinten an dem Hosenbund packte, und ihn mit geübter Ringekunst mehrere Schritte weit hinter sich zurückschnellte, worauf er mit bestem Anstande bis dicht an den Thron vortrat, dem Könige seine Anrede gemessen hersagte, und eben endigte, als der Venetianer, der durch den Wurf einigen Raum und durch die Verwirrung noch mehr Zeit eingebüßt, wieder hervortretend ihn noch zu unterbrechen meinte. Besser überließ dem beschämten Nebenbuhler als Zweitem den Platz, welchen er selbst als Erster betreten, und genoß den vollständigsten Triumph, sowohl in der Sache selbst, als in dem Beifall aller Anwesenden, welche, der König nicht ausgenommen, den raschen Entschluß wie die bündige Ausführung gar sehr belobten. Der alte Italiäner, dessen Verschlagenheit diesmal arg im Fehle geblieben, trug mit dem Schaden den Spott davon, man lachte seines Mißgeschicks, und der spanische Gesandte rief ihm mit neckendem Bedauern zu: „Caro vecchio, avete fatto una grande cacata.“

Was alle bittenden Gesuche und der fortgesetzte Diensteifer Besser's bisher nicht erlangen gekonnt, das bewirkte mit einmal der herzhafte Fechterstreich, den er so glücklich ausgeübt; die Sache machte ein so günstiges Aufsehn, und bei dem Kurfürsten selbst einen so vortheilhaften Eindruck, daß er dem tapfern Residenten eine gute Zulage anwies, da denn die rückständigen Monatsgelder nicht gut länger vorzuenthalten waren, sondern zusammen ausgezahlt wurden. Der Aufenthalt in London wurde für Besser noch in anderer Beziehung wichtig. Das Leichenbegängniß Karls des Zweiten und darauf die Krönung seines Nachfolgers fanden mit höchstem Aufwand und feierlichstem Gepränge Statt. Besser wurde von dem Anblick ungewöhnlich getroffen, merkte genau die Gebräuche und Ordnungen, die befolgt wurden, und fing

von dieser Zeit an, die Ceremonialsachen zum Gegenstande seines ernstlichen Studiums zu machen, welches bei der schon kundbaren Vorliebe des Kurprinzen für Pracht und Festlichkeiten in der nächstbevorstehenden Zeit seinen Werth und Lohn zu gewärtigen hatte. Der brandenburgische Gesandte Ezechiel von Spanheim, der im April 1685 von Paris nach London kam, bestärkte und unterstützte Besser'n in diesen Studien, welche jener würdige und grundgelehrte Mann neben seinen griechischen und römischen Schriftstellern, um die er sich verdient gemacht, mit gleicher Genauigkeit verfolgt hatte. Mittlerweile hatte Besser mehrmals seine Zurückberufung nachgesucht und endlich erlangt, er machte noch eine kurze Reise nach Oxford, sah nach der Rückkehr in London das unglückliche Schauspiel der Enthauptung des Herzogs von Monmouth, und bereitete sich dann zur Abreise. Er empfing von dem Könige das übliche Geschenk, und als er am 11. August in Windsor sich beurlaubte, die gnädigsten Versicherungen und ehrenvollsten Zeugnisse, wie denn der König in seinem Schreiben an den Kurfürsten ausdrücklich sagte, Besser habe sich so benommen, daß kein Andrer seinem Herrn nützlicher, noch ihm, dem Könige, hätte angenehmer sein können. Bevor Besser London verließ, hatte er noch einen widrigen Vorfall, in welchem seine Stärke und Gewandtheit abermals sein Heil wurden. Eine reiche Kaufmannsfrau, sehr schön und liebenswürdig, empfing in ihrem öffentlichen Handelsgewölbe häufig Besuch, und auch Besser fand sich öfters daselbst ein, um einige Stunden angenehm hinzubringen. Seine Anwesenheit aber war einem Engländer verdrießlich, der in ihm vielleicht einen Nebenbuhler sah, und den lästigen Fremden wegzuschaffen beschloß; er benahm sich mit Grobheit, und als Besser ihm sein Betragen, vorzüglich in Betracht der Dame, verwies, zog jener rasch den Degen, sagte, er wolle dem Deutschen Füße machen und ihn aus dem Gewölbe hinausjagen, und drang hitzig auf ihn ein; dieser aber zog nicht einmal, sondern schlug dem Gegner den Degen aus der Hand, faßte seinen Mann mit einem Griff, und trug ihn, trotz alles Sträubens, wie einen kleinen Knaben, durch das ganze Gewölbe bis hinaus auf die Straße, in

deren Mitte er ihn, zum Wunder und Gelächter der Zuschauer, gelassen absetzte, und dann ruhig in das Gewölbe zurückging, während jener das Weite suchte. Im Rufe solcher zu guter Letzt noch vollbrachten That reiste Besser endlich am 24. August von London ab. Er begab sich zunächst über Dover und Calais nach Paris, wo er einige Zeit verweilen wollte. Sein Aufenthalt dauerte drei Monate, die er unter andern dazu benutzte, bei dem gelehrten Sprachkenner Richelet im Französischen und bei dem berühmten Lautenspieler Gallot in der Musik sich zu vervollkommnen. Endlich, nach fast zweijähriger Abwesenheit, traf er in der Mitte des Dezembers über Leipzig wohlbehalten in Berlin wieder ein.

In Potsdam hatte Besser sogleich Zutritt bei dem Kurfürsten, der keine Spur mehr von ungnädiger Erinnerung zeigte. Dagegen war Fuchs noch immer sehr aufgebracht, und hielt sich kalt und schroff, ohne auch nur auf entschuldigende Erörterung eingehn zu wollen. In Bezug auf diese Verhältnisse, die in dem Kreise des Hofes nicht unbesprochen blieben, sagte der französische Gesandte, Graf von Rebenac, unverhohlen: „Ich würde allemal im Nothfall eher wählen, meinem Könige, als einem seiner ersten Staatsdiener zu mißfallen, jener kann durch diese leicht wieder besänftigt werden, diese hingegen sind unversöhnlich, und haben Gelegenheit, uns alle Tage aus seiner Gnade zu verdrängen." Daß die Bemerkung richtig sei, konnte Besser zugestehn, ohne deßhalb auch die Meinung recht zu finden. Canitz nahm die Sache leicht, und meinte scherzend, wenn Besser einen solchen Fehler gemacht, so sei das einem Anfänger wohl zu verzeihen, und ihm höchstens als eine licentia poetica anzurechnen. Inzwischen war Besser für den Augenblick sehr im Nachtheil, und mußte sich, um nicht vereinzelt zu bleiben, nach andrer Stütze umsehn. Diese fand er in Eberhard von Danckelman, der von der Erzieherstelle bei dem Kurprinzen zu hohen Staatsämtern übergegangen war, und durch seinen wohlgegründeten Einfluß künftig noch höher steigen mußte. Schon früher hatte er für Besser besondere Gunst, jetzt aber schloß dieser sich ihm völlig an, und indem beide Theile gegenseitig einander ihren Eifer bestens bethätigten, knüpfte sich das

Verhältniß immer fester. Auch war der Kurprinz sehr gnädig für Besser gestimmt; diesem widerfuhr bei zufälliger Anwesenheit zur Ostermesse in Leipzig, als der Prinz dort auf der Durchreise nach Kassel einen Tag verweilte, die hohe Auszeichnung, zu des Prinzen Tafel geladen zu werden, und an dessen Seite spaziren zu fahren. Mehrere Gedichte, hohen Anlässen gewidmet, unter andern im Jahre 1686 auf die Absendung brandenburgischer Hülfsvölker nach Ungarn gegen die Türken, und auf den Tod des Herzogs Alexander von Kurland beim Sturm von Ofen, im Jahre 1687 auf den Tod der Frau von Danckelman, und im April desselben Jahres auf das Ableben des schon erwähnten Markgrafen Ludwig, trugen gleichfalls dazu bei, Besser's Ruf und Ansehn zu vermehren. Inzwischen durfte der grollende Minister nicht versäumt werden, und Besser unterließ nichts, ihn zu begütigen, wiewohl geraume Zeit vergebens. Die Gevatterschaft, zu welcher die Frau von Fuchs bei Besser's neugeborener Tochter geladen wurde, ein Glückwunschgedicht, welches Besser auf die Vermählung der Fräulein von Fuchs mit dem Geheimen Staatsrath von Schmettau drucken ließ, und andere Vorgänge, vermittelten endlich eine Aussöhnung, und Fuchs lud nicht nur Besser'n nebst dessen Gattin zur erwähnten Hochzeit seiner Tochter, sondern ließ sich auch wieder bereit finden, demselben in seiner Laufbahn förderlich zu sein. Schon im August 1687 war Besser zum Regierungsrath im Herzogthum Magdeburg ernannt worden; er sollte nach Halle ziehen, woselbst ihn Meinders, und nach geschehener Aussöhnung jetzt auch Fuchs durch nachdrückliche Briefe dem Kanzler von Jena, als seinem neuen Vorgesetzten, eifrigst anempfahlen. Ein unvermutheter Auftrag wies ihm jedoch, vor Antritt jener Bestimmung, fürerst noch eine andre zu.

Es war vorauszusehn, daß die Wittwe des Markgrafen Ludwig, Prinzessin von Radziwill, wegen ihrer großen Besitzungen und angesehenen Verhältnisse in Polen, alsbald ein Gegenstand neuer hohen Bewerbungen sein würde; der brandenburgische Hof konnte dies nicht hindern, wenn auch ihre Wiederverheirathung seinen Wünschen entgegen war; in-

zwischen durfte er sich wohl berechtigt halten, geheimen Ränken und Umtrieben in dieser Hinsicht keinen Raum zu gestatten. In Königsberg hatte sich ein Baron Piccinardi, der als Kaiserlicher Agent auftrat, in das Radziwill'sche Haus eingeschlichen, und betrieb allerlei Dinge, welche dem brandenburgischen Hofe dringenden Verdacht gaben. Es schien nothwendig, sich dieses Mannes zu versichern, zugleich aber, damit jeder Lärm und Einspruch vermieden bliebe, dies so geheim als möglich auszuführen. Die Sache war schwierig, und bedurfte eines so gewandten als entschlossenen Mannes. Besser wurde durch Danckelman vorgeschlagen, nahm den Auftrag an, und reiste zu Anfang des Dezembers 1687 nach Königsberg. Piccinardi war dem Ballschlagen sehr ergeben, und Besser, als ein geübter Spieler, machte auf dem Ballhause leicht dessen Parthie und nähere Bekanntschaft; die Dichtkunst selbst, welche der Italiäner in seiner Muttersprache und in der lateinischen mit Glück ausübte, mußte die falsche Rolle spielen helfen; Besser wußte den Mann ganz für sich einzunehmen. Schon am dritten Tage war sein Anschlag reif, zu welchem der Kanzler von Creutz ihm alle Hülfe zu leisten befehligt war. Besser schlug mit dem Italiäner, wie schon die Tage vorher, am Vormittage Ball, hielt ihn durch allerlei Mittel so lange hin, bis die Mittagszeit gekommen war, und bat ihn dann im Hinausgehn, für heute sein Gast zu sein. Piccinardi, ohne Arg, aber schon versagt, entschuldigte sich, allein sie kamen unterdeß bis zu dem Wagen, niemand war in der Nähe, als ein Offizier und einige Soldaten, welche schon Befehl hatten, der Augenblick war günstig, mit einem raschen Griffe hatte Besser plötzlich dem Italiäner den Degen und mit der andern Hand ihn selbst bei der Brust gefaßt, hieß ihn im Namen des Kurfürsten ohne Widerstand folgen, setzte sich mit ihm und dem herbeigekommenen Offizier in den Wagen, und so wurde der Gefangene ganz insgeheim zu sichrer Haft abgeführt, ohne daß jemand ahndete, wie und wohin er verschwunden. In Folge eines Befehls von Berlin wurde Piccinardi nachher auf die Festung Pillau gebracht, wo er in wiederholten Verhören alles eingestand, daß er zwar den Namen eines

Kaiserlichen Agenten mit Unrecht führe, doch aber ein Kaiserlicher Kammerjunker und mit geheimen Aufträgen abgeschickt sei. Besser war bei jedem Verhör zugegen und berichtete das Ergebniß sogleich nach Hof. Im Februar 1688 kam er nach Berlin zurück, um den ganzen Hergang nebst allen erlangten Aufschlüssen mündlich darzulegen. List und Entschlossenheit hatte Besser unläugbar glänzend bewährt; größere Zartheit hätte ihn wohl einen Auftrag dieser Art lieber vermeiden lassen, doch ist die Frage, ob dies in seiner Macht gestanden. Genug, der Hof rechnete ihm die Sache zum großen Verdienst, dem angemessene Belohnung verheißen wurde. Dem ganzen Unternehmen indeß verknüpfte sich kein wesentlicher Erfolg. Piccinardi wurde nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt, und die verwittwete Prinzessin schritt zur zweiten Ehe, sie heirathete bekanntlich den Pfalzgrafen Karl Philipp, nachherigen Kurfürsten von der Pfalz.

Bevor noch Besser nach Halle ziehen gekonnt, erfolgte im April 1688 der Tod Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten, und mit ihm eine Aenderung in Besser's Aussichten. Der neue Kurfürst Friedrich der Dritte ließ ihn sogleich die Wirkung seiner Gewogenheit empfinden, indem er ihn am Hofe zurückbehielt. Doch dem neuen Glücke, welches für Besser aufging, und ihn endlich in eine durchaus wünschenswerthe Lage versetzen sollte, drängte sich ein Unglück voran, welches jenem gleichsam allen Boden raubte, und kaum noch einen Reiz übrig ließ. Besser's Gattin war in seiner Abwesenheit erkrankt, und bei seiner Rückkehr von Königsberg noch nicht völlig hergestellt; er begleitete sie im Mai, ihrem Wunsche gemäß, nach dem Karlsbade, allein bei dem Anschein wiederkehrender Gesundheit dauerte das Siechthum fort, die Gedanken an den Tod prägten sich ihrer Vorstellung ein, und mit ihnen war sie fast immer, doch ohne Furcht beschäftigt. Sie gebar im Dezember eine Tochter, welche nur zwei Tage lebte, und sie selbst verschied einige Tage nachher an heftigem Fieber, doch vollkommen gefaßt, in frommer Ergebung, und mit zärtlichstem Abschied von dem geliebten Gatten. Sie war noch nicht 27 Jahr alt, und erst 7 verheirathet. Besser wurde durch diesen

Schlag in gränzenlosen Schmerz gestürzt; sein Leid überstieg seine Fassungskraft, seine stets erneute Trauer wußte kein Ziel; was im Augenblicke selbst als Spiel der Uebertreibung erscheinen konnte, bewährte sich durch die Folge nur allzusehr als tiefster Ernst. Im Verlaufe des Jahres hatte Besser dem Ableben des großen Kurfürsten und dem Schmerze des Kurfürstlichen Hauses den Ertrag seiner Dichtkunst reichlich zugewandt, ein unvollendetes Lobgedicht auf den abgeschiedenen Heldenfürsten, in etwa 1000 Zeilen dessen Thatenfolge begleitend, gehört zu dem Ausgezeichnetsten, was uns von Besser übrig ist; jetzt umschlang zu letztem Troste noch sein Talent in ganzer Fülle die theure Gattin; in Versen und in Prosa feierte er ihr Andenken, rief er ihr Bild zurück, und die ausführliche Erzählung ihres Lebenslaufs, die er im folgenden Jahre nebst zahlreichen Gedichten und Briefen, die ihm über den Todesfall zugefertigt worden, als Ehrengedächtniß der Verstorbenen drucken ließ, bleibt ein schönes Denkmal inniger Freundschaft und gefühlvoller Beredsamkeit. In dem beigefügten Anhang sind Gedichte von den angesehensten Männern, zwei — ein französisches und ein lateinisches — im Namen des Staatssekretairs von Ilgen verfaßt, ein lateinisches Trostschreiben von Samuel von Pufendorf, ein deutsches von Thomasius, und andre Zeugnisse der großen Theilnahme, zu welcher dieses Trauergeschick einen weiten Lebenskreis anregte. Bald nachher starb auch Besser's einziger Sohn, und ihm blieb von dreien Kindern nur noch eine Tochter übrig.

Die Pflichten und Aufmerksamkeiten des Hoflebens wurden für Besser zur wohlthätigen Zerstreuung, wenn sie ihn auch keineswegs dem Gefühle seines häuslichen Unglücks ganz entreißen konnten. Unter allen Umständen kam sein Dichtertalent in Anspruch, und hatte für ihn und Andre vielfache Wirkung. Bei Gelegenheit einer glänzenden Wirthschaft, welche der Hof im Januar 1690 zu Berlin gab, hatte Danckelman, schon damals erster Minister, durch das Loos, doch nicht ohne absichtliches Zuthun einiger schadenfrohen Höflinge, die untergeordnete Rolle eines Scheerenschleifers erhalten, und befand sich in Verlegenheit, wie er sich den

ganzen Abend in dieser, ohne Zweifel vielfachem Spott ausgesetzten Rolle schicklich betragen sollte. Besser half ihm aus der Noth, er rieth ihm, den Spott auszutheilen statt einzunehmen, und schrieb ihm dazu eine Folge von satyrischen Strophen, durch welche der Scheerenschleifer zur bedeutendsten Person der ganzen Wirthschaft wurde. Die ganze Gesellschaft wurde ohne Schonung durchgezogen, und in Gestalt des Scherzes so grimmer Ernst losgelassen, daß die unerwartet Getroffenen, die gar nicht ahndeten, den strengen Staatsmann so überaus lustig zu finden, auf ihre eignen Kosten nur um so mehr lachten, als sie innerlich Verdruß empfanden, den sie nicht merken lassen wollten. Der Verkleidete hob seinen Umzug mit folgenden Worten an:

„Zum Scheerenschleifer hat das Loos mich heut erkoren.
Ich bin es eben nicht, auch nicht darzu geboren:
Jedoch weil sich der Mensch in alles schicken soll,
Gefällt auch dieser Stand mir diesesmal gar wohl.
Wohlan, so will ich dann, durch die vermummte Schaaren,
Der Schleifernahrung nach, mit meinem Wagen fahren.
Was nur den Stein verträgt, und sich der Mühe lohnt,
Das schleif ich ab und zu, der Größten unverschont.
Es ist doch heute Brauch, in fremdes Amt zu greifen,
Trägt's mit den Scheeren nichts, so werd' ich Menschen schleifen."

Und nun sprudelte rechts und links der kühnste Muthwillen, der beißendste Hohn, der wildeste Ausdruck, daß die Sache mehrmals weit über die Gränzen des Scherzes ging. Nur Danckelman durfte dergleichen wagen, nur er die Sache glücklich durchführen; auch im Spiel wollte er einen Widerschein der Macht und Scheu walten lassen, deren man ihm gegenüber eingedenk sein sollte, und nur insofern können Besser's Verse für zweckmäßig gelten; sie wären sonst als höchst unangemessen zu verwerfen; ihre allzufreien Anspielungen, heutiges Tages in vornehmer Gesellschaft schlechterdings unerträglich, waren auch damals kaum zu dulden, zum Beispiel auf den Ratzenfänger und dessen Frau, eine Dame vom Hofe, deren Athem übel empfohlen war:

„Hört, Meister Fledermaus, geöhrter Ratzenfänger,
Was führt ihr an der Hand für einen alten Gänger?
Mein Handwerk dient euch nicht, doch kann mein Rath was stiften,
Fangt ihr die Ratzen nur, das Weib mag sie vergiften;“

oder an den Schloßhauptmann von Kolbe, der einen Koch vorstellte:

„Wie manches groß- und klein- und ungebohrtes Loch
Hat euer Bratspieß nicht gemacht, berühmter Koch?
Weil aber ihr nicht freit, will euer Spieß wo fehlen?
Ich schleife nicht allein, ich kann auch wohl verstählen.“

Nicht gar zu freundlich und fein, obwohl sonst gut ausgedrückt, war auch der Schluß, in welchem die Narren bei der Wirthschaft zu einander sagten:

„Wir Narren müssen heut uns zu der Narrheit zwingen:
Ein Amt, das mancher hier natürlich kann vollbringen.
Was aber gäben sie, für uns dies Werk zu treiben!
Wir sind's auf Einen Tag, sie müssen Narren bleiben.“

Diese Scheerenschleifer-Wirthschaft und die Gedichte darauf wurden in der That einige Jahre später dazu gebraucht, die Zahl der Beschuldigungen zu vermehren, welche gegen Danckelman, der in Ungnade gefallen war, angehäuft wurden. Im Augenblicke selbst aber war der Erfolg so glänzend als unfehlbar, und niemand wagte sich offenbar dagegen auszusprechen. Bald erfuhr Besser das Wohlwollen seines mächtigen Gönners in voller Wirksamkeit, er begleitete im Frühjahr den Hof nach Königsberg, und empfing bei Gelegenheit der dortigen Erbhuldigung, früherem Versprechen des Kurfürsten gemäß, die Ernennung zum Ceremonienmeister mit einem Gehalt von 700 Thalern, zugleich wurde er in den Adelstand erhoben. Im Sommer folgte er dem Hoflager nach den Niederlanden, wo die Brandenburger in dem wieder ausgebrochenen Kriege des deutschen Reichs gegen Ludwig den Vierzehnten mit ausgezeichnetem Ruhm und Erfolg mitkämpften; der Kurfürst übertrug ihm hier eine Sendung an

den Fürstbischof von Lüttich, um während des Feldzuges die brandenburgischen Angelegenheiten bei diesem geistlichen Herrn bestens wahrzunehmen, und insbesondre denselben zu bereden, seine Truppen zu den Brandenburgern stoßen zu lassen; auch sollte er alle dort vom Feinde eingehenden Nachrichten sammeln und in das Kurfürstliche Hauptquartier melden; alle diese Zwecke wurden vollkommen erreicht, im November stattete Besser in Kleve dem Kurfürsten mündlichen Bericht von seiner diplomatischen Thätigkeit ab, und reiste hierauf nach Berlin zurück.

Die nächstfolgenden Jahre brachten für Besser gleiche, zwischen Staats- und Dichtkunst abwechselnd hin und her bewegte Thätigkeit. Der Kurfürst Friedrich der Dritte, bedacht seine Regierung durch Ruhm und Glanz jeder Art zu verherrlichen, stiftete im Jahre 1694 mit Danckelman's Rath und That die Universität zu Halle; schon der große Kurfürst hatte diesen Gedanken gehabt, die Ausführung aber war seinem Nachfolger verblieben. Der ganze Hof wohnte daselbst am 12. Juli der Einweihung des neuen Musensitzes bei, deren Ceremoniel Besser angeordnet hatte, von welchem auch die Beschreibung der ganzen Feierlichkeit nachgehends im Druck erschien. Andre Veranlassungen, seine Geschicklichkeit in Anordnungen von Sachen und Worten an den Tag zu legen, boten sich reichlich dar; den Ereignissen am Hof und im Felde, den Vermählungen, Trauerfällen und Feierlichkeiten aller Art, welche in seinen Bereich trafen, fehlte selten seine bald amtlich aufgeforderte, bald freiwillig beeiferte Theilnahme. Im Jahre 1696 folgte er dem Hoflager wieder nach Kleve, und nahm die Rückreise über Hamburg, wohin Canitz ihn zum Besuch eingeladen hatte. Hier kam er in einen angenehmen und glänzenden dichterischen Kreis; außer Canitz beflissen sich auch der Kaiserliche Gesandte Graf von Eck und der nachmalige Bürgermeister von Bostel mit Leidenschaft der deutschen Dichtkunst; die zahlreichen Gedichte des erstern litten zwar sehr, wie erzählt wird, an der österreichischen Mundart, die des letztern waren sogar völlig in der sassisch-hamburgischen, allein um so herrlicher glänzten Canitz und Besser in ihrer hochdeutschen Reinheit. Auf anderer Seite dagegen

gerieth Besser in Nachtheil; die vornehme und reiche Gesellschaft, in der er lebte, spielte nicht bloß mit Reimen, wobei er leicht gewann, sondern auch mit Karten, und er verlor beträchtliche Summen; doch Canitz half ihm durch ein Darlehn von 500 Thalern aus der Verlegenheit. — Sein Werth wurde vom Hofe stets vortheilhafter anerkannt; seine Feder galt für die gewandteste von der Welt, an sichrem Takt und reicher Eleganz that es ihr keine gleich, ihre Erzeugnisse wurden allgemein bewundert, der Ruhm ihrer Vortrefflichkeit drang nach Frankreich, Holland und England. Berühmte Männer aus allen Fächern traten mit ihm in Verbindung, übersetzten und empfahlen seine Werke. Auch in französischer Sprache wußte er sich geschickt auszudrücken, und Staatsschriften, von ihm in dieser Sprache verfaßt, wurden in Frankreich gedruckt. Der Kurfürst sah mit Zufriedenheit auf die Bemühungen eines Mannes, welcher den Glanz seiner Regierung so wesentlich förderte. Dichtkunst und Beredsamkeit schienen für den Dienst des Hofes nicht zu entbehren. Häufige Geschenke, zuweilen von 1000 Thalern und darüber, belohnten gnädig solch erfolgreiche Arbeiten. Mit nicht minderer Anerkennung schätzte die Kurfürstin Sophie Charlotte, die geistreichste und herrlichste Frau ihrer Zeit, die würdige Schülerin des großen Leibnitz, den Werth der Dichter und schönen Geister, und auch Besser's Verdienste waren ihr nicht unbekannt geblieben; allein ihr Sinn zog sie mehr zu ausländischer Litteratur und Sprache hin, wo eine mächtiger vorgeschrittene Bildung ihrer eignen Geistesentwickelung angemessener entgegen kam. Die deutsche Dichtkunst hatte schon damals gegen die Vorliebe zu kämpfen, welche fast ein Jahrhundert hindurch im eignen Vaterlande ihr die mächtigsten und bedeutendsten Stimmen entzog. Dieselbe Klage, welche Klopstock mit Unmuth und Bitterkeit späterhin gegen Friedrich den Großen in erhabenen Oden aushauchte, wagte Besser an die hohe Kurfürstin zu richten, doch in lauter Bescheidenheit und Demuth, wie folgt:

„Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, erlauchtigste Sophie,

Sich nimmer dürfen sehen lassen;
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,
So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen!"

Man muß bekennen, daß dieses Gedicht die Sache der deutschen Dichtkunst durch die That gar wohl führte, denn artiger und freier hätte man auch französisch den Vorwurf, der denn doch solcher Huldigung zum Grunde lag, nicht ausdrücken können.

Nächst diesen höchsten Gönnern widmete Besser auch andern, für seine Lage nicht weniger einflußreichen, unausgesetzt seine aufmerksamste Beflissenheit. Vor Allen war Danckelman, der im Jahre 1695 als Oberpräsident fast unumschränkt an die Spitze der ganzen Staatsverwaltung getreten

war, der Gegenstand seiner heißesten Lobrede. Noch vor dieser letzten Erhebung des höchstbegünstigten und mächtig-schaltenden Staatsmannes hatte Besser auf ihn eine ausdrücklich so genannte Lobschrift von beinahe 600 Versen gedichtet, worin derselbe nach seinen Eigenschaften, Umständen und Beziehungen förmlich durchgelobt, und auf allen Seiten so glatt und blank gerieben wird, daß man ordentlich fürchtet, er möchte beim geringsten Hauche wieder anlaufen! Dabei war das Stück zugleich für den Kurfürsten eingerichtet, der dasselbe kaum von Besser hatte vorlesen hören, als er sogleich den Druck anbefahl, der auch alsbald in Leipzig mit aller Pracht veranstaltet wurde; Abdrücke wurden am Hofe und durch das ganze Land freigebig vertheilt, und neue Lobgedichte strömten auf Besser wegen seines Lobgedichtes zurück. Von Danckelman empfing er ein Geschenk von 200 Thalern, und nach dem Druck ein zweites von 700. — In höchster Gunst bei dem Kurfürsten nach Danckelman, ja persönlich vielleicht schon höher, als dieser, stand der damalige Schloßhauptmann Kolbe von Wartenberg. Dieser besuchte Besser'n öfters, und speiste bei ihm; sein schnelles Emporsteigen aber beschränkte allmählig die Vertraulichkeit, und ließ nur die entschiedenste Gönnerschaft übrig. Der Vater, ein Edelmann aus der Pfalz, hatte eine väterliche Unterweisung für seinen Sohn in deutscher Sprache verfaßt und herausgegeben, Lehren sittlicher Klugheit für das Weltleben, nach welchen ein treuer Befolger unfehlbar glücklich werden sollte. Besser schrieb zu einer zweiten Auflage dieses Buchs im Jahre 1696 eine ausführliche Vorrede, und später eine neue, noch ausführlichere, zu der dritten Auflage, die im Jahre 1704 herauskam, als Kolbe schon Graf von Wartenberg, Oberkammerherr und oberster Staatsminister war. Diese Vorreden sind wo möglich noch lobreicher, als selbst die Lobschrift auf Danckelman. Von allen Tugenden, die der Vater verlangt, wird der Sohn als Muster aufgeführt, sein Lebensgang, sein Erfolg und Glück gleichsam als die lebendige Darstellung jener theoretischen Weisheit geschildert, mit Einem Worte, Kolbe wird durch alle Krümmungen und Steilen der mühsamsten Pfade mit unnachlassender Beharrlichkeit zum höchsten Gipfel

so künstlich hinaufgelobt, daß man abermals in Besorgniß geräth, eine so feine Spitze der Vollkommenheit möchte augenblicklich abbrechen! Diese Vorreden wurden jedoch als Meisterstücke deutscher Beredsamkeit allgemein bewundert und gepriesen, übersetzt und wiedergedruckt, und in der That müssen wir darin eine große Geschicklichkeit des Ausdrucks anerkennen. Kolbe mußte sein Bild in diesem künstlichen Spiegel mit erhöhtem Wohlgefallen erblicken, und seine dankbare Gunst wurde seitdem für Besser von lebhaftester Wirksamkeit. Sie verschaffte demselben zuerst bei Gelegenheit einer Staatsschrift, welche er über die Wiedergabe der Stadt Elbing französisch abgefaßt, und auf Befehl des Kurfürsten in Druck gegeben hatte, eine Kurfürstliche Verschreibung auf die erste erledigte Domherrnstelle in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt, welche ihm späterhin, als er dieselbe noch vor eintretender Erledigung wieder abtrat, ansehnlich vergütet wurde. Andre beträchtliche Gaben und Vortheile sollte er jener Gunst in der Folge noch zu danken haben. Genug, das Verhältniß der Gönnerschaft stand hier in schönster Ergiebigkeit, beide Theile gaben reichlich, und empfingen in gleichen Maßen, man konnte wechselseitig mit einander zufrieden sein. Betrachten wir jene Lobschriften, die jetzt in solcher Gestalt niemand ohne Erröthen geben noch annehmen könnte, aus allgemeinem Standpunkte, so werden wir sie mehr wegen des Geschmackes jener Zeit, als wegen ihres eigentlichen Inhalts unter ähnliche Erzeugnisse neuerer Zeit herabsetzen, denn die Schmeichelei weiß durch jede, auch noch so veredelte Ausdrucksweise ihren Weg zu finden, und der Gesinnung nach würde manche bewunderte Phrase unsrer Tage in dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vielleicht hinter den Ausdrücken von Besser oder Boileau noch weit zurückstehn müssen.

In diesen Zeitraum fällt auch Besser's berühmtes Gedicht auf den Tod der Frau von Canitz. Er hatte daran lange und mühsam gearbeitet, und erst nach mehrfacher Rücksprache und wiederholter Mahnung dasselbe zu Stande gebracht. Unter andern fand er Schwierigkeit, den Ausdruck eines Gedankens, welchen er für die fünfte Strophe bestimmt

hatte, in solcher gehörig abzurunden. Er theilte dem Freunde seine Verlegenheit mit, und forderte ihn auf, seinerseits auch die Sache zu versuchen. Canitz, rascher und fertiger, sandte schon nach drei Tagen eine zwiefache Lösung der Aufgabe; man könnte setzen, meinte er, wie folgt:

„Wer glaubt, daß nur verwirrtes Wesen
Der Welt durch Frauen widerfährt,
Ist werth, und ist es bald nicht werth,
Sich eine solche zu erlesen,
Die ihm sonst keinen Kummer macht,
Als wenn sie wird in's Grab gebracht."

Oder auch in dieser andern Wendung:

„Du schreibst die Unruh hier auf Erden
Zwar nur allein den Weibern zu;
Doch müsse, Spötter, deine Ruh
Von einer Frau gestöret werden,
Die dir nie Unruh hat gebracht,
Als da sie dich zum Wittwer macht!"

Besser lobte beide Versuche höchlich, und wollte eine — er entschied noch nicht, welche — der beiden Strophen in sein Gedicht aufnehmen, allein er brütete deßhalb nicht weniger noch stets an seiner eignen Ausführung. Endlich, nach vieler Arbeit und langem Zögern, trat er nun auch mit seiner fertig gewordenen Strophe hervor; sie lautete:

„Gewiß, die von den Weibern sagen,
Daß sie die Unruh, die man spürt,
Zum ersten in die Welt geführt,
Die sollten deinen Jammer tragen,
Und lernen, daß ihr Spott erst wahr
Auf eines Weibes Todtenbahr."

Da bekannte denn Canitz seine Strophen weit übertroffen, nahm sie, trotz Besser's Einspruch, beide zurück, und versicherte, hier sehe man wieder einmal recht deutlich, wie wahr es heiße: Nicht was bald, sondern was gut! Wir haben dieser Probe hier einen Platz gegönnt, weil sie uns einen

Blick in das Innere der Werkstatt und des Verkehrs damaliger Dichtkunst thun läßt. Das ganze Gedicht Besser's, endlich vollendet und gedruckt, fand allgemeinen Beifall, und hat in der That, ungeachtet des wenig erhabenen Anfangs:

„So ungeneigt ich auch zum Schreiben,
Kannst du dennoch, betrübter Freund,
Indem dein treues Auge weint,
Von mir nicht ungetröstet bleiben,“

einige schöne Stellen, kommt jedoch Canitz'ens eignem Gedicht auf Doris keineswegs gleich. Dieser war indeß so sehr erfreut über seines Freundes Arbeit, daß er demselben, mit seinen eifrigsten und verbindlichsten Danksagungen, zugleich den Schein über das in Hamburg geschehene Darlehn zurücksandte, dessen Erstattung er schon bisher niemals hatte zugeben wollen. Man wird gestehn müssen, nach allem hier Angeführten, daß Besser's Muse in Betracht irdischen Vortheils nicht unter die zu wenig begünstigten zu rechnen ist!

Die Anerkennung, der Ruhm, die großen Vortheile und ausgezeichneten Ehren, deren Besser von allen Seiten theilhaft wurde, riefen, wie zu geschehen pflegt, auch Neid und Feindschaft gegen ihn hervor, und er blieb von ihren Angriffen nicht verschont. Doch war ihm so leicht nichts anzuhaben, ihn schützte Gunst und Ansehn, und wo es galt, stand er muthig und entschlossen noch immer selbst für sich ein. Dies zeigte sich unter andern bei einem öffentlichen Einzuge zu Berlin, wo der Vorrang, welchen sein Amt als Ceremonienmeister ihm gab, manchen Altadeligen verdrießlich war; sie mochten schon öfters darüber mißfällig geredet haben, diesmal aber beschloß einer von ihnen, ein General, den Ceremonienmeister durch einen bösen Streich von seinem Platze und so aus der Fassung zu bringen, daß er dem allgemeinen Spott und Gelächter preisgegeben würde. Besser ritt ruhig in seiner Ordnung, bei einer Brücke aber, wo der Raum sich verengte, sprengte plötzlich der General seitwärts auf Besser ein, und rief, als könne er sein Pferd nicht halten noch wenden: „Herr, auf die Seite! mein Gaul beißt!“ und gab ihm nun erst noch die Sporen. Jener aber, schnell das

Stück durchschauend, und nicht weichend, rief ihm hastig wieder zu: „Herr, auf die Seite! mein Gaul schlägt!“ warf sein Pferd, einen Streithengst aus dem Marstalle, kurz herum, drückte die Sporen ein, und nun schlug das Thier mit beiden Hinterfüßen so gewaltig aus, daß des Generals Pferd, schwer getroffen, seinen Reiter beinah in den Graben geworfen hätte. Schaden und Spott fielen nun auf den Anstifter zurück, der überdies noch die Ahndung des Kurfürsten erfahren mußte, und somit denen, welche noch Lust fühlten sich an Besser'n zu reiben, in doppelter Weise zur Warnung wurde.

Im Jahre 1697 begab sich der Kurfürstliche Hof nach Königsberg in Preußen, um daselbst eine moskowitische Großgesandtschaft, bei welcher, wie man wußte, unter fremdem Namen der Zar Peter selbst war, feierlich zu empfangen. Besser war mit Anordnung der Ceremonien beauftragt, und reiste der Botschaft bis Insterburg entgegen. Er hatte hier sogleich von Seiten des mächtigen Selbstherrschers, der sich wenig zu bezwingen gewohnt war, eine harte Prüfung auszuhalten. Der Zar, von dem Anblick des prächtig geputzten Hofmannes neugierig angeregt, ging auf ihn los, nahm ihm die reiche, großgelockte Staatsperücke vom Haupte, besah sie eine Weile mit höhnischem Lachen, und schleuderte sie dann, indem er jenen kahlköpfig dastehn ließ, verächtlich in den Winkel. Doch Besser verlor die Fassung nicht, holte seinen mißhandelten Haarschmuck zurück, und als der Zar, verständigt, jener Mann habe vom Kurfürsten den Auftrag, alles Erforderliche zu besorgen, durch den Dolmetscher ein Begehren ausdrückte, welches dieser nicht ohne Scham wiederholen konnte, wußte Besser klüglich zu thun, als habe er nichts vernommen. Der Einzug in Königsberg fand den 28. Mai Statt; die Beschreibung dieser Feierlichkeit, von Besser verfaßt, erschien im Druck, und er selbst empfing zur Belohnung seines Eifers und Fleißes in dieser wichtigen Sache von dem Kurfürsten ein Geschenk von 1000 Thalern. Dies war jedoch die letzte Gunst, welche durch Danckelman's Vermittelung ihm zu Theil wurde. Die, nach neunjährigem, zwischen Deutschland und Frankreich geführtem Kriege mit dem Jahre 1697 durch den Frieden von Ryßwyck eintretende Ruhe gab

am brandenburgischen Hofe der Entwickelung neuer Verhältnisse Raum, welche sich im Stillen schon lange gestaltet hatten. Die Königswürde, deren Annahme schon dem großen Kurfürsten von mancher Seite, besonders aber von dem französischen Hofe, dringend nahgelegt worden war, schien der besonderen Stellung des einflußreichsten und mächtigsten Kurhauses so völlig angemessen, sie entsprach dabei so sehr dem persönlichen Wunsche Friedrichs des Dritten, daß deren Erwerbung ernstlich beschlossen wurde. Die Bewegung, welche durch einen solchen Gegenstand in der Thätigkeit, in den Meinungen und Bezügen der höchsten Hof- und Staatsbeamten erregt wurde, war groß genug, um die bisher festesten zu erschüttern und umzuwerfen. Mit diesen Dingen im Allgemeinen verflochten, obwohl im einzelnen Zusammenhange noch keineswegs genügend nachgewiesen, erfolgte gleich im Jahre 1698 der Sturz Danckelman's welcher von dem Gipfel der Gunst und Machtausübung plötzlich in die völligste Ungnade fiel, zur Untersuchung gezogen und als Gefangener auf die Festung Peitz abgeführt wurde. Besser verlor an ihm einen edlen Beschützer, allein seine eigne Stellung hatte den Verlust nicht zu empfinden; der Fall des einen Gönners ersetzte sich ihm durch das glänzende Steigen des andern; Kolbe von Wartenberg wurde Danckelman's Nachfolger in Gunst und Einfluß, und Besser's Eifer und Talent blieben in der gewohnten Bahn nicht minder anerkannt und gebraucht. Sein Bemühen am Hofe gewann ihm täglich größeren Boden, bei Festlichkeiten war er nicht zu entbehren, theatralische Vorstellungen, Singspiele, Aufzüge, Ballette, empfingen durch seine Erfindung, durch seine glücklichen Verse, ihren entschiedenen Werth. Auch die geistreiche Kurfürstin versagte ihm ihren Beifall nicht, und übertrug ihm unter andern das dichterische Beiwerk eines von ihr zum Geburtstage des Kurfürsten im Jahre 1700 festlich angestellten Jahrmarktes in Kostümen und Masken, für welcherlei Aufgaben er immer das wundervollste Geschick bewies. Ein Gedicht andrer Art machte in einem noch weiteren Kreise Glück. Seit neue Art und Sitte vor manche Gegenstände, welche das klassische Alterthum ohne Scheu gradezu nannte und behandelte, einen

Schleier der Scham gezogen hält, erneut sich den Dichtern immerfort ein Reiz, auch dasjenige, was mit den eigentlichen Ausdrücken jetzt nur roh und anstößig gesagt werden konnte, mit uneigentlichen fein und zart und dennoch vollständig anzudeuten, und so Freiheit und Gebundenheit innig zu vereinen. In dieser Weise hatte auch Besser sich versucht, und sein Talent in ganzer Schärfe bewiesen. Sein Gedicht, Ruhestatt der Liebe genannt, darf in der That noch heutiges Tages für ein meisterliches Kunstwerk gelten, wie sogar das Allerbedenklichste durch geschickten Vortrag noch anständig und bescheiden erscheinen kann. Leibnitz, welcher bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1700 dieses Gedicht bei dem Verfasser zufällig zu sehn bekam, war so davon bezaubert, daß er sich nicht enthielt, dasselbe der verwittweten Kurfürstin Sophie nach Hannover zu senden, welche nicht nur selber großes Gefallen daran fand, sondern auch eine Abschrift davon nach Paris an Madame, die verwittwete Herzogin von Orleans schickte, welche als geborne pfälzische Prinzessin mit seltner Beharrlichkeit ihrer deutschen Muttersprache treu blieb, in der sie, wie ihre bekanntgewordenen Briefe bezeugen, sich mit vielem Verstande und in weit derberen Worten, als Besser, ausdrückte. Diesem meldete Leibnitz bald nachher den Erfolg seiner Zusendung: „Weilen Denselben aufzuwarten — schrieb er — heute die Ehre nicht haben kann, so wollte doch nicht unterlassen, sofort dasjenige auszurichten, was die Kurfürstin von Braunschweig Durchlaucht an Sie mir aufgegeben; zu welchem Ende ich die selbsteignen Worte dieser großen Fürstin hieherſetze: J'ai reçu les vers amoureux de M. de Besser, je ne manquerai pas de les envoyer à Madame, quoique le sujet en soit passé pour elle et pour moi, et qu'il n'ait été que trop propre pour les nouveaux mariés. Je vous prie de remercier l'auteur d'avoir bien voulu me communiquer son invention et ses belles pensées, dont Madame la duchesse d'Orleans aura sa part par le premier ordinaire." Die letzten Zeilen beziehen sich auf lyrische Scenen, welche Besser zum Vermählungsfeste des Erbprinzen von Hessen-Kassel, nachherigen Königs von Schweden, mit einer Tochter Fried-

richs des Dritten zum Behuf einer Tafelmusik gedichtet hatte. Für die höchst sorgsam abgefaßte Beschreibung dieses Beilagers und aller dabei vorgefallenen Feste und Lustbarkeiten erhielt er, durch Vermittelung seines Gönners Kolbe, ein Kurfürstliches Geschenk von 1000 Thalern.

Im Jahre 1701 erhob sich mit der preußischen Königskrone, welche der Kurfürst, jetzt als König Friedrich der Erste genannt, am 18. Januar zu Königsberg seinem Haupt aufsetzte, auch für Besser eine neue Stufe des Glücks. Sein Gönner, bereits Oberkammerherr und erster Minister, war für diese Gelegenheit durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg ernannt worden, und setzte sich in der Gunst seines Herrn immer fester. Besser selbst empfing die neue Ehrenstelle eines Königlichen Ober-Ceremonienmeisters, dabei eine Besoldungszulage von 500 Thalern jährlich, und freies Futter für sechs Pferde. Neuen ersprießlichen Vortheil hatte sogleich auch sein Talent von jenem großen Ereigniß einzuziehen. Die Krönung in Versen zu besingen und in Prosa zu beschreiben, gehörte gleichsam zu seinen Rechten und Obliegenheiten. Mit angestrengtem Eifer wandte sich sein Fleiß auf diese Arbeit. Erst im folgenden Jahre kam er damit zu Stande; ein stattliches Gedicht suchte im Allgemeinen den Glanz und die Wichtigkeit des Geschehenen pomphaft darzulegen, ein prosaischer Aufsatz gab die Folge aller einzelnen Vorgänge mit genauer Ausführlichkeit an; eine Zuschrift an den König selbst über seine neugestiftete Krone vollendete das Ganze, welches, von ihm vor dem Druck dem Könige vorgelesen, so sehr dessen Beifall gewann, daß er dafür, nicht ohne Mitwirkung des Grafen von Wartenberg, ein Geschenk von 2000 Thalern erhielt. Dem Gedicht können wir schwerlich noch Geschmack abgewinnen, die Erzählung in Prosa hingegen behält ihren geschichtlichen Werth als würdiges Prachtgemählde einer Handlung, welche, als der Anfang einer neuen Zeitrechnung in der vaterländischen Geschichte, noch des spätesten Preußen nachdenkliche Betrachtung anziehen muß. Besser wurde auch zum Ceremonienmeister des neugestifteten Ritterordens vom schwarzen Adler ernannt, und als er bald nachher selber mit dem Orden de la générosité geschmückt

wurde, durfte er diesen am orangefarbenen Bande jenes Ordens tragen. Von jedem neugeschlagenen Ritter empfing er satzungsmäßig 400 Thaler, und da er in seiner Stellung bei allen Gelegenheiten auch von fremden Höfen und deren Gesandten mit Geschenken und Gaben bedacht wurde, so stiegen seine Einkünfte höchst ansehnlich.

Bedeutende Ereignisse, welche Gelegenheit gaben, die Hofdichtkunst im stärksten Vermögen auftreten zu lassen, waren im nächsten Zeitraume hauptsächlich folgende. Der unerwartete Tod der Königin Sophie Charlotte, welche am 1. Februar 1705 zu Hannover, wohin sie zum Besuch ihrer Mutter gereist war, nach einer kurzen Krankheit so geisteskräftig und hochherzig starb, wie sie gelebt hatte, erfüllte den ganzen Hof mit Schrecken und Betrübniß. Der König war untröstlich, und suchte wenigstens das Andenken der herrlichen Fürstin auf alle Weise zu ehren und zu feiern. Ihr Leichenbegängniß wurde mit nie gesehener Trauerpracht gehalten; das Lustschloß Liezenburg, welches sie zu erbauen angefangen, erhielt den Namen Charlottenburg; ein großes Trauer- und Trostgedicht von siebzig Strophen, welches Besser dem Könige vorlas, versetzte denselben in die tiefste Rührung, und bei diesem Anlasse war es, daß der Verfasser, durch Vermittelung des Grafen von Wartenberg, für die Wiedergabe der ihm früher verliehenen Verschreibung auf eine Domherrnstelle, deren Erledigung sehr ungewiß war, die Summe von 3000 Thalern ausgezahlt erhielt. Sein Gedicht, von Nikolaus Gürtler in's Lateinische übersetzt, verdient nicht den Ruhm, der ihm damals von allen Seiten zu Theil wurde; dem klug berechneten Eindrucke des Augenblicks ist der gediegnere Gehalt geopfert. Im Dezember des folgenden Jahres vermählte sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Sophie Dorothee von Hannover, wozu Besser auf Befehl des Königs ein Ballet und Singspiel in drei Aufzügen dichtete, dessen Vorstellung bei Hof überaus glänzend ausfiel, und dem Verfasser abermals ein Geschenk von 1000 Thalern zuwege brachte. Wie glücklich er im Ausdrucke des Sinnreichen und Zarten sein kann, bezeuge folgende lyrische Strophe:

„Ein Herz mit seiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter seinem Stürmen.
Anstatt sich dadurch zu schirmen,
Giebt es in dem größten Stürmen
Seine Schätz' und Perlen her.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'.
Will es wallen, will es stürmen,
Kann es minder sich beschirmen.
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär'."

Die Wiedervermählung des Königs mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg-Schwerin am 28. November 1708 gab abermals Gelegenheit zu einem Singspiel, welches in drei Aufzügen Alexanders und Roxanes Heirath vorstellte, und für Besser ein Geschenk von 2000 Thalern zur Folge hatte. Auch aus diesem theilen wir einige Liederzeilen mit, deren Annuth und Glätte noch jetzt den Tonsetzer ansprechen darf, wenigstens günstiger, als gewöhnlich Sinn und Wortlaut unsrer vernachlässigten Operntexte sich ihm darbieten. So wenn es heißt von der Macht der Liebe:

„O du wunderbare Pein,
Der man sich umsonst verziehen,
Weil kein Mensch dir kann entfliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!
Mit dir trieb ich ehmals Spott;
Aber weil dir zu entfliehen,
Keinem Menschen ist verliehen,
Mußt du Gott,
Oder etwas Göttlichs sein!"

Ferner diese wohlgegründeten Zeilen:

„Das Verschieben
In dem Lieben
Dient uns oft zur Arzenei.
Den ein Anblick heut gewonnen,
Wird oft, wenn er sich besonnen,
Morgen wieder frei."

Oder auch folgende:

„Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!
Meinen peinlichen Verdruß
Darf ich keinem Menschen zeigen!
Auch der, die mein Herze bricht,
Auch selbst der Roxanen nicht.
Schweres Lieben, wenn man schweigen,
Und sein Leid verhehlen muß!“

Endlich noch diese:

„Sei, Roxane, voller Freuden,
Dies erfordert dein Geschick.
Sei vergnügt; nur laß mich leiden,
Gönne mir dies herbe Glück!
Gönne, daß bei deinen Freuden
Sich mein Herze mit erfreu;
Aber auch bei seinem Leiden
Für sich selbsten traurig sei.“

Solche Strophen, welche den Keim der Musik schon in sich tragen, machen es denn doch möglich, daß der Komponist bei dem Dichter bleibe, und nicht ohne ihn seinen Weg suche. Vorbilder, aber zugleich auch Nebenbuhler, gegen welche schwer wurde sich zu halten, waren für den deutschen Dichter in diesen Künsten die italiänischen Meister, welche der schon damals in Berlin nicht minder als an anderen deutschen Höfen blühenden italiänischen Oper angehörten.

Im häuslichen Leben ereignete sich während dieser Zeit für Besser eine Veränderung durch die Heirath seiner einzigen Tochter Sophie Charlotte. Sie vermählte sich im Jahre 1708 mit Herrn von Drost aus Königsberg, dessen eine Schwester an den Staatssekretair von Ilgen, eine andere an den Staatsminister von Kraut verheirathet war. Durch diese doppelt begünstigende Verwandtschaft wurde bewirkt, daß die Gnade des Königs dem Schwiegersohn den Titel eines Ceremonienmeisters und die Anwartschaft auf das Hofamt seines Schwiegervaters verlieh, der auch sogleich, zur größeren Sicherung, von seiner Besoldung jährlich 500 Thaler

auf jenen übertrug. Frau von Drost vereinigte mit allen Vorzügen körperlicher Schönheit die der feinsten Weltbildung. Die Königin Sophie Charlotte hatte sie früherhin zur Hofdame zu machen gewünscht, was jedoch Besser's Ansichten weniger entsprach; sie war ihm als glänzende Führerin seines Hauswesens unentbehrlich, und auch verheirathet vertrat sie dasselbe mit größtem Anstande. Besser war vielmals aufgefordert worden, und selber zuweilen versucht gewesen, zur zweiten Ehe zu schreiten; seine Freunde Canitz und Alvensleben ließen es sich angelegen sein, ihm vortheilhafte Parthieen auszusuchen, aufblühende Jungfrauen und ansprechende Wittwen, allein Umstände und Bedenklichkeiten traten jedesmal dazwischen, Hofgeschäfte hinderten eine schon verabredete Zusammenkunft, eine der Vorgeschlagenen gefiel ihm nicht genug, der andern er nicht, und so verblieb er im Wittwerstande, den ihm die eigne und fremde Schmeichelei wohl auch als eine Treue gegen die verstorbene Gattin auslegte. Doch vermochten darum nicht stärker Herz und Sinn den Eindrücken lebendiger Gegenwart zu widerstehn. Manche Neigung erwuchs zu dauerndem Verhältniß. Eine Tänzerin aber, die schöne Konradine, welche bei Hof in einem Ballet die Göttin Venus vorgestellt hatte, und bei dieser Gelegenheit mit ihm bekannt geworden war, scheint seine Glut am stärksten erregt zu haben. Er besingt ihren Reiz in einem huldigenden Gedicht, welches entschiedene Wünsche zu erkennen giebt. Auch nahm er an ihrem ferneren Geschicke besorglich Theil, und nicht ohne seine Mitwirkung geschah es, daß sie in der Folge den Grafen Gruzewski heirathete, und sich dadurch einer bequemen und ansehnlichen Stellung in der Welt zu erfreuen hatte.

Der Verlauf eines solchen reichausgestatteten Weltlebens, in welchem Ruhm und Erfolg und Glanz und Genuß üppig verbunden waren, wurde einigermaßen gestört durch den harten Schlag, der im Jahre 1710 Besser's hohen und mächtigen Gönner, den Grafen von Wartenberg traf, und der zugleich als Vorbote dienen konnte noch weiteren Unglücks, welches den bisherigen Hofverhältnissen bevorstand. Der Sturz jenes Ministers war vorbereitet worden durch den

gränzenlosen Uebermuth seiner Gemahlin, vor welcher, wiewohl sie aus niedrigem Stande und schlechten Verhältnissen emporgestiegen, der ganze Hof und selbst die fremden Gesandten sich beugen mußten. Sie war die Tochter eines Schiffers und Schenkwirths in Emmerich, und glaubte ein wunderbares Glück zu machen, als ein Kammerdiener des Kurfürsten sich in sie verliebte und ihr seine Hand gab. Ihre Vertraulichkeiten mit dem Freiherrn von Kolbe hatten schon einige Jahre gedauert, als der Tod ihres Mannes ihr gestattete, was die Macht ihrer einnehmenden Reize und ihres gebieterischen Karakters ihr längst gesichert hatte, nämlich Gräfin von Wartenberg zu werden. Sie behauptete den ersten Rang am Hofe; mit einer holländischen Gesandtin, welche ihr denselben bestreiten wollte, kam sie zum Handgemenge, und nur mit Mühe konnte Besser, der als Ceremonienmeister anwesend war, den Kampf trennen, in welchem die Gräfin auch durch den Ausspruch des Königs den Sieg behielt. Der Uebermuth wurde ihr denn doch zuletzt bei andrer Gelegenheit verderblich, und nachdem ihr Ansehn einmal gelitten hatte, blieb auch das ihres Gatten nicht unberührt. Endlich verließen beide in völliger Ungnade den Hof und das Land, und eine neue Gestaltung der Dinge kündete sich für die nächste Zukunft immer deutlicher an. Zwar behielt Besser auch nach dem Falle seines Beschützers noch seine Würden und Einkünfte, so wie seine Verrichtungen, allein die Stimmung am Hofe war merklich verändert, und selbst die Gelegenheit, durch Leistungen in gewohnter Art Eifer und Talent darzuthun, verschwand endlich ganz. Einige Strophen auf den Geburtstag des Königs am 12. Juli 1710 sind gleichsam der letzte Athemzug von Besser's Dichtkunst am Hofe zu Berlin. Ohne den Hof aber vermochte er kaum noch zu dichten, von daher mußte ihm Anlaß, Trieb und Belohnung kommen, außerhalb dieses Elements fühlte er sich in gemeine Prosa versetzt, ohne Reim und Silbenmaß. Seine dichterische Ader versiegte auf geraume Zeit.

Das längst befürchtete Geschick trat ein, König Friedrich der Erste starb am 25. Februar 1713. Eine der ersten Handlungen des neuen Königs Friedrich Wilhelms des Ersten

war die Abschaffung der vielen unnützen Hofbedienungen; mit einem Federzuge war die lange Reihe von Namen durchstrichen, auf welcher Besser obenan stand; eine Menge bisher durch Ansehn und reichliches Einkommen verwöhnter Personen fanden sich plötzlich entlassen, ohne Gnadengehalt noch Aussicht andrer Anstellung; der König meinte der Ceremonien so wenig wie ihres Meisters zu bedürfen. Besser empfing die erste Nachricht dieses Unglücks durch seinen Freund, den Königlichen Leibarzt von Gundelsheim, der dabeigewesen, als der König jenen verhängnißvollen Strich gezogen. Im Gefühl seiner Lage tief gekränkt, aber in der Vorstellung seiner Verdienste und seines Werthes nicht erschüttert, faßte er sich ein Herz, dem Könige in einer Denkschrift die mehr als dreißigjährigen Dienste, welche er dem Staat geleistet, wie auch das große Vermögen, das er mit seiner Frau in's Land gebracht und zu des Hofes Ehren angewandt habe, lebhaft vorzustellen, und seine Erwartung einer anständigen Versorgung entschieden auszusprechen. Ein günstiger Umstand für ihn war, daß der König gleich nach seiner Thronbesteigung den ehemaligen Oberpräsidenten von Danckelman, der unter der vorigen Regierung so harte Ungnade erfahren, an seinen Hof berufen und durch ehrenvolles Vertrauen ausgezeichnet hatte; dieser Gönner war seinem Günstlinge, vielleicht mehr als dieser ihm, treu geblieben, und gab ihm gleich den Rath, seine Vorstellung, die mehr im Tone der Beschwerde als der Bitte geschrieben war, demüthiger einzurichten. Doch dazu war Besser nicht zu bewegen, er glaubte schon etwas wagen zu dürfen, und ließ die Schrift unverändert. Sein Selbstvertrauen hatte, wie der Erfolg bewies, übel gerechnet. Der König wurde schon durch die ersten Zeilen in solchen Zorn versetzt, daß er die ganze Schrift, ohne sie weiter zu lesen, mit höchstem Unwillen in's Kaminfeuer warf. Vergebens traten Danckelman, der Hofmarschall von Prinzen, Ilgen, der im vollen Vertrauen des Königs an der Spitze der auswärtigen Staatsgeschäfte geblieben war, und selbst Grumbkow, dem an Gunst und Einfluß kein Andrer gleichkam, wiederholt als Fürsprecher auf, der König wollte nichts mehr von

Besser hören, und die ungnädige Entlassung blieb unwiderruflich.

Hart getroffen, doch ungebeugt, fügte sich Besser in sein neues Loos. Er schaffte sogleich Pferde und Wagen ab, schränkte sein Hauswesen ein, und ließ Tochter und Schwiegersohn, der gleichfalls Besoldung und Anwartschaft eingebüßt hatte, sich auf dessen Güter nach Preußen zurückziehen. Für ihn selbst bot die Welt noch vielerlei günstige Aussichten, viele angesehene Freunde blieben ihm nach seinem Unfalle mit Rath und That zur Seite, unter andern der Geheime Staatsrath von Kamecke, der Domprobst von Bredow und ein Herr von Schweinichen; auch fand er die Meinung, die er von der Schätzbarkeit seiner Kenntnisse und Erfahrungen, von seinem Talent und sonstigen Werth hegte, sehr bald durch vortheilhafte Anträge, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, ehrenvoll bestätigt. Der russische Gesandte von Galloffkin suchte ihn mit großen Zusicherungen für den Dienst seines Hofes zu gewinnen, der auch seine Büchersammlung, welche besonders über das Ceremonielwesen sehr reich war und einzige Stücke besaß, für Sankt-Petersburg anzukaufen wünschte. Der Freiherr von Görtz und der Geheimrath von Bassewitz machten ihm Eröffnungen wegen schwedischer oder holsteinischer Dienste, der Graf von Dehn wollte ihn zum Vorsteher der Ritterakademie zu Wolfenbüttel berufen lassen. Allein Besser, nun schon im sechzigsten Lebensjahre, scheute die weite Reise nach Rußland, und den übrigen Anträgen hätte er lieber einen Ruf nach Wien vorgezogen, welchen zu erlangen nicht unmöglich schien. Indem er seine Wahl nicht übereilen wollte, versäumte er sie ganz, es vergingen einige Jahre unter Zweifeln und Erwartungen, die Anerbietungen zerschlugen sich, und die Sache mit Wien kam nicht zu Stande. Zur Förderung der letzteren hatte er auch seine Dichtkunst wieder angestrengt, und ein Heldenlob des Prinzen Eugen von Savoyen, insonderheit seines im Jahre 1716 begonnenen Türkenfeldzugs, in Alexandrinern unternommen, aber auch sogleich, nachdem kein Zweck mehr dabei war, wieder liegen lassen. Da er immer noch einen gewissen Aufwand machte, und die Summen, welche sein

Schwiegersohn und andre Freunde, unter diesen besonders der Staatsminister von Kraut, ihm freigebig vorstreckten, nicht ausreichten, so gerieth er in drückende Schulden, und sah sich bald von allen Seiten im mißlichsten Gedränge. Die Rückerinnerung an seine frühere glänzende Lage machte ihm seine jetzige kummervolle nur um so peinlicher; Berlin, der Schauplatz seiner vorigen Herrlichkeit, aus einer prunkvollen Hofstadt jetzt in einen strengen Kriegs- und Waffenort verwandelt, war ihm verhaßt, er sehnte sich, diesen Aufenthalt mit einem andern zu vertauschen. Zum Glück erschien unverhofft nochmals eine Gelegenheit, und diese hielt er fest. Der sächsische Feldmarschall Graf von Flemming war als erster Minister des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen inmitten eines vielbewegten Hofes auf einem Platze, der sich nur unter fortgesetzter, regsamer Thätigkeit behaupten ließ; er bedurfte hiezu der Werkzeuge und Talente aller Art, und war gern bereit, Leute von Fähigkeiten und Ruf in seine Nähe zu bringen. Ihm selbst war Besser's Geschicklichkeit hinlänglich bekannt, der sächsische Gesandte in Berlin, Graf von Manteuffel, machte nicht vergebens aufmerksam, welchen Nutzen der Hof von Dresden bei den Feierlichkeiten, die wegen der Vermählung des Königlichen Prinzen bevorstanden, und bei jeder künftigen Gelegenheit, von der Wissenschaft eines Mannes ziehen könnte, der in Ceremonielsachen nicht seines Gleichen habe. Der König August nahm auf den Antrag dieser Beiden sogleich Besser in Dienst, und machte ihn zum Geheimen Kriegsrath, Ceremonienmeister und Einführer der Gesandten, mit einer Besoldung von 1500 Thalern. Flemming schoß ihm zur Bezahlung der dringendsten Schulden 4000 Thaler auf seine Büchersammlung vor, um vor allem diesen Schatz, auf dessen Fortbringung man in Berlin eifersüchtig sein konnte, durch ein bestimmtes Anrecht für den sächsischen Hof zu sichern, und Manteuffel brachte darauf in seinem eignen Wagen Besser'n selbst im Oktober 1717 nach Dresden, wo derselbe sogleich in das neue Verhältniß eintrat.

Obwohl im Genusse hinlänglicher Vortheile und großer Auszeichnung, fand Besser dennoch in seiner Lage keinen Er=

satz für so vieles Verlorene. Der Hof war glänzend und angenehm, aber für den Neuangekommenen eine großentheils fremde Welt; sich in diese zu fügen, sich in ihr geltend zu machen, war dem Alten schwerer und dabei nöthiger, als einst dem Jüngling, der in seinem frischkräftigen Dasein jeden Anspruch im voraus erfüllte. Sein häusliches Leben war gestört durch ein Frauenzimmer, welches mit der Besorgung der Wirthschaft allmählich höhere Rechte verbunden hatte, und kein gutes Vernehmen Besser's mit seinen Verwandten bestehen ließ. Seine Dichtkunst, durch keinen mächtigen Antrieb des Herzens noch des Ehrgeizes aufgeregt, gab ihm, statt heiteren Spieles, nur beschwerliche und selten ergiebige Arbeit, unter Qual und Zweifeln ihm selbst eine Last. Drückender fühlbar mußte diese werden, als ein jüngerer Dichter voll Kraft und Leichtigkeit des Talents im Jahre 1719 nach Dresden kam, und sich mit Eifer dem Fache der Hofdichtkunst widmete. Dieser war Johann Ulrich König, ein junger Mann von schönen Gaben, der aber glücklicherweise von Verehrung und Ergebenheit für den alten Meister durchdrungen war, und weit entfernt, sein Nebenbuhler sein zu wollen, nur sein Schüler zu sein begehrte. König's zuvorkommende Beflissenheit, voll aufmerksamer Rücksichten, bewährte sich Besser'n auf das schönste durch nachfolgende That. In dem Heldenlobe auf den König August, das der junge Dichter unternommen, und, so weit es fertig war, dem Meister vorgelesen hatte, fanden sich zwei Verse, welche dieser geändert wünschte, sie sagten von dem Könige:

„Zug, Ordnung, Anstalt, Lust geschieht allein durch dich,
Und alles, was geschieht, ist unverbesserlich."

Nun hatte Besser kurz vorher den Entwurf zur feierlichen Einholung der ankommenden Prinzessin aufsetzen müssen, aber sein Plan war nicht beliebt worden, und der König, dem an Einsicht und Geschmack in solchen Dingen niemand gleich kam, hatte nach eignen Vorstellungen alles selbst angeordnet; auf diesen Umstand, glaubte jener, würden die Uebelwollenden das Wort „unverbesserlich" nur allzuleicht

deuten, und diese Möglichkeit einer für ihn so kränkenden Anspielung sollte mit jenem Worte getilgt werden. König hatte nichts Arges gedacht, und hielt Besser's Besorgniß für übertrieben, aber die Aenderung geschah auf der Stelle, und für jene zwei Verse standen sogleich folgende da:

„Du ordnest alles selbst, giebst alles selber an,
Und so, daß auch die Kunst daran nichts meistern kann.“

Zwar wollte die Gräfin Aurora von Königsmark, eine Dame von feiner Bildung und richtigem Sinn, welche sich das Gedicht vor dem Druck vorlesen ließ, die letzteren Verse durchaus nicht so gut finden, wie die ersteren, und tadelte die unzeitige Gefälligkeit des Dichters, der einer fremden Grille solches Opfer brachte; allein dieser zog die Freundschaft Besser's jeder andern Betrachtung vor, und behielt die letzteren Verse bei. Diesen Edelmuth rechnete Besser, der, im ähnlichen Falle, nach seinem Geständniß, nur mit großer Ueberwindung solches Entschlusses fähig geworden wäre, seinem jungen Freunde ungemein hoch an, und schenkte ihm nunmehr ohne Rückhalt seine Zuneigung und sein Vertrauen. Hieraus läßt sich abnehmen, wie sehr, wenn schon die Anspielung ihm so empfindlich war, die Sache selbst ihn müsse geschmerzt haben; zwar blieb es noch ehrenvoll, nur dem Könige zurückzutreten, doch war es immer zurücktreten.

Die Freundschaft mit dem Dichter König befestigte sich nach dessen Eintritt in die Hofdienste des Königs August nur noch mehr. Jener bewies gegen Besser eine Unterwürfigkeit und Geduld, welche jede Eifersucht und jeden Zorn des reizbaren, eitlen und aufbrausenden Alten entwaffnen mußten. Durch diese Nachgiebigkeit und Anbequemung wurde König ihm stets unentbehrlicher, und zuletzt durfte kein Tag vergehn, ohne daß Beide zusammengewesen wären. Wegen König's lebhafter Beeiferung nannte Besser denselben im Scherz nur immer seinen hitzigen Freund, ohne dessen Rath oder Theilnahme kein häusliches noch litterarisches Geschäft mehr vorging. Besonders war ihm derselbe als kritischer Gehülfe von großem Nutzen. König giebt hievon mit fol=

genden Worten ergötzlichen Bericht: „Wie es ihm aber schon in der Jugend nicht leicht ward, etwas aufzusetzen, und er sehr viel Zeit, Arbeit und Nachdenken dazu verwenden mußte, so schien ihm in seinem Alter die Poesie ganz und gar nicht gewogen zu sein. Weil er nun wohl verspürte, daß es ihm allzusauer ward, weiter etwas Neues zu verfertigen, so gab er sich, auf mein Zureden, in den letzten Jahren die Mühe, seine besten Stücke wieder vorzunehmen, mit mir durchzugehen, und soviel möglich auszubessern. Ich mußte manchmal zu vier bis fünf Stunden auf solche Weise mit ihm zubringen, und die äußerste Behutsamkeit anwenden, wann ich ihm etwas ausstellen wollte, weil er, ungeacht er mich darum ersuchte, dannoch sehr mißtrauisch und empfindlich in solchen Dingen war. Wann er sodann lang Obstatt gehalten, aber doch endlich eine Stelle geändert hatte, welches er öfters auf zehen bis zwanzig und mehrmalige Weise that, so las er mir dieselben sämmtlich nach einander her, und forschte, welche mir am besten gefiel. Sobald ich mich nun für eine vor den andern erklärte, merkte er sich solche sowohl, als meine dabei angeführte Gründe. Alsdann las er mir, nach etlichen Tagen, solche wieder vor, und wann ich meiner Sache nicht gewiß gewesen wäre, und nur ein einzigmal dieselbe Veränderung nicht wieder getroffen hätte, so würde er auf einmal alles Vertrauen zu mir in diesem Stücke verloren und sich überredet haben, daß ihm weniger aus einer redlichen Absicht zu Verbesserung seiner Schriften, als vielmehr bloß aus einer eitlen Tadelsucht, dergleichen Ausstellungen von mir wären gemacht worden. Er gestand mir daher öfters freiwillig, daß, ungeacht es sein Wille und er mir dafür verbunden wäre, wann ich hierunter aufrichtig mit ihm umginge und ihm nichts verschwiege, so würde er sich doch unmöglich überwinden können, wie gegründet auch meine Einwürfe sein möchten, dergleichen zu ertragen, falls ich sie nicht mit einer so bescheidenen Art und mit so weniger Eigenliebe hervorzubringen wüßte.“ Er lobte dafür hinwieder mit aufrichtigem Wohlgefallen König's Verse, gab ihm guten Rath in dichterischen Sachen, und suchte ihn auf alle Weise zu fördern. Aber der Gipfel seiner Dankbarkeit und Zuneigung war, daß

er anfing, den wißbegierigen Jünger, der schon dadurch sein Glück an jedem Hofe zu gründen glaubte, mit den kostbarsten Schätzen seiner Ceremonielwissenschaft bekannt zu machen, in welcher Besser's Kenntnisse und theils gedruckte, theils handschriftliche Sammlungen so berühmt waren, daß die größten Gelehrten ihn öffentlich angingen, diese ihm eigengehörige Wissenschaft in einem besonderen Werk auszuarbeiten, und daß der russische Hof deßhalb wiederholt ihn und seine Bücher nach Sankt-Petersburg zu ziehen suchte. So vergingen Jahre eines für Besser bei aller Unbefriedigung doch nicht unglücklichen Alters, bis ein unerwarteter Stoß ihn auf's neue hart erschütterte. Sein Schwiegersohn von Drost hatte ihm noch während der Bedrängniß in Berlin nach und nach über 3000 Thaler vorgestreckt, und ihn dieser Schuld wegen nicht sonderlich gemahnt, endlich aber doch, weil ihm eines seiner Güter abgebrannt war, zu dessen Wiederaufbau er dieser Summe bedurfte, die Zahlung ernstlich angefordert. Besser hatte kein andres Mittel, als seine Büchersammlung zu verkaufen, und mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu. Nach mancherlei Planen und Schritten, dies auf die vortheilhafteste Weise in Sachsen, in Holland, oder wo es sein möchte, zu bewirken, kam endlich durch König's thätige Vermittelung im Sommer des Jahres 1727 der Handel mit dem sächsischen Hofe nach Wunsch zu Stande, Besser empfing für seine sämmtlichen Bücher und Handschriften, im Ganzen über 18,000 Bände betragend, eine Summe von 10,000 Thalern zugesichert, wobei ihm seine Sammlungen zum Gebrauch auf Lebenszeit im Hause gelassen, dagegen aber die Verpflichtung auferlegt wurde, jemanden zum Dienste des Hofs in seiner Wissenschaft und in rechter Benutzung seiner Schriften zu unterweisen, damit auch der Geist dieser Dinge in treuer Ueberlieferung bewahrt bliebe. Mit Freuden erbat er sich, daß König zu diesem Zweck ihm beigegeben würde, und versprach diesem unter zärtlicher Umarmung in Mittheilung seines Wissens als ein leiblicher Vater gegen ihn sich zu erzeigen. König hatte inzwischen auch dafür gesorgt, daß die ersten 4000 Thaler der bedungenen Kaufsumme wirklich zur gehörigen Zeit ausbezahlt, und die Schuld, welche

Besser'n keine ruhige Stunde mehr gelassen, nach Königsberg richtig abgetragen wurde.

Durch König's Bemühungen stellte sich auch das Vernehmen Besser's mit Schwiegersohn und Tochter in freundlichem Briefwechsel wieder her; und da inzwischen das Frauenzimmer, deren Gegenwart in Besser's Hause bisher vieles gestört hatte, verstorben war, so wollte die Tochter, voll Sehnsucht, den alten Vater noch einmal wiederzusehn, mit den Ihrigen zum Besuch nach Sachsen kommen. Dies jedoch war für Besser in vieler Hinsicht unbequem, er war nicht eingerichtet, wie vormals in Berlin, zahlreichen Besuch bei sich aufzunehmen, er scheute die mancherlei Störungen und Beschwerden. Da er jedoch gleichfalls lebhaft wünschte, mit den Seinigen nach fünfzehnjähriger Trennung wieder zusammenzukommen, so entschloß er sich, ungeachtet seines Alters, lieber selbst zur Reise, und erlangte leicht, daß König ihn auf derselben begleitete. Das Frühjahr 1728 verstrich wegen mancherlei Hindernissen unbenutzt, erst gegen Ende des August ging die Reise vor sich; in einem leichten Wagen mit Postpferden eilten sie, da Besser auf der Fahrt von hundert Meilen, eine Nacht in Danzig ausgenommen, nirgends ruhen wollte, unaufhaltsam fort, und kamen nach sieben Tagen, im Anfange des Septembers, glücklich in Königsberg an, wo die freudigste Bewillkommung sie empfing. Frau von Drost lebte in glücklichen Verhältnissen, ihr Mann stand als Tribunalsrath in gutem Ansehn; sie besaßen hinlängliches Vermögen; von ihren sechszehn Kindern waren sechs noch am Leben, gesund und wohlbegabt; die feine Bildung, welche den ganzen Kreis beseelte, erinnerte an die ausgezeichnete Erziehung, deren die Mutter im väterlichen Hause zu Berlin theilhaft geworden. Besser fand sich in dieser Umgebung ganz beglückt; auf dem Gute Kabkeim, welches Drost in der Nähe von Königsberg besaß, wurden die schönsten ländlichen Tage verlebt; alles wetteiferte in Aufmerksamkeit und Huldigung. Der reizbare und eitle Dichter hatte jedoch Mühe sich inmitten so vieler Angeregtheit zu fassen. Sein gerührtes Herz wandte sich voll Dank und Anerkennung zu König, den er als seinen besten Freund vorstellte, und bei

jeder Gelegenheit eifrigst rühmte. Noch lebhaftere Empfindung bezeigte er seiner ältesten Enkelin, einem bildschönen Fräulein von neunzehn Jahren, deren Verstand, Anmuth und vielfaches Talent ihn ganz bezauberten. König hatte nicht ermangelt, der Frau von Drost einen Abdruck der von ihm neu herausgegebenen Gedichte von Canitz mit einigen Versen darzubringen, welche das Lob der Tochter mit dem des Vaters artig verbanden. Hiedurch fand Besser sich ungemein geschmeichelt, erhob die Freundschaft, welche König ihm hierin bezeigt, über die Maßen, und fügte die Bitte hinzu, doch seiner Enkelin zu Ehren gleichfalls einiges zu dichten; ein Gedicht König's sah er gleichsam noch als sein eignes an, und so lange der Jünger nicht allzu selbstständig erschien, und nur immer den Meister noch mehr verherrlichte, war alles vortrefflich. Doch wir wollen den Verfolg dieser Sache und den seltsamen Ausgang, welchen sie nahm, lieber durch König selbst erzählen lassen, der als unmittelbarer Theilnehmer und glücklicher Darsteller hier in doppeltem Werthe steht. „Da es nun", fährt er fort, „weder eine große Kunst brauchte, noch eine schwere Sache war, auf eine Person von so viel edlen Eigenschaften etwas Taugliches hinzuschreiben, Besser auch nicht nachließ, einige Tage nach einander mir auf das inständigste deßhalb anzuliegen, so fand er mich eines Morgens frühe in meinem Bette mit Ausarbeitung des begehrten Gedichts beschäftiget, welches, seinem Verlangen gemäß, eine Abbildung gedachter Fräulein sein sollte. Niemals habe ich ihn auf eine angenehmere Weise überrascht gesehen, als da ich ihn versicherte, daß ich in Zeit von einer halben Viertelstunde damit zu Stande sein, und die Ehre haben würde, ihm solches bei dem Kaminfeuer vorzulegen, an welchem er, um mich zu erwarten, sich inzwischen niedersetzte. Als er endlich das ganze Gedicht von Anfang bis zu Ende mit größter Aufmerksamkeit angehört hatte, sprang er mit einer freudigen Bestürzung auf, umhalste und küßte mich herzlich, und betheuerte mir unter dem vertrautesten Händedrücken, daß ich ihn weder auf eine empfindlichere Weise verbinden, noch ihm ein angenehmeres Merkmal meiner redlichen Zuneigung als dieses hätte geben können. Er lief

unverzüglich in der Fräulein Zimmer, ihr zu verkündigen, was ich ihr für einen Gefallen erwiesen, und was ich ihr zum Ruhme verfertigt hätte. Des Mittags bat er mich über der Tafel, daß ich selbst der Fräulein die Verse laut vorlesen möchte; und ich muß gestehen, ein ihr bei Anhörung derselben in's Gesicht gestiegenes Schamroth war ein sichtbarer Beweis, daß sie der darin enthaltenen Lobsprüche weit würdiger, als ich desjenigen Danks gewesen, welchen sie mir, wegen dieser kleinen Bemühung, vorzusagen beliebte. Der Herr von Besser selbst ermüdete nicht, ihr ernstlich einzuschärfen, mit was besondrer Gegenfreundschaft sie mir hiervor begegnen sollte, weil dieses eine Sache wäre, davon sie nicht nur jetzo, sondern auch noch künftig Ehre zu gewarten hätte, wann ich solches dereinst einer Sammlung meiner eigenen Gedichte mit einverleiben würde; warum er mich auch zugleich ersuchte, mit der Versicherung, daß es eines der besten Stücke wäre, so er jemals von mir gelesen. Er gestand öffentlich, daß er dergleichen Fertigkeit von der Natur nicht empfangen, und schon in seinen besten Jahren wenigstens so viel Monate zu Abfassung eines solchen Gedichts würde vonnöthen gehabt haben, als ich Stunden zu dessen Verfertigung aufgewendet hätte. Er las es mehr als einmal durch, und wies den Seinigen jeden Einfall insbesondere, wie auch den Schwung und den Ausdruck der Gedanken, nebst der ganzen Erfindung überhaupt; worüber er mehr Lobeserhebungen verschwendete, als ich, ohne beschämt zu sein, damals anhören konnte, geschweige, daß ich unbescheiden genug sein sollte, dergleichen allhier nachzuerzählen. Er wiederholte von neuem, was er ihnen gleich anfangs bei unsrer Hinkunft vielfältig bekräftiget hatte, daß sie nämlich ihre Liebe gegen ihn nicht nachdrücklicher würden zu Tage legen können, als wenn sie sich allerseits um die Wette bestreben wollten, seinen liebsten und aufrichtigen Freund, wie er mich nannte, durch alle möglichste Gefälligkeit und Gunstbezeigung dahin zu verpflichten, daß ich eine so weite, und bloß allein ihm zu Gefallen übernommene beschwerliche Reise mich nicht möchte gereuen lassen. Sonderheitlich, sagte er, hätte seine Leonore Ursache, mir ihre Erkenntlichkeit zu zeigen, weil er aus meinem

Gedichte so viel vortheilhafte Theile und Stücke auf einmal an ihr bemerken lernen, die er vielleicht in so kurzer Zeit, als er bei ihnen bleiben könnte, schwerlich alle zusammen würde beobachtet haben. Aber, wer hätte sollen denken, daß eben diese Verse zu einem ganz widrigen Ausschlag Anlaß geben würden? Er fand, nach öfterem Ueberlesen derselben, soviel Vergnügen in dem Umgange dieser tugendsamen Enkelin, und seine Neigung gegen dieselbe und zugleich auch gegen seine sämmtliche Angehörige vermehrte sich dergestalt, daß er, als wir wieder in die Stadt kamen, nicht nur niemanden mehr besuchen, sondern auch nicht, ohne äußersten Widerwillen, von jemand mehr Besuch annehmen wollte, und es auch mir verargte, wenn ich dergleichen gab oder annahm. Je mehr nun die Liebe gegen die Seinigen sich erhitzte, je kälter ward nach und nach seine Freundschaft gegen mich, bis es endlich so weit kam, daß ich meine Empfindlichkeit über sein seltsames Verfahren nicht mehr verbergen konnte, nachdem ich mich noch diese Stunde keines andern Verbrechens schuldig weiß, als daß er sich einbildete, man habe keinen genugsamen Unterschied zwischen ihm und mir gemacht; weßwegen er auch nunmehr die allergleichgültigste Höflichkeit, so mir erwiesen ward, für eine Geringschätzung seiner Vorzüge und für eine Sache ansah, die ihm entwandt worden. Dannoch that ich mir Gewalt an, meinen Verdruß auf Zureden seines Herrn Schwiegersohns zu verbeißen.“ Aber jenes Verbrechen, in ungeliehenem Werthe selbstständig zu erscheinen, wird von denen, welche darin eines sehn, für das größte, für das unverzeihlichste gehalten, und Besser glich hier einem Liebhaber, dessen Eifer und Zärtlichkeit nur sich selbst in dem geliebten Gegenstande sucht, denselben aber, bei dem geringsten Zweifel, sich selbst in ihm zu finden, mit Haß und Abscheu verwirft und befeindet. Auch gegen seine Verwandten mochte sich Besser über jede Kleinigkeit heftigst ereifern, die größten Auftritte verursachen, und keine Beflissenheit konnte seinen übellaunigen Eigensinn zufrieden stellen. Unter diesen Verstimmungen kam der Tag der nah angesetzten Rückreise; die Rührung des Abschiednehmens und die nothgedrungene Gemeinschaft im Wagen bewirkten nur unvollkommene Her=

stellung der früheren Vertraulichkeit. Auf dem Rückwege besuchten die beiden Reisenden in Soldin den damals achtundachtzigjährigen Geheimen Kammerrath von Weiß, Canitz'ens gewesenen Hofmeister, der sein hohes Alter in edler und geistvoller Fassung dahinlebte. Die Reise ging sodann mit geringem Aufenthalt über Danzig und Frankfurt an der Oder nach Dresden zurück, wo sie am 14. September wohlbehalten wieder eintrafen.

Die große Aufregung, welche Besser durch dieses angestrengte Reiseunternehmen sowohl an Körper als an der Seele erfahren, zeigte sich für beide nicht vortheilhaft. Er war die sechs bis sieben letzten Jahre kaum noch aus seinem Zimmer gekommen, hatte ruhig und geordnet und sehr mäßig im Essen und Trinken gelebt, nur wenige Freunde gesehn, und jede unangenehme Berührung mit der Welt gemieden. Die Reise hatte diesen Lebensgang plötzlich gewaltsam unterbrochen, durch Beschwerden und Leidenschaften, durch ungewohnte Ueppigkeit der Tafel sowohl mittags als abends, endlich durch Zwiespalt mit seinem besten Freunde. Die alte Ordnung wollte sich auch in Dresden nicht wieder herstellen; er fand sich unbehaglich, ihm schmeckte das Essen nicht, selbst der Kaffee nicht mehr wie sonst; das Verhältniß zu König blieb unerfreulich gedrückt. Zwar hatte die Krankheit, von welcher dieser bald nach der Rückkunft befallen wurde, zur Folge, daß Besser die nöthigen Schritte zur Versöhnung that, allein die Sache hatte keinen Bestand; er hegte gegen jenen immer noch heimlichen Groll, der absichtlich von manchen Seiten genährt wurde, indem man sein Mißtrauen durch allerlei Zuflüsterungen weckte, oder ihm Schriften zubrachte, in welchen er nicht, wohl aber König mit Lob erwähnt war. Dies alles reizte ihn dergestalt auf, daß er gegen den einzigen Freund, dessen Umgang und Fürsorge seinen Lebenstagen unentbehrlich geworden, noch zuletzt den allertreulosesten Anschlag versuchte, der aber mißlang, und nur dem Urheber selber nachtheilig wurde; König verschweigt was es eigentlich gewesen, sucht aber in der Altersschwäche noch die leidlichste Entschuldigung für ihn geltend zu machen. Wirklich hatte Besser sich überlebt, sein Gemüth und Geist

waren getrübt, sein Talent fast ganz erloschen. Nur kurze Zeit vor seinem Tode wachte seine Dichtkunst in aller sinnreichen Gewandtheit seiner besten Zeit nochmals in folgenden Versen auf, die wir als äußerst glückliche, und als die letzten, die er gedichtet, hier einrücken. König hatte ihn abends in eine Gesellschaft geführt, und ein Fräulein daselbst ihm folgende Gesundheit zugebracht:

„Hier hast du meine Hand, das Herze hast du schon,
Gieb mir das deinige, dies ist der Freundschaft Lohn."

Nach einigen Wochen, denn er bedurfte hinlänglicher Zeit, sandte Besser diese Antwort:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Du hast es, schöne Chloris, schon.
Dich kennen und dich nicht erlesen,
Ist noch in Keines Macht gewesen;
Wie sollte dann es nur allein
In meiner Macht gewesen sein?"

Doch als er hernach vermerkte, daß die Sache so ernstlich nicht gemeint gewesen, änderte er solches auf diese Art:

„Was forderst du mein Herz zum Lohn?
Ist es dein Ernst, hast du es schon.
Ist aber es ein bloßes Scherzen,
So richt' ich mich nach deinem Herzen."

Macht auch Zeit und Mühe dergleichen Ereignisse leicht allzu kostbar, so kann man doch diesem Beispiele alle beste Aehnlichkeit mit einem glücklichen Wurf aus dem Stegreife nicht absprechen.

Indessen nahm seine Schwäche zu, und ihm selbst entging dies nicht. Seine Liebe zu längerem Leben, die außerordentlich stark war, hielt sich an mancherlei Hoffnungen. Er war seit dreißig Jahren nicht krank gewesen, aber mehrmals todt gesagt worden, und gern überließ er sich der Volksmeinung, daß dies auf langes Leben deute. Ein Sachwalter Namens Job, der in Berlin wegen seiner Wahr-

sagereien angesehn zugleich und verrufen war, hatte ihm daselbst vor Jahren, auf sein Verlangen, seine künftigen Schicksale schriftlich aufgezeichnet, und da vieles davon schon eingetroffen war, so gewährte das ihm gleichfalls darin verkündigte Alter von 74 Jahren, so lange dasselbe noch entfernt war, eine beruhigende Aussicht. Als dasselbe jedoch näher rückte, wurde er mißmuthig, tadelte solchen Aberglauben, und warf die ganze Prophezeihung in's Feuer, ja er äußerte gegen König, er fühle wohl, daß sein Zustand sich verschlimmere, allein er hoffe bloß darum in diesem Jahre noch nicht zu sterben, weil er nicht glaube, daß Gott des elenden Job's Prophezeihung werde wahrmachen wollen. Mit Begierde wandte sich seine Zuversicht nun auf die vielen Beispiele, die er fleißig gesammelt hatte, von Menschen, die über achtzig Jahr alt geworden; der alte Weiß in Soldin war ihm in dieser Beziehung ein besonders werthes Vorbild. Ein damals vielgelesenes Buch, Les consolations de l'âme fidèle contre les frayeurs de la mort par Charles Drelincourt, hatte er nebst andern Erbauungsbüchern, wie auch die Bibel, beständig zur Hand; auch hielt er fest an der lutherischen Kirchenlehre, und entbehrte keiner Zuversicht, welche dieser Glauben gewähren kann; allein bei aller Betrachtung des Himmelreichs blieb er mit dem irdischen Jammerthal hienieden gar sehr befreundet. Vier Tage vor seinem Tode wurde er bettlägerig. In großer Schwäche brachte er die letzte Nacht unruhig und verwirrt hin, fand sich aber am Morgen ungewöhnlich gestärkt, und sagte zu dem Prediger, der an seinem Bette saß, mit heiterem Verstande: „Nun, Gottlob! ich habe überwunden, die Krankheit hat mich ganz verlassen, und ich werde dieses Jahr noch überleben!“ Doch eine Stunde darauf war er in sanftem Schlummer dahingeschieden, ohne Schmerz und Angst; er starb den 10. Februar 1728 im vierundsiebenzigsten Jahre seines Alters. König, den er noch zuletzt voll Reue und Verlangen zu sprechen gewünscht, traf ihn nicht mehr am Leben. Er trug Sorge für sein Begräbniß und für seinen Nachlaß, der, mit Ausnahme der Bücher und Schriften, welche schon dem sächsischen Hofe verkauft waren, ganz an die Familie von Drost fiel. Besser's

Geschwister, die von ihm reichliche Unterstützung erfahren hatten, unter ihnen drei Brüder in dänischem, französischem und schwedischem Kriegsdienste, waren ihm gestorben.

Wir schildern Besser's Person und Karakter am sichersten mit König's eignen Worten, der ihn so vertraut und vieljährig gekannt, und vor Andern fähig war, ihn in allen seinen Beziehungen würdigend aufzufassen. Er giebt von ihm folgendes Bild. „Besser war lang, hager und etwas ausgetrocknet, blaß von Gesicht; dabei aber noch so sicher auf den Beinen, und so knapp in deren Anzug, als der jüngste Mann. Er hatte noch den ganzen Mund voll reiner Zähne, und ein so gutes Gesicht, daß er sich zwar der Brillen schon seit vielen Jahren, aber mehr zur Erhaltung seiner Augen, als wegen eines darin verspürten Mangels, bediente. Das Alter hatte ihm zwar die Gesichtszüge sonderlich auf seiner hohen Stirne etwas tiefer gefaltet, und auf der einen Wange bezeichnete eine ziemliche Narbe denjenigen Biß, den er, bloß vor seinem Abzug aus Berlin, von einem gemeinen Kerl durch einen verdrießlichen Zufall bekommen hatte. Sonst aber war sein Gang noch so hurtig, und sein Leib noch so aufgeweckt, daß auch Ihro Königliche Majestät von Preußen, als Sie ein paar Jahre vor seinem Ende ihn hier in Dresden sprachen, sich darüber verwunderten, und ihn versicherten, daß Sie ihn ganz nicht verändert fänden. Wirklich kannte oder fühlte er fast keine Beschwerlichkeiten des Alters, und war von einer so dauerhaften Leibesbeschaffenheit, daß er auch in dem rauhesten Winter, in einem ungeheizten Zimmer, wo seine Bücher waren, mit einer leichten Mütze auf dem Kopfe viele Stunden saß. Von seinen Hofmanieren und seinem ehmaligen angenehmen Umgange hingegen hatte er ein vieles verloren, seit er aus der großen Welt geschieden und mit den Jahren eigensinniger geworden war. Er hatte eine desto schönere Jugend gehabt, und war vor diesem von so gutem Geschmack in seiner Kleidung und in allen dergleichen Dingen, sonderlich was Spitzen und Perücken betrifft, daß auch der Freiherr von Canitz und andre Großen des damaligen Berlinischen Hofes sich die ihrigen durch ihn verschreiben ließen. Dieses aber

verleitete ihn, daß er nachmals auch noch allhier in seinen Kleidern bei einem ziemlich altväterischen Aufzuge blieb, und sich selten ohne eine große helle, zur Hälfte hinten getheilte, und vorne bis über die Brust herabhängende, viereckigte Staatsperücke sehen ließ, über unsere itzige Weise aber sich zu kleiden sein Gespötte trieb, weil er, nach der Gewohnheit aller alten Leute, nur das von vorigen Zeiten für schön hielt. Ehrgeiz und Liebe waren in der Jugend seine beiden Schooßneigungen gewesen, und hatten ihn zu manchem edlen Unternehmen angespornt, bis er dadurch sein Glücke fand. Da sie ihn aber auch noch in seinem hohen Alter nicht eher als bis vor der Grube verließen, so verleiteten sie ihn zu mancher Schwachheit; dann er war eben so eifersüchtig wegen seines Ruhmes als wegen seiner Liebe, und selbst seine Jahre, die ihm doch am meisten hinderlich fielen, in beiden weiterzukommen, sollten, seiner Meinung nach, ihm zu einem Vorzug angerechnet werden. Er war nicht karg, sondern so mildthätig gegen Hausarme, als hart gegen muthwillige Straßenbettler. Er bezahlte willig und richtig, aber bei der allermindesten Kleinigkeit, die er wegschenkte, ward er so wenig müde, dessen Werth selbst herauszustreichen, als Danksagungen von denen anzuhören, die dergleichen nur annahmen, um ihn durch keinen Abschlag zu beleidigen. Er erzählte nicht nur, sondern fragte auch eine Sache sehr oft, und sprach ganze Stunden von sich allein; wer aber die mindeste Ungeduld dabei spüren ließ, hatte es auf einmal bei ihm verdorben. Wie er von Kindheit auf ungeduldig und hastig gewesen, so war er nun im Alter mürrisch, auffahrend und jähzornig. Zwar, wo sich ihm niemand widerspenstig entgegensetzte, oder wo ihn keiner in seiner Uebereilung steifte, da ging es öfters bald vorüber; außerdem aber war er heftig, rachgierig, und schwer zu versöhnen. In solcher Zeit vergaß er um das geringste Widrige nicht nur alles Gute, was er vorher selbst erkannt und gerühmt hatte, sondern trug auch kein Bedenken, hernachmals sich selber zu widersprechen. Dannoch ist nicht zu bezweifeln, wann das Unglück früher als erst in seinem Alter sein Lehrmeister geworden wäre, es würde ihn weit sanftmüthiger gezogen haben. So aber, da ihm seine stärkste

Bedrängniß in seinen späten Jahren, und allererst nach dem Tode seines ihm so gnädigen Königs aufstieß, machte es ihn nur störrischer, weil er der Welt, und nicht sich die Schuld gab, auch sich nun nach Andern so leicht nicht mehr, wie in der Jugend, zu bequemen wußte. Die Eigenliebe, so er vielleicht besser in seinen jüngern Jahren bemeistern können, hatte nun allzuviel Herrschaft über ihn gewonnen; daher war es eben so schwer, mit ihm umzugehn, als schwer hingegen er jemand in seine Freundschaft nahm." König merkt an, daß, außer ihm selbst, von allen Besuchen und Bekanntschaften, die er auf Besser's Verlangen demselben zugeführt und verschafft, in Dresden eigentlich nur noch drei Personen in einiger Vertraulichkeit mit ihm gestanden hätten, der sächsische Generallieutenant Eosander von Goethe, der schon am Hofe zu Berlin mit ihm befreundet gewesen, der preußische Gesandte von Viebahn, und sein kurländischer Landsmann von Bülow, nachher sächsischer Gesandter in Berlin.

Nach allem diesen, worin der Karakter eines alten Dichters vorzugsweise in seinen Schwächen sich darstellt, und allerdings anstatt herrschender Gesinnung fast nur dienendes Talent hervortritt, dürfen wir um so weniger den Umfang und Glanz seiner außerordentlichen Begabung außer Acht setzen. Es glühte gewiß ein ächter Dichterfunken in ihm, den er, wie seinen Muth, seine Tapferkeit und Gewandtheit, mit vielem Erfolg in der Welt gelten machte. Das Glück, dem er aber auch stets opferte, begünstigte ihn trefflich, auch noch zuletzt, in seinen liebsten Wünschen. Der strahlende Ruhm seines Dichternamens erwärmte und erhellte seine alten Tage, und neue Verherrlichung war ihm gesichert durch König's wiederholt geleistetes Versprechen, seine Gedichte herauszugeben und sein Leben zu beschreiben, wie er bereits preiswürdig für Canitz gethan. Zuerst im Jahre 1711 waren die Schriften Besser's gesammelt erschienen, wozu früher seine Einwilligung nie hatte erlangt werden können; eine neue Auflage trat im Jahre 1720 an's Licht; die vollständige, von König besorgte und trefflich ausgestattete Sammlung erschien zu Leipzig 1732 in zwei Bänden, welche die prosaischen und dichterischen Arbeiten zusammenfassen.

Vergleichen wir, was er geleistet und gelebt, mit dem Leben und Wirken, in welchem Canitz und Flemming uns erschienen sind, so werden wir eine merkwürdige Abstufung der Verhältnisse finden, in welchen dieselben Grundstoffe der Dichtkunst, der Weltlichkeit und des aus beiden hervorgehenden Geschickes, selbst in Hinsicht der Lebensdauer, sich in diesen dreien Individuen verschieden gemischt haben, und wenn in Flemming die frische Jugend des begeisterten Dichters, in Canitz das edle Maß des gebildeten Weltmannes vorzugsweise den Blick anziehen, so mag derselbe doch auch in Besser manche Begünstigung des Dichters und des Menschen gewahren, welche in der Vorstellung eines höchsten Lebensganzen kaum vermißt werden mag.

Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Der Frau Gräfin

Bertha Yorck von Wartenburg,

geboren von Brause,

widmet dieses Bild

in ehrerbietiger Huldigung und treuer Anhänglichkeit

Varnhagen von Ense.

Für die Biographie giebt es kein allgemeines Vorbild; sie ist ein Gewand, dessen Zuschnitt sich nach der wirklichen Gestalt richten muß, dessen Zusammensetzung und Fülle durch Stoff und Hülfsmittel bedingt werden. Hieran zu erinnern sind wir besonders gedrungen, da wir das Leben einer Königin zu schildern unternehmen, das in geistigem Anschauen leicht als ein herrliches Dasein zu erkennen, in seinen Einzelheiten aber nur dürftig überliefert ist. Durch allgemeinere Behandlung würde hier ein mehr künstlerisches Bild möglich werden, doch für die geschichtliche Treue schien ein besserer Gewinn, unsre Schilderung überall an thatsächlichen Angaben hinzuführen, so viele deren nur aufzufinden und heranzuziehen waren.

Die Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover wurde im Jahre 1668 am 20. Oktober auf dem Schlosse Iburg im Hochstift Osnabrück geboren. Ihr Vater Ernst August war als Prinz von Hannover im Jahre 1662, seiner Anwartschaft gemäß, zum Fürstbischof von Osnabrück eingesetzt worden, wie denn der westphälische Friedensvertrag die seltsame, in weltlichem und geistlichem Sinne übelerdachte Festsetzung enthielt, daß in diesem ansehnlichen Bisthum, dessen Besitz keine der streitenden Religionspartheien der andern ganz überlassen wollte, abwechselnd ein katholischer und ein protestantischer Fürstbischof auf einander folgen, der letztere aber stets ein Prinz aus dem hannöverschen Hause sein sollte. Ernst Augusts Gemahlin war Sophie, Prinzessin von der Pfalz, Tochter des unglücklichen Friedrich von Simmern, Kurfürsten von der Pfalz, der im Beginn des dreißigjährigen Krieges durch die Wahl der Stände von Böhmen die Krone

dieses Königreichs erlangt, aber sie durch die Schlacht auf dem Weißenberge bei Prag gegen die Macht des österreichischen Hauses schnell wieder verloren, und hierauf auch seine Stammländer und die Kurwürde eingebüßt hatte. Dieser Kurfürst Friedrich hatte zur Gemahlin die einzige Tochter des Königs von Schottland Jakob Stuart, Sohnes der durch ihre Schönheit und durch ihre Schicksale berühmten Maria Stuart. Die Gaben der Natur und des Geistes, welche dem Geschlechte der Stuart's eigneten, vererbten sich auf ihre Nachkommen; die Leidenschaften der Maria, der Hang zum Nachdenken in Jakob, bildeten sich auf verschiedene Weise aus; durch die Verbindung mit dem pfälzischen Hause verstärkten sich die mitgebrachten Erbtheile, und der weitere Uebergang aus dem pfälzischen in das hannöversche Haus, und von da in das brandenburgische, erhob und veredelte sie. In jeder neuen Zumischung deutschen Blutes gewann sichtbar jenes schottische an Kraft und Maß.

Schon König Jakob der Erste von Schottland war bekannt als ein Fürst, der die Wissenschaften schätzte, und ihrer Pflege fast mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmete, als seiner Stellung gemäß erschien. In der Stille zu denken und zu grübeln, war ihm Bedürfniß; er verfaßte sogar einige Schriften, in welchen freilich kein großer Geist sich offenbarte. Sein Ehrgeiz erhob sich nur zu Ansprüchen, aber zu keiner Handlung; lässig und schwach, versäumte er die wirksame Thätigkeit, ohne welche kein Herrschen bestehen kann.

Seine Tochter Elisabeth, Gemahlin des schon genannten Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, theilte die väterlichen Neigungen vollkommen, aber mit besserer Ausstattung an Seelenstärke und Entschlossenheit. Ihr Ehrgeiz war kraftvoller und eingreifender, als der des Vaters, und ihr Antrieb hauptsächlich bestimmte den Gemahl, die dargebotene Krone von Böhmen anzunehmen. „Wenn er sich nicht getraue eine Krone anzunehmen", sagte sie, „so hätte er auch nicht eine Königstochter freien sollen." Auch in dem Hange zu den Wissenschaften zeigte sie festeren Boden und Erfolg. Sie hatte unter des Vaters Augen und Leitung schon in früher Jugend Griechisch und Latein sorgfältig erlernt, dann

mit Leichtigkeit die neuern Sprachen, und bald mit Leidenschaft auch die schwersten Gegenstände des Wissens erfaßt. Ihre Gelehrsamkeit wurde berühmt, und hätte, wie man sagte, auch einen Mann gar wohl geziert, so umfassend und gründlich waren ihre Kenntnisse, und so bedeutend wußte sie solche darzuthun und zu gebrauchen. Nach dem unglücklichen Ausgange der böhmischen Unternehmung folgte sie ihrem Gemahl nach Holland, wo dieser eine Zuflucht und mannigfache Hülfe fand. So lange er lebte, schien er die Hoffnungen auf die Krone von Böhmen nicht aufzugeben; sein Tod aber, im Jahre 1628, gab seine Familie dem traurigsten Unglück preis. Die Söhne zerstreuten sich, je nachdem sich ihnen eine Aussicht bot. Seine Wittwe, welche noch immer Elisabeth von Böhmen hieß, lebte anfangs im Haag, dann zu Rhenen in der Provinz Utrecht. Sie widmete sich mit großem Fleiße der Erziehung ihrer Töchter. Zu diesem Zweck, und zur eignen Unterhaltung, zog sie Männer von Geist und Gelehrsamkeit in ihren Kreis. Für die Ausbildung des Geistes gab sie aber ein besseres Beispiel, als für die Beherrschung der Neigungen. Die Wiedereinsetzung ihres Sohnes als Kurfürst von der Pfalz befriedigte ihren Ehrgeiz nicht; sie hätte für sich persönlich Macht und Ruhm zu erlangen gewünscht. Sie nahm zuletzt ihren Aufenthalt in London, wo sie im Jahre 1662 starb. Von ihren dreizehn Kindern, fassen wir diejenigen, welche nicht früh starben oder nur unbedeutend blieben, der Reihe nach in raschen Ueberblick.

Ihr Sohn Karl Ludwig hatte nach dem Tode seines ältesten Bruders, der an der holländischen Küste ertrunken war, die Pfalz und die Kurwürde durch den westphälischen Frieden wiedererlangt, und erwarb den Ruhm eines klugen und einsichtsvollen Fürsten. Ein zweiter Sohn, Ruprecht, wurde Viceadmiral von England; er war ein tapfrer Kriegsheld, zog sich aber späterhin aus dem öffentlichen Leben zurück, und überließ sich seiner Neigung zu den Wissenschaften, besonders der Naturforschung. Aus seinen Versuchen ging das nach ihm genannte Prinzenmetall hervor. Ein dritter Sohn, Eduard, war in Frankreich katholisch geworden, und

hatte die Prinzessin von Gonzaga, Schwester der Königin von Polen, geheirathet. Ein jüngster Sohn, Philipp, starb im Kriege dreiundzwanzig Jahr alt.

Nach diesen vier Söhnen sind nun vier Töchter zu nennen. Zuerst die der Mutter gleichnamige Prinzessin Elisabeth, in welcher die geistige Natur der Mutter und deren gelehrte Leitung am entschiedensten hervordrang. Sie war im Jahre 1618 geboren, und hatte schon als Kind durch den Unterricht der Mutter sechs Sprachen erlernt. Als sie heranwuchs, wurde sie auch mit der Litteratur dieser Sprachen vertraut; allein Geschichte, Beredsamkeit und Dichtkunst genügten ihr nicht, sie fühlte sich zu den tieferen Wissenschaften hingezogen, und studirte mit Eifer Philosophie und Mathematik. Als aber einige Schriften von Descartes ihr in die Hände fielen, glaubte sie bis dahin noch nichts gelernt zu haben, und verfolgte mit Leidenschaft diese neueröffnete Bahn. Die Philosophie von Descartes erschien zu ihrer Zeit so gelegen, entsprach so sehr dem geistigen Bedürfnisse, daß sie, wie in späteren Zeiten die Kantische, allgemeinen Eingang fand, und auch die Frauen zur größten Theilnahme anregte. Die Königin Christina von Schweden wurde eine Schülerin von Descartes, die Frau von Grignan, Tochter der Frau von Sévigné, zeigt sich uns in der letzteren Briefen als seine entschiedenste Anhängerin. Die Prinzessin Elisabeth aber scheint als wissenschaftliche Denkerin diesen noch weit vorangegangen zu sein. Sie verschmähte den Glanz weltlicher Größe, und wollte nicht Königin von Polen werden, um nur ihrer Geistesbeschäftigung ungestört nachzuhängen. Sie hatte das heftigste Verlangen, nachdem sie die Schriften von Descartes durchstudirt, ihn nun auch persönlich kennen zu lernen. Er hatte bei einer früheren Anwesenheit in Holland schon den Vater der Prinzessin, den unglücklichen Friedrich von der Pfalz, kennen gelernt, als Elisabeth noch ein kleines Kind gewesen. Jetzt hatte er Holland zum dauernden Aufenthalt erwählt, wechselte aber oft seinen Wohnort und verheimlichte ihn sorgfältig, um in stiller Verborgenheit zu leben. Er war daher in der Nähe, aber dennoch schwer zu erreichen. Endlich gelang es der Botschaft der Prinzessin, zu ihm zu

dringen und seinen Besuch zu erbitten. Er staunte über ihre großen Geistesgaben, die eben so leicht auffaßten, als tief eingingen. Seine Unterredungen führten sie schnell auf die Höhe seines Wissens; seiner Geometrie und Metaphysik hatte sie sich bald durchaus bemeistert. Sie war über stolze Vornehmheit erhaben, Descartes keiner demüthigen Schmeichelei fähig, auf der gemeinsamen Höhe des Denkens verschwand jede äußere Ungleichheit, und so gestaltete sich zwischen beiden der edelste Umgang, die reinste Freundschaft. „Gott, die Natur, der Mensch, — sagt Thomas in seiner Lobschrift auf Descartes — das Unglück, dem er unterworfen ist, und die Hülfsmittel glücklich zu sein, die ihm noch übrig sind, seine Pflichten und seine Schwachheiten, der innere Zusammenhang aller seiner Beziehungen, dies sind die Gegenstände ihrer Gespräche und ihres Briefwechsels.“ Welchen Geist er in der Prinzessin verehrte, und wie ergeben er ihr sei, bezeugte Descartes öffentlich, indem er ihr sein Werk «die Prinzipien der Philosophie» widmete. Er sagt in der Zueignung, er habe niemals jemanden gefunden, der seine Schriften so allgemein und so wohl verstanden habe, wie die Prinzessin, die er überhaupt wegen ihrer Persönlichkeit, und ihrer Gemüths- und Sinnesart durchaus rühmt; und schon in den ersten Zeilen bemerkt er, es würde ihm schlecht anstehen, hier zu schmeicheln, wo er die Grundfesten aller Wahrheiten, die dem Menschengeist erreichbar sind, zu legen strebe. Im Jahre 1646 schrieb Descartes eigends für die Prinzessin Elisabeth seine Abhandlung von den Leidenschaften. Er blieb bis an sein Lebensende in vertrautem Briefwechsel mit ihr, und suchte sie in ihren Unglücksfällen zu trösten und zu stärken. Den traurigen Anlaß hiezu bot das fernere Lebensgeschick Elisabeths nur allzureichlich. Ein schreckliches Ereigniß zerrüttete ihr ferneres Leben. Ihre Mutter hatte als Wittwe in ihrem Gefolge einen französischen Edelmann de l'Epinay, den man im Besitz ihrer größten Gunst glaubte. Er war den Kindern allen verhaßt, und mit dem jüngsten Sohn Philipp in offner Feindschaft; dieser letztere fühlte sich gekränkt und beleidigt, sann auf Rache, und ging in seiner Wuth so weit, den Franzosen im Haag umzu-

bringen. Die Mutter war in Verzweiflung über diese That, und da ihre Tochter Elisabeth ihr der Mitwissenschaft, ja des Anreizes zu dem Morde schuldig schien, so sollte diese ihr nie wieder vor Augen kommen. Die unglückliche Prinzessin, welche vergebens um Gehör bat und ihre Unschuld betheuerte, irrte eine Zeitlang umher, suchte Schutz und Anhalt in Kassel, in Heidelberg, bis ihr endlich in Westphalen eine Zuflucht eröffnet wurde. Als Aebtissin von Herford lebte sie daselbst ihre noch übrigen Jahre in der Mitte geistreichen und gelehrten Umgangs, den sie bloß nach diesen Eigenschaften ohne Unterschied des Geschlechts und der Religion auswählte, und den ihre Auszeichnung mächtig anzog und fesselte. Der Name Descartes stand hier im größten Ansehn, und wurde stets mit Verehrung ausgesprochen. Sie überlebte ihren Freund noch über dreißig Jahr, und starb 1680.

Eine Schwester dieser durch ihre Verbindung mit Descartes berühmten Prinzessin Elisabeth hieß Luise Hollandine, und traf ein ganz verschiedenes Lebensloos. Sie hatte in dem Unglück ihres Hauses sich nach Frankreich gewendet, war dort gleich einem jüngeren Bruder katholisch geworden, und lebte im Schutz und in den Hoffnungen, welche Ludwigs des Vierzehnten Macht ihr verlieh. Sie wurde später Aebtissin von Maubuisson, und führte als solche ein sehr freies und reiches Leben. In ihr waren die Leidenschaften der Mutter am stärksten durchgebrochen, ihr geistlicher Stand hinderte sie nicht an weltlicher Ueppigkeit; man sagte ihr nach, sie habe vierzehn Kinder bekommen, und sich dessen mit trotziger Laune berühmt. In den schönen Künsten wohlunterrichtet, übte sie die Mahlerei mit besonderer Vorliebe, und beschenkte mit ihren Gemählden ihre eigne und die benachbarten Kirchen. Sie erreichte das hohe Alter von sechsundachtzig Jahren, und starb 1709 in Maubuisson. Man wird hier mit Vergnügen die Schilderung lesen, welche ihre Nichte, die Herzogin von Orleans, in ihren Briefen von dieser Tante giebt: „Man kann nicht glauben, wie angenehm und possierlich die Prinzeß von Maubuisson war, ich besuchte sie allezeit mit Freuden; die Zeit wurde mir keinen Augen-

blick lang bei ihr. Ich kam gleich mehr bei ihr in Gnaden, als alle die anderen Niecen, denn ich konnte mit ihr reden von allem, was sie in ihrem Leben gekannt hatte; das konnten die anderen nicht. Sie sprach oft deutsch mit mir, konnte es gar wohl. Sie hat mir ihre Komedie erzählt; ich sagte: wie sie sich an das alberne Klosterleben hätte gewöhnen können? Sie lachte, und antwortete: «Ich spreche nicht mit den Nonnen, als nur um meine Ordres auszutheilen.» Sie hatte eine taube Nonne in ihrer Kammer, um nicht zu sprechen. Sie sagte: sie hätte allezeit das Landleben geliebt; sie bilde sich ein, daß sie wie eine Landjungfer lebte. Ich sagte: aber nachts aufstehen und in die Kirche gehen? Sie antwortete im Lachen: ich wüßte nicht wie die Mahler wären; sie sähen gerne finstere Oerter, und den Schatten, so die Lichter machten, das gäbe ihr alle Tage neue Künste zur Mahlerei; alles konnte sie drehen, daß es nicht mehr albern schien."

Henriette Marie, die dritte dieser Schwestern, war an den Fürsten von Siebenbürgen Sigismund Ragoczy verheirathet, und starb in mittleren Jahren.

Die vierte endlich, Prinzessin Sophie, Mutter unserer Sophie Charlotte, kam den 13. Oktober 1630 zur Welt, zwei Jahre vor dem Tode ihres Vaters, unter den traurigsten Umständen, welche kein Wiederaufkommen des gestürzten Hauses erwarten ließen. In dieser Tochter jedoch hatten die starken und entgegengesetzten Richtungen, in denen dieses von der Natur reichbegabte Geschlecht bis dahin ringen mußte, ein glückliches Gleichgewicht gefunden, und so gemäßigt, bildeten sie den schönsten Verein. Von den heftigen Neigungen der Mutter und Schwestern hatte die Prinzessin Sophie nur eine gesunde und frische Lebhaftigkeit, klugen Sinn und Trieb für die Welt, von dem philosophischen Tiefsinn und gelehrten Forschungsgeiste nur einen reichen Antheil an höherem Verständniß und den frohen Genuß heitrer Geistesregungen. Der französische Schriftsteller Chevreau sagte späterhin von ihr und ihrer Schwester Elisabeth, daß in Frankreich kein schönerer Geist, als jene, und keine gründlicher gelehrte Person, als diese, aufzufinden sei. Die Sorgfalt der Mutter

trug in ihr die schönsten Früchte, ihre Erziehung konnte für durchaus gelungen gelten. Ihre glänzende und liebenswürdige Erscheinung soll auf den römischen König Ferdinand den Vierten, Bruder des nachherigen Kaisers Leopold des Ersten, einen tiefen Eindruck gemacht haben, und er sie zu heirathen willens gewesen sein, allein er starb in der Blüthe der Jugend, und Sophie wurde im Jahre 1658 dem Prinzen Ernst August von Hannover, protestantischem Fürstbischof von Osnabrück, vermählt. Er war der jüngste von vier Brüdern, einnehmend von Gestalt, freigebig, muthvoll, für seine Gattin von großer Aufmerksamkeit.

Diese damals von beiden Seiten keine großen Aussichten gewährende Verbindung des pfälzischen und hannöverschen Hauses erhielt in der Folge die größte Wichtigkeit, und Sophie war berufen, das letztere durch ihre Vermittelung zu höchster Würde und Macht aufsteigen zu sehen. Sie kam diesem Berufe durch die eigenthümliche Kraft und Klugheit, mit denen sie die dargebotenen Gelegenheiten aufnahm und behandelte, glücklich zu Hülfe, und kein geringer Theil heutiger Welterscheinung ist auf das Leben und Wirken der Prinzessin Sophie ruhmvoll zurückzuführen.

Sophie Charlotte war das vierte Kind aus dieser Ehe zwischen drei älteren und drei jüngeren Brüdern. Als einzige Tochter genoß sie der vorzüglichen Sorgfalt ihrer Mutter, sie empfing guten Unterricht im Lateinischen, sie sprach bald Französisch, Italiänisch und Englisch mit gleicher Leichtigkeit, wie ihre Muttersprache; die Erlernung und Uebung der Musik wurde nicht verabsäumt; zu den ernsteren Wissenschaften bezeigte sie großen Eifer, und liebte überall den Grund und Zusammenhang der Dinge zu erfahren, oder durch Nachdenken herauszubringen.

Sie zählte kaum fünf Jahr, als sie schon bei einem Hoffest in Osnabrück, das den anwesenden jungen Prinzen von Braunschweig und Lüneburg zu Ehren gegeben wurde, in einem von Frau von Meysenbug, der nachherigen Gräfin von Platen, veranstalteten Schäferspiel auftrat, und als kleine Schäferin folgende Verse hersagte:

„Vous qui me courtisez sur la verte fougère,
Peut-être ailleurs me ferez-vous la cour;
A présent je suis bergère,
Je puis être reine un jour.“

Leibnitz erinnerte sich im Jahre 1701, als Sophie Charlotte wirklich Königin wurde, dieser Prophezeihung aus dem Jahre 1673, und hat sie in einem Briefe aufbewahrt; sie wurde als ein Gegenstück zu der Prophezeihung des Dichters Simon Dach angesehen, der bei der Geburt des Kurprinzen diesem die Königswürde gleichfalls vorhergesagt.

Ihre Hofmeisterin Frau von Harling war durch Karakter und Bildung ausgezeichnet, und blieb lebenslänglich mit Mutter und Tochter durch Vertrauen und Zuneigung verbunden. Der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz hatte seiner Schwester Sophie und dieser Frau von Harling schon früh auch seine Tochter anvertraut. Er lebte mit seiner Gemahlin nicht in gutem Vernehmen, und gab daher diese Tochter, von ihrem vierten Jahre an, zu der klugen und muntern Tante, wo in jedem Betracht vortrefflich für sie gesorgt wurde; sie kehrte erst nach mehreren Jahren zurück. Bis in ihr neunzehntes Jahr war sie reformirten Glaubens; erst um ihrer Heirath willen nahm sie den katholischen an. Der große Kurfürst soll als Wittwer ihre Hand gewünscht haben, ihr es aber bedenklich gewesen sein, schon erwachsene Stiefsöhne zu bekommen. Sie wurde dann 1671 mit dem Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs des Vierzehnten, vermählt. Auch diese Fürstin hatte ihre eigenthümliche Auszeichnung, des pfälzisch-hannöverschen Hauses würdig, dem sie angehörte. Sie gab in der allgemeinen Verderbniß des französischen Hoflebens das Beispiel strenger Tugend und Ehrbarkeit, zeigte aber darum nicht weniger Verstand und muntern Sinn für die weltlichen Dinge. Sie war ihrem Gemahl mit pflichtmäßiger Treue, dem Könige, der sie ungemein achtete und werth hielt, mit bewundernder Zuneigung aufrichtig ergeben, fügte sich aber in die französischen Verhältnisse nur so viel als unumgänglich erfordert war; sie haßte die Frau von Maintenon, und hegte großen Widerwillen gegen die Sitten und Art des französischen

Hofes, dem sie, bei sonstiger Leutseligkeit und Güte, stets das Gewicht ihres schroffen deutschen Fürstenstolzes fühlbar machte. Sie behielt die unerschütterlichste Liebe zu ihren hannöverschen Verwandten, und ihre liebste Beschäftigung war, sich in ihr Kabinet einzuschließen und deutsche Briefe zu schreiben, in denen sie alle Vorgänge des Tages und ihre Meinungen darüber offenherzig mittheilte. Was von diesen Briefen bekannt gemacht worden ist, zeugt von rücksichtslosem Gradsinn und derber Natürlichkeit, die um so wirksamer auf einem Gebiet erscheinen, wo man diese Eigenschaften am schnellsten abzulegen pflegt. Von Iburg und Hannover behielt sie zeitlebens die wärmste Erinnerung, und freute sich noch in ihrem Alter an den Lutherischen Liedern, die sie von ihrer dort verlebten Kindheit her fest im Gedächtniß behalten hatte. Mit ihrer geliebten Tante und mütterlichen Pflegerin Sophie stand sie in regelmäßigem Briefwechsel, und klagte über jeden versäumten Posttag. Ihre Zuneigung hatte sich auch frühzeitig auf Sophie Charlotte übertragen, die sie zuletzt als ein schönes Kind gesehen hatte, das in jeder Art eine herrliche Entwickelung hoffen ließ.

Beziehungsreich und für Sophie Charlotte gewiß eindrucksvoll war eine Reise, welche sie mit ihrer Mutter im Sommer des Jahres 1679 nach Frankreich machte, während der Herzog Ernst August im Bade zu Ems verweilte. Die Verschiedenheit der Religion hatte die Familienbande nicht geschwächt, und die Herzogin Sophie war ihrer katholisch gewordenen Schwester Luise, der Aebtissin von Maubuisson, von Herzen zugethan. Mehr noch, als mit dieser, von der doch manche Ungleichheit der Ansicht und des Wandels sie trennte, stimmte sie mit ihrer Nichte und geliebten Pflegetochter, der Herzogin von Orleans, überein. Auch eine Tochter ihres in Frankreich katholisch gewordenen und früh verstorbenen Bruders Eduard lebte, dem Prinzen von Condé vermählt, am Hofe Ludwigs des Vierzehnten. Diese theuren Verwandten zu sehen, war für die Herzogin längst ein tiefer Wunsch, dessen Erfüllung nun um so leichter gewährt wurde, als hiebei zugleich manche Vortheile zu benutzen standen, welche sich am französischen Hofe durch solche nahe Ver-

knüpfungen darboten. Die hannöverschen Gäste trafen am 22. August im Kloster zu Maubuisson ein, wo sie von der Aebtissin mit lebhafter Freude aufgenommen wurden; sie empfingen sogleich den Besuch des Herzogs und der Herzogin von Orleans, und letztere blieb zwei Tage dort mit ihnen. Am 30. August machten sie dem Könige zu Fontainebleau ihre Aufwartung, jedoch ohne alles Ceremoniel, weil dasselbe streitig war, und auch so gab es nicht geringen Anstoß, daß die Herzogin Sophie den König nicht Sire, sondern nur Monsieur nannte, allein Ludwig der Vierzehnte wollte es diesmal mit der fremden Fürstin nicht so streng nehmen. Am folgenden Tage hatten sie, gleich andern deutschen Fürstlichkeiten, daselbst der Vermählung der Prinzessin Marie Louise von Orleans mit dem Könige von Spanien beizuwohnen, bei welcher Gelegenheit der französische Hof seine ganze Pracht entfaltete. Sie begaben sich indeß bald wieder nach Maubuisson, wohin auch die Herzogin von Orleans nochmals kam. Die Herzogin Sophie gewann, während ihres Aufenthalts in den französischen Kreisen, durch ihren lebhaften und praktischen Geist, dem etwas spöttische Schärfe sich glücklichst beimischte, sehr schnell Ansehen und Zuneigung. Nicht mindere Anerkennung fand Sophie Charlotte; der Bewunderung ihrer Schönheit gesellte sich das noch größere Erstaunen über die Reife ihres Verstandes und den Umfang ihrer Kenntnisse. Ludwig der Vierzehnte selbst war von der liebenswürdigen Erscheinung der elfjährigen deutschen Prinzessin eingenommen, und faßte den Gedanken, sie mit einem französischen Prinzen zu vermählen. Daß Friedrich der Große den Herzog von Burgund als diesen bezeichnet, ist gewiß ein Irrthum; aber auch der Dauphin, welchen Erman an die Stelle setzt, kann nicht der rechte sein, denn dieser war schon vermählt, und der genannte Autor büßt in diesem Mißgriffe nur die Verwirrung, die er selbst angerichtet, indem er Einmal die hannöverschen Prinzessinnen im Jahre 1683, und ein andermal im Jahre 1679 zu Versailles sein läßt. Vielleicht war die Absicht einer Verheirathung nur im Allgemeinen und noch gar nicht so bestimmt angedeutet, wenigstens kam es zu keiner förmlichen Eröffnung. Staatsgründe konnten den Blick nach

anderer Seite lenken, Schwierigkeiten in Betreff der Religion sich ankündigen. Es ist nicht ausgemacht, daß Mutter und Tochter in eine Religionsveränderung würden gewilligt haben, wiewohl für beide die verschiedenen Glaubensbekenntnisse keine schroffe Trennung setzten, und sie schon in ihrer eignen Familie gewöhnt waren, über diese Unterschiede hinwegzusehen. Einen Versuch von Seiten der Gemahlin des Connetable Colonna, bei einer früheren Anwesenheit in Rom, die Herzogin für die katholische Religion zu gewinnen, hatte die gescheidte Fürstin leicht abgleiten lassen. Der französische Gesandte Gourville, welcher mit Aufträgen Ludwigs des Vierzehnten im Jahre 1680 und nochmals im Jahre 1686 in Hannover war, glaubte auch das Verdienst erwerben zu können, die ganze Familie zu bekehren, und baute dabei auf Aeußerungen der Billigkeit und Duldung, die er gehört hatte, die aber noch lange nicht zu solcher eitlen Erwartung berechtigen konnten. Das Absehen der hannöverschen Gesinnungen, in welche auch Leibnitz thätig einging, war wohl auf Vereinigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, aber nicht auf einen Uebertritt gerichtet. Wir finden übrigens nur die Angabe von Pöllnitz, daß die Herzogin Sophie jenen Gedanken einer französischen Verbindung lebhaft ergriffen hätte, natürlich aber blieb die Betrachtung solcher damals hervorgetretenen Möglichkeiten ein wohlgefälliges Spiel für die Einbildungskraft, und daher hat auch von dieser Seite sich einige Ueberlieferung der Sache erhalten, die auf französischer Seite schon früher vergessen wurde.

Gegen Ende des Oktobers, also nach zweimonatlichem Aufenthalte, verließ die Herzogin Sophie Frankreich wieder, und traf mit ihrem Gemahl, der inzwischen von Ems fieberkrank nach Osnabrück heimgekehrt war, aber jetzt genesen ihr entgegenreiste, in Limburg wieder zusammen. Der Herzog hatte früher, gleich seinem Bruder Johann Friedrich dem Herzoge von Hannover, von Ludwig dem Vierzehnten ein Jahrgeld bezogen, welches jedoch seit dem letzten Kriege, weil der Herzog auf die Seite des Kaisers getreten war, hatte wegfallen müssen. Dieses Verhältniß wieder anzuknüpfen, mag mit ein Zweck der französischen Reise gewesen sein,

allein es scheint nicht, daß derselbe erfüllt worden sei. Der Herzog konnte jedoch diesen Verlust leicht verschmerzen, in Betracht der großen Vortheile, welche noch vor Schluß des Jahres in der Heimath ihm zufielen.

Das wichtige Ereigniß nämlich trat ein, daß Ernst August, für den früher keine Aussicht gewesen, jemals mehr zu werden als Fürstbischof von Osnabrück, durch den am 18. Dezember 1679 auf einer Reise nach Italien zu Augsburg erfolgten Tod seines älteren Bruders Johann Friedrich, den Thron von Hannover bestieg. Im Anfange des März 1680 zog er mit Gemahlin und Kindern und seinem ganzen Hofstaate dort ein. Von dieser Zeit an nahm sein Haus einen stets höheren Schwung, sein Hof erhielt ein reicheres und bedeutenderes Ansehen. Seine Gemahlin trug durch ihren kräftigen Lebenssinn und maßhaltenden Verstand hiezu wesentlich bei. Ernst August und Sophie hatten das Glück, daß mit dieser Erbfolge auch Leibnitz ihnen angehörig ward. Der große Gelehrte, Philosoph und Weltmann, war für Hannover von unschätzbarem Werthe; seine Dienste, sein Eifer und selbst sein Ruhm wirkten thätig zur Erhebung dieses Hauses mit, für alle Mitglieder desselben wurde seine treue Freundschaft wie sein edler Geist wohlthätig und fruchtbar, sein Dastehen inmitten dieses Fürstengeschlechtes gehört unter die schönsten Erscheinungen der Geschichte. Die Herzogin Sophie, fähig einen solchen Genius zu würdigen, wurde seine treuste Beschützerin und Freundin, sie besprach mit ihm die höchsten Geistesfragen, und vertraute seiner Klugheit die wichtigsten Familienanliegen. Auch Sophie Charlottens frühe Jugend entfaltete sich unter diesem wohlthuenden Einflusse, und schon in dem kindlichen Gemüthe keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weisen Lehrer und Freund ihrer Mutter, der in späteren Jahren ebenso der ihrige wurde.

Der Herzog Ernst August, ein thätiger und selbstwilliger Fürst, welcher an den Feldzügen gegen die Franzosen tapfern Antheil genommen, und seitdem auch den friedlichen Staatsgeschäften mit Eifer obgelegen, wollte sich von den gehabten Anstrengungen erholen, und machte gegen Ende des Jahres

1680 eine Reise nach Italien, wo er schon früher mit Wohlgefallen sich aufgehalten hatte, und auch jetzt seinem lebenslustigen Sinne die reichste Ausbeute versprach. Daß seine Gemahlin und Tochter ihn auf dieser Reise begleitet, wie Pöllnitz angiebt, ist durch Dr. Guhrauer's genaue Erforschung als ein Irrthum nachgewiesen. Der Herzog reiste ohne sie, doch übrigens mit großem Gefolge und vielem Gepräng. Venedig, wo er sich am meisten aufhielt, war damals der Ort des üppigsten Weltgenusses; doch fand der Herzog die Vergnügen daselbst nicht mehr so glänzend, wie in früherer Zeit. Im April 1681 kehrte er nach Hannover zurück. Ein gelehrter und wohlgesinnter Italiäner, der Abbate Hortensio Mauro, der um diese Zeit nach Hannover kam, und sich dem Dienste des Herzogs mit treuer Anhänglichkeit widmete, unterhielt am Hofe den Sinn und die Neigung für italiänische Sprache und Kunst, während er zugleich an allem was den geistreichen Kreis jener Geselligkeit belebte, heitern Theil nahm.

In der Zwischenzeit, welche die Herzogin Sophie mit ihrer Tochter ruhig zu Hannover hingebracht, ergab sich daselbst ein willkommener Anschein zu einer günstigen Verheirathung der Prinzessin Sophie Charlotte. Der Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern suchte eine Braut, und zwar in dem Hause Braunschweig. Der baierische Abgesandte kam nach Hannover, und wurde von der Schönheit der Prinzessin und den Zuvorkommenheiten ihrer Mutter dergestalt bezaubert, daß er der letztern sein Wort gab, den Kurfürsten zur Werbung um die Prinzessin zu bestimmen. Gleichwohl zerschlug sich dieses Vorhaben wieder, und der Kurfürst vermählte sich mit einer Tochter des Königs von Polen Johann Sobieski.

Der Herzog und die Herzogin empfingen im Sommer 1681 den Besuch der Schwester des Herzogs, der Königin von Dänemark, und begleiteten ihren Gast im Juli nach Pyrmont, woselbst auch der Kurfürst von Brandenburg Friedrich Wilhelm der Große, nebst der Kurfürstin, dem Kurprinzen Friedrich und seiner schon leidenden Gemahlin, so wie auch der Herzog und die Herzogin von Celle sich

einfanden. Die Ansprüche der Etikette hinderten eine Zeitlang das Zusammenkommen dieser an demselben Orte sich aufhaltenden und von freundschaftlichen Gesinnungen für einander beseelten Personen, bis endlich die Königin von Dänemark sie doch glücklich zusammenbrachte, und nun Gastmähler, Schauspiele und andere Festlichkeiten ohne Störung folgten. Der Kurprinz Friedrich sah hier Sophie Charlotten zum erstenmal, deren Schönheit und Geistesbildung ihm außerordentlich auffielen. Noch entschiedner war der große Kurfürst selbst von ihr eingenommen, und beschenkte sie beim Abschied mit einem Ringe von tausend Thalern.

Das gute Vernehmen zwischen dem brandenburgischen und braunschweigischen Hause wurde durch die politischen Umstände mehr und mehr befestigt. Frankreich fuhr auch im Frieden fort, gegen das deutsche Reich feindlich und gewaltsam zu verfahren, und die wohlgesinnten Fürsten schlossen sich enger an einander. Im nächsten Winter machten der Herzog und die Herzogin dem Kurfürstlichen Hof in Berlin ihren Besuch, und die Prinzessin Sophie Charlotte, jetzt vierzehnjährig, erregte auf's neue Bewunderung und Zuneigung. Die Verhältnisse des Hauses Hannover gewannen durch diese persönliche Anwesenheit entschiednen Vortheil, und besser, als den Gesandten und Ministern, gelang es schon damals dem guten Sinne und der Gewandtheit der Herzogin Sophie, die wünschenswerthe Eintracht zwischen beiden Höfen zu beleben und die zufälligen Störungen abzuwenden.

Da der Kurprinz Friedrich seine Gemahlin, geborne Prinzessin von Hessen-Kassel, durch einen schnellen Tod verloren hatte, und noch ohne Erben war, so schien seine Wiedervermählung dringend, und die Herzogin Sophie hatte sogleich ihr Augenmerk auf ihn gerichtet. Jetzt sehen wir öfter die Verbindungen auch in den höchsten Kreisen vorzugsweise durch Wohlgefallen und wechselseitige Neigung bestimmt, wenn auch Familienbezüge und Staatsgründe meistenstheils überwiegen. Damals aber kamen fast nur diese in Betracht, und besonders wurde dem weiblichen Sinn und Herzen zugemuthet, schweigend und willenlos einer fremden Wahl zu folgen. Diesem Schicksal entging auch Sophie Charlotte nicht, in all ihrer Geistes-

begabung, Schönheit und Glückeslage hiedurch irdischem Zwange unterthänig, der die gelungensten Menschenblüthen nicht selten am härtesten faßt. Der Kurprinz war erst sechsundzwanzig Jahr alt, aber unansehnlich, verwachsen, weder hervorragenden noch selbst jugendlichen Geistes; er liebte Pracht und Ceremonien, folgte bei vieler Bedächtigkeit dennoch leicht ungeprüften Eindrücken, und seine besseren, dem Staate vortheilhaften Eigenschaften traten wenig hervor. Sophie Charlotte hatte in ihrem dreizehnten Jahre, wie bereits erwähnt ist, den Kurprinzen zu Pyrmont gesehen, und im nächstfolgenden Jahre zu Berlin, wohin der hannöversche Hof zum Besuch gekommen war. Die Herzogin Sophie, von Liebe für die geistverwandte Tochter erfüllt, glaubte doch vor allem beobachten zu müssen, was der Stellung und Würde ihres Hauses gemäß erschien, und für dieses wie für die Prinzessin selber mußte diese Verbindung mit dem Kurprinzen von Brandenburg ein äußerst wünschenswerthes Loos dünken. Die Herzogin behielt stets ihren höheren Zweck im Auge, und überzeugte leicht ihren Gemahl, daß hier die eigne Erhebung mit der ihrer Tochter zugleich befördert werden könne; die einsichtsvollen, treuen Räthe stimmten ihr eifrig bei. Schon im Herbste des Jahres 1683 war der Staatsminister Otto Grote nach Berlin gesandt worden, und kehrte im Anfange des Jahres 1684 nochmals dahin zurück. Neben anderen Geschäften hatte er auch die Unterhandlung wegen der Heirath klug und vorsichtig geführt, und diese Sache, trotz mancher Schwierigkeit, glücklich zum Schlusse gebracht. Die zweite Gemahlin des großen Kurfürsten, geborne Herzogin von Holstein-Glücksburg, Stiefmutter des Kurprinzen und künftige Schwiegermutter Sophie Charlottens, war besonders abgeneigt in eine Verbindung zu willigen, welche ihren geheimen Wünschen nicht entsprechen konnte; ihr Widersinn wurde jedoch für den Augenblick beschwichtigt, und die Vermählung fand ohne Zögern Statt.

Der Kurprinz begab sich im September 1684 mit großem Gefolge nach Hannover, wohin der große Kurfüst ihn zu begleiten durch Gicht verhindert war. Der Bräutigam erfreute sich der Festlichkeiten, in welchen der sechszehnjährigen

Sophie Charlotte die überfüllten Tage schnell vergingen. Der französische Gesandte von Arcy schildert sie in dieser Zeit mit folgenden Worten: „Elle est de l'esprit le plus doux, le plus honnête et le plus complaisant du monde, et s'il n'y avait point à craindre, qu'elle ne grossit beaucoup, on pourrait dire, que ce serait une aussi belle princesse, qu'il fut possible d'en voir." Am 28. September geschah mit großer Feierlichkeit die Trauung zu Herrenhausen, wo Schloß und Gärten darauf noch eine Reihe glänzender Feste sahen. Ein goldner Ring, welchen der Kurprinz seiner verstorbenen Gemahlin zu Ehren hatte machen lassen, beider Namenszug vereinend und zwei einander fassende Hände mit der Inschrift à jamais darstellend, sprang während dieser Trauung plötzlich aus einander, und der Aberglaube deutete das Ereigniß auf ein angebliches Versprechen des Kurprinzen, nicht wieder zu heirathen. Die Prinzessin legte kurz vor der Trauung ihr Glaubensbekenntniß ab; die Kurfürstin Sophie war der reformirten Kirche, in der sie erzogen worden, stets treu geblieben, und hatte auch ihre Tochter zumeist dorthin geleitet, allein für diese war aus Staatsklugheit das öffentliche Bekenntniß bis zu ihrer Verheirathung unbestimmt geblieben, weil erst dann sich würde beurtheilen lassen, welches ihren Verhältnissen gemäß sein würde; zwischen dem Lutherischen und reformirten Glauben wollte man keinen großen Unterschied machen, schwieriger wäre es mit dem katholischen gewesen; der Prinzessin aber mußte es erwünscht sein, indem sie den Umständen gehorchte, keine andere Bahn erwählen zu dürfen, als die ihr durch ihre Mutter ohnehin eröffnet und vertraut war.

Die Rückreise des Kurprinzen mit seiner nunmehrigen Gemahlin nach Berlin geschah ebenfalls mit großem Prunk, und am 14. November hielten sie ihren feierlichen Einzug. Feste und Lustbarkeiten dauerten auch in Berlin geraume Zeit, und Hof und Stadt lebten in Glanz und Freude.

Berlin war unter der langen Regierung des großen Kurfürsten kräftig emporgestiegen; die Volksmenge betrug gegen 24,000, mehr als das Dreifache der Einwohner, welche jener Fürst vorgefunden hatte. Besonders aber wurden die Ordnung und Reinlichkeit der Stadt, der Wohlstand und die

Bildung der Einwohner, so wie der Glanz und Geschmack des höheren Lebens einstimmig anerkannt und gepriesen, und wirkten anziehend für Fremde, welche theils als Gäste verweilten, theils auf immer sich niederließen. Unter den letzteren befanden sich schon damals viele Flüchtlinge aus Frankreich, zum Theil die vornehmsten und gebildetsten Familien, welche des reformirten Glaubens wegen ihre Heimath mieden, und hier Schutz fanden. In den folgenden Jahren nahm diese Einwanderung nur immer stärker zu, und selten hat ein Land fremde Ankömmlinge in solcher Menge und zugleich solchen Werthes aufgenommen; die französischen Refugié's waren fast ohne Ausnahme, von den geringsten bis zu den höchsten Klassen, die achtbarsten und nützlichsten Staatsbürger, ausgezeichnet durch persönliche Bildung und fruchtbare Thätigkeit. Die Lebensart wurde reicher und angenehmer durch sie; sie brachten feinere Sitten und Gewohnheiten, geschmackvollere Kenntnisse und Kunstfertigkeiten mit; durch die größere Verbreitung der französischen Sprache, welche ausgebildet und fertig mehr als die deutsche sich zum Gebrauche darbot, nahm die gesellige Unterhaltung einen neuen Aufschwung, der mittelbar auch auf die deutsche Sprache zurückwirkte. Für Sophie Charlotte war es ein günstiges Geschick, einen so reichen Lebensreiz, der an der Spree sie die schönen Erinnerungen von Paris wiederfinden ließ, gleich in diese jugendlichen und geistesregen Erstlingszeiten ihrer neuen Lage ausgestreut zu sehen.

Den Hof selber, welchem nunmehr Sophie Charlotte mitangehörte, mögen folgende Umrisse flüchtig abbilden. Der große Kurfürst, bejahrt und kränklich, genoß in hohem Alter des verdienten Ruhmes, den ein mühevolles und thatenreiches Leben ihm errungen; seine Kriegszüge lebten im Andenken der Welt, seine Landesfürsorge wurde durch das kräftige Gedeihen seiner Völker bezeugt: sein Name wurde gefürchtet und geehrt von Fremden und Einheimischen. Allein der alte Held hatte seinen Lauf schon größtentheils vollbracht, und manche Schwäche des Gemüths erinnerte an das allgemeine Loos der Menschen. Seine zweite Gemahlin — die erste, Luise Henriette von Oranien, war allzufrüh gestorben — übte großen

Einfluß auf ihn, hatte ihn oft mit dem Kurprinzen entzweit, und suchte ihn zu Anordnungen zu bewegen, welche dem Kurfürstlichen Hause nachtheilig gewesen waren. Oefters verleitet, widerstand er doch meist, und in seinem Wohlwollen und seiner Güte wie in seinem Zorn und Grimm wirkte noch stets sein hoher Geist und Muth. Sophie Charlotte hatte sich nur seiner väterlichen Freundlichkeit zu loben.

Bei der Kurfürstin war der Wunsch vorherrschend, ihre vier Söhne zum Miterben des Landes zu machen, und sie lag daher dem Kurfürsten an, eine Theilung seiner Staaten zu verfügen. Allein auch in den Zeiten des heftigsten Zwistes mit dem Kurprinzen, während dieser, um sich der Stiefmutter zu entziehen, nach Kassel geflohen war, begegnete dieser Plan allzugroßen Schwierigkeiten. Die Kurfürstin lebte jetzt mit dem Kurprinzen in gutem Anschein, und nahm auch die Kurprinzessin leidlich auf. Bald aber wußte die junge und schöne Fürstin durch ihr anmuthiges und kluges Betragen die Schwiegermutter so für sich einzunehmen, daß fortan das beste Verhältniß bestand, und der früher so stürmische Hof etwas friedlicher wurde.

Der Kurprinz hatte seine eigne Hofhaltung, Leibwachen zu Fuß und zu Pferde, und überhaupt eine prächtige Einrichtung. Der Markgraf Ludwig, sein jüngerer rechter Bruder, lebte mit seiner Gemahlin, einer reichen Erbfürstin Radziwill, in verhältnißmäßigem Glanz und Ansehen.

Die vier Söhne des Kurfürsten aus zweiter Ehe: die Markgrafen Philipp, Albrecht, Karl und Christian, von lebhaftem und kriegerischem Sinn, und zwei ihrer Schwestern, welche später verheirathet wurden, standen in blühendem Jugendalter; die beiden älteren waren heitre Genossen aller Lustbarkeiten, und schienen den persönlichen Ehrgeiz in jugendlichem Leichtsinn zu vergessen. Sie hätten mit dem Kurprinzen und der Kurprinzessin wohl besser zusammengestimmt, wäre jener nicht so feierlich und diese minder gedankenernst gewesen.

Unter den fremden Fürsten, welche theils am Hofe zu leben pflegten, theils ihn häufig besuchten, ist zuvörderst der Schwager des großen Kurfürsten von dessen erster Gemahlin

her, der Feldmarschall und Statthalter der Mark, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, zu nennen; ferner der Komthur des Johanniterordens zu Sonnenburg, Prinz Moritz von Nassau; der Herzog von Croy und Arschot, Statthalter von Pommern; der Landgraf von Hessen-Homburg, welcher in der Schlacht von Fehrbellin mit großer Tapferkeit, doch wider Befehl vorangegangen war; zwei Prinzen von Kurland, Neffen des großen Kurfürsten, welche bald nachher in Ungarn gegen die Türken fechtend fielen, und mehrere Andere mindren Ranges und Namens.

Im Hof- und Staatsdienste befanden sich die ausgezeichnetsten Männer angestellt, würdige Gehülfen und Werkzeuge einer so ruhmvollen Regierung. Der alte Feldmarschall von Derfflinger konnte zwar auf gelehrte Bildung keinen Anspruch machen, dagegen fehlte es ihm nicht an Mutterwitz, und am Hofe benahm er sich mit Feinheit. Die Minister und Geheimenräthe, Otto von Schwerin, von Meinders, von Fuchs, Eusebius von Brand, Graf Christoph von Dohna, konnten überall durch ihren Geist und ihre Geschicklichkeit gelten; der Freiherr von Canitz und Johann von Besser fügten zu diplomatischer Weltbildung die Gabe der Dichtkunst, wie Ezechiel von Spanheim gründliche Gelehrsamkeit. Hiezu kam nun alsbald noch die Blüthe der vornehmsten französischen Geschlechter, die trefflichsten Männer, in welchen Verdienst jeder Art sich mit der edelsten Persönlichkeit vereinigte.

Was jedoch diese Anlagen eines großen und schönen Lebens fast wieder erfolglos machte, war die Unvereinbarkeit, in welcher die einzelnen Bestandtheile sich gegen einander hielten. Die verschiedenen Höfe standen einander voll Mißtrauen und Kälte gegenüber, und wenn Ausbrüche von Unfrieden seltner kamen, so gährte doch der Stoff im Stillen fort. Ein trauliches Zusammentreffen der verschiedenen Partheien fand nicht Statt, jede blieb auf sich zurückgezogen, der Kurprinz, welcher vor seiner Verheirathung fast immer das Schloß zu Köpenik bewohnt hatte, hielt sich auch jetzt gern dort abgesondert; der Freiherr von Canitz und seine Frau waren hier oft ein willkommner Besuch. Alles Oeffentliche und Gemeinsame war mit Prunk und Ceremonien über-

häuft, welche schon der große Kurfürst nicht abgewiesen hatte, da nach französischem Vorbilde ein prächtiger und würdevoller Hofhalt als sicherster Maßstab der Macht und Größe eines Fürsten galt. Das umständliche Gemählde, welches der von dem Kurfürsten aufgenommene und zum reformirten Glauben übergetretene Italiäner Gregorio Leti, bekannt als Geschichtsschreiber, von dem brandenburgischen Hof und Staat hingestellt, giebt den Beweis, daß Friedrich Wilhelm durch Ludwig den Vierzehnten auf diesem Gebiete so wenig als im Kriegsfelde verdunkelt wurde.

Sophie Charlotte würde, trotz aller dieser Schwierigkeiten, durch ihren großen Verstand, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, ein völliges Uebergewicht in diesen Verhältnissen erlangt haben, hätte sie den Vorsatz dazu fassen und die dargebotenen Mittel benutzen mögen. Allein ihre Sinnesart, wenn auch herrscherlich, ging nicht auf Herrschen aus. Mit dem Wirklichen zu schalten, Staatsgeschäfte zu lenken und Vorsätze durchzuführen, lag nicht in ihrem Geiste; dies war mehr die Gabe ihrer Mutter; sie selbst gehörte zu den Naturen, welche der Betrachtung, dem Gedanken, und dem daher fließenden Genusse leben. Ihr wäre es leicht gewesen, sich des schwachen und stets einflußbedürftigen Karakters des Kurprinzen ganz zu bemächtigen, seine Günstlinge zu leiten oder zu ersetzen, und einmal ihres Gemahls durchaus versichert, würde ihr Ansehn kaum von irgend einer Seite zu bestreiten gewesen sein. Allein sie verschmähte, diese Stellung einzunehmen, diesen Einfluß zu erlangen. Sie konnte den Neigungen ihres Gemahls keinen Geschmack abgewinnen, die Ausübung der Macht reizte sie nicht, die Behandlung und Wahrnehmung so vieler sich durchkreuzenden weltlichen Interessen dünkte ihr des Preises nicht werth, der dafür zu opfern war. Sie blieb dem Kurprinzen demnach in aller Nähe nur fremd und kalt, und ohne ihm mißfällig zu werden, zog sie ihn doch nicht an, sondern überließ ihn denen, die seine Vertraute sein konnten. Sie hatte, noch so jung und zart, schon Selbstständigkeit genug, um jenem äußeren Leben nur das durch die Verhältnisse Gebotene zu leisten, ihr eigentliches Dasein aber, ihre Freuden und Erholungen, in

einen geweihten Kreis inneren Geisteslebens zurückzuziehen. Sie wandte keine Kraft des Widerspruchs an das Vorhandene, sie nahm hin und machte mit, was die Umstände verlangten, ohne Eifer und ohne Haß, mit edler Gelassenheit, aber alle Freiheit, die ihr blieb und zufiel, wandte sie jenem inneren Kreise zu, wo sie im Schoße der Freundschaft die Heiterkeit ihres Gemüths offenbaren, im zwanglosen Gespräch die reichen Gedanken austauschen konnte. Sie stiftete, besonders zu Gunsten der französischen Refugié's, mit denen sie sich zu unterhalten wünschte, vertrauliche Gesellschaftstage, wo die lästige Hofsitte aufgehoben war, und die Damen, zur Vermeidung unnützen Aufwands, in einfacher schwarzer Kleidung erschienen, und wo nicht gespielt, sondern allenfalls eine Handarbeit vorgenommen wurde; auch Gelehrte und sonst nicht Hoffähige fanden hier Zutritt. Als im Jahre 1685 der tapfre Kriegsheld von Schomberg mit großer Begleitung französischen Adels nach Berlin kam, und hier Zuflucht und Dienste fand, glaubten diese Fremden an dem Hofe Sophie Charlottens noch in ihrer Heimath zu sein, so gut wurde hier Französisch gesprochen, und so fein und artig waren Sitten und Umgang; ja einer der angesehensten Refugié's hielt sich zu der Frage berechtigt, die er beim Weggehen aus der Audienz an Leti richtete, ob die Kurprinzessin auch Deutsch wisse? Dabei verwarf sie das Aeußere nicht, nur sollte es von Geist und Geschmack erfüllt sein, und in solcher Beseelung gefielen ihr auch Lustbarkeiten und Prunk. Neben der Wissenschaft pflegte sie auch die Kunst, ja sie gestaltete ihr abgezogenes Leben in dieser Hinsicht nur immer schöner und glänzender, und traf darin wieder mit dem Sinn ihres Gemahls näher überein. Haben wir in dieser Schilderung auch etwas mehr zusammengefaßt, als streng diesen ersten Jahren der Kurprinzessin zukommt, so trugen diese doch unzweifelhaft schon den ganzen Karakter der späteren Entwickelung.

Wir haben nunmehr eine seltsame Sage mitzutheilen, deren Ungrund erst durch Dr. Guhrauer aufgedeckt worden. Sophie Charlotte, mit siebzehn Jahren guter Hoffnung, soll dem Wunsche nicht widerstanden haben, ihre erste Niederkunft unter dem Beistand ihrer Mutter in Hannover zu halten;

der Kurprinz, heißt es, habe sie begleitet; da jedoch die Reise ohne Einwilligung des Kurfürsten geschehen, so sei sie zugleich eine Flucht gewesen, weil abermals Zwistigkeiten mit der Kurfürstin dazu genöthigt. Die Zeit sei aber schon zu kurz gewesen, und die Kurprinzessin schon unterwegs niedergekommen, und nur eben noch aus dem Wagen in das nahe Haus eines Schulmeisters gebracht worden. Wäre nicht die ganze Reise mit allen ihren Umständen irrig, so müßte die Unterbrechung doch gleich in der Nähe von Berlin erfolgt sein, denn in allen übrigen Ungewißheiten stand wenigstens fest, daß der Prinz, welchen die Kurprinzessin am 6. Oktober gebar, drei Tage später in Berlin getauft worden, und die Namen Friedrich August erhalten hat, andere Nachrichten sagen Ernst August, nach des Großvaters Namen. Die Sache ist nicht erheblich, da auch der Prinz nach drei Monaten schon wieder starb; indeß bleibt bemerkenswerth, was alles in so geringer Ferne schon dunkel werden kann! — Wir wissen erst durch Dr. Guhrauer mit Bestimmtheit, daß die Herzogin Sophie schon am 11. September 1685 in Berlin eingetroffen, um ihrer Tochter bei der Niederkunft beizustehen, und daß diese am 6. Oktober zu Berlin erfolgte, zur großen Freude des Kurprinzen und des Kurfürsten selbst. —

Einige Mißhelligkeiten mit der Stiefmutter veranlaßten jedoch im Jahre 1686 den Kurprinzen, sich mit seiner Gemahlin auf einige Zeit nach Halle zurückzuziehen. Der nachher als Kriegsheld berühmte Freiherr Johann Matthias von der Schulenburg fand sich hier beeifert ein, sie von Seiten der Herzoge von Braunschweig zu begrüßen. Von einer um diese Zeit in Leipzig stattgehabten Anwesenheit finden wir nur den Umstand angegeben, daß die Kurprinzessin dort einen Buchladen besucht, und den berühmten Polyhistor Carpzov durch ihr Wissen, wie Besser sagt, in die größte Bestürzung gesetzt, indem sie sowohl dem Namen als dem Inhalt nach mehr neue Bücher zu nennen und anzuführen wußte, als dieser gelehrte Mann sich so bald besinnen konnte. Desgleichen wird erwähnt, daß sie früher einem Gelehrten eine Stadt in Afrika anwies, die er aus Unwissenheit durch ganz Asien suchte.

Im Jahre **1687** erlebte die Kurprinzessin dann wirklich in Hannover eine Niederkunft, aber eine zu frühe, bei welcher sie in großer Gefahr schwebte. Sie hatte den Kurprinzen nach dem Karlsbade begleitet, und den Rückweg mit ihm über Hannover genommen. Zum Winter traf sie indeß wohlbehalten in Berlin wieder ein.

Am 29. April 1688 starb in Potsdam der große Kurfürst. Der Kurprinz war an das Sterbelager gerufen worden, und Sophie Charlotte hatte mit ihm den letzten Stunden des Helden in schmerzlichem Antheil beigewohnt. Ihr Gemahl trat als Kurfürst Friedrich der Dritte die Regierung an, und vergaß alle früheren Zwistigkeiten, er hielt die Wittwe seines Vaters in gebührenden Ehren, und behandelte seine Stiefgeschwister mit Fürsorge. Der Hof nahm nun einen gleichmäßigeren Karakter an, alles ging von demselben Sinne aus, und Pracht und Glanz erhöhten sich von Tag zu Tag. Für Sophie Charlotte, welche nunmehr Kurfürstin war, hatte sich im Wesentlichen nichts verändert, der höhere Titel und die größeren Ehren waren in ihren Augen nichts, ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl blieb dasselbe, nur wurde ihr Hofstaat vergrößert; der vermehrte Zwang, dem sie sich unterwerfen mußte, wurde durch größere Freiheit aufgewogen, welche dem Willen der regierenden Fürstin nicht versagt sein konnte.

Noch waren die Festlichkeiten der Thronbesteigung, die Huldigungen und Glückwünsche, welche der neue Kurfürst zum Theil aus weiter Ferne und durch glänzende Gesandtschaften empfing, nicht ganz verklungen, als ein neues Ereigniß für Hof und Land heilverkündend eintrat. Sophie Charlotte gebar nämlich am 4. August einen Prinzen, der als Thronerbe um so freundlicher begrüßt wurde, als seine starke Leibesbeschaffenheit versprach, daß er am Leben bleiben und die Erbfolge sichern würde, wie er denn auch wirklich späterhin als König Friedrich Wilhelm der Erste zur Regierung gelangte. Auch in Hannover wurden, wie in Berlin, wegen der Geburt dieses Prinzen öffentliche Freudenbezeigungen veranstaltet, und die Herzogin Sophie, Mutter der Kurfürstin, kam eigends von Hannover nach Berlin, um ihren Enkel zu

sehen. Die Freude der Kurfürstin über die Ankunft ihrer Mutter war groß, die letztere aber hatte ihre Tochter kaum umarmt, als sie ungeduldig den Prinzen zu sehen verlangte, und als er nun gebracht wurde, so stark und kräftig, so offnen und trotzigen Blickes, wußte sie ihrer Freude keine Gränzen. Sie küßte ihn tausendmal unter Weinen und Lachen, rühmte immer auf's neue sein gutes Aussehen, und mochte sich gar nicht mehr von ihm trennen. Sie ließ nicht nach mit Bitten, die Eltern möchten ihr das Kind mit nach Hannover geben, wo sie ihm ihre ganze Sorge widmen wollte; der Kurfürst lehnte dieses Begehren zwar für den Augenblick ab, mußte aber endlich versprechen, späterhin den Wünschen seiner Schwiegermutter zu willfahren. Der Kurfürst versäumte die Gelegenheit nicht, seine ungemeine Freude, welche der ganze Hof, und auch das Volk, aus treuer Anhänglichkeit an seinem Fürstenstamme, lebhaft theilte, durch mannigfache Feste auszudrücken. Sophie Charlotte, deren Ansehn durch die Geburt eines Kurprinzen nur noch mehr befestigt wurde, war vor allem bedacht, daß der junge Prinz von den ersten Tagen an mit richtiger Sorgfalt behandelt wurde, und gleich im zartesten Alter die Umgebung erhielte, welche seiner körperlichen und geistigen Entwickelung heilsam wäre. Mit reifer und glücklicher Wahl, bei welcher die Mutter diesmal ihr eignes Ermessen geltend machte, wurde die verwittwete Frau von Montbail bestimmt, die Wartung und Pflege, und also die erste Erziehung des Prinzen, zu beaufsichtigen. Diese Dame, nach ihrer zweiten Verheirathung als Frau von Rocoulles bekannt, hatte mit Muth und Kühnheit sich aus Frankreich gerettet, als den verfolgten Reformirten schon jede Auswanderung verboten war. Sie war in jenen Tagen der Gefahr zugleich die Retterin ihrer Mutter und ihrer beiden Töchter geworden, und mit den letzteren, ehe Sophie Charlotte sich ihrer annahm, in großer Dürftigkeit nach Berlin gekommen. Ihr fester und edler Karakter flößte bald das unbegränzte Zutrauen ein, welches sie bis an ihr Lebensende in dem Herrscherhause genoß, dem sie ihre Dienste gewidmet hatte. Bekanntlich übertrug ihr Zögling, nachdem er den Thron bestiegen, ihr wieder die Erziehung seines Sohnes, der

als Friedrich der Große ihr noch im höchsten Alter die zärtlichste Achtung bewies.

Der Kurfürst war genöthigt, seine Aufmerksamkeit den Staatshändeln zuzuwenden; er reiste gleich nach der Taufe zu einer Zusammenkunft, welche der Prinz Wilhelm von Oranien begehrt hatte, nach Minden, besuchte auf der Rückreise auch Hannover, und hielt in Magdeburg eine Zusammenkunft mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem Herzog Ernst August von Hannover. An schwierigen Verhandlungen und bald auch an Kriegsthätigkeit war ihm eifrige Theilnahme auferlegt. Tüchtige Staatsmänner und tapfre Generale fehlten ihm nicht. Sein ganzes Vertrauen aber besaß Eberhard von Danckelman, der als sein Erzieher ihm einst in großen Gefahren entschloßne Treue bewiesen, jetzt in den wichtigsten Geschäften arbeitete, und unter dem Namen eines Oberpräsidenten die höchsten Staatsämter vereinigte; ein Mann von gründlichen Kenntnissen und fester Klugheit, dessen großer Ernst und Stolz ihm aber nachher verderblich wurde. Sophie Charlotte stand mit ihm nicht in gutem Vernehmen, er hielt sich fern und kalt, und sie glaubte als neue Kurfürstin viel gethan und erlangt zu haben, daß sie ihm in guter Art das Versprechen abgenommen, die Beförderung des Grafen Christoph von Dohna zum Kammerherrn zu bewirken. Danckelman schien noch schwierig und bemerkte, daß die Sache nicht von ihm, sondern von dem Kurfürsten abhinge, allein die Kurfürstin sagte ihm trocken, sie wisse, was er vermöge, der Erfolg werde ihr zeigen, ob man auf sein Wort rechnen könne.

Indeß mochte der Kurfürst sich der Regierungssorgen keineswegs auf seine Diener entledigen, und wollte insbesondere seine Truppen, welche gegen die Franzosen an den Rhein zogen, im Felde selber anführen. Diese Angelegenheiten, mit Ernst und Nachdruck von guten Händen geführt, boten für Sophie Charlotte keine Seite, von der sie dabei bekümmert oder mitthätig hätte sein können; ihr Antheil hatte sich, außer allgemeinen Wünschen, auf das Wohlergehen der ihr verwandten und werthen Personen zu beschränken; was etwa noch einer weiblichen Theilnahme hierin bedürfen konnte,

wußte sie durch ihre aufmerksame und thätige Mutter besorgt, und ihr eigner Sinn drängte sie im geringsten nicht zu solcher Einmischung. Als der Kurfürst im Mai 1689 nach Halle, wo er die Huldigung annahm, und sodann über Lippstadt nach dem Rhein reiste, wo seine Truppen schon versammelt waren, begleitete ihn Sophie Charlotte, machte einen kurzen Abstecher nach Hannover, kam aber schon wieder vereint mit dem Kurfürsten in Wesel an, und nahm darauf, während ihr Gemahl die Belagerung von Bonn anordnete, mit einem Theil des Hofstaats ihren festen Aufenthalt in Köln. Hier in der Nähe der Kriegsereignisse, aber völlig gesichert in der wohlverwahrten und von brandenburgischen Truppen frühzeitig besetzten Stadt, hatte die Kurfürstin wiederholte Huldigungen und Glückwünsche anzunehmen, wegen der öfteren Erfolge der brandenburgischen Waffen, denen nach langer hartnäckiger Vertheidigung auch Bonn sich ergeben mußte. Die Kurfürstin gewann während dieses Aufenthalts ein näheres Verhältniß zu der Prinzessin Maria von Oranien, mit welcher sie darauf in fortwährendem Briefwechsel blieb, woran später auch Leibnitz Theil nahm. Sie hatte die Freude, auch ihren Vater, den Herzog Ernst August von Hannover, welcher den Kurfürsten im Feldlager besuchte, hier wiederzusehen. Am 3. November kam der gesammte Hof wieder nach Berlin, wo der Kurfürst von dem Volke mit großen Freudenbezeigungen bewillkommt wurde.

Im nächsten Jahre wollte der Kurfürst die Zeit vor Wiedereröffnung des Feldzuges dazu nutzen, sich in Preußen huldigen zu lassen. Der ganze Hof trat feierlich die Reise an, welche an Aufwand und Pracht alles übertraf, was in diesen Gegenden bis dahin war gesehen worden. Auf jedem Postwechsel waren über tausend Pferde nöthig, das Gefolge fand kaum Unterkommen; in allen Zwischenorten waren die prunkvollsten Anstalten, das Volk drängte sich mit lautem Jubel heran. Die sich hundertmal wiederholenden Vorgänge waren ganz im Geschmack des Kurfürsten, und der Einzug in Königsberg, wobei der Hof und die Landesinsassen sich wechselseitig in Pracht und Anordnung überboten, gewährte ihm die höchste Befriedigung; desto weniger aber entsprachen

diese endlosen Schauleistungen dem Sinne Sophie Charlottens: sie fügte sich willig den Ceremonien, welche der Rang und Stand unter gegebenen Umständen fordern konnten, aber das Angemessene verlor sich hier im Ueberschwänglichen, und ganze Reihen von Tagen mit leerem Prunk auszufüllen, mußte dem edelbeschäftigten Geiste widerstreben. Ein Unfall, welchen später der Kurfürst auf der Jagd erlitt, und der ihn eine Zeit hindurch bettlägerig hielt, gab seiner Gemahlin Anlaß, ihm ihre Gegenwart in wesentlicherem Werthe zu zeigen; doch bis zum Innern des Krankenzimmers war langweilige Abgemessenheit eingedrungen, und auch hier konnte die Kurfürstin, wie immer neben dem Gemahl, nur repräsentiren.

Sophie Charlotte hatte das Unglück, im Anfang und am Schlusse dieses Jahres 1690 zwei ihrer Brüder zu verlieren, die in dem Heere des Kaisers gegen die Türken dienten, und den Heldentod starben. Der eine, Herzog Karl Philipp, zweiundzwanzig Jahr alt, fiel am 2. Januar bei Pristina in Albanien als Oberst eines Dragonerregiments, nachdem er sich mit den Türken und Tartaren tapfer herumgehauen, mehrmals die Pferde gewechselt, und mit eigener Faust mehrere Feinde niedergemacht hatte; von zahlreichen Wunden bedeckt, gab er auf der Wahlstatt den Geist auf. Die Herzogin Sophie war untröstlich über den Verlust ihres Lieblings, in Schmerz und Traurigkeit erkrankte sie, und Sophie Charlotte mußte nach Hannover eilen, um das gemeinsame Leid ihr tragen zu helfen. Die Herzogin aber blieb noch längere Zeit kränklich, und mußte im April nach Karlsbad reisen, um ihre Gesundheit herzustellen. In diese Zeit fällt ohne Zweifel der folgende Brief Sophie Charlottens an Leibnitz, dem sie für mitgetheilte gute Nachrichten dankt. Der Ton ist noch etwas fremd, doch liegt schon die eifrige Anerkennung darin, die sich später so reich entwickelt hat: „C'est du dernier obligeant, monsieur, d'avoir voulu me réjouir avec la nouvelle du rétablissement de madame l'électrice, car quoiqu'elle m'a toujours fait l'honneur de m'écrire, cela n'a pas laissé de m'inquiéter. Vous jugerez par là combien je vous suis redevable, et aussi d'avoir voulu me donner part de vos doctes correspondances. Elles sont sur une

matière si subtile que, pour m'en faire comprendre quelque chose, il ne faut rien moins que la netteté de votre esprit, monsieur. Sie vous restez encore dans le dessein de nous venir voir, j'en profiterai, et j'aurai le plaisir de vous assurer, que j'estime infiniment votre mérite, et que je serai toujours affectionnée à vous rendre service. Sophie Charlotte." Der andere Bruder, Herzog Friedrich August, erst neunzehn Jahr alt, wurde am 30. Dezember in Siebenbürgen bei Sankt Georgen, wo er die Türken aus einem Paß vertreiben wollte, als Generalmajor an der Spitze seiner Kürassiere erschossen. Am zweiten und am vorletzten Tage desselben Jahres waren diese beiden Brüder demselben Loos erlegen, und hatte die Mutter am meisten den ältern bedauert, so klagte die Schwester desto mehr um den jüngern.

Sophie Charlotte besaß als Geschenk des Kurfürsten den großen Garten, welcher jetzt von dem Schlosse Monbijou den Namen führt, damals aber einen weit größeren Umfang hatte; der größte Theil der jetzigen Spandauervorstadt und selbst der Dorotheenstadt gehörte als Ackerfeld dazu, auch der sogenannte Stelzenkrug, und ein schönes Vorwerk, das durch seine Meierei so nah der Stadt sehr einträglich war. Die Kurfürstin wußte solchen landwirthschaftlichen Besitz wohl zu verwalten, und erwarb auch in der Stralauervorstadt einige Strecken Feld. Allein den Sinn der Oekonomie übertraf bei Sophie Charlotte weit der des Wohlthuns, und ihr schien der fruchtbarste Gebrauch, den sie von diesem Besitzthume machen könnte, der zu sein, dasselbe in solche Hand zu geben, die sich unmittelbar damit befaßte. Schon im August 1691 begann sie, nach erhaltener Zustimmung des Kurfürsten, den Acker in verschiedene Feldereien zu vertheilen, und diese an Bürger von Berlin zu Baustellen und Gärten zu verschenken, gegen einen jährlichen geringen Grundzins, oder auch ganz umsonst; ebenso auch den Stelzenkrug und das umliegende Feld. Mit diesen Schenkungen, welche vieler Menschen Glück begründeten, und in den bisher öden Strecken neue Straßen und Gärten hervorriefen, fuhr Sophie Charlotte jährlich fort, bis sie im Jahre 1700 die Stellen in der Stralauervorstadt als die letzten vergeben hatte. Die Bürger erkannten dankbar

die großmüthige Verwendung, und jederman pries die Fürstin, die es mit dem Volke so gut meinte, und mit so verständigem Sinn und großem Gedeihen wohlthätig war. Sie stand überhaupt mit den Einwohnern der Hauptstadt in bestem Vernehmen, sprach theilnehmend mit den geringsten Leuten, hörte ohne Ungeduld ihre Bitten an, und half ihnen, wenn sie es vermochte. Bei öffentlichen Vorgängen bezeigte ihr das Volk stets die größte Liebe und Freudigkeit. Eine von ihr den Bürgern geschenkte Fahne wird noch heute in der Köpeniker Kirche aufbewahrt, wohin auch eine, von der Königin Luise hundert Jahre später den Bürgern gleichfalls geschenkte Fahne gebracht worden ist.

Seit dem Tode des großen Kurfürsten, dessen Eifersucht den Vergrößerungsabsichten des Hauses Hannover hindernd entgegengestanden hatten, waren diese durch den Herzog Ernst August, und mehr noch durch seine Gemahlin Sophie, mit besonnener Klugheit kräftig fortgeführt worden. Nach großen Anstrengungen war es gelungen, aus verwickelten Ansprüchen und unsichern Gewohnheiten ein festes Erstgeburtrecht und die Untheilbarkeit des Landes zu begründen, aber auf diesen Erfolg gestützt, hatten sich alsbald weit höhere Bestrebungen aufgethan. Der Herzog Ernst August sollte durch Errichtung einer neuen, auf die hannöverschen Lande gegründeten neunten Kur, zum Kurfürsten erhoben werden. Unendliche Schwierigkeiten waren hiebei zu beseitigen. Die Zustimmung des Kurfürsten von Brandenburg konnte für den Vater seiner Gemahlin schon ziemlich sicher dünken, aber es kam auch darauf an, daß der Kurfürst seine thätige Verwendung für jenen Plan fortwährend wirksam erhielte. Sophie Charlotte scheint hiezu mehr durch ihre Gegenwart, als durch eigentliche Betreibung förderlich gewesen zu sein. Ihren Mangel an politischer Neigung und Rührigkeit ersetzten die Besuche und Weisungen ihrer Mutter, der muntern, klug eingreifenden und beharrlich thätigen Frau, deren wohlbegründeter und maßhaltender Ehrgeiz auch durch treffliche Staatsbeamten, wie Otto Grote und der Celle'sche Bernstoff waren, und denen hier auch Leibnitz beizurechnen ist, tüchtige Förderer hatte.

Im Anfange des Jahres 1692 begleitete Sophie Char-

lotte den Kurfürsten nach Torgau, wo er den Kurfürsten Johann Georg den Vierten von Sachsen besuchte, um das mit ihm bestehende Bündniß und überhaupt ein gutes Vernehmen zu befestigen. Die Absicht gelang vollkommen, und die Gegenwart der Kurfürstin mag dabei vortheilhaft eingewirkt haben. Die beiden Kurfürsten stifteten sogar gemeinschaftlich einen Freundschaftsorden, in welchen zwölf brandenburgische und zwölf sächsische Ritter aufgenommen wurden. Der Kurfürst von Sachsen kam darauf nach Berlin, und verlobte sich mit der Prinzessin Eleonore von Eisenach, verwittweten Markgräfin von Ansbach. Als der Kurfürst und Sophie Charlotte die Braut nach Leipzig begleiteten, wo die Vermählung sein sollte, fanden sie den Bräutigam ganz umgestimmt, von einer launenvollen und heftigen Geliebten ganz beherrscht, und sie hatten viele Widerwärtigkeiten von ihm auszustehen, die sie indeß leicht hinzunehmen suchten, um nur zu erlangen, daß er den hannöverschen Angelegenheiten nicht entgegenarbeitete. Endlich im März 1692 wurde das Ziel erreicht, und Ernst August empfing die Kurwürde. Der englische Gesandte in Berlin Stepney dichtete bei dieser Gelegenheit folgendes sinnreiche Distichon an Sophie Charlotte:

Electoris eras conjux, nunc filia facta es,
Sis modo sera parens, sis quoque sera soror.

Bei diesen lateinischen Versen dürfen wir auch wohl der späteren griechischen gedenken, welche gleichfalls ein fremder Gesandter in Berlin, der spanische General Graf Pardo de Figueroa, an die Königin Luise gerichtet hat. Der neue Kurfürst kam alsbald nach Berlin, seinem Schwiegersohne persönlich für dessen thätige Mitwirkung zu danken. Die nunmehrige Kurfürstin Sophie, von welcher die Sache hauptsächlich ausgegangen und betrieben worden war, durfte bei dieser Zusammenkunft nicht fehlen; sie umarmte jetzt in gleichem Range die geliebte Tochter, mit welcher die Zukunft sie in noch höherem abermals gleichstellen sollte.

Wiewohl Sophie Charlotte der besten Gesundheit genoß und auch ganz munteren Sinnes war, verfiel sie dennoch in

dieser Zeit auf den Gedanken, ihren letzten Willen aufzusetzen. Sie that dies am 26. Juni 1692 mit frohem und festem Muthe, verfügte über ihre Habseligkeiten, äußerte besonders die größte Liebe für ihren Sohn, und wählte zum Text für ihre Leichenpredigt die Stelle aus dem Evangelium Sankt Johannis (11, 25): „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe.“ Ihr frischer Geist und heller Sinn blieben jedoch kräftig dem Leben zugewendet, und wir finden die edle Fürstin gleich wieder mit wissenschaftlichen Gegenständen beschäftigt, deren die mannigfachsten von ihrer unermüdeten Forschbegier umfaßt wurden. Leibnitz, der ihren Durst nach Erkenntniß würdigte, versäumte nicht, ihr alles mitzutheilen, was ihren Sinn ansprechen konnte, und so übersandte er ihr auch sogleich ein gefundenes Fossil, und fügte seine Meinung in einem Briefe vom 5. Juli 1692 bei, dessen schlichte und gründliche Belehrung ihm hier eine Stelle verdient. Er schreibt: „Madame! On vient de m'envoyer de Bronsvic une dent bien grande d'un animal extraordinaire, dont l'esquelette a été trouvé auprès de la dite ville. Et on m'en demande mon sentiment. Le vulgaire veut par force, que c'est d'un géant. Il faudroit à proportion qu'il eût été environ de la grandeur d'une maison. Les descriptions que je trouve des dents des éléphans semblent faire croire que cette dent en étoit. Car on nous rapporte qu'un éléphant a quatre grosses dents de dessus et autant de dessous, pleines de raies ou entaillûres comme les meules des moulins, pour réduire leur viande en pâte comme de la farine, à force de la broyer entre ces dents. Et ces raies sont visibles dans cette dent. Cependant comme ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on commence à trouver de tels ossemens dans ce pays-ci et ailleurs, et que cependant les éléphans ne se trouvent gueres dans les pays froids: on pourroit douter, si ce ne seroient pas des reliques de quelques gros monstres marins; puisqu'on trouve souvent des coquilles de mer, et autres dépouilles des animaux de mer, au milieu des terres, que l'océan couvroit peut-être autrefois. Car il

se trouve des wallrosses et boeufs marins dans la mer du nord, qui ont quelque rapport avec l'éléphant, et il y en a même qui ont des défenses qui sont estimées autant et plus. Mais pour mieux juger de tout cela j'ai écrit qu'on devroit ramasser autant qu'on pourroit toutes les pièces de l'esquelette. Je supplie très-humblement Votre Altesse Sérénissime de faire conserver cette dent, afin que je la puisse restituer. Je suis avec dévotion, Madame, de Votre Altesse Sérénissime etc. Ce mardi, 5. juillet 1692."

Sophie Charlotte reiste mit ihrem Gemahl im Dezember 1692 zur Erwiederung des Besuches ihrer Eltern nach Hannover, und nahm den vierjährigen Kurprinzen dahin mit. Zur Oberhofmeisterin für diese Reise hatte der Kurfürst die Freifrau Doris von Canitz ausersehen, die Gattin des berühmten Dichters. Sie war eine vertraute Freundin des Kammerfräuleins von Krosigk, und gehörte zu den Zierden des Hofes. Sowohl Sophie Charlotte als ihre Mutter die Kurfürstin Sophie liebten diese vortreffliche Frau, und als sie einige Jahre darauf starb, ließen beide dem Wittwer ihr herzliches Beileid bezeigen. Nachdem der Kurfürst und die Kurfürstin den Freudenbezeigungen und Festen in Hannover beigewohnt, konnten sie bei der Abreise die Erfüllung des gegebenen Versprechens nicht versagen, und ließen den Kurprinzen in der Obhut seiner Großmutter zurück. Er sollte mit deren anderem Enkel, Georg August, nachherigem Könige Georg dem Zweiten von Großbritannien, welcher der Aufsicht der Frau von Harling anvertraut war, gemeinschaftlich erzogen werden. In der That konnte für denselben nirgends besser gesorgt scheinen; die verständige Zärtlichkeit, der praktische Sinn und die große Einsicht der klugen Fürstin hatten sich unter allen Umständen bewährt; sie versprach, den Prinzen beständig unter ihren Augen zu haben, welches der Mutter am wenigsten möglich war, da der Prunk des Hoflebens sie nothgedrungen ganze Tage, und die wiederholten Reisen sie oft ganze Wochen von ihm entfernt hielten. Auch konnten einige Züge von Trotz und Wildheit in dem Knaben den Versuch wünschen lassen, ob eine veränderte Umgebung

18*

vielleicht vortheilhaft auf ihn zu wirken vermöchte. Daß Aufmerksamkeit und Hütung niemals ausreichen, sondern von beiden ein großer Theil immer der Vorsehung heimzustellen ist, lehrte der schreckliche Vorfall, wo der vierjährige Kurprinz, während man ihn nachmittags ankleidete, eine seiner Schuhschnallen in den Mund nahm, und unversehns hinunterschluckte. Man hielt ihn für verloren, die Kurfürstin stieß entsetzliche Schreie aus, der Kurfürst war in größter Bestürzung, niemand wußte Hülfe noch Rath. Als das Kind aber nach einiger Zeit zu weinen aufhörte, gar nicht über Schmerzen klagte, und überhaupt keine Veränderung zeigte, begann man wieder zu hoffen, und nach zwei Tagen angstvollen Harrens fand man ihn des verschluckten Körpers auf natürlichem Wege glücklich befreit. Eine nicht minder gräßliche, doch kürzere Angst hatte Frau von Montbail auszustehen, als sie eines Tages den Prinzen, der sich gar nicht wollte bändigen lassen, mit einer ernstlichen Züchtigung bedroht hatte; sie war nur einen Augenblick nach andrer Seite gewandt, als sie von dem Prinzen sich rufen hörte, der inzwischen über eine Fensterbrüstung geklettert war, und draußen auf dem freien Rande stehend sich hinabzustürzen drohte, wenn sie nicht verspräche, ihm die Strafe zu schenken. Frau von Montbail behielt die nöthige Fassung, versprach alles, und lockte den Prinzen glücklich wieder herein, konnte jedoch, nachdem er gerettet, nun sich lange nicht zufrieden geben, welch namenloses Unglück sie hätte erleben können. Ein anderer Zug bewies ebenfalls die Entschiedenheit und Raschheit des Prinzen; man hatte ihm ein Tressenkleid gebracht, das ihm ganz gut zu gefallen schien, aber mit Unwillen sah er daneben einen goldstoffenen Schlafrock, und wollte diesen nicht anziehen, sondern ersah den Augenblick, und warf das Prachtstück in das flammende Kaminfeuer. Diese Heftigkeit eines ganz ausgebildeten Eigenwillens brachte auch in Hannover unangenehme Auftritte hervor. Mit seinem Spielkammeraden, dem Prinzen Georg August, konnte er sich durchaus nicht vertragen, wie denn auch der dort entstandene Widerwillen noch im späteren Mannesalter nicht erlosch. Der Prinz mußte daher schon im nächsten Jahre nach Berlin zurückgebracht werden. Frau

von Montbail übernahm ihre frühere Aufsicht wieder, und wurde von der Kurfürstin selbst in ihrem schwierigen Amt auf das beste unterstützt.

Sophie Charlotte nahm die Fremden an ihrem Hofe mit großer Zuvorkommenheit auf, und, wie mit ihrer gewohnten Umgebung, liebte sie auch mit ihnen sich ungezwungen und freimüthig zu unterhalten. Von wem nichts anderes zu erlangen war, dem wußte sie doch äußerliche Nachrichten abzufragen, und sie übte die schöne Wirkung aus, daß in ihrer Gegenwart die Leute sich meist klüger und bedeutender zeigten, als dies nach früheren Angaben zu erwarten schien. Fand sie Kenntnisse oder Geist, so führte sie dieselben gewiß auf Gegenstände, welche der Forschung und Erörterung ein weites Feld eröffneten, und sie selbst scheute weder die Höhe, zu welcher jene sich versteigen konnten, noch die Lebhaftigkeit des Aufschwunges. Sie verfuhr hiebei mit eigner Anmuth, wobei sowohl die Denkerin, als die Frau und die Fürstin stets ihr Recht und ihre Würde behauptete. Von einer solchen Unterhaltung mit einem französischen Herrn, der im Jahre 1693 den Hof Sophie Charlottens besuchte, ist uns eine Nachricht aufbewahrt. Das Gespräch fiel auf einen Gegenstand, der nicht ohne große Geistesfreiheit zu behandeln war, nämlich auf den eigentlichen Zweck des Ehestandes. Der Franzose bestritt die herrschende Meinung, und behauptete, es sei nicht ausgemacht, daß die Fortpflanzung des Menschengeschlechts jener Zweck sein müsse, und führte scheinvolle Gründe an, denen die Kurfürstin im Augenblicke nichts entgegnen wollte. Von dem Gespräch kaum abgewandt, sah sie den Hofprediger Brunsenius sich nähern, trat freundlich zu ihm hin, und trug ihm nun die Zweifel und Behauptungen des Franzosen als ihre eignen Gedanken vor, wie sie dies öfters in solchem Falle zu thun pflegte; sie fragte ihn dann, was er diesen Sätzen entgegenzustellen habe? Brunsenius wußte die herkömmliche Lehre mit überzeugenden Gründen zu vertheidigen, und zeigte die sophistischen Einwürfe in ihrer Nichtigkeit. Sogleich rief die Kurfürstin den Franzosen wieder herbei: „Kommen Sie nur her“, sagte sie, „und hören Sie, was dieser Mann sagt, das lautet ganz anders.“

Worauf dann die Erörterung mit neuen und schärferen Waffen geführt, und der Vorwitz dadurch bestraft wurde, daß er sich von der Hand eines geringeren und doch tüchtigeren Gegners bald überwunden sah.

Der Kurfürst und die Kurfürstin machten im Jahre 1694 abermals eine Reise nach Sachsen, und besuchten die Wittwe Johann Georgs des Vierten auf ihrem Wittwensitze Pretsch, denn der Tod ihres Gemahls des Kurfürsten hatte diese unter den übelsten Aussichten geschlossene Verbindung schon wieder gelöst. Wir finden in jener Zeit überhaupt wenige Beispiele glücklicher Ehen in dem höchsten Lebenskreise, und Sophie Charlotte durfte ihr Loos noch immer für ein begünstigtes halten, da ihr Gemahl sie stets mit Achtung und Zartsinn behandelte. Freilich waren ihre Gemüthsarten und Richtungen ganz verschieden. Der Hang des Kurfürsten zu Pracht und Feierlichkeit konnte für Sophie Charlotte in keiner Weise erfreulich sein. Jedoch hatte sie sich gewöhnt, dergleichen Aeußerlichkeiten gelassen mitzumachen; was von ihr verlangt wurde, leistete sie willig, und brachte viele Stunden ihres Tages gern zum Opfer, um sich einige frei zu machen, die sie nach ihrem Sinne genoß. Denn indem sie die Vortheile ihrer hohen Stellung doch wohl zu schätzen wußte, und keineswegs verschmähen wollte, so war sie doch mit ihren Gedanken auch über diese weit hinaus, und zu Gegenständen erhoben, die ihren Geist würdiger beschäftigten. Bei diesem lebhaften Antheil, welchen sie für Geistesbildung und Wissenschaften hegte, muß ein besonderes Hinderniß gewaltet haben, daß gerade die seltne Gelegenheit, wo prunkvolle Festlichkeit sich mit diesem Antheil verknüpfte, ihrer persönlichen Gegenwart entbehrte; es scheint außer Zweifel, daß Sophie Charlotte der am 12. Juni 1694 geschehenen feierlichen Einweihung der neugestifteten Friedrichsuniversität zu Halle nicht beigewohnt hat.

Sonst ganz in ideale Regionen ihr wesentliches Leben versetzend, und selbst die Pracht und Fülle, welche ihr aufgedrungen waren, in höheren Geistesgenuß verwendend, empfand Sophie Charlotte doch gleich das volle Gewicht der Wirklichkeit und gehorchte deren strengstem Anspruch, so wie

nur ihres Sohnes zu gedenken war. Hier sanken alle hochfliegenden Geistesbilder und Wünsche zu der schlichten und strengen Aufgabe herab, daß ein rechtschaffener Mann und tüchtiger Fürst aus ihm zu machen sei. Die Kurfürstin hatte indeß bei weitem nicht freie Hand, sie mußte ihre Meinung fremdem Ansehn und Rath, und besonders auch den allgemeinen Einflüssen unterordnen. Auch war das Naturell des Kurprinzen eines von denen, welche sich zumeist aus sich selbst entwickeln. Gewiß hätte die feingeistige, wohlunterrichtete Mutter am liebsten auch den Sohn nach ihrer Weise ausgebildet, daß sie ihm aber diese Weise nicht aufdringen ließ, daß sie seinem Naturell die Freiheit gestattete, sich auch anders und sogar ihr mißfällig zu entwickeln, dies wird immer dem Mutterherzen zu verdanken bleiben, und die Folgezeit darf hierüber den Ausspruch thun; denn, wie auch nachmals Friedrich Wilhelm der Erste uns in verschiedener Hinsicht erscheinen mag, als König hat er eine große und fruchtbare Bedeutung, der in seiner Zeit ihr angemessen wirkt, und dem Lobe, daß ihm sein größerer Sohn ertheilt, sich keineswegs beugen darf.

Friedrich Wilhelm blieb noch zwei Jahre unter Aufsicht der Frau von Montbail, doch wurde täglich sichtbarer, daß weibliche Obhut nicht mehr ausreiche, sondern männliche erfordert werde. Frühentwickelte Körperkraft, verbunden mit lebhaftem Geist und starkem Willen, trieb den Prinzen leicht über die Schranken, die man ihm zu setzen meinte, und Auftritte von Heftigkeit und Trotz erschreckten oft die Mutter und die Erzieherin. Die Wahl eines Erziehers wurde nun ein Anliegen von größter Wichtigkeit, und Sophie Charlotte war eifrigst bemüht, ihre Stimme dabei geltend zu machen. Sie fand unter den Männern, welche für solch hohes und einflußreiches Amt überhaupt in Vorschlag kommen konnten, niemanden geeigneter in allen Beziehungen, als den Burggrafen Alexander zu Dohna, der als Generallieutenant in brandenburgischen Diensten stand. Er war ein Mann von schöner Gestalt, feiner Bildung und strengen Sitten, rechtschaffen und ehrenfest, dabei stolz und gebieterisch, der durch sein ganzes Benehmen Ehrfurcht und Gehorsam einflößte.

Er war der Kurfürstin sehr ergeben, und stimmte lebhaft der Abneigung bei, welche sie häufig gegen die Günstlinge des Kurfürsten und den Regierungseinfluß derselben blicken ließ. Sein Vater hatte längere Zeit bei Genf in Coppet gewohnt, und seinen Kindern dort den berühmten Bayle zum Lehrer gegeben. Dohna jedoch war dem Kurfürsten nicht sehr genehm, noch weniger aber dem Oberpräsidenten von Danckelman, welcher am liebsten einen seiner Brüder in jene Stelle gebracht hätte. Die Kurfürstin sah indeß die Sache diesmal für zu wichtig an, um nicht ihren ganzen Einfluß aufzubieten, und Danckelman glaubte nachgeben zu müssen. Im Februar 1695 wurde Dohna in sein Amt als Gouverneur des Kurprinzen feierlich eingesetzt. In des Predigers Erman Denkschriften über Sophie Charlotte findet sich die Rede aufbewahrt, welche bei dieser Gelegenheit, in Gegenwart des versammelten Hofes, der Staatsminister von Fuchs an den neuen Gouverneur hielt, wobei der letztere in dem großen Vorzug erscheint, auf das leere und ausgedehnte Wortgepräng nur kurz und einfach zu erwiedern, daß er mit allem Eifer streben werde, seine Pflicht zu erfüllen. Die Wahl der beiden Lehrer, welche dem Prinzen beigegeben wurden, scheint minder glücklich ausgefallen. Dohna empfahl einen Franzosen Namens Rebeur, der schon eine Erziehung in Berlin geleitet hatte, sich aber lässig und ungeschickt erwies, und dem Prinzen das Lernen verleidete; der andre war ein deutscher Gelehrter, Johann Friedrich Cramer, ein Mann von Geist und Kenntnissen, dessen auch Leibnitz rühmend gedenkt, der aber mit Unwillen überall das Französische vorgezogen und das Deutsche zurückgesetzt sah, und seinen Einfluß benutzte, dem Prinzen eine entgegengesetzte Richtung zu geben, und ihn dadurch allerdings in nur größeren Widerstreit mit seiner nächsten Umgebung brachte. Die Kurfürstin soll die Untauglichkeit Rebeur's bald eingesehen, Dohna jedoch eigensinnig verhindert haben, daß er entfernt würde.

Ein kleiner Vorgang, welchen der Graf Christoph von Dohna in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, giebt uns die verschiedenen Gegensätze am Hof in einem lebhaften Bildchen vereinigt. Der Graf Christoph hatte zwei Knaben, welche

die Kurfürstin oft nach dem Schlosse holen und mit dem Kurprinzen spielen ließ. Eines Tages wollte Sophie Charlotte das Vergnügen haben, die drei Spielkammeraden völlig zwanglos in ihrer natürlichen Freiheit zu sehen, und befahl, sie ungehindert machen zu lassen was sie wollten. Sie selbst hatte sie in die Gemächer des Kurfürsten geführt, und reizte sie an, recht Lärm zu machen. Das Erste, was ihnen unter die Hände kam, waren die großen silbernen Glocken, mit denen man die Hofdiener herbeiläutete, ja die Kurfürstin gab sie ihnen, und hieß sie aus allen Kräften läuten. Alsbald erhob sich ein betäubender Lärm, so daß der Kurfürst herbeikam, und während er noch unentschieden stutzte, rief Sophie Charlotte den Grafen herbei, der nicht wenig erschrak, seine Söhne in Gegenwart des Kurfürsten so toben zu sehen, besonders da dieser in nicht beruhigendem Scherztone sagte, nun thue es ihm leid, nicht ihn zum Erzieher des Kurprinzen ernannt zu haben, denn seine eignen Söhne erziehe er ja ganz vortrefflich. Sophie Charlotte lachte nur immer mehr über Dohna's Verwirrung, der indeß seine Söhne schalt, und sie fragte, ob sie nicht wüßten, in welchem Hause sie wären? — „O ja", versetzte der Jüngste, „bei dem Herrn da!" und zeigte auf den Kurfürsten. — „Und wer ist es denn?" fragte die Kurfürstin weiter. — „Sie wissen's ja schon", erwiederte der Kleine, „es ist der Bürgermeister von Mohrungen!" Nun lachte auch der Kurfürst, und äußerte, die Kinder seien so drollig wie ihr Vater, womit des letzteren Furcht und Verlegenheit, wahrscheinlich aber auch der furchtbare Glockenlärm, sich endete.

Das Vergnügen an Schauspielen, Opern und Balletten war von Frankreich und Italien her vielfältig angeregt, konnte jedoch nur selten befriedigt werden, weil die einheimischen Künstler wenig taugten, und von den ausländischen die guten kaum zu haben waren. Sophie Charlotte dachte diesem Uebel abzuhelfen, indem sie die Talente der gebildeten Hofleute in Anspruch nahm, und auf diese Weise manche gute Aufführung zu Stande brachte. Der Widerwillen und die Rüge, welche die strenge Geistlichkeit gegen diese weltlichen Belustigungen wohl äußerte, blieben lange Zeit unbeachtet, und die Kur=

fürstin, welche übrigens durch ihre philosophischen Studien keineswegs mit der Kirche entzweit war, konnte ihre Unterhaltungen ungestört fortsetzen. So war auch am Abend vor Pfingsten im Jahre 1695 auf einem kleinen Theater im Schlosse eine Oper aufgeführt worden, worin junge Edelleute und Fräulein vom Hofe mit großem Beifall gespielt und getanzt hatten. Am zweiten Pfingsttage wollte die Kurfürstin diese Aufführung wiederholen lassen, als ihr berichtet wurde, der Hofprediger Cochius habe von der Kanzel heftig dagegen gepredigt. Sie wollte nicht mit Trotz, aber sie hoffte durch Liebenswürdigkeit den strengen Mann zu überwinden, und ließ seine Frau und Tochter freundlich einladen, der Vorstellung beizuwohnen, mit dem Bemerken, diese würden ihm dann am besten bezeugen, daß daselbst nichts Böses vorginge. Allein unglücklicherweise hatte auch ein junger Graf von Dönhof eine Rolle in dem Ballet, und wurde von dem Tanzmeister zur Probe beschieden, während er sich zur Kommunion bereitete; darüber entsetzte sich der Vater, und ging den Kurfürsten mit der Bitte an, solchem Aergerniß zu wehren. Das geschah denn auch, der Kurfürst ließ noch in der Nacht die Bühne abbrechen, und die Oper wurde nicht aufgeführt. Indeß blieb dieser Fall ohne weitere Folge, bald nachher fanden wieder Vorstellungen Statt; die Stimme der Geistlichen schwieg, oder wurde überhört, und man mied nur, in offnen Streit mit ihnen zu gerathen. Der Kurfürst selbst mochte dieser bei Festlichkeiten unentbehrlichen Unterhaltung an seinem Hof nicht entbehren. Und als in der Folge der berühmte Spener die Schauspiele als dem Christenthume entgegen untersagt wissen wollte, erzielte er bloß, daß die Aufführung anstößiger Stücke verboten wurde.

Im Herbste 1695 reiste der Kurfürst nach Kleve, sich mit dem Könige von Großbritannien zu besprechen, und machte auf dem Hinweg einen Besuch in Hannover, wo Sophie Charlotte bei ihrer Mutter blieb, und der Kurfürst bei der Rückreise sie wieder abholte. Dieselbe Anordnung scheint sich im folgenden Jahre wiederholt zu haben, als der Kurfürst abermals zu einer solchen Zusammenkunft reiste, welche erst im Haag, und darauf in Kleve Statt fand.

Sophie Charlotte war nicht zugegen, als ihr Gemahl den berühmten Zwist wegen des Ceremoniels zu bestehen hatte, indem der König dem Kurfürsten im Haag die Ehre eines Lehnstuhls verweigern zu müssen glaubte; der Kurfürst wollte dem Könige gleich behandelt sein, und man traf den Ausweg, daß die erste Zusammenkunft von beiden Seiten stehend abgehalten wurde. Zur Genugthuung aber für den Kurfürsten fand sich der König bald nachher in Kleve ein, wo der Kurfürst im eignen Lande sich die Gleichheit der Ehren unbestritten beimaß. Die Königswürde war schon für den großen Kurfürsten in Anregung gebracht worden, und sein Sohn hatte dem Gedanken bei wiederholten Anlässen auf's neue Raum gegeben; jener verdrießliche Vorfall entschied ihn, mit entschiedenem Ernst an die Ausführung zu denken. Bei der Rückkehr von Hannover wurde die Kurfürstin durch ein Lustballet bewillkommt, in welchem der Kurprinz als Kupido erschien, in welcher Gestalt man sich den nachherigen König Friedrich Wilhelm den Ersten sonst nicht wohl vorstellen wird!

Der Kurfürst hegte schon längere Zeit den Vorsatz, für seine Gemahlin zum Landaufenthalt ein Lustschloß in der Nähe von Berlin erbauen zu lassen. Das Dorf Lützen oder Liezen, zwischen Berlin und Spandau an der Spree gelegen, gehörte dem Oberhofmarschall von Dobrzynski, der dort ein Landhaus erbaut hatte. Bei Gelegenheit einer Spazirfahrt sah die Kurfürstin diese Besitzung, die Lage gefiel ihr, sie kaufte das Dorf und das Haus, das aber für ihr Bedürfniß viel zu klein war. Der Kurfürst trat hinzu, und beschloß eine fürstliche Wohnstätte dort zu gründen. Die Anlage der weitläufigen Gärten, nach den von Paris erhaltenen Rissen des berühmten Gartenkünstlers Le Nôtre, war unter Leitung eines gleichfalls von Paris verschriebenen Gärtners Godeau schon weit vorgeschritten, als nun auch der eigentliche Schloßbau im Jahre 1696 durch den großen Baumeister und Bildhauer Schlüter zu Stande kam. Das Schloß, im italiänischen Geschmack erbaut, war zuerst nur von geringem Umfang, und wurde in der Folge verschiedentlich erweitert. Es erhielt von dem nahen Dorfe den Namen Lützenburg. Die innere

Einrichtung geschah mit möglichster Pracht und Annehmlichkeit, und Sophie Charlotte konnte dabei größtentheils ihren eignen Geschmack geltend machen. Sie scheint in der Ausbildung weniger dem ursprünglichen Baumeister, dem großen Schlüter, als seinem glücklichen Nebenbuhler Eosander von Goethe gefolgt zu sein, und ihm besonders alle Verzierung des Schlosses übertragen zu haben. So schrieb sie unter anderen an Herrn von Schmettau, den brandenburgischen Gesandten im Haag: „Je vous suis obligée des soins que vous avez pris pour le menuisier. Eosander, qui est l'oracle où je m'adresse pour mes bâtimens, dit qu'il n'est pas nécessaire.“ Für die Anordnung ihres Büchersaals sollte ihr der des Markgrafen Christian Ludwig in dessen Schlosse zu Malchow als Muster dienen. Als sie das Schloß endlich beziehen konnte, welches erst am 11. Juli 1696 unter feierlicher Einweihung erfolgte, fand sie dasselbe so angenehm und behaglich, daß sie diesen Aufenthalt jedem anderen vorzog, und dort der ländlichen Abgeschiedenheit und Freiheit so oft und so lange genoß, als es die Verhältnisse nur irgend gestatten wollten. Der Kurfürst war auch in der Folge stets bedacht, das Schloß und die Gärten nur immer reicher auszustatten. Die schönsten Orangenbäume wurden in großer Anzahl hingeschafft, die seltensten Blumen gezogen; Bildsäulen, Vasen, fehlten nicht. In dem Schlosse häuften sich die Mahlereien, die reichsten Tapeten, die prächtigsten Möbel, ein Zimmer wurde mit dem kostbarsten japanischen und chinesischen Porzellan in geschmackvoller Anordnung ausgeschmückt, ein anderes zeigte die schönsten Leuchter, einen kleinen Kaffeetisch und ein vollständiges Kaffeegeräth, alles von gediegnem Golde. Doch kam diese reiche Ausstattung nur nach und nach zu Stande, und Sophie Charlotte starb, ehe noch die Einrichtung und selbst der Bau ganz vollendet waren.

Eine große Merkwürdigkeit begab sich im nächstfolgenden Jahre 1697, eine glänzende Großgesandtschaft des Zars Peter von Rußland erschien, der er in eigner Person, unter anderem Namen, als Oberbefehlshaber der dazu gehörigen Soldaten, sich angeschlossen hatte. Er wollte in Begleitung

seines Generals und vertrauten Günstlings Le Fort, der an der Spitze der Botschaft stand, fremde Länder sehen, um sich zu unterrichten, und umging auf diese Weise die Schwierigkeiten eines Ceremoniels, das für einen Zar von Moskau in vielen Fällen noch sehr streitig sein konnte. Der Kurfürst reiste mit seinem Hofstaate nach Königsberg, um diese wunderbare Gesandtschaft festlich zu empfangen, und sich dem fremden Herrscher in größtem Prunk und Staat zu zeigen. Die Kurfürstin, welche das größte Verlangen hatte, den Zar zu sehen, von dem schon viel Merkwürdiges erzählt worden war, und den man nach manchen Zügen als einen Halbwilden ansehen wollte, mußte für jetzt diesem Wunsch entsagen, weil manche im Ceremoniel gegründete Rücksichten ihrer Anwesenheit entgegen standen, sie blieb in Berlin, nahm aber das Erbieten des Staatsministers von Fuchs desto begieriger an, der von dem ganzen Hergange genauen Bericht erstatten wollte. Einige Bruchstücke von Briefen, welche Sophie Charlotte bei dieser Gelegenheit an jenen Minister geschrieben, haben sich erhalten, und wir dürfen um so weniger unterlassen, sie hier einzuschalten, als der Mangel solcher eigenthümlichen und persönlichen Schriftdenkmale unserer Darstellung schon sehr empfindlich war. Die Kenntniß dieser wenigen, aber unschätzbaren Briefschaften, die wir hier und noch weiterhin von der Hand der herrlichen Fürstin vorlegen, verdanken wir überdies dem hohen Freisinn des Königs Friedrich Wilhelms des Zweiten, welcher diese im Königlichen Archive vorfindlichen Blätter aus eignem Antriebe dem Prediger Erman, den er mit Denkschriften auf Sophie Charlotte beschäftigt wußte, zur beliebigen Veröffentlichung huldreich zusandte, und wir setzen gleichsam die Dankbarkeit fort, indem wir das Geschenkte ferner treu verwenden. Das erste Schreiben der Kurfürstin nach Königsberg ist vom 1. Mai, und es heißt darin: „L'offre que vous me faites, de me donner une relation exacte du voyage du czar, je l'accepte de bon coeur; car, sans que j'ai cela de commun avec toutes les femmes d'être curieuse, il me semble que cela est aussi plus permis sur cette matière, qu'en aucune autre; car le cas est fort rare de savoir le maître inconnu avec

son ambassade, ce qui jusqu'ici n'a été pratiqué que dans les romans. Je regretterai fort de ne pas le voir, et je voudrois que l'on le persuadât de passer par ici, non pas pour voir, mais pour être vu, et nous épargnerions avec plaisir ce qu'on donne pour les bêtes rares pour l'employer en cette occasion." Ein zweites Blatt desselben Monats drückt sehr verbindlich die Befriedigung aus, welche die ersten Berichte gewährt hatten: „Je ne saurois vous dire, monsieur, le plaisir que vous m'avez fait de me donner une si agréable relation du czar de Moscovie: le sujet est effectivement rare, mais il y a surtout du plaisir à l'entendre traiter par vous; aussi j'espère que vous voudrez bien, quand vous n'aurez pas trop d'affaires, me donner des nouvelles encore." Und in demselben Sinn schreibt Sophie Charlotte am 29. Mai: „En vérité vous vous donnez trop de peine, monsieur, en m'écrivant d'une manière aussi exacte ce qui se passe au sujet des Moscovites. Je vois par-là, comme en toutes choses, l'envie que vous avez de me faire plaisir: croyez aussi que je n'y suis pas insensible, et que ma reconnoissance en est grande, ne souhaitant rien tant que de vous témoigner combien je suis sincèrement de vos amis, ce qui n'est assurément pas un compliment, mais une chose sur laquelle vous pouvez faire fond. J'espère que la visite du czar, quoiqu'un peu incommode pour le présent, sera d'un grand avantage à l'avenir pour monsieur l'électeur, qui ménagera apparemment bien toutes les bonnes dispositions qu'il trouve en lui. Je regrette fort qu'il ne vienne pas ici avec son ambassade, et quoique je sois ennemie de la malpropreté, la curiosité l'emporte pour ce coup. La solitude où je suis ici est assez grande pour faire souhaiter de nouveaux objets qui divertissent." Alles Erzählte scheint den Wunsch der Kurfürstin, den Zar selber noch zu sehen, nur gesteigert zu haben. Hoffnung und Mittel hiezu werden in einem Briefe vom 10. Juni angedeutet: „J'espère, qu'en cas qu'on ne puisse détourner le czar des voyages qu'il a encore dessein de faire, que du moins en cherchant sa sûreté par terre, on le pourra

voir en ces quartiers. Comme apparemment ce sont ses favoris les ambassadeurs qui lui ont fait prendre le dessein de voir les pays étrangers, pour ne pas le perdre de vue, ils ne seront pas d'avis qu'il retourne chez lui, qu'à condition que leur ambassade soit finie près de monsieur l'électeur, ce qui seroit fort glorieux pour nous; et ceux qui porteront les choses à ce point-là, comme vous, monsieur, en avez la bonne intention, rendront un grand service à monsieur l'électeur. Vous avez déjà montré en tant d'occasions votre capacité, que se sera un surcroît d'habileté de savoir tourner l'esprit des barbares, avec qui il faut prendre tout-à-fait d'autres mesures qu'avec les autres gens: j'en juge par toutes les relations que vous avez la bonté de m'en donner, dont je vous demeurerai toujours obligée comme de tous les sentimens que vous me témoignez."

Der Zar hatte in Königsberg durch sein freies, kräftiges Wesen, durch seine Wißbegier, auch durch manches Fremdartige und Unstatthafte, großes Aufsehen erregt. Pöllnitz erzählt, zum Beispiel, er habe die Strafe des Räderns, welche ihm unbekannt war, gewünscht vollziehen zu sehen, und als ihm eingewendet worden, es sei kein zu derselben verurtheilter Verbrecher da, habe er gemeint, man solle nur einen seiner Leute nehmen! Als er neben dem Kurfürsten bei der Abendtafel saß, und ein gewaltiger Lärm durch zufälliges Hinschmettern eines Gefäßes auf den Marmorboden entstand, sprang er auf, zog den Säbel, und wollte sich zur Wehre setzen, denn er glaubte Verrath im Spiel; er wollte den Aufwärter, welcher des Versehens schuldig war, hart bestraft wissen. Dagegen zeigte er auch leutselige Güte, hellen Scharfblick, und gesunden klaren Sinn. Als er später in Berlin eintraf, und sich alle Ceremonien verbeten hatte, der Kurfürst aber dennoch ihm sogleich eine Anzahl prächtiger Staatskutschen vorfahren ließ, schlich er unbemerkt zu Fuß aus einer Hinterthür, und kam so zu dem Kurfürsten, dem er auf seine Verwunderung einfach erwiederte, er könne viel weitere Wege zu Fuß gehen, ohne müde zu werden. Sophie Charlotte sah den Zar auch in Berlin nicht, denn bei seiner

dortigen Anwesenheit war sie gerade in Hannover, und erst hier, als der Zar auf seiner Reise nach Holland dorthin kam, lernte sie den wunderbaren Mann, den die abendländische Welt allgemein anstaunte, persönlich kennen. Sie schrieb hierüber am 17. Juli ganz eigenhändig an den Minister von Fuchs den nachstehenden Brief, der durch Inhalt und Wendung einen so klarfassenden als anmuthigen Geist erkennen läßt: „A-présent je puis vous rendre la pareille, monsieur, car j'ai vu le grand-czar: il m'avoit donné rendez-vous à Koppenbrugge où il ne savoit pas que toute la famille seroit, ce qui fut cause qu'il fallut traiter une heure pour nous le rendre visible: à la fin il s'accorda que monsieur le duc de Celle, ma mère, mes frères et moi le viendrions trouver dans la salle où l'on devait souper, et où il voulut entrer en même tems par une autre porte, pour n'être pas vu, car le grand monde quil avoit aperçu sur un parapet en entrant l'avoit fait ressortir du village. Madame ma mère et moi commençâmes à faire notre compliment, et il fit répondre monsieur Le Fort pour lui, car il paroissoit honteux et se cachoit le visage avec la main — ich kann nicht sprechen — mais nous l'apprivoisâmes d'abord, et il se mit à table entre madame ma mère et moi, où chacune l'entretint tour-à-tour, et ce fut à qui l'auroit. Quelquefois il répondoit lui-même, d'autres fois il le faisoit faire à deux truchemens, et assurément il ne dit rien que de fort à propos, et cela sur tous les sujets sur lesquels on le mit; car la vivacité de madame ma mère lui a fait faire bien des questions, sur quoi il répondoit avec la même promptitude, et je m'étonne qu'il ne fût point fatigué de la conversation, puisque l'on dit qu'elle n'est pas fort en usage dans son pays. Pour ses grimaces, je me les suis imaginées pires que je ne les lui ai trouvées, et quelques-unes ne sont pas en son pouvoir de les corriger. L'on voit aussi qu'il n'a pas eu de maître pour apprendre à manger proprement, mais il y a un air naturel et sans contrainte dans son fait qui m'a plu, car il a fait d'abord comme s'il étoit chez lui, et après avoir permis que les gentilshommes

qui servent pussent entrer, et toutes les dames qu'il avoit fait du commencement difficulté de voir, il a fait fermer la porte à ses gens, et a mis son favori, qu'il appelle son bras droit, auprès, avec ordre de ne laisser sortir personne, et a fait venir de grands verres, et donné trois ou quatre coups à boire à chacun en marquant qu'il le faisoit pour leur faire honneur. Il leur donnoit lui-même le verre; quelqu'un le voulut donner à Quirini, il le reprit de ses mains et le remit lui-même entres celles de Quirini, ce qui est une politesse à laquelle nous ne nous attendions pas. Je lui donnai la musique pour voir la mine qu'il y feroit, et il dit qu'elle lui plaisoit, surtout Ferdinando qu'il récompensa comme les messieurs de la cour avec un verre. Nous fûmes quatre heures à table pour lui complaire, à boire à la moscovite, c'est-à-dire tous à la fois et debout à la santé du czar: Frédéric ne fut pas oublié; cependant il but peu. Pour le voir danser je fis prier monsieur Le Fort de nous faire avoir ses musiciens, qui vinrent après le repas, où il ne voulut pas commencer qu'il n'eût vu auparavant comment nous dansions, ce que nous fimes pour lui complaire, et pour le voir faire à lui aussi. Il ne put et ne voulut pas commencer qu'il n'eût des gants, et il en fit chercher par tout son train sans pouvoir en trouver. Madame ma mère dansa avec le gros commissaire; et devant, monsieur Le Fort menoit le tout avec la fille de la comtesse Platen et le chancelier avec la mère: cela alla fort gravement et la danse moscovite fut trouvée jolie. Enfin tous furent fort contens du grand-czar, et il le parut aussi. Je voudrois que vous le fussiez aussi de la relation que je vous en fais: si vous le trouvez à propos, vous pouvez en divertir monsieur l'électeur. En voilà assez pour vous lasser, mais je ne saurois qu'y faire: j'aime à parler du czar, et si je m'en croyois je vous dirois plus que — je reste bien affectionnée à vous servir Sophie Charlotte. P. S. Le fou du czar a paru aussi, qui est bien sot, cependant

nous avons eu envie de rire de voir que son maître prenoit un grand balai et se mit à le balayer."

Wir würden unsere Leser zu beeinträchtigen glauben, wenn wir ihnen die bei dem nämlichen Anlasse geschriebenen Briefe der Mutter Sophie Charlottens vorenthielten; sie finden sich in dem Göttinger historischen Magazin von Meiners und Spittler, und auch Erman hat sie mit aufgenommen. Die Kurfürstin Sophie von Hannover zeigt sich in diesen Blättern ganz in ihrem Karakter, lebhaften Geistes, hellen Verstandes, und kluger Munterkeit. Sie schreibt unter dem 11. August 1697 aus Herrenhausen: „Il faut à-présent vous raconter que j'ai vu l'illustre czar. Sa Majesté fut entièrement défrayée par l'électeur de Brandebourg jusqu'à Wesel; mais elle fut obligée de passer par Koppenbrück, qui est un fief de notre maison appartenant au prince de Nassau en Frise. Nous fimes demander audience à Sa Majesté czarienne (car elle garde partout l'incognito et ses trois ambassadeurs sont seuls chargés de la représentation). Le prince consentit à nous recevoir et à nous voir en particulier. J'étois accompagnée de ma fille et de me trois fils. Bien que Koppenbrück soit à quatre grands milles d'ici, nous nous y rendîmes avec le plus grand empressement, Koppenstein nous ayant précédés pour faire les arrangemens nécessaires. Nous devançâmes les Moscovites, qui n'arrivèrent que vers huit heures et descendirent dans une maison de paysan. Malgré nos conventions il s'étoit rassemblé une si grande multitude de gens que le czar ne sut comment s'y prendre pour passer sans être reconnu. Ainsi nous capitulâmes long-temps. Enfin mon fils fut obligé de faire chasser les spectateurs par les soldats de garde; et pendant que les ambassadeurs arrivoient avec leur suite, le czar se glissa par un degré dérobé dans sa chambre, parce que pour y arriver il auroit fallu traverser la salle à manger. Nous nous rendîmes dans cette chambre auprès de Sa Majesté, et le premier ambassadeur monsieur Le Fort de Genève nous servit d'interprète. Le czar est fort grand: sa physionomie est trés-belle et sa

taille fort noble. Il a une grande vivacité d'esprit, la répartie prompte et juste. Mais avec tous les avantages dont la nature l'a doué, il seroit à souhaiter que ses moeurs fussent un peu moins agrestes. Nous nous mîmes aussitôt à table. Monsieur Koppenstein qui faisoit la fonction de maréchal, présenta la serviette à Sa Majesté, mais Elle en fut embarassé, car au lieu de serviette à table, on lui avoit présenté, dans le Brandebourg des aiguières après le repas. Sa Majesté fut assise à table entre ma fille et moi, ayant un interprète de chaque côté. Elle fut très-gaie, très-parlante, et nous nous liâmes d'une fort grande amitié. Ma fille et Sa Majesté échangèrent leurs tabatières. Celle du czar étoit ornée de son chiffre et ma fille en fait grand cas. Nous demeurâmes à la vérité fort long-temps à table, mais nous y serions volontiers restées plus long-temps encore sans éprouver un moment d'ennui, car le czar étoit de très-bonne humeur, et ne cessoit de nous entretenir. Ma fille fit chanter ses Italiens, leur chant lui plut, bien qu'il nous avouât qu'il ne faisoit pas grand cas de la musique.

Je lui demandai s'il aimoit la chasse? Il me répondit que son père l'avoit beaucoup aimée, mais que pour lui dès sa jeunesse avoit eu une véritable passion pour la navigation et pour les feux d'artifice. Il nous dit qu'il travailloit lui-même à la construction des navires, nous montra ses mains, et nous fit toucher le calus qui s'y étoit formé à force de travail. Après le repas Sa Majesté fit venir ses violons, et nous exécutâmes des danses russes que je préfère beaucoup aux polonoises. Le bal se prolongea jusqu'à quatre heures du matin. Nous avions à la vérité formé le dessein de passer la nuit dans un château du voisinage. Mais comme il faisait déjà jour nous revînmes tout de suite ici sans avoir dormi, et très-contens de notre journée. Il seroit trop long de vous détailler tout ce que nous avons vu. Monsieur Le Fort et son neveu étoient habillés à la françoise: ils ont l'un et l'autre beaucoup d'esprit. Je ne

pus parler aux deux autres ambassadeurs, non plus qu'à une multitude de princes qui font partie de la suite du czar. Le czar qui ne savoit pas que le local ne nous permettoit absolument pas d'y demeurer, s'attendoit à nous revoir le lendemain. Si nous en avions été prévenues, nous nous serions arrangés de manière à rester dans le voisinage pour le revoir encore, car sa société nous a causé beaucoup de plaisir. C'est un homme tout-à-fait extraordinaire. Il est impossible de le décrire, et même de s'en faire une idée à moins de l'avoir vu. Il a un très-bon coeur, des sentimens tout-à-fait nobles. Il faut que je vous dise aussi qu'il ne s'est point enivré en notre présence; mais à peine étions-nous partis que les gens de sa suite se sont amplement dédommagés. Koppenstein a certes bien mérité la superbe pelisse de zibeline dont ils lui ont fait présent, pour leur avoir tenu tête. Il nous a dit cependant qu'ils avoient conservé jusque dans l'ivresse beaucoup de gaieté et de politesse: mais il a eu les honneurs du triomphe. Car les trois ambassadeurs moscovites avoient absolument noyé leur raison dans le vin lorsqu'ils partirent." Der zweite Brief vom 15. September enthält diese Stelle: „Je pourrais embellir le récit du voyage de l'illustre czar, si je vous disois qu'il est sensible aux charmes de la beauté. Mais pris dans le fait, je ne lui ai trouvé aucune disposition à la galanterie. Et si nous n'avions pas fait tant de démarches pour le voir, je crois qu'il n'auroit pas songé à nous. Dans son pays il est d'usage que toutes les femmes mettent du blanc et du rouge, et le fard entre essentiellement dans les présens de noces qu'elles reçoivent; et c'est pourquoi la comtesse Platen a singulièrement plu aux Moscovites. Mais en dansant ils ont pris nos corsets de baleine pour nos os, et le czar a témoigné son étonnement en disant que les dames allemandes ont les os diablement durs." In dem dritten Briefe wird nachträglich erzählt: „Mon bon ami le grand-czar m'a envoyé quatre peaux de zibeline et trois pièces de damas. Mais elles sont trop petites, et l'on ne peut

en faire que des couvertures de chaises. A Amsterdam Sa Majesté s'est divertie à aller au cabaret avec les matelots. Elle-même travaille à la construction d'un navire, car Elle exerce quatorze métiers dans la dernière perfection. Il faut avouer que c'est un personnage extraordinaire. Je ne donnerois pas pour beaucoup le plaisir de l'avoir vu lui et sa cour. Ils ont quatre nains. Il y en a deux qui sont très-bien proportionnés et parfaitement bien élevés. Tantôt il baisoit, tantôt il pinçoit aux oreilles celui de ces nains qui est son favori. Il prit par la tête notre petite princesse, et la baisa deux fois. Sa fontange en fut fort dérangée. Il baisa aussi son frère. — C'est un prince à la fois trés-bon et très-méchant, il a tout-à-fait les moeurs de son pays. S'il avoit reçu une meilleure éducation ce seroit un homme accompli, car il a beaucoup de bonnes qualités et infiniment d'esprit naturel." Die kleine Prinzessin, deren hier Erwähnung geschieht, war Sophie Dorothea, damals zehnjährig, und deren damals sechszehnjähriger Bruder war der nachherige König von Großbritannien, Georg der Zweite. — Ludwig von Baczko erzählt nach mündlicher Ueberlieferung seines Urgroßoheims, der Kurfürst habe den Zar gefragt, was ihm in Preußen am besten gefallen habe? worauf dieser durch seinen Dolmetscher vorher zur Sicherheit angefragt, ob der Kurfürst auch nicht zürnen werde? und auf dessen Verneinung dann lebhaft ausgerufen habe: „Was könnte denn einem Menschen noch besser gefallen als Deine Frau?" Sind diese Worte gesagt worden, so kann es nur nach der in Hannover stattgehabten Zusammenkunft gewesen sein.

Von dem stillen und fruchtbaren Wirken Sophie Charlottens finden wir aus dem Jahre 1697 folgendes Beispiel erwähnt, das wir nicht dürfen unbeachtet lassen. Der Hofprediger Jablonski speiste eines Tages bei der Kurfürstin, und hörte sie bedauern, daß Berlin, so reich sonst an Künsten und Anstalten, keine Sternwarte besäße, und eben so wenig einen Astronomen und eignen Kalender. Jablonski sprach davon mit Danckelman, und dieser ging sogleich auf die Sache thätig ein, wies schon einige Geldmittel an, und machte

dem Kurfürsten zweckmäßige Vorschläge, die jedoch für den Augenblick noch nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Verhandlungen am Reichstage zu Regensburg über die Verbesserung des Kalenders brachten später den Wunsch der Kurfürstin, welche der Sache mit Ernst eingedenk blieb, wiederholt zur Sprache, und Leibnitz'ens einwirkender Rath veranlaßte, daß die Kalendersache mit allen ihr verknüpften Vortheilen der nachherigen Societät der Wissenschaften übertragen wurde.

Das Jahr 1698 brachte Sophie Charlotten einen großen Verlust, ihr Vater Ernst August starb den 28. Januar, nachdem er sechs Jahre seiner neuen Würde, als erster Kurfürst von Hannover, vorgestanden, und fortwährend für ihre Befestigung und Behauptung thätig gewesen. Sein Tod veränderte natürlich auch die Stellung seiner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie; er war, wie schon bemerkt, nicht von ihr beherrscht, aber sie herrschte mit ihm, er nahm ihren Rath und ihre Thätigkeit in Anspruch, und fand sich dabei jederzeit im Vortheil; sowohl die tägliche Verwaltung der Landesangelegenheiten als die großen Plane und Ausführungen gediehen sichtlich unter der Mitwirkung jener trefflichen Frau. Als Mutter des neuen Kurfürsten verlor sie diesen Einfluß nicht ganz, indeß griff derselbe nun nicht mehr so unmittelbar ein. Dem Verhältnisse zu Sophie Charlotten gab diese veränderte Stellung nur mehr Wärme und Traulichkeit, vorher war doch öfters gar sehr das Verhältniß der hannöverschen Fürstin zu der brandenburgischen die Hauptsache geworden, jetzt nahm das der Mutter zu der Tochter und Freundin mehr und mehr die Oberhand. Auch in Bezug auf Leibnitz wurde ihr Verkehr zwangloser, anschließender.

Wir müssen endlich hier umständlicher des Mannes gedenken, den wir bisher, wie noch so eben, nur beiläufig erwähnt haben. Leibnitz, eine der ersten Größen deutschen Namens, eines der Lichter, welche jahrhundertweise die dunklen Pfade der Menschheit beleuchten, hatte früh die Tiefe des Denkens mit der Macht allumfassenden Wissens verbunden, und diesem schon seltnen Bunde noch seltner die Kenntniß und Leichtigkeit der großen Welt und den Glanz der höchsten

Lebenserscheinung hinzugefügt. Frühzeitig mit Fürsten und Staatsmännern vertraut, in den wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten befragt oder thätig, der französischen Sprache gleich kundig zum geselligen wie zum wissenschaftlichen Gebrauche, dabei ein stattlicher, nicht allzugroß aber fest und wohlgebauter Mann, von freiem Blick und Benehmen, hätte er in der Hof- und Staatswelt ein selbstständiges Dasein schon allein durch seine Lebensbildung behaupten können; diese war jedoch nur ein Aeußeres für ihn, die bloße Form für ein anderes weit höheres Dasein, das er unaufhörlich in jenes übertrug. Das ganze Gewicht und Ansehn seines fortgesetzten Weisheitforschens, seiner steigenden Geisteserfolge, brachte er immer neu zu jener Lebenswelt mit, und erst, wenn dieses Verhältniß in seiner Wechselwirkung gehörig gefaßt wird, ist die Bedeutung, in welcher Leibnitz steht, völlig einzusehn. Seit dem Jahre 1676, wo er sich ganz dem hannöverschen Hause gewidmet, war diese Verbindung nur stets inniger geworden, der Dienst in edle Freundschaft übergegangen. Fast allen Mitgliedern dieses Hauses, älteren und jüngeren, war oder wurde er ein thätiger Freund, dessen Umgang sie als ehrenvoll und gewinnreich empfanden. Was er als Staatsgelehrter, als Rechts- und Geschichtsforscher, als diplomatischer Geschäftsmann leistete, mußte auch der gemeine Sinn anerkennen, dem höheren, der in dieser Familie waltete, stand in weit größerem Werthe, was der Mensch ihnen war. Die Kurfürstin Sophie war insbesondre geeignet, einen solchen Freund zu besitzen, ihn würdig zu behandeln, und auch bei Andern geltend zu machen. So war denn auch Sophie Charlotte von ihrer frühen Jugend gewohnt, den Freund ihrer Mutter auch als ihren eignen anzusehen, und je höher sie selber stieg an Geistesentwickelung und äußerer Stellung, desto fester und lebhafter trat auch die Beziehung zu Leibnitz hervor. Sein Name wurde am Hofe zu Berlin mit Ruhm genannt; jederman wußte, wie sehr Sophie Charlotte ihn schätzte. Ihr Gemahl hatte mannigfache Kenntnisse und wußte gelehrtes Verdienst wohl zu würdigen. Die Wissenschaften und Künste gehörten überdies zu der Ausstattung und Pracht, die er seinem Hofe zu geben wünschte,

und die Art und Weise, wie Ludwig der Vierzehnte mit Gelehrten und Dichtern zart und gütig umging, war ein allgemeines Vorbild geworden. Leibnitz hatte auch schon persönlich von Berlin her einen Beweis großen Zutrauens empfangen. Der Kurfürst hing mit Eifer dem Gedanken nach, die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen zu bewirken, in welchem Sinn auch Sophie Charlotte lebhaft angeregt und thätig war. Auf ihren Befehl schrieb der Hofprediger Jablonski am 5. März 1698 den ersten dieses Geschäft betreffenden Brief an Leibnitz, der für ein solches Unternehmen der einzige Mann war, dem dasselbe gelingen konnte. Er widmete demselben rastlose Bemühungen, die jedoch, gleich denen der angesehensten Geistlichen und Staatsmänner des brandenburgischen Hofes, noch lange vergeblich blieben. Durch diese Bezüge, so wie durch seine sonstigen Verbindungen in der Staatswelt, erhielt Leibnitz auch in Berlin ein halbamtliches Ansehn. In dieser Hinsicht konnte sein Aufenthalt späterhin sogar die Eifersucht des Hofes daselbst wecken, wo immerfort große Partheiungen hin und her wogten.

Das Verhältniß der beiden Höfe von Berlin und Hannover hatte im Jahre 1698, außer der Veränderung, welche der Tod des Kurfürsten Ernst August in Hannover bewirkte, auch eine in Berlin ausgebrochene Krisis zu bestehen. Der Sturz des Oberpräsidenten von Danckelman, welcher nicht nur entlassen, sondern auch bald als Staatsgefangner auf die Festung geführt wurde, brachte große Bewegung hervor. Sophie Charlotte war mit Danckelman wenig zufrieden gewesen; wenn nicht Spannung, so hatte Mißtrauen und Kälte sie von einander entfernt gehalten. Allein wer als sein Nachfolger sich festsetzen, und wie dieser sich benehmen würde, war keineswegs entschieden. Im ersten Augenblicke hatte eine große Annäherung des Kurfürsten zu seiner Gemahlin Statt gefunden, und das erlangte Vertrauen zu behaupten, schien für Sophie Charlotten äußerst wichtig; allein ihre Neigung stimmte nicht genug mit dieser Aufgabe überein, und sie bedurfte daher der fortgesetzten Anregung dazu, welche sie nur durch ihre Mutter empfangen konnte. Im

Besitze des beiderseitigen Zutrauens, empfand Leibnitz die Verpflichtung, einem für beide Fürstinnen so wichtigen Zwecke sich zum Werkzeug anzubieten, und er that dies durch eine Denkschrift, die wir hier einschalten: „Puisque madame l'électrice de Brandebourg a maintenant toute la confiance de monseigneur l'électeur son époux: il faut bien ménager cette conjoncture, pour rendre ce bien durable et pour en tirer tout l'avantage raisonnable qu'on en doit espérer.

Et comme madame l'électrice de Brunsvic a en toutes choses les mêmes intérêts que madame sa fille, qu'elles s'aiment parfaitement, et qu'il est bien juste et bien naturel que la mère assiste à sa fille de ses bons avis: il y a lieu d'espérer que toutes deux par ce moyen pourront réparer les maux qui leur sont arrivés, et qu'elles pourront maintenir un pouvoir dans les deux cours qui soit digne d'elles et qui serve à employer leur grand esprit et leurs talents extraordinaires au bien de deux maisons et à l'union parfaite de leur mari et fils.

Mais il faut que cela se fasse avec beaucoup de délicatesse pour éviter une trop grande apparence et affectation, qui puisse donner ombrage à l'électeur jaloux avec raison de son autorité qu'il a voulu reprendre en main. Car je ne doute point que la plus grande raison de la dimission de son premier ministre ne vienne de ce que son pouvoir faisoit tort à la gloire de l'électeur. Or les communications par lettres étant exposées à des accidents, il seroit bon qu'il y eût une personne de confiance qui ait sujet d'aller de temps en temps d'une cour à l'autre pour donner réciproquement des informations convenables, afin que le tout se fasse avec beaucoup de concert et de circonspection, et d'une manière qui ne soit sujette à des soupçons et ombrages.

Pour cet effet je ne saurois nommer un autre que moi. Madame l'électrice de Brunsvic m'honorant de sa confiance, j'ai sujet d'en espérer autant chez madame sa fille. Je ne saurois me vanter d'une parfaite connaissance des affaires présentes; cependant on m'en attribue quelque

intelligence, puisqu'on me charge de temps en temps de dresser quelques écrits sur des matières importantes et qu'on croit que je puis approfondir celles dont je suis chargé.

Voici le sujet qu'on me pourroit donner d'aller de temps en temps à la cour de Berlin. L'on sait que je me suis distingué d'une manière singulière dans les sciences les plus profondes, que je suis depuis plus de vingt ans de la société royale d'Angleterre, que je devois être de l'académie royale des sciences de Paris, que j'ai une grande correspondance avec les plus savants du temps et que mes productions ont été extrêmement applaudies en France, en Angleterre et en Italie. Ainsi comme l'inspection de la fameuse bibliothèque de Wolfenbuttel me donne sujet d'y aller de temps en temps, de même quelque intendance sur les sciences et arts qu'on veut faire fleurir à Berlin d'une manière fort glorieuse à l'électeur me pourroit former une raison encore plus plausible d'aller de temps en temps à Berlin d'une manière qui ne seroit point inutile.

Pour cet effet il seroit peut-être convenable que madame l'électrice de Brandebourg témoignât par un petit mot, en écrivant à madame sa mère, qu'elle seroit bien aise que je fisse un tour à Berlin, et me fit la grâce par après quand j'y serois arrivé, d'obtenir auprès de monseigneur l'électeur de Brandebourg qu'on me chargeât du soin que je viens de dire, ce qui se pourroit faire de fort bonne façon avec l'agrément de la cour d'Hanovre et d'une manière qu'on y eût sujet d'en être bien aise.

Or par ce moyen j'aurois une fort belle occasion auprès de mesdames les électrices, et par leur moyen auprès de l'électeur et du prince électoral, d'insinuer les choses qui serviront à leur gloire et à leur bien commun, et qui seront conformes aux desseins et intérêts de toutes ces illustres et grandes personnes et surtout de madame l'électrice de Brunsvic, dont les intentions généreuses et belles me sont connues.

Je parlerai une autre fois du plan des desseins qu'on pourroit former, pour contribuer le plus au bien et à la gloire des deux maisons, dans ces conjonctures où le pouvoir de la France et le succès et l'animosité du parti attaché au pape nous menacent d'une fâcheuse révolution, si on ne s'y oppose avec beaucoup d'adresse et de vigueur."

In Berlin nahmen indessen die Sachen bald eine bestimmtere Gestalt. An die Stelle Danckelman's kam der Feldmarschall Graf von Barfus, der aber sich nicht lange im Vertrauen des Kurfürsten, wenn auch längere Zeit noch in Geschäften erhielt. Nach kurzer Zwischenzeit ruhte das volle Vertrauen des Kurfürsten auf dem bisherigen Oberkammerherrn Freiherrn von Kolbe, der schon lange seine Gunst besaß, und der bald, in Folge seiner neuen Stellung, durch den Kaiser zum Reichsgrafen von Wartenberg erhoben wurde. Von Danckelman war er in vielen Stücken das Gegentheil; wenn jener stolz und streng erschienen war, so zeigte dieser sich freundlich und heiter; übrigens hatte er glänzende Eigenschaften, und an Gewandtheit, Bemühung und Thätigkeit übertraf er seinen Vorgänger. Für den Kurfürsten und dessen Ruhm war er voll Eifer, und er würde allen Verhältnissen genügt haben, hätte nicht eines, welches ihn ganz bemeisterte, ihm als ein Flecken angehaftet. Er hatte eine Frau von niederem Stande geheirathet, von großer Schönheit, aber mehr als zweideutiger Aufführung. Sie war mit ihm emporgestiegen, und übte in ihrem hohen Range nun Uebermuth und Herrschsucht in vollen Maßen. Auch dem Kurfürsten gefiel sie nicht, und er gab sich sogar den Anschein, als sei die Gräfin seine Maitresse, denn seinem glänzenden Hofe schien solche nicht fehlen zu dürfen. Sie war indeß so wenig seine Geliebte, als sie überhaupt eine Montespan oder Maintenon war. Sophie Charlotte jedoch, wie gleichgültig auch gegen jenen Anschein, konnte doch unmöglich an jener Frau Gefallen finden, ihr fürstlicher Stolz empörte sich gegen die gemeine Herkunft, welche in dem hohen Range und reichen Glanze noch immer sichtbar blieb, ihr sittliches Gefühl und ihre Geistesbildung mußten durch

unziemliche Rohheit noch stärker verletzt werden. Die Kurfürstin hielt sich gegen die Gräfin von Wartenberg mit Kälte zurück, gestattete ihr keinen näheren Zutritt, und lud sie nie nach Lützenburg ein. Auch von dem Grafen dachte sie, ungeachtet seiner glänzenden Außenseite, nicht vortheilhaft. „Wie ist es möglich", sagte sie zu Dohna, „daß mein Gemahl, der doch Geist und in allen sonstigen Dingen so guten Geschmack hat, von diesem Manne so eingenommen sein kann?" Bei dieser Meinung konnte kein günstiges Vernehmen dauern, und auch gegen den Kurfürsten selbst mußte wieder größere Zurückziehung die Folge sein. Der Kurfürst gestattete der Gräfin den ersten Rang am Hofe nach den Prinzessinnen, und sie übernahm es nun, in allen den Fällen, wo die Anwesenheit der Kurfürstin nicht durchaus erforderlich schien, an deren Statt dem Hofe vorzustehen und alle Ehren einer solchen Stellung zu empfangen und auszuspenden. Gern überließ ihr Sophie Charlotte diesen Spielraum, auch wenn jene ihn bisweilen übermäßig ausdehnte, und führte in Lützenburg nur um so behaglicher ein abgesondertes und unabhängiges Leben. Dies wurde in allen Beziehungen dem des Kurfürsten völlig entgegengesetzt. In geselliger Unterhaltung, bei geistreichem Vorlesen, in wissenschaftlichen Gesprächen, bei Musik und Bühnenspielen, hielt die Kurfürstin ihre Gesellschaften oft bis tief in die Nacht versammelt, und es geschah wohl, daß man von ihren Abenden unmittelbar zum Lever des Kurfürsten gehen konnte, der schon um 4 Uhr Morgens aufstand.

Die Gräfin von Wartenberg unterließ nicht allerlei zu versuchen, um bei der Kurfürstin Zutritt zu erlangen. Da sie den Grafen Christoph zu Dohna in großer Gunst sah, so wählte sie ihn zum Vermittler. Er übernahm den Auftrag sehr ungern, wußte ihn aber doch nicht abzulehnen. Er selbst erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, wie er sich dabei benommen. „Ich habe", sagte er, „den dümmsten Auftrag von der Welt, erlauben Ew. Kurfürstliche Durchlaucht, daß ich mich dessen schleunigst entledige. Die Kolbe begehrt, bei Ihnen erscheinen zu dürfen, sie wünscht es mit Heftigkeit, sie stirbt vielleicht vor Schmerz, wenn Sie ihr diese Erlaub-

niß nicht gewähren; denken Sie, welcher Verlust! Möchten Sie wegen einer kleinen Ceremonie den Hof seines schönsten Schmuckes berauben?" — „Das nenn' ich einen beredten Botschafter", versetzte die Kurfürstin laut lachend, „mich wundert es aber nicht, Sie kommen ganz frisch von Ihrer Gesandtschaft nach England, Sie finden Geschmack an Unterhandlungen, wie ich sehe, und versprechen darin berühmt zu werden. Aber — fuhr sie ernsthaft fort — was rathen Sie mir?" — „Nichts!" erwiederte Dohna; „der Himmel bewahre mich, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht in solchem Fall etwas zu rathen; ich habe mich meiner Bürde entledigt, das ist mir genug." — „Sie scherzen, Graf Dohna", sprach die Kurfürstin weiter, „aber die Sache ist mir unangenehmer, als Sie glaubten, eine Antwort ist nöthig, und dies setzt mich in Verlegenheit." — Nach einigem Besinnen, sagte sie endlich: „Nun wohl! Möge ihr Mann es so wenden, daß der Kurfürst mir es befiehlt, so bin ich bereit, sie zu sehen." — Da der Kurfürst aber diesen Befehl nicht geben wollte, sondern die Zurückhaltung Sophie Charlottens im Grunde billigte, so hatte die Sache diesmal keine weitere Folge. Alle Zwistigkeiten und Gegensätze tauchten jedoch vorübergehend in Pracht und Festlichkeit unter, woran der Kurfürst es nie lange fehlen ließ. Die Vermählung seines Bruders, des Markgrafen Philipp im Jahre 1699 mit der Prinzessin von Anhalt-Dessau, und die seiner Tochter erster Ehe mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel, gaben dazu verstärkten Anlaß. Das letztere Beilager wurde in Oranienburg sehr festlich begangen, und Sophie Charlottens Aufputz dabei als überaus kostbar und herrlich bewundert, wobei man jedoch der Worte einer nach dem Haag durchgereisten russischen Gesandtin eingedenk war, welche gesagt hatte, daß keinem, der die Ehre habe diese durchlauchtigste Fürstin zu sehen, Zeit und Raum gelassen sei, auf ein anderes, als auf sie selbst Achtung zu geben. Den Neuvermählten wurde auch von Sophie Charlotten ein Fest in Lützenburg gegeben, und dabei auf dem dortigen Theater ein Schäferspiel aufgeführt, wozu der Abbate Mauro die Worte, der Kapellmeister Attilio Ariosti die Musik gemacht hatte. Man bewunderte die Kühnheit des

Komponisten, der mit ganz ungewöhnlichen und verwirrten Tönen, die in lauter sich beständig auflösenden Dissonanzen bestanden, einen mächtigen Eindruck bei den Zuhörern bewirkte, und sie bald zu Wehmuth und bald zu Schrecken hinriß. Der Kaiserliche Sänger Ballarini, der aus Wien zu der Festlichkeit verschrieben worden, ärntete gleicherweise vielen Beifall. Zwischen den Akten wurde von den Hofleuten getanzt, und zuletzt prächtig gespeist.

Den näheren Antheil Sophie Charlottens erregte in dieser Zeit ein Geschäft, zu welchem Leibnitz nach Berlin berufen wurde. Schon mehrmals hatte die Kurfürstin versucht, ihn dorthin zu ziehen. Nach dem Tode des Staatsgelehrten und Geschichtschreibers Pufendorf war im Vorschlag, Leibnitz an dessen Stelle zu bringen. Aber auch zum bloßen Besuch war er oft und dringend eingeladen worden. Am 19. September 1699 schrieb Jablonski an ihn: „Da ich ehegestern das Glück hatte, der Kurfürstin Durchlaucht in Dero Andacht zu Lützenburg zu bedienen, sprachen Sie bei der Tafel nach Gewohnheit von meinem hochverehrten Herrn gar gnädig, und bezeugten, wie sehr Sie gewünscht hätten, selbten einmal hie zu sehen.“ Sie selbst hatte den Gedanken in dem Kurfürsten erweckt, in Berlin eine Societät der Wissenschaften zu gründen; sie machte mit Erfolg das Beispiel Ludwigs des Vierzehnten geltend, und dem Kurfürsten leuchtete sogleich ein, daß eine solche Stiftung den Glanz seiner Regierung nur vermehren würde, und einem so kenntnißreichen, ja gelehrten Fürsten es vor anderen geziemen müßte, sich auch als Förderer der Wissenschaften zu verherrlichen. Daß Leibnitz hiebei zu Rath gezogen und mit der Ausführung beauftragt wurde, lag in seinem Ruhme und in seinem bisherigen Verhältnisse vollständig begründet, es wäre schwerlich ein Nebenbuhler auch nur zu nennen gewesen. Jablonski bekam im März 1700 von dem Kurfürsten den Befehl, Leibnitz förmlich nach Berlin einzuladen, und da Sophie Charlotte sich gerade in Hannover befand, so war ihm die schöne Gelegenheit eröffnet, die fürstliche Gönnerin auf ihrer Rückreise zu begleiten. Im Mai traf er in Berlin ein, und wurde mit größter Auszeichnung aufgenommen. Der Briefwechsel, wel-

chen er von hier aus nun sehr lebhaft nach Hannover mit der Kurfürstin Sophie unterhielt, gewährt uns einen Blick in das thätige und genußvolle Leben, welches er als Gast in Berlin führte. Die Besorgnisse wegen des Kriegs, in welchen Hannover gegen Dänemark im Sommer 1700 einen Augenblick verwickelt wurde, und wo zwei Brüder und der Oheim Sophie Charlottens mit im Felde waren, schwanden bald wieder, und diese konnte nun auf ihrem Schlosse Lützenburg ungestört den Vergnügungen leben, zu welchen alles um sie her fast ohne ihr Zuthun angelegt war, und mit deren Pracht und Fülle sie nur ihren Geist und Geschmack zu vereinen strebte. Anstatt steifen Ceremoniels, welches dem Kurfürsten mehr gefiel, gewann alles bei ihr heitre Bewegung, und die angenehmen Festlichkeiten und Gesellschaften zu Lützenburg bekamen solchen Ruf, daß die Kurfürstin Sophie den Namen scherzend in Lustenburg verwandelte. In diesem muntern Wechsel der Tage wurde die Societät der Wissenschaften glücklich zur Reife gebracht, der Kurfürst genehmigte den von Leibnitz entworfenen Plan, und vollzog am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief. — Friedrich der Große mißt die Ehre dieser Gründung hauptsächlich Sophie Charlotten und Leibnitz bei; jene Fürstin, sagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt, und einen Philosophen wie Leibnitz vollkommen zu würdigen gewußt; dieser aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche sich den Fürsten gleichstellen, ja mehr als Eine Seele habend, sei für sich allein schon eine Societät gewesen. Er wurde zum Kurfürstlichen Geheimen Rath und zum beständigen Präsidenten dieses neuen Vereins ernannt, der später in vier Klassen getheilt wurde, worunter eine für deutsche Sprache und Alterthümer. Leibnitz hatte die Benennung Societät dem Namen Akademie vorgezogen, doch überwog in der Folge der letztere. Nach mancherlei Schicksalen und wechselnden Leistungen hat diese wissenschaftliche Anstalt erst in neueren Zeiten einen festeren Zweck und Bestand erlangt.

Gleich am Tage nach dieser Gründung gab Sophie Charlotte zu Lützenburg ein Maskenfest, in welchem auch Leibnitz

eine Rolle haben sollte, jedoch in dem Grafen von Wittgenstein einen willkommenen Vertreter fand. Die Verse, welche der Ceremonienmeister von Besser für die vornehmsten Masken gedichtet, können wir übergehen. Die Beschreibung aber, welche Leibnitz mit eigner Hand an die Kurfürstin Sophie gerichtet, darf hier nicht fehlen; sein Brief ist vom 13. Juli, und lautet wie folgt: „Madame! Quoique je m'imagine que madame l'électrice fera à Votre Altesse Électorale une description de la masquerade comique, ou de la foire de village, représentée hier au theâtre de Lützenbourg; j'en veux pourtant dire aussi quelque chose. Le directeur en étoit monsieur d'Osten, qui a été dans les bonnes grâces du feu roi de Danemarc. On avoit réglé le tout fort à la hâte, pour être exécuté le jour destiné à célébrer la naissance de l'électeur, c'est-à-dire le 12, quoique l'onzieme, qui étoit le dimanche passé, soit le vrai jour natal. On représenta donc une foire de village ou de petite ville, où il y avoit des boutiques avec leurs enseignes, et l'on y vendoit pour rien des jambons, saucisses, langues de boeuf, des vins et limonades, du thé, café, chocolat, et drogues semblables. C'étoient monseigneur le marggrave Christian Louis, monsieur d'Obdam, monsieur du Hamel et autres, qui tenoient ces boutiques. Monsieur d'Osten faisant le docteur empirique, avoit ses arlequins et saltimbanques; parmi lesquels se mêla agréablement monseigneur le marggrave Albert. Le docteur avoit aussi des sauteurs, qui étoient, si je ne me trompe, monsieur le comte de Solms et monsieur de Wassenaer. Mais rien ne fut plus joli que son joueur de gobelets; c'étoit monseigneur le prince électoral, qui a appris effectivement à jouer l'hocus-pocus.

Madame l'électrice étoit la doctoresse, qui tenoit la boutique de l'orviétan. Monsieur Désaleurs faisoit très-bien le personnage d'arracheur de dents. A l'ouverture du theâtre parut l'entrée solennelle de monsieur le docteur monté sur une façon d'éléphant; et madame la doctoresse se fit voir aussi, portée en chaise par ses Turcs. Le joueur de gobelets, les bouffons, les sauteurs et

l'arracheur de dents vinrent après; et quand toute la suite du docteur fut passée, il se fit un petit ballet de Bohémiennes, dames de la cour, sous un chef, qui étoit madame la princesse de Hohenzollern; et quelques autres s'y mêlèrent pour danser. On vit aussi paroître un astrologue, la lunette ou le télescope à la main. Ce devoit-être mon personnage; mais monsieur le comte de Wittgenstein m'en releva charitablement. Il fit des prédictions avantageuses à monseigneur l'électeur, qui regardoit de la plus prochaine loge. Madame la princesse de Hohenzollern, principale Bohémienne, se prit à dire la bonne avanture à madame l'électrice le plus agréablement du monde, en vers allemands fort jolis, qui étoient de la façon de monsieur de Besser. Monsieur de Quirini étoit valet de chambre de madame la doctoresse; et moi, je me plaçai avantageusement pour voir tout de près avec mes petites lunettes, et pour en faire rapport à Votre Altesse Électorale. La demoiselle de madame la princesse de Hohenzollern avoit mal aux dents; et l'arracheur, les tenailles de maréchal à la main, faisant son métier, fit paroître une dent qui étoit quasi comme le bras; aussi étoit-ce une dent de cheval marin. Le docteur louant les proueses de son arracheur, laissa juger à l'assemblée combien il falloit être adroit, pour tirer une telle dent sans faire du mal. Parmi les malades qui demandoient des remèdes étoient messieurs d'Alefeld et de Flemming, envoyés de Danemarc et de Pologne, et notre monsieur d'Ilten, vêtus en paysans de leurs pays chacun ayant sa chacune. Madame la grand-maréchale étoit la femme de l'arracheur et l'aidoit à mettre en ordre les drogues et instruments; il en étoit de même des autres. Plusieurs entremêlèrent adroitement des voeux pour l'électeur et l'électrice. Monsieur d'Obdam en flamand, monsieur Flemming en bon pomérien, car il finissoit ainsi:

Vivat Friedrich und Charlott!
Wer's nicht recht meint, ist ein Hundsfott.

C'étoit au reste la tour de Babel, car chacun y parloit

sa langue; et monsieur d'Obdam, pour faire plaisir à madame la doctoresse, chanta la chanson de l'Amour-medecin, qui finit par la grande puissance de l'orviétan. Aussi celui que vendoit une telle doctoresse ne pouvoit manquer d'en avoir.

Sur la fin vint un trouble-fête, monsieur de Reisewiz, envoyé de Saxe en Pologne, faisant le docteur ordinaire du lieu ou stadtphysikus, qui attaquoit l'empirique. C'étoit un combat en paroles assez plaisantes. L'empirique ayant montré ses papiers, parchemins, privilèges et attestations des empereurs, rois et princes, le stadtphysikus s'en moqua, et montra de belles médailles d'or pendues à son col, et à celui de madame sa femme, disant que c'étoit par son habileté, qu'il avoit acquis de telles pièces, et que cela marquoit plus réellement son savóir-faire que des papiers ramassés.

Enfin monseigneur l'électeur descendit lui-même de sa loge, travesti en matelot hollandois, et acheta par-ci par-là dans les boutiques de la foire. Il y avoit de la musique dans l'orchestre; et tous ceux qui ont été présents, qui n'étoient ou ne devoient être que des gens de la cour ou de distinction, ont avoué, qu'un grand opéra, qui auroit coûté des milliers d'écus, auroit donné bien-moins de plaisir aux acteurs aussi bien qu'aux spectateurs.“ Die Kurfürstin Sophie sandte diese Schilderung nach Paris an ihre Kousine die Herzogin von Orleans, welche sich an dergleichen sehr ergötzte. Daß jedoch der Reiz solcher Lustbarkeiten für Leibnitz leicht erschöpft wurde, und sein Sinn damit nicht dauernd übereinstimmte, sehen wir aus einem anderen Briefe an seine fürstliche Freundin, worin er meldet, daß er am vorigen Tage erst um 3 Uhr von Lützenburg zurückgekommen sei, und hinzufügt: „Je fais ici une vie que madame l'électrice appelle après moi ein liederlich Leben. Me voilà donc bien dérangé et bien hors de mon élément.“

Inzwischen hatte der Kurfürst die Erlangung der Königswürde fortgesetzt im Auge behalten, und diese Angelegenheit, mit welcher auch die Ungnade Danckelman's und die Er=

hebung Wartenberg's in nahem Bezuge stand, kam täglich entschiedener zur Sprache. Wartenberg erkannte, daß von dem Gelingen derselben seine fernere Stellung abhinge, und er wandte allen Eifer an, dem Kurfürsten diese Befriedigung zu verschaffen. Die Unterhandlungen waren nach allen Seiten angeknüpft, und während in Wien die Zustimmung des Kaisers begehrt und den Schwierigkeiten seiner Minister nach besten Kräften begegnet wurde, blieb nichts unversucht, um von anderen bedeutenden Höfen nicht nur die Zusage ihrer Anerkennung, sondern auch ihre thätige Unterstützung zu erlangen. Wartenberg wandte sich in seiner Verlegenheit nach Hannover an die Kurfürstin Sophie, welche die Sache lebhaft ergriff, und gern alles aufbot, um ihre Tochter als Königin zu sehen. Dies ist die spätere und wahrscheinlichere der beiden abweichenden Erzählungen, welche von diesem Hergange sich bei Pöllnitz finden. Ein näheres Einvernehmen zwischen Sophie Charlotte und Wartenberg konnte nun nicht ausbleiben. Nach den von Hannover empfangenen Winken konnte nun die Kurfürstin ihre Vertraute, Fräulein von Pöllnitz, zur näheren Rücksprache mit Wartenberg beauftragen. Letzterer setzte die größte Hoffnung auf den persönlichen Einfluß der beiden Fürstinnen bei dem Könige Wilhelm von Großbritannien, der zugleich als Erbstatthalter in Holland gebot, und bei dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, welcher als des Kaisers Statthalter in Brüssel den katholischen Niederlanden vorstand. Die Kurfürstin Sophie hatte ihrerseits für ihr Haus die wichtige Angelegenheit wegen der englischen Thronfolge durch persönliche Anwesenheit im Haag zu verfolgen. Es wurde demnach verabredet, die beiden Kurfürstinnen sollten, unter dem Vorwande der leidenden Gesundheit Sophie Charlottens, die Bäder von Aachen, und bei dieser Gelegenheit auch Brüssel und den Haag besuchen. Hiezu waren sogleich die größten Mittel bereit, der Kurfürst willigte in jeden Aufwand, der seinem Zwecke günstig schien. Nicht nur wurden unbeschränkte Summen für die Reise selbst angewiesen, sondern es kam auch zur Sprache, daß die Kurfürstin, bei der prächtigen Lebensweise, die von ihr verlangt werde, und die auch, sofern sich

Geschmack und Geist damit verbinden ließen, ihrem eignen Sinne schon ganz genehm war, mit ihren bisherigen Einkünften nicht ausreichen könne, daher ein Rückstand von 150,000 Thalern sogleich bezahlt, und für die Zukunft eine Vermehrung von jährlich 20,000 Thalern ausgemacht wurde. Nach diesem, zuerst von Fräulein von Pöllnitz, als Vertrauten der Kurfürstin, mit Wartenberg geschlossenen Vertrage, dem der Kurfürst in allen Punkten beistimmte, wagte jener, die Kurfürstin noch um die Gunst anzugehen, daß sie seine Gemahlin bei sich sähe. Sophie Charlotte glaubte diesem Verlangen nachgeben zu müssen, da auch die Fortdauer des guten Vernehmens mit dem Kurfürsten hievon abhängig schien. Sie ließ daher zu einem ihrer Hoftage die Gräfin von Wartenberg nach Lützenburg einladen, wo derselben jedoch sogleich die unangenehme Verlegenheit zukam, von der Kurfürstin nach deren gewohnter Weise französisch angeredet zu werden und in dieser Sprache nicht antworten zu können. Ein paar Tage darauf, im Mai des Jahres 1700, trat Sophie Charlotte ihre Reise an, zuerst nach Hannover, und dann mit der Mutter vereint im Anfang des Septembers nach Aachen. Leibnitz, der wegen seiner Gesundheit im Bade zu Töplitz war, empfing die Einladung, dies Bad mit dem von Aachen zu vertauschen, und mit den beiden Fürstinnen zu reisen, denen er damit ein sehr großes Vergnügen machen würde. Doch fand Leibnitz sich genöthigt, dieses schmeichelhafte Anerbieten ungenutzt zu lassen, und mußte bis zum Ende des Septembers in Töplitz bleiben.

Die beiden Kurfürstinnen brachten einen Theil der Badezeit in Aachen hin, und begaben sich dann nach Brüssel. Hier hatte Sophie Charlotte die Freude, ihren Kurprinzen zu finden, der inzwischen von Berlin dahin gebracht worden war. Der Kurfürst von Baiern empfing sie mit größter Zuvorkommenheit, und veranstaltete ihnen zu Ehren mannigfache Feste; Maximilian Emanuel huldigte den schönen Frauen mit ritterlichem Eifer; die Schönheit und der Geist Sophie Charlottens erregten seine Bewunderung, der Verstand und die anmuthige Lebhaftigkeit der Kurfürstin Sophie nahmen ihn nicht weniger ein. Er trug kein Bedenken, als die

Rede auf die Königswürde kam, sein Versprechen zu geben, daß er dieselbe, sobald die Seemächte mit ihrem Beispiel vorangingen, sogleich anerkennen würde, wenn auch der Hof zu Wien noch Schwierigkeiten machte. Die Kurfürstin von Baiern benahm sich weniger zuvorkommend. Sie war eine Polin, Tochter des Königs Johann Sobieski, und vereinigte mit den Vorzügen ihrer Landsmänninnen auch manche von deren Launen. Schon bei ihrer Durchreise in Berlin, als sie ihrem Gemahl nach Brüssel folgte, hatte sie durch manche Sonderbarkeit sich bemerklich gemacht. Sie war sehr schön, wollte aber keiner anderen Frau gestatten, es auch zu sein, und äußerte ihr Mißvergnügen und ihre Eifersucht auf alle Weise, wenn dergleichen Ansprüche sich darstellten. Die Anwesenheit Sophie Charlottens war ihr deßhalb eine Pein, sie wollte deren Schönheit durchaus nicht mit der ihrigen vergleichen lassen, vermied sorgfältig mit ihr zusammen öffentlich zu erscheinen, und stellte sich lieber krank. Sophie Charlotte, schon bekannt mit den Eigenschaften der wunderlichen Polin, rechnete ihr dies Betragen nicht an, sondern nahm es von der leichten Seite, und scherzte darüber mit dem Kurfürsten von Baiern, zu dem sie, mit Hindeutung auf seine einstmalige Bewerbung, gesagt haben soll: „Ohne mir schmeicheln zu wollen darf ich glauben, daß ich mich besser dazu geschickt hätte, Ihre Frau zu sein, als Ihre jetzige: Sie lieben die Vergnügungen, ich hasse sie keineswegs: Sie sind galant; ich bin nicht eifersüchtig: nie würden Sie mich böse sehen; und ich glaube wir hätten eine gute Ehe mit einander geführt."

Von Brüssel begaben sich die beiden Kurfürstinnen nach Holland, und hatten zwischen Antwerpen und Rotterdam einen Sturm zu bestehen, bei welchem besonders die Kurfürstin Sophie sich durch muthige Fassung auszeichnete. Nach großer Gefahr kamen sie am 26. Oktober doch wohlbehalten in Rotterdam an. Die politischen Zwecke thaten der geistigen Neigung und Theilnahme keinen Eintrag; an dem Orte, wo der geschätzte Forscher und Kritiker, der damals vielgeltende Schriftsteller Peter Bayle wohnte, war das Verlangen ihn zu sehen lebhaft erweckt, noch am späten Abend wurde zu

ihm geschickt, allein Bayle lag schon zu Bette, krank an heftigem Kopfschmerz, und mußte die ihm so schmeichelhafte Einladung versäumen. Der berühmte Basnage, welchem der Graf von Dohna im Haag nochmals den Wunsch der beiden Fürstinnen zu erkennen gab, ließ Bayle davon benachrichtigen, und dieser stellte sich nun dort beeifert ein. Beide Gelehrte wurden mit Auszeichnung aufgenommen. Die Kurfürstin Sophie unterhielt sich insbesondre mit Bayle, richtete mehrere Fragen an ihn, und das Gespräch wandte sich auf die wichtigsten Gegenstände. Sophie Charlotte sprach unterdeß hauptsächlich mit Basnage, und lobte sehr Bayle und dessen Schriften, welche sie stets mit sich zu führen versicherte. Von beiden Seiten scheint große Befriedigung Statt gefunden zu haben; es geschah sogar der Vorschlag, die beiden Gelehrten sollten noch eine Strecke mitreisen, welches jedoch nicht zur Ausführung kam.

Auf dem Schlosse Loo wurden hierauf die politischen Anlagen besprochen, und die beiden Fürstinnen zeigten vereint und jede insbesondre hierin die entschiedenste Ueberlegenheit des Geistes und der Klugheit. Sie gewannen in aller Hinsicht die vollständigsten Erfolge. Die Kurfürstin Sophie erlangte von dem Könige von Großbritannien das förmliche Versprechen, daß ihr und ihrer protestantischen Nachkommenschaft die Thronerbfolge von England zugesichert werden sollte. Die Kurfürstin Sophie Charlotte bestimmte den König, ihren Gemahl als König anzuerkennen. Mit diesem Siege, welcher die Nachgiebigkeit des Kaisers entschied und allen sonstigen Einspruch entkräftete, kehrte die nun ihrem harrenden Gemahl doppelt erwünschte Fürstin nach Berlin zurück. Sie hatte freilich durch ihren Erfolg für sich selber eine nächste Zeit bereitet, an der sie schwer zu tragen haben sollte.

Solcher wichtigsten Zustimmungen versichert, eilte Friedrich der Dritte die Annahme der Königswürde, wozu seine Ungeduld schon alles vorbereitet hatte, unmittelbar in Vollzug zu setzen. Die Kurfürstin hatte sich von ihrer Reise noch nicht ausgeruht, und schon mußte sie sich zu einer neuen anschicken, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Friedrich der Große erzählt, was wir ohne ein solches Zeugniß nicht

wiederholen würden, die Kurfürstin, welche allerdings mit einiger Angst den bevorstehenden Ceremonien und persönlichen Leistungen entgegensehen konnte, habe zu einer ihrer Damen gesagt, sie sei in Verzweiflung, die nächsten Monate in Preußen gegenüber ihrem Aesop die Theaterkönigin spielen zu müssen. Und an Leibnitz habe sie um diese Zeit geschrieben: „Ne croyez pas que je préfère ces grandeurs et ces couronnes, dont on fait ici tant de cas, aux charmes des entretiens philosophiques que nous avons eûs à Lutzenbourg." Dem Kurfürsten bot sich unter seinen Ländern das Herzogthum Preußen, als nicht zum deutschen Reiche gehörig, bequem und schicklich dar, um zum Königreich erhoben zu werden, und in Königsberg, dem Orte, wo er selbst geboren worden, und dessen Namen schon günstig klang, sollte die Krönung vor sich gehen. Schon am 17. Dezember 1700 begann die Abreise von Berlin, und viele Tage hinter einander folgten immer neue Abtheilungen des Hofes und seiner Begleitung. Seinem Hange gemäß, hatte der Kurfürst diesmal jede ersinnliche Pracht und Festlichkeit aufgeboten. Er selbst und die Kurfürstin reisten mit ihrem persönlichen Gefolge, dreihundert Karossen und Rüstwagen, mit Postpferden voran; sie fuhren nur Vormittags, und wo sie ankamen, war prunkvolle Tafel und mannigfache Festlichkeit bis auf den Abend; in zwölf Tagen gelangten sie nach Königsberg. Drei andere Abtheilungen des Hofes, wahren Heereszügen vergleichbar, folgten etwas langsamer nach; außer den mitgenommenen Königlichen und sonstigen eigengehörigen Pferden wurden noch gegen dreißigtausend Vorspannpferde gebraucht! In Königsberg mußten die schon begonnenen Anstalten rasch vollendet werden, der Kurfürst berieth mit seinen Ministern alles genau, der Ceremonienmeister von Besser half die Ordnungen festsetzen, Eosander von Goethe die nöthigen Verzierungen aufstellen. Am 15. Januar 1701, unter Begleitung von Trompetern, Truppen und vielem Hofgepränge wurde durch Herolde auf den Plätzen und Straßen die öffentliche Bekanntmachung verlesen, daß Preußen zu einem Königreich erhoben sei, und darauf dem Fürsten und Herrn Friedrich, nunmehrigen Könige in Preußen so wie seiner Gemahlin, Kö-

nigin Sophie Charlotte, jubelvoller Leberuf ausgebracht. Am 17. Januar stiftete der König den Orden vom schwarzen oder dem preußischen Adler, und ernannte sogleich, den Kurprinzen an der Spitze, achtzehn Ritter. Die feierliche Krönung geschah am 18. Januar. Der König trat im Ornat aus seinen Gemächern in den großen Audienzsaal, setzte sich dort die Krone mit eignen Händen auf das Haupt, nahm den goldnen Zepter und begab sich in feierlichem Zuge nach den Zimmern der Königin, die ihm mit allen ihren Damen entgegentrat, sich vor ihm neigte, und in diesem Augenblicke von ihm die Krone aufgesetzt erhielt.

Die Beschreibung des Anzugs darf bei solcher seltnen Feier, und besonders bei einer schönen Königin, wohl einigen Raum ansprechen. Der König trug ein Kleid von rothem Scharlach, mit reicher goldner Stickerei, und mit großen diamantenen Knöpfen, deren jeder dreitausend Dukaten werth; ein Königsmantel von Pupursammet, mit Hermelin gefüttert, und reich mit goldnen Kronen und Adlern gestickt, wurde vorn durch eine Spange von drei Diamanten zusammengehalten, deren Werth auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde; der goldne Zepter war mit Diamanten und Rubinen besetzt, auf der Spitze aber breitete sich ein Adler aus, dessen ganzer Leib aus einem sehr großen Rubin bestand, während ein anderer fast eben so großer die Erdkugel bildete, diese beiden Rubine hatte dem Kurfürsten der Zar Peter von Rußland bei seiner Anwesenheit in Königsberg aus seinem eignen Zepter geschenkt; gleicherweise von reinem Golde war die Krone und mit dicht an einander gefügten Diamanten von ungeheurem Werthe überdeckt. Die Königin war in Goldstoff gekleidet, der mit Ponceau-Blumen durchwirkt und auf allen Näthen mit Diamanten besetzt war, die auch den ganzen Brusttheil dicht bedeckten. Rechts an der Brust haftete ein Strauß von lauter Birn-Perlen, deren eine besonders ungemein groß, und alle zusammen unberechenbaren Werthes waren. Mantel und Krone glichen denen des Königs, nur daß ihr die Krone, wie Besser sagt, unmittelbar auf ihrem bloßen Haupte saß, und unter den dicken Buckeln ihres natürlich gekrollten pechschwarzen Haares desto heller hervorschimmerte; wie denn

überhaupt die von der Natur ihr vertrauten Güter, nach dem genannten Schriftsteller, allen den Schätzen ihres Aufputzes vorgingen, und auch wirklich ein von solcher Schönheit entzückter Zuschauer nicht sowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück wünschte.

Nachdem die beiden Majestäten eine Weile auf den silbernen Thronsesseln geruht, und die Begrüßung der Anwesenden in deren wiederholten tiefen Neigungen empfangen, erhoben sie sich unter Geläut aller Glocken im feierlichen Zuge nach der Schloßkirche. Hier geschah nach mehreren gottesdienstlichen Handlungen, während deren der König und die Königin unter Thronhimmeln saßen, nach Gesang, Altargebet und Predigt, die Salbung und Weihe durch zwei Oberhofprediger, einen reformirten und einen lutherischen, welche zum Behuf dieser Handlung eigens zu Bischöfen ernannt worden waren. Der König legte am Altar die Krone und den Zepter ab, kniete nieder, und ließ sich die Stirn mit dem Oel in Gestalt eines Kreises bezeichnen. Eben so wurde die Königin gesalbt, nur daß sie die Krone nicht ablegte. Nach verschiedenen Ausrufungen, Gebetsprüchen und dem Lobgesange, in welchen das Geläut aller Glocken, der Kanonendonner von den Wällen und das Gewehrfeuer der aufgestellten Truppen einstimmten, endete die kirchliche Feier, und beim Hinausgehen aus der Kirche wurden für 10,000 Thaler Gold- und Silbermünzen unter das Volk ausgeworfen, auf welchen beider Majestäten Bildnisse und Namen standen. Alsdann fand eine Prunktafel Statt, bei welcher abermals die Ceremonien nicht gespart waren. Viele Gnaden wurden hierauf ertheilt, neue Hofbedienungen errichtet, und für manche Uebelthäter Verzeihung ausgerufen. Der Abend verging unter Feuerwerken und herrlicher Beleuchtung der ganzen Stadt, zu deren Besichtigung der König und die Königin unter Glockengeläut auf den Straßen fuhren. In allen Ländern des Königs wurde dieser Tag gleichzeitig mit größtem Aufwande festlich begangen, ja kein Dorf blieb unbeleuchtet. Johann von Besser hat alle diese Hergänge umständlich und mit einer im damaligen Sinne vortrefflichen Würde und Zier beschrieben. Auch Leibnitz gab zu dem Ereignisse seinen hul=

digenden Beitrag, indem er eine Schrift ausgab, worin er untersuchte und darlegte, was nach den geltenden völkerrechtlichen Begriffen zum Königsthum erforderlich sei.

Die Königin Sophie Charlotte mußte noch bis zum Monat März viele Festlichkeiten der mannigfachsten Art aushalten, die ihrem Geist und ihren Neigungen gewiß je länger je peinlicher wurden. Während der großen Haupttage hatte sie fügsam und freundlich allem Auferlegten sich unterworfen, und ihr Gemahl, der seinen Festesglanz durch ihre Würde und Schönheit verherrlicht sah, war mit ihrem Benehmen sehr zufrieden, außer Einmal, da sie aus Ungeduld, während der Krönungsceremonie selbst, ihre von dem Zar Peter eingetauschte Dose hervorzog, und eine Prise nahm. Sie saß auf ihrem Throne dem Könige gegenüber, hatte aber den Augenblick wahrgenommen, wo sie sich unbemerkt glauben durfte. Allein der König sah es, und war tief verletzt von dieser Handlung, für welche das Ceremoniel nichts vorgesehen hatte; und nicht nur verwies er es ihr durch unwillige Blicke, sondern sandte auch sogleich einen Kammerherrn mit der Mahnung ab, sie möchte des Ortes eingedenk sein, wo sie sich befinde, und des Ranges, den sie daselbst einnehme. Die Königin ließ sich aber leichter in ihrem Thun und Lassen bestimmen, als zu anderen Ueberzeugungen bringen, und sah schwerlich ihren Fehler so ein, wie es gewünscht wurde. An die fortgesetzten Feste reihten sich die Lustbarkeiten der Fastnacht an, und auch diese wurden eifrigst mitgemacht. Endlich mußte sich doch dieser Stoff erschöpfen und der hartnäckigste Trieb ermatten, alles war übersättigt von Prunk und Herrlichkeit, und auch die Mittel begannen zu fehlen. Dazu kam die Lage der politischen Verhältnisse, welche die Anwesenheit des Königs in Berlin erforderten. Der 8. März wurde endlich zur Abreise festgesetzt. Aber auch dieser Tag, der einen noch unverbrauchten Anlaß bot, wurde noch zuletzt mit ungemeinen Aufzügen und Feierlichkeiten begangen. Bei Berlin am 17. März angelangt, begab sich der König nach Potsdam, und später nach Schönhausen, die Königin aber nach Lützenburg; der feierliche Einzug in die Hauptstadt blieb noch aufgeschoben, weil die Anstalten nicht gehörig vorbereitet

waren, und der ganze Hof sich erst wieder sammeln und herstellen mußte.

In dieser Zeit der Ruhe und Einsamkeit empfand Sophie Charlotte gleich wieder das Verlangen, sich von geistigen Dingen mit Leibnitz zu unterhalten. Als Jablonski in Lützenburg erwähnte, er habe zu den nächstbevorstehenden Festlichkeiten auch Leibnitz im Namen der Societät eingeladen, fügte die Königin den Auftrag hinzu, ihn auch in ihrem Namen nochmals einzuladen und um Beschleunigung seiner Ankunft zu ersuchen, weil sie solche sehr wünschte. Und einige Tage später fragte sie Jablonski'n wieder, ob er den Auftrag gehörig ausgerichtet, und drückte wiederholt ihre Wünsche aus, wie sehr gern sie gerade in dieser Zeit, da sie gleichsam inkognito lebe und wenig Menschen um sich habe, Leibnitz'ens angenehme Gesellschaft hätte genießen mögen. In gleichem Sinn schrieb auch Fräulein von Pöllnitz an ihn, und fügte munter hinzu, daß ihre Einsamkeit doch immer noch lustig sei, und erinnerte an das deutsche Sprichwort: „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, springen die Mäuse auf Tisch und Bänken herum.“ Doch konnte Leibnitz diesmal nicht die kurze Muße theilen, welche der Königin vergönnt war, und die Zeit der Festlichkeiten trat auf's neue ein.

Die Königin begab sich im Anfange des Mai mit ihrem Hofstaat nach Schönhausen, wo der König inzwischen alles zu neuem Glanz und Prunk angeordnet hatte, und von hier aus geschah am 6. Mai der feierliche Einzug nach Berlin. Feste und Lustbarkeiten erfolgten nun wieder in gedrängter Fülle. Endlich gab Sophie Charlotte dem Könige noch zuletzt in Lützenburg ein Fest, das ganz nach seinem Sinne war, und nach so vielen vorangegangenen noch außerordentlich erschien; Oper, Ball, Gastmahl, alles war herrlich; am meisten aber bewunderte man die Truppenschaar von jungen Edelleuten, welche der Kronprinz befehligte, und denen der Wachtdienst in den Festsälen vertraut war. Erst am 22. Juni wurde die sechsmonatliche Dauer dieser Krönungsfeier durch das Kirchenfest eines allgemeinen Dank-, Buß- und Bettages geschlossen.

Die Königin athmete in ihrem Lützenburg wieder auf,

genoß der zwanglosen Geselligkeit, und der geistreichen Unterhaltung, welche ihr nächster Kreis immer darbot. Leibnitz aber fehlte, durch hannöversche Angelegenheiten beschäftigt, welche in dieser Zeit ebenfalls einer nahen Königswürde entgegenführten. Der Kurfürstin Sophie wurde im Sommer 1701 durch den englischen Gesandten Grafen Macclesfield die Erbfolge-Akte des Parlaments überbracht, vermöge deren das Erbrecht Sophiens und ihrer Nachkommen auf den Thron Großbritanniens war ausgesprochen worden. Macclesfield war durch den Bischof Burnet auch besonders an Leibnitz empfohlen, der in diesen Sachen überhaupt thätig eingewirkt hatte. Ein Brief aus dieser Zeit von Leibnitz an Sophie Charlotte entschuldigt sein langes Ausbleiben: „Je n'ai pas encore pu faire ma cour à Votre Majesté comme je souhaite avec passion, parce qu'on m'a pressé extrêmement d'avancer un travail dont je suis chargé. Cependant j'espère qu'il me sera permis de respirer un peu, et de ne pas laisser écouler cet été sans satisfaire à un devoir qui fait une bonne partie de ma félicité. Les gracieuses bontés de Votre Majesté et ce bonheur que je me figure et que j'ai éprouvé, d'être à portée pour voir de près ce qui est l'admiration de la terre, me fait oublier tout ce qui me peut chagriner ailleurs. A quoi contribuera aussi la joie que j'ai de voir la justice que le monde rend à Votre Majesté et à madame l'électrice. Il avoit de l'impatience à vous voir reine; et à peine l'êtes vous devenue, madame, qu'il se réjouit de la voir en train de vous suivre. Car vous ayant donné l'exemple en tant d'autres choses, qui vous font si grande et si adorable, elle est bien aise de recevoir à son tour exemple de Votre Majesté dans ce que le monde se figure de plus grand. Il est vrai que, ni vous ni elle, vous n'avez pas besoin de couronnes et de diamants pour briller. Celui de mylord Raby a été trouvé fort beau, et j'ai peur que cela ne tire à conséquence pour mylord Macclesfield. Monsieur Stepney qui m'a écrit de Vienne m'a chargé de marquer sa dévotion à Votre Majesté quand j'en aurois l'occasion. Voici aussi une

lettre de monsieur Burnet, Ecossois qui a été autrefois en votre cour. S'ils s'expriment mieux que moi, ils ne surpasseront pas l'ardeur de mon zèle qui ne le cede à personne dans la qualité d'être de Votre Majesté le plus obéissant serviteur Leibnitz." Im Herbst war Leibnitz wieder in Berlin, und vergaß unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten und geistreichen Unterhaltungen auch der politischen Aufgaben nicht, die ihm durch seine günstige Stellung zufielen. Er drang unablässig auf Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen den beiden Höfen, und auf gemeinsames Wirken derselben. In diesem Sinne schrieb er aus Berlin am 19. November 1701 an die Kurfürstin Sophie nach Hannover, woraus, neben dem edlen Geistesbezuge Leibnitz'ens zu seiner fürstlichen Freundin auch die Stellung der Königin zu den Ministern, und hauptsächlich zu dem Grafen von Wartenberg, sich deutlich ergiebt: „Je n'ai pas manqué d'écrire à monsieur le feldmaréchal Flemming ce que Votre Altesse Electorale m'a dit de favorable pour lui, et je ne doute point qu'il n'en ait été extrémement réjoui, et plus que presque de toute nouvelle qu'il pouvoit recevoir. Pour ce qui est des unités, dont nous avions parlé ensemble Votre Altesse Electorale les entend autant qu'elles sont intelligibles si elle en prend la peine. Car elle juge bien que tout ce qui est corporel et composé est multitude et non pas une unité véritable; que toute multitude cependant doit être formée et composée par l'assemblage des unités véritables, lesquelles par conséquent n'étant point composées ni sujettes à la dissolution sont des substances perpétuelles, quoiqu'elles changent toujours. Or ce qui n'a point de parties ni d'étendue, n'a point de figure aussi; mais il peut avoir de la pensée et de la force ou de l'effort, dont on sait aussi que la source ne sauroit venir de l'étendue ni des figures, et par conséquent il faut chercher cette source dans les unités, puisqu'il n'y a qu'unités et multitudes dans la nature.

Mais je viens à des choses plus convenables au temps. J'espère que notre cour aura sujet d'être contente de

celle-ci. Non seulement les expressions sont les plus obligeantes du monde, mais encore, si on sait ménager les bonnes dispositions, je crois que c'est justement le temps d'en profiter en bien des choses. Le ministère tâche de plaire à la reine, et il a raison, et la reine aussi de son côté en use le mieux du monde. Et comme l'on sait que rien ne sauroit faire plus de plaisir à la reine que la bonne intelligence des deux cours, on est fort disposé à la cultiver. Outre que c'est le grand et véritable intérêt des uns et des autres, et que l'on reconnoit que c'est l'unique moyen de nous sauver tous et la liberté publique; ce qui est aussi le texte ordinaire de mes sermons. Je crois aussi que le temps est plus propre que jamais à pousser l'introduction et à finir cette grande affaire si on s'y prend comme il faut. Je souhaiterois aussi que l'affaire de la succession d'Angleterre entroit dans la grande alliance; c'est à quoi on seroit assez disposé à travailler ici. Monsieur le grand-chambellan me marqua encore dernièrement combien il étoit sensible à ce que monseigneur lui avoit fait témoigner sur son zèle. Il m'assura aussi qu'on étoit entièrement pour l'établissement de la primogéniture, et avoit fait témoigner le plus fortement qu'il est possible aux princes fils de Votre Altesse Electorale qu'ils ne devoient point se flatter d'une vaine espérance. J'apprends de la reine que monseigneur le duc Maximilian ne demande maintenant que des choses qui me paroissent tendre à la conclusion, sur tout puisque Votre Altesse Electorale et monseigneur le duc de Zell sont si portés à la procurer."

Mit Leibnitz zugleich war in dieser Zeit auch ein Mann am Hofe Sophie Charlottens erschienen, der daselbst, wie in der Welt überhaupt, einiges Aufsehen erregte, und von dem wir etwas umständlicher zu sprechen veranlaßt sind. Die große Geistesbewegung jener Zeit fluthete zwar hauptsächlich innerhalb der Ufer, welche durch entgegenstehende Glaubensformen und wissenschaftliche Bollwerke fest begründet waren, doch fand wohl auch eine Strömung ihren Weg un=

erwartet in das offne Feld, das hinter jenen Dämmen sicher zu liegen schien. Die kirchlichen Bekenntnisse und philosophischen Systeme wurden duchbrochen, und die Macht des Zweifels, welche statt des Glaubens und der Wissenschaft den natürlichen Menschenverstand anrief, unterfing sich, auf diesem Boden jene gleichsam zu ersetzen. In dieser Richtung hatten die Franzosen schon einiges versucht, weit gründlicher und entschlossener aber gingen die Engländer darin vor. Die theologischen Kämpfe, so heftig und andauernd und mit so wichtigen Ergebnissen geführt, hatten in England die mannigfachsten Denk- und Sinnesarten aufgeregt, deren Bekenner in den allgemeingültigen gesetzlichen Freiheiten mehr oder minder auch ihre besondre zu behaupten wußten. Unter den zahlreichen Sekten, zu deren Stiftung oft Ehrgeiz nicht minder als Frömmigkeit wirkte, war endlich auch eine von Freidenkern aufgetreten, welche alles Geoffenbarte auf die Vernunft zurückführte, und einen großen Anhang gewann. Die Namen Tindal, Collins und andere machten sich bekannt, als Haupt und Vertreter der ganzen Genossenschaft aber steht der Irländer John Toland ausgezeichnet, von welchem sie insgesammt den Namen führen. Unehlicher Sohn eines katholischen Priesters, der ihn verläugnete und verstieß, hatte er früh einen Widerwillen gegen die katholische Kirche gefaßt, und war zur reformirten übergetreten. Lebhaft, mit Kenntnissen ausgerüstet, und durch große persönliche Gaben unterstützt, hing er schon in früher Jugend dem Gedanken nach, eine besondre Sekte zu stiften, und fand sich durch die Feindschaft und Härte mit welcher die englischen Theologen seinen ersten Anfängen begegneten, nur um so schneller dahin gedrängt, seine Absonderung auszusprechen. Sein Hauptwerk erschien unter dem Titel: Christianity not mysterious, a treatise showing that there is nothing in the gospel contrary to reason, or above it, and that no christian doctrine can be properly called a mystery, und dieses Buch enthält den Keim des ganzen Systems, welches in der Folge bei den deutschen Theologen unter dem Namen Rationalismus so große Ausbreitung fand. In England aber bot die herrschende Kirche gegen diesen kühnen Neuerer all ihr Ansehn

auf, sein Buch wurde von der Grandjury von Middlesex für ein öffentliches Aergerniß erklärt. Indeß hatte er durch eine neuere Schrift, Anglia liberata betitelt, für die Berufung des Hauses Hannover auf den englischen Thron sich kräftigst ausgesprochen, und stand hiedurch einer mächtigen politischen Parthei verbunden. Graf Macclesfield nahm diesen Mann gern in sein Gefolge, versichert, daß derselbe an einem Hofe, um den er sich verdient gemacht, und wo Geist und Kenntniß immer willkommen waren, die beste Aufnahme finden würde.

Diese Erwartung wurde nicht getäuscht; Toland erfuhr als politischer Anhänger und als geistvoller Denker in Hannover die schmeichelhafteste Behandlung, wiewohl man wegen seines Besuchs, als der in England mit üblen Augen angesehen werden konnte, anfangs nicht ohne Bedenken war. Leibnitz trat mit ihm in Verbindung; die Kurfürstin Sophie unterhielt sich gern und oft mit ihm; seine kühnen Sätze trug er mit weltmännischer Feinheit vor, sah dieselben aber mit guten Waffen bekämpft. Wenn er eine von der Schöpfung unterschiedene Weltursache, also einen persönlichen Gott, zu läugnen suchte, stellte ihm die herrliche Kurfürstin mit naiver Wahrheitsstärke den einfachen Spruch entgegen: „Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören?“ Wirklich läßt sich im gegebenen Falle kaum eine bessere Abfertigung denken, als diese muntre Einfalt, der — wie der Dichter sagt — Gott hat Witz bescheert. Die Königin, durch ihre Mutter und durch Leibnitz von den Verdiensten und Eigenheiten des gelehrten und berühmten Mannes schon unterrichtet, wünschte denselben persönlich kennen zu lernen, und sehr gern machte er einen Besuch in Berlin. Er kam zu Anfang des Oktobers 1701 daselbst an, und seine Aufnahme übertraf beinahe noch die zu Hannover. Er war ein schöner und gewandter Mann, wenig über dreißig Jahr alt, im Hofleben nicht unerfahren. Der König und die Königin unterhielten sich mehrmals mit ihm, besonders zeichnete ihn der Minister Graf von Wartenberg durch die schmeichelhaftesten Höflichkeiten aus. Toland glaubte den Boden hier günstig für seine Meinungen, und

mit kühner Zuversicht legte er sich dar. Er unterhielt sich mit den vornehmsten Gelehrten, welche er am Hofe traf, und suchte sie zu gewinnen. Man hat es angemerkt, daß er dem berühmten de La Croze das Buch von Giordano Bruno „il spaccio della bestia trionfante“ geliehen, eine fast eben so große und verbotene Seltenheit, als das berüchtigte Buch „de tribus impostoribus.“ Am meisten aber war sein Augenmerk auf die Königin selbst gerichtet. Sie war in der Philosophie wissenschaftlicher begründet als ihre Mutter, und ließ sich mehr auf die gelehrte Form der Fragen und Beweise ein; er durfte hoffen, hiedurch sie weiter führen und ihr überlegner bleiben zu können, als dies bei der Kurfürstin möglich gewesen. Allein diese Erwartung schlug fehl. Sophie Charlotte war nicht bloß der Schalen kundig, in welcher die Weisheit vorgetragen zu werden pflegt, sondern sie besaß auch den Kern von dieser, und ihre Ueberzeugungen blieben unerschüttert. Auch war sie zu sehr an den Umgang mit den besten Köpfen und scharfsinnigsten Gelehrten gewöhnt, welche sie in den erkannten Wahrheiten nur immer gründlicher befestigt hatten, als daß der Glanz einiges neuen dialektischen Witzes sie hätte blenden können.

Die Art und Weise, wie bei der Königin solche Erörterungen geführt wurden, zeigt sich uns in einem Bericht, welchen Herr von Beausobre über ein Gespräch, in das er unvermuthet mit Toland verwickelt wurde, aufgesetzt hat. Beausobre war ein außerordentlicher Mann, von edlem und reinem Karakter, von großem Geist und reichem Wissen, hatte Feuer und beredte Darstellungsgabe, und galt für einen Meister im Ausdruck; der große Beausobre hieß er noch lange nach seinem Tode bei denen, die seine Eigenschaften und Verdienste im ganzen Umfange würdigen konnten. Er war im Begriff eine Sendung, welche die französische Kirche betraf, anzutreten, und wollte sich deshalb in Lützenburg bei der Königin beurlauben. Die Königin war gerade beim Spiel, ließ ihm aber, so wie sie ihn bemerkt hatte, durch Fräulein von Pöllnitz sagen, daß sie ihn sprechen wolle, er werde nicht lange warten, und das Spiel

gleich beendigt sein. „Es war sechs oder sieben Uhr abends — erzählt er selbst — als Ihro Majestät aufstanden, und zu mir gewendet die Worte sagten: «Hier ist ein Fremder, welcher in Betreff der Religion nicht unsrer Meinung ist. Er greift die Grundfesten unsers Glaubens an, und will uns die heilige Schrift zweifelhaft machen; Sie kommen eben recht, uns zu vertheidigen.» Ich wüßte nicht zu sagen, was ich der Königin antwortete, allein Herr Toland, den ich weder von Person noch durch seine Schriften kannte, trat sogleich hervor, und begann mit einer Art, die etwas zu viel Selbstgefälligkeit blicken ließ, über das Ansehn der Schriften des Neuen Testaments zu sprechen. Ich antwortete ihm anfangs mit großer Mäßigung, indem ich ihm doch zu verstehen gab, daß dem Trotz hier Trotz entgegenstände, und er möchte sich erinnern, daß der starke Geist oft gerade der schwache sei. Ich fragte ihn sodann, wie so er mich auf Vertheidigung zu beschränken meine, da doch ihm, der sich für den starken Geist ausgäbe, diese Rolle weit besser zieme: er wisse mein Glaubenssystem, und sei dadurch sehr im Vortheil, es sei billig, daß er mir das seinige darlegte, damit wir sie beide vergleichen und hiernach sehen könnten, ob seine Religion wenigeren Schwierigkeiten unterworfen sei, als die meinige."

„Herr Toland mochte meiner Frage nicht bestimmt antworten. Er sagte mir, er sei Christ wie ich, aber als vernünftiger Mensch könne er jenes nur durch Erkenntniß sein, und er verhehle nicht, daß der über das Ansehn der Schriften des Neuen Testaments große Zweifel hege. Wir gingen sodann auf die Sache näher ein, und ich fragte Herrn Toland, ob seine Zweifel die Aechtheit aller Schriften des Neuen Testaments beträfen, oder nur eines Theiles, und ich fügte hinzu, man habe die zweite Epistel Sankt Petri, die Epistel Judä, und einige andre in Zweifel gezogen, sei von diesen Schriften die Rede, so möchte er seine Bedenken nur aufstellen, erstreckten sie sich aber allgemein auf sämmtliche Schriften des Neuen Testaments, so müßte er im Alterthum Entdeckungen gemacht haben, die mir unbekannt wären: er

würde mich daher verbinden, sie mir mitzutheilen. Herr Toland entschied sich, das Ansehn keiner einzelnen dieser Schriften, sondern aller im Allgemeinen anzugreifen, indem er meinte, da die Alten in den Kanon zweifelhafte Bücher aufgenommen, so sei dies ein Beweis, daß dieser Kanon nicht sowohl nach richtiger Unterscheidung, als vielmehr in der Absicht bestimmt worden, eine schon vorgezogene Meinung zu stützen. Ich erwiederte, daß keines derjenigen Bücher welche von einigen Alten bezweifelt worden, zur Begründung eines Artikels des christlichen Glaubens nothwendig sei, welcher letztere unabhängig von jenen bestehe: daß die Zweifel jener Alten auch keineswegs erwiesen, jene Bücher seien von Grund aus unächt; daß wenn ich die Aechtheit gewisser Schriften auch fallen ließe, die der übrigen dadurch nichts verlöre: daß zum Beispiel die fremden Schriften, welche sich unter denen des Justinus Martyr befänden, weder seinen Dialog noch seine Apologieen zweifelhaft machten: daß die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die dreizehn Episteln Sankt Pauli, die erste Epistel Sankt Petri und die erste Sankt Johannis von Anfang her allgemein anerkannt worden, und niemand habe in Zweifel gezogen, daß diese Schriften von den Verfassern herrührten, deren Namen sie tragen. Herr Toland wandte hinsichtlich des Evangeliums Matthäi ein, wir besäßen die Urschrift nicht, Uebersetzung aber sei ungetreu, da sie von der hebräischen, durch die Nazaräer bewahrten Urschrift abweiche. Sei das unsere nun Urschrift oder Uebersetzung, gab ich ihm zur Antwort, mir liegt daran wenig. Ich weiß, was ich davon zu halten habe, und mir genügt, daß die vorgebliche Urschrift und die Uebersetzung in Betreff der Wunder und der Auferstehung Jesu Christi übereinstimmen. Lassen Sie unser Evangelium bloß in diesen Artikeln gelten, und nachher wollen wir untersuchen, welches von beiden unrichtig sei, ob das Grichische oder das Hebräische."

„Der Hauptstreit betraf die Apokryphen. Herr Toland fragte mich, an welchen sichern Kennzeichen man unter einer Menge von Schriften, welche den Namen der Apostel führten, die ächten von den falschen habe unterscheiden können. Ich

versetzte, er habe zu geringe Meinung von den Alten, sie seien, wie verschiedene Stellen des Eusebius zeigten, nicht so schlechte Kritiker gewesen, als er sie voraussetze; sie hätten über die Apokryphen nach dem Stil der Schriften geurtheilt, nach der Lehre, die darin enthalten, nach der Zeit, worin sie erschienen. Ich bestand hierauf mit Nachdruck, und äußerte, Herr Toland würde mir kein Aopokryph nachweisen können, das älter wäre, als die Zerstörung von Jerusalem, dahingegen alle unbestrittenen Schriften des Neuen Testaments älter seien, als jener Zeitpunkt, mit Ausnahme des Evangeliums Johannis: die Kirchengeschichte bezeuge meine Behauptung, und wenn er sie bezweifle, so liege ihm ob, in diesen Schriften die kritischen Kennzeichen aufzufinden, welche das Gegentheil nachwiesen. Dieses war nicht leicht, und Herr Toland unternahm es nicht."

„Glauben Sie, fragte ich ihn, daß die Episteln Sankt Pauli von ihm seien? Ja, versetzte er. Und glauben Sie, fuhr ich fort, daß Sankt Paulus eine Lehre gepredigt habe, die mit der Lehre der übrigen Apostel in Widerspruch gewesen? Herr Toland stand über die Apostel etwas an, behauptete aber Paulus habe nicht dieselbe Lehre gepredigt, wie Jesus Christus, und führte als seine Zeugen die Nazaräer an, welche den Apostel Paulus verwürfen. Aber, wandte ich abermals ein, betraf denn ihr Meinungsstreit die Auferstehung? Dieser Punkt ist es, auf dem ich wünsche, daß wir verweilen. Zeigen Sie mir in irgend einer Zeit Jünger Jesu Christi, welche diese Thatsache geläugnet hätten. Ich glaube, daß diese Ihnen am meisten schwierig ist. Ich will nicht über Sie hier urtheilen, aber ich habe wahrgenommen, daß die Leute, welche die christliche Religion angreifen, ein wenig die Auferstehung fürchteten."

„Diese Neckerei unterbrach den Ernst des Gesprächs, wir nahmen ihn aber bald wieder auf, und ich ließ mir angelegen sein, das Alterthum der heiligen Schriften zu beweisen. Ich verfuhr hiebei folgenderweise: Das Evangelium des Lukas, in welcher Zeit es auch geschrieben sei, ist es unstreitig vor seiner Apostelgeschichte; dies ergiebt sich aus der Vorrede zur letztern, denn diese muß vor der Zerstörung von

Jerusalem geschrieben sein, denn der Verfasser beschließt seine Gedichte mit der ersten Gefangenschaft des Paulus zu Rom, welche im Jahre 59 oder 60 eintrat. Man vermag keinen hinreichenden Grund anzugeben, warum Lukas seine Geschichte auf diesem Punkt sollte beendigt haben, wenn er sie nicht vor dem Tode des Paulus geschrieben hätte, und folglich mehrere Jahre vor der Zerstörung von Jerusalem. Ich führte zweitens an, daß wenn die Weissagungen über die Zerstörung von Jerusalem, welche sich in den Evangelien finden, erst nach dem Ereigniß geschrieben wären, sie niemals in solchen Ausdrücken davon reden würden, welche zugleich die Wiederkunft Jesu Christi und die Zerstörung dieser Stadt verkündigten. Augenscheinlich ist es, daß diese Weissagungen es sind, welche an die letzte Wiederkunft Jesu Christi glauben machten. Selbst einer der Einwürfe, die man den Christen alsbald machte, gründete sich hierauf, daß nämlich Jesus Christus nicht käme, wie er doch versprochen zu haben schiene. Dies ersieht man aus dem dritten Kapitel der zweiten Epistel Sankt Petri. Wären nun diese Weissagungen, welche jenem Einwurfe zur Grundlage dienten, nach dem Ereignisse geschrieben, so läge es außer aller Wahrscheinlichkeit, daß die christlichen Verfasser durch ihre Erzählung solchen Anlaß gegeben hätten. Da ich weiter ging, als Herr Toland von mir verlangen konnte, so forderte ich, er solle mir in denjenigen Schriften des Neuen Testaments, die niemals bestritten worden, irgend eine Spur von Unterschiebung angeben, wie man deren offenbare in der apostolischen Konstitution, in der Reise Sankt Petri, in dem falschen Dionysius Areopagita finde."

„Herr Toland wollte mir hierauf andeuten, daß Bücher sehr alt sein, und dennoch Fabeln enthalten könnten; daß kühne und leichtsinnige Schriftsteller auch Gerüchte und Volksmährchen aufraffen, sie niederschreiben, und sie mit Hülfe des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit der Völker in Gang brächten. Da Herr Toland mir den ganzen Umfang seines Unglaubens völlig aufdeckte, und die Streitfrage schon eine andre geworden war, so hielt ich mich nicht verbunden, auf den Erweis der im Neuen Testamente berichteten

Thatsachen einzugehen. Jedoch machte ich ihm bemerklich, wie sehr seine Schlußfolgerung fehlerhaft sei: leichtsinnige Geschichtschreiber, Betrüger, haben Fabeln erzählt; also sind die in den Evangelien erzählten Thatsachen fabelhaft! Ich brauchte nur, fügte ich hinzu, in seiner Weise zu folgern, um ein ganz entgegengesetztes Ergebniß zu haben: treue Geschichtschreiber haben Wahrheit geschrieben, also sind die im Neuen Testament berichteten Thatsachen Wahrheit. Er entgegnete, ich mäße ihm schlechte Folgerungen bei, und er wolle nur allein den Schluß ziehen, weil viele alte Bücher voll fabelhafter Wunder wären, so müßte man, um die in den Evangelien zu glauben, darthun, daß sie von dieser Art nicht wären."

„Da diese Verhandlung nicht durch ein Gespräch zu endigen war, welches schon einige Zeit gedauert hatte, so verwies ich Herrn Toland auf die vortrefflichen Bücher, die zur Rechtfertigung des Zeugnisses der heiligen Schriftsteller geschrieben worden. Weiter fragte ich ihn, ob er einen Gott glaube: er schien durch diese Frage wie beleidigt, und als er sich darüber unwillig ausließ, sagte ich ihm, es sei wenigstens wichtig zu wissen, ob wir dieselben Vorstellungen von der Gottheit hätten; ich meinestheils glaubte einen weisen und freien Gott, sehr bestimmt unterschieden von dem Stoffe des Weltalls, ich glaubte gleicherweise eine freie Vorsehung, Ursache einer mit Klugheit und Wahl gemachten Einrichtung; wenn wir in diesen Grundsätzen einig wären, so habe er nachzuweisen, daß die im Neuen Testamente berichteten Thatsachen einen Widerspruch in sich trügen, oder der Vollkommenheit Gottes entgegen träten: in diesem Falle würde auch ich sie als Fabeln behandeln müssen, weil nichts, was der Natur der Dinge selber, oder der Vollkommenheit Gottes, zuwider sei, wahr sein könne: eben dies sei das erste Kennzeichen, vermöge dessen wir von Fabeln urtheilen könnten; es gäbe noch ein zweites, das der Geschichtschreiber, welche die Thatsachen berichten; aber ich glaubte nicht, daß er bei den Aposteln Jesu Christi, den Zeugen der Thatsachen, die sie gepredigt, und besonders in der Auferstehung des Herrn, einen der Fehler zu finden vermöchte, welche ein Zeugniß

entkräften, und daß ich mich anheischig machte, darin im Gegentheil alles zu finden, was ihre Aufmerksamkeit und ihre Fähigkeit im Prüfen, und ihre Redlichkeit im Erzählen rechtfertigen könne."

„Herr Toland brachte Zweifel über die Auferstehung Jesu Christi vor, und führte mir die Abweichungen an, welche über mehrere Umstände sich in der Erzählung der Evangelisten finden. Ich antwortete ihm, was man hierauf zu antworten pflegt, und setzte hinzu, ich wolle ihm einen Zug bemerklich machen, der seiner Forschbegier entgangen zu sein schiene, daß Wort Sankt Matthäi nämlich: «Und gehet eilend hin, und saget es seinen Jüngern, daß er auferstanden sei von den Todten. Und siehe, er wird vor euch hingehen in Galiläa, da werdet ihr ihn sehn. — Und da sie ihn sahen, fielen sie vor ihm nieder; etliche aber zweifelten,» — und ich bemerkte ihm sogleich, das dies Wort ein sprechender Beweis für die Redlichkeit Sankt Matthäi sei, und daß niemals ein Betrüger solch eine Bemerkung würde hinzugefügt haben."

„Ich weiß nicht mehr, bei welchem Anlaß ich den berühmten Brief des Plinius an Trajanus die Christen betreffend erwähnte. Ich muß eine bedrängende Folgerung daraus gezogen haben, denn mein Gegner wählte kurz und gut den Ausweg, den Brief untergeschoben zu nennen. Hierüber brachte ich ihn noch mehr in's Enge, er hatte sich auf einen Posten zurückgezogen, wo keine Vertheidigung möglich war. Ich forderte von ihm etwas höhnisch die Beweise dieser Unächtheit. Er hatte deren keine, als die Verse der Sibyllen, und einige entschieden falsche oder verdächtige Bücher; da jedoch seine Antwort unsicher war, und ich ihm mit festem Ton wiederholte, in dem Briefe selbst müßten die Kennzeichen der Unächtheit und eben solche, wie sich in den Sibyllinischen Büchern fänden, nachgewiesen werden, so war der Streit, welcher anfing bitter zu werden, schon beendigt, indem die Königin ihn unterbrochen hatte."

Unsere Leser werden der Königin Dank wissen, welche ihnen, wie dem bedrängten Gaste, glücklich zu Hülfe kommt, und ihren klaren und gütigen Sinn hier abermals bewährt.

Beausobre gesteht, daß ein Anderer die Sache der heiligen Schriftsteller besser geführt, er selbst sie aber minder gut vertheidigt haben würde, wenn er nicht gerade zu jener Zeit mit den Apokryphen des Neuen Testaments eifrig beschäftigt gewesen wäre. Wir überlassen den Theologen zu beurtheilen, wiefern solche Streitfragen heutiges Tages mit anderen Gründen und stärker und kräftiger zu behandeln wären, bemerken aber noch insbesondre, daß wir über dieses Gespräch keinen Bericht von Toland haben, wo der Verlauf und Ausgang vielleicht etwas verschieden gelautet hätte. Er meinte wenigstens, nicht beschämt noch mißvergnügt sein zu müssen, sondern freute sich des seltnen Glückes, dergleichen Gegenstände ohne Schärfe und Gehässigkeit in Gegenwart einer tiefdenkenden Königin erörtert zu sehen. Auch wurde er fortwährend vortrefflich behandelt, und wie mißfällig seine Ketzereien auch dünkten, so ließ man ihn als Menschen dies doch keineswegs fühlen oder gar entgelten; solche Gespräche waren eine harmlose Geistesübung, deren Freimüthigkeit stets durch Anmuth und Feinheit gemildert wurde. Toland war entzückt von diesem Verkehr, und rühmte den preußischen Hof und überhaupt Berlin als den angenehmsten und befriedigendsten Aufenthalt. Seine Eindrücke, und die Absicht, sie öffentlich mitzutheilen, muß er lebhaft zu erkennen gegeben haben, denn Leibnitz schrieb am 27. Dezember 1701 an die Kurfürstin: „Herr Toland bedroht uns mit einer Schrift, die französisch und englisch zugleich erscheinen soll; wahrscheinlich eine Erzählung seiner Reise. Wir werden auch die Unterredungen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht mit ihm haben, wie er schon gedroht hat. — Was ist zu thun; man muß die Leute reden lassen, zumal die Engländer.“ Wir sehen hieraus, daß die Veröffentlichung persönlicher Merkwürdigkeiten nicht so neu ist, als man bisweilen aus Unkunde der früheren Zeiten, angeben möchte, und daß bereits vor hundert Jahren hohe und weise Personen sich mit Gleichmuth in dies Unvermeidliche zu fügen wußten; denn was kann wohl natürlicher sein, als daß ein belebter Sinn die persönlichen Vorgänge, die ihm selbst wichtig dünken, und die er Anderen wenigstens merkwürdig glaubt, in kleinerem oder größerem Kreise mittheilt, sei

es nun gesprochen, oder geschrieben, oder gedruckt, welches nur dem Grade nach und wenig verschiedene, stets in einander übergehende, und in ihrem letzten Erfolge völlig gleichwerdende Ueberlieferungsarten sind! Toland indeß übereilte sich nicht, und gab im Jahre 1704 nur erst Briefe an Serena heraus, von denen es nach der Königin Tode hieß, es seien Briefe, welche wirklich an sie geschrieben und abgesandt worden, was jedoch wenig glaubhaft ist. Im folgenden Jahre ließ er in der That seine Reiseschilderungen drucken, und zwar zugleich französisch und englisch; aus der deutschen Uebersetzung, welche bald nachher 1706 erschien, entlehnen wir in Betreff Sophie Charlottens die nachfolgenden Stellen, als welche zugleich die Auffassung und Sprache damaliger Zeit uns unmittelbar vorführen. Toland berichtet folgendergestalt: „Die Königin bringet ihre meiste Zeit in einem Pallaste zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree eine Meile von Berlin lieget, und noch nicht völlig ausgebaut ist, daher er auch von dem Dorfe seinen Namen hat; von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschuyte und kleinem Kahn zu Wasser fahren. — Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flusse mitten inne lieget, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den allerschönsten in Teutschland werden. — Lützelburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden: und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der allerschönsten Prinzessin ihrer Zeit, und die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten, wie auch an Annehmlichkeit der Konversation und Umganges etwas nachgiebet. Sie hat gar überaus viel gelesen, und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admiriret sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist, als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in denen schwersten Stücken der Weltweisheit erlanget hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben niemand gehöret, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen, oder die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines vorgebrachten Arguments und Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können, als eben sie. Kein

Mensch hat jemals besser die Kunst gelernet, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben sie. Allein ihr angenehmster Zeitvertreib ist die Musik, und wer sie in eben so hohem Grade lieben will, muß sie auch so wohl verstehen, als Ihre Majestät, welches nichts Leichtes ist. Sie spielet vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut; sie singet auch wohl, und der berühmte Bononcini, einer von den größesten heutigen Meistern, sagte mir einst, daß ihre Kompositiones und verfertigte musikalische Stücke überaus akkurat gesetzet wären. Sie siehet gerne, wenn Fremde ihr aufwarten, und von allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben. Ja, sie hat eine so genaue und rechte Erkenntniß von denen Regierungen, daß man sie in ganz Teutschland nur zu nennen pfleget die republikanische Königin, oder die es nicht mit der absoluten unumschränkten Monarchie hält. Alles, was lebhaft und polit ist, kommt an ihren Hof, und siehet man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in vollkommner Einigkeit beisammen. — Was ihre Person anlanget, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulair, und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare: sie hat sehr gerne schöne Damen um sich, wie dann ihr ganzes Frauenzimmer davon voll ist. Der Kronprinz, als ihr einziges Kind, logiret auf dem Schloß zu Berlin in einem besondern Zimmer."

Es ereignete sich die Merkwürdigkeit, daß Toland den Druckbogen, worin von der Königin die Rede ist, aus der Druckerei an eben demselben Tage zur Durchsicht empfing, an welchem auch die Nachricht von der Königin Ableben an ihn gelangte, daß er aber nichts Erhebliches abändern mochte, sondern meinte, was bei ihrem Leben vielleicht hätte Schmeichelei scheinen können, dürfe nun um so gewisser als die bloße Wahrheit auftreten. Toland war später im Jahre 1707 nochmals in Berlin, und rühmte wiederholt die dortige Lebensart und Bildung, besonders aber die vollkommene Gewissensfreiheit, welche in den preußischen Ländern mehr

als selbst in England zu finden sei. Er starb im Jahre 1722 zu London im zweiundfünfzigsten Lebensjahre.

Wir müssen hier einen Augenblick verweilen, um den Hof Sophie Charlottens und dessen innere Lebensgestalt etwas näher zu betrachten. — Nach dem Willen des Königs war der Hofstaat seiner Gemahlin von jeher äußerst reich und glänzend, jedes Hofamt wohlbesetzt, und eine prächtige Dienerschaft jeder Art und Gattung zu allen Leistungen bereit. Auf die Wahl dieser Personen hatte Sophie Charlotte immer mehr Einfluß gewonnen, und dieselbe zuletzt fast ganz nach ihrem Sinne gelenkt, wobei sie doch das Nahestehende und Herkömmliche billig im Auge behielt. Geistige Lebhaftigkeit, edle Bildung, Kenntniß und Talent, waren die Vorzüge, welche am meisten berechtigten, ihrer Umgebung anzugehören. Auch eine schöne Gestalt kam wesentlich in Betracht; in den geringsten ihrer Diener liebte sie wohlgebildete und muntre Leute zu sehen. Besonders waren die beiden Kammertürken, welche nach damaliger Sitte bei Hofe nicht fehlen durften, durch ihr stattliches Aeußere ausgezeichnet, und von dem Könige deßhalb dem Hofe seiner Gemahlin beigefügt worden; sie hatten dem muhamedanischen Glauben entsagt, und bei der Taufe die Namen Friedrich Ali und Friedrich Hassan erhalten. Selber ungemein lebhaft und munter, und bei dem großen Drange tiefen Nachdenkens auch der Neigung zu Scherz und Fröhlichkeit ergeben, erhielt die Königin alles um sich her in freudiger Bewegung und Heiterkeit. Sie stellte sich mit ihrer Gesellschaft gern auf gleichen Fuß, legte jede äußere Hoheit ab, und strahlte nur um so heller in der innern, die mit ihrem Wesen verbunden war. Durch ihre Herablassung und Güte, durch ihre leutselige Vertraulichkeit, litt ihre Würde nie, man huldigte ihr nur um so eifriger und ehrerbietiger, je mehr man sich menschlich von ihr angesprochen fühlte. Den Reichthum und die Ueppigkeit eines begünstigten Lebens, welche ganz auf Wohlthun und Milde zu lenken nicht in ihrer Macht gestanden hätte, suchte sie wenigstens durch Bildung und Schönheit zu veredeln, und die herrlichen Tage voll Reiz und Vergnügen, die Spazirgänge und Lustfahrten, Tanz- und Musikfeste, Bühnenspiele

und Maskenaufzüge, welche sie in Lützenburg auf einander folgen ließ, entzückten mehr noch durch Sinnigkeit und Geschmack, als durch die reichen Hülfsmittel, welche dabei verwendet wurden. In diesem Kreise zu leben, dahin eingeladen zu werden, rechnete man als Glück und Annehmlichkeit; der Zutritt war auch nicht erschwert, und besonders wurden Fremde mit Zuvorkommenheit empfangen, jedoch gehörte wohl einiges Selbstgefühl dazu, um da mitgelten zu wollen, wo der feinste Ton und Geschmack und die geistreichste Unterhaltung herrschten, für welche die Kenntniß der französischen Sprache, und gewissermaßen der italiänischen nicht zu entbehren war.

An den meisten Höfen, in allen Kreisen vornehmer Bildung, war damals das Uebergewicht der französischen Sprache unbestritten. Der Hof Ludwigs des Vierzehnten hatte hiezu als mächtiges Vorbild eben so mitgewirkt, wie die Eigenschaften der französischen Sprache selbst, welche sich gleichzeitig in Geselligkeit und Litteratur zu seltner Volkommenheit entwickelt hatten. Von der nationalen Seite betrachtet, erscheint es als ein Nachtheil, daß nun das Leben der Höfe und der Vornehmen von denen des Volkes auch durch die Sprache sich entschieden trennte. Doch ist dabei der Gewinn für die Bildung überhaupt, für das Zusammenleben Europa's, nicht zu übersehen. In ihrem damaligen Zustande war namentlich die deutsche Sprache ein kümmerliches Werkzeug, und ihre Ausbildung zu betreiben oder abzuwarten, hätte mehr als Eine Geschlechtsfolge sich opfern, und inzwischen auf den Gebrauch und Genuß eines schon fertigen, bequemen und reizenden Hülfsmittels verzichten müssen. Zudem gewährt schon die Kenntniß und Uebung jeder anderen, als der Muttersprache, eine Art Ueberlegenheit, deren die hohen und begünstigten Stellungen sich gern versichern, so sehr, daß an Orten, wo eine fremde Sprache fehlt, die Vornehmen auch in der eignen stets eine neue, dem Volk unverständliche, anzuklingen suchen. Jetzt, da deutsche Könige und Prinzen in deutscher Sprache dichten, und in ihr der höchste Geist schon ausgeprägt ist, können wir es ohne Gefahr sagen, die französische Sprache war damals ein Bedürfniß, und ihre Aus-

breitung eine Wohlthat. Freilich wäre es für die deutsche Sprache ein großer Vortheil geworden, hätte Leibnitz seine Hauptschriften deutsch verfaßt; allein Sophie Charlotte, ja Leibnitz selber, wären zu bedauern gewesen, hätten sie nur deutsch ihre Gespräche führen sollen. Durch die französischen Flüchtlinge, welche, zum Theil aus den höchsten Ständen, die Blüthe französischen Geistes und Umgangs ächt und frisch herübergebracht, war in Berlin das Französische gewissermaßen einheimisch, und der Kreis dieser Bildung gar nicht mehr auf den Hof beschränkt. Wer hätte damals gegen diese Nothwendigkeit und gegen diesen Anreiz ringen können! Neben dem Französischen erhielt sich das Italiänische geltend, hauptsächlich mit der Musik in Verbindung, welche in Opern, Festspielen, Gesang- und Tanzkünsten einen großen Bereich ausfüllte. Die strenge Wissenschaft bediente sich des Lateins, dem geschäftlichen Verkehr drängte sich das Holländische und Englische an; dem armen Deutsch blieb unter diesen Umständen nur ein kleiner Raum. Vergebens kämpften einige schöne Geister gegen diese Ungunst; die Dichter Canitz und Besser ahmten in allen ihren Anstrengungen doch selber nur die Franzosen nach. Der letztere hatte wohl im Stolze der deutschen Dichtkunst, die er zu vertreten meinte, einen Vorwurf gegen Sophie Charlotte, als sie noch Kurfürstin war, auszusprechen gewagt, daß sie mehr von ausländischen Sprachen hielte, und wir theilen seine Verse um so lieber mit, als sie sich in der That fein und schmeichelhaft genug wenden; der dichterische Ceremonienmeister spricht:

Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen,
Noch hat ihr Lied sich nicht gewagt,
Was man in allen Sprachen sagt,
Vor dir in einen Reim zu fassen.

Dies würd' auch heute nicht geschehn,
Allein, nachdem sie wohl gesehn,
Daß das, was ihr scheint zu gebrechen,
Auch andern Sprachen noch gebricht,

So denkt sie: Warum soll ich nicht
Auch einmal unvollkommen sprechen?

Dies unterfängt sie sich nun heut.
Du fragst: Hat sie mehr Lieblichkeit,
Als sie bisher gehabt, zu singen?
Nein! sie kennt ihren rauhen Ton,
Und weiß, daß unser Helikon
Nicht kann vor deinen Ohren klingen.

Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden.

Sie spricht: Ei, steht es Fremden frei,
Was trag' ich dann, ich Deutsche, Scheu,
Sophiens Lob herauszustreichen?
Weicht jede Sprache gleich nicht mir,
So muß, o deutsche Fürstin, dir
Doch aller Völker Schönheit weichen.

Sophie Charlotte erkannte die Artigkeit dieser Zeilen an, und belobte den Dichter auch wegen anderer, welche den bedenklichsten Stoff behandelten, aber in der feinen Schicklichkeit der Behandlung wohl einer so geistesfreien Fürstin durften vorgelegt werden; allein zur Verdrängung des Französischen konnten solche Einzelheiten ihre Wirkung keineswegs erheben.

Französisch war also die Sprache, in welcher die Königin eigentlich lebte. In ihr fanden die ernsten und vertraulichen Gespräche Statt, die Unterhaltung mit ihren Damen, der Briefwechsel mit ihrer Mutter. Die ganze Lebensart, Hofsitte und Kleidertracht, alles hatte den Zuschnitt vom Hofe zu Versailles, und der dortige Wechsel der Moden bedingte den zu Berlin. Auch der französische Gottesdienst wurde neben dem deutschen häufig besucht, und die Refugiés waren eifrig bedacht, in ihren Predigten den Ruf ihrer mitgebrachten Beredsamkeit und ihres guten Ausdrucks zu behaupten.

Die Königin hatte das Glück, in ihrer Umgebung einige Personen zu besitzen, mit denen sie in geistiger Freundschaft und selbst in vertraulicher Herzensnähe leben konnte. Als eine der seltensten Erscheinungen ist hier vor Allen Fräulein von Pöllnitz zu nennen. Sie war eine der sechs Kammerfräulein, welche Sophie Charlotte schon als Kurprinzessin hatte, und deren Zahl nachher auf zwölf erhöht wurde. Dieses Fräulein, gleich der Königin ausgezeichnet an Geist und Schönheit, stimmte mit derselben in jugendlichem Sinn und muntrer Neigung überein, hatte gleich ihr ein für Freundschaft empfängliches Herz, und gewann die volle Neigung und das rückhaltlose Vertrauen ihrer Herrin, der sie hinwieder eine gränzenlose Ergebenheit widmete. Der Kammerherr von Pöllnitz, dessen Denkwürdigkeiten leichter zu tadeln als zu entbehren sind, macht von seiner trefflichen Kousine eine Schilderung, die, zufolge der thatsächlichen Zeugnisse, nichts weniger als übertrieben ist. Sie hatte eine lebhafte Einbildungskraft, raschen Witz, fröhlichen Sinn, und einen an Kenntnissen und Einsichten so reichen Geist, wie man bei Frauen selten findet und ihnen kaum gestatten will. Sie besaß die Gabe des Anordnens und Erfindens, und durch ihre Leitung und Fürsorge gewannen die Vergnügungen und der tägliche Tageslauf in Lützenburg einen großen Theil des Reizes und der Annehmlichkeit, wodurch sie sich auszeichneten. Die rohe Beschuldigung, sie habe allzufreie Sitten gehabt, und sogar das Spiel und den Wein geliebt, scheint nur auf der Rachsucht derer zu beruhen, die von dem Uebergewicht ihres scharfen Geistes litten, und ihr die Freiheit ihres Wesens mißgönnten. Nach der Krönung der Königin war auch Fräulein von Pöllnitz in den höheren Rang einer Hof- und Staatsdame getreten, und nun in jedem Betracht eine Hauptperson am Hofe. In fast gleicher Gunst stand Frau von Bülow, geborne von Krosigk, welche schon als Kammerfräulein mit von Hannover gekommen war, und nachher Oberhofmeisterin wurde. Beide Frauen hatten, wie Pöllnitz sagt, den Zauber der Rede fast in solcher Weise, wie man es in Frankreich vom Kardinal von Richelieu und dem Marschall d'Ancre gerühmt, und es scheint, daß ihre Gemüthseigen-

schaften nicht weniger edel als die ihres Geistes waren. Außer diesen werden noch die Hofdamen von Busch, von Schlippenbach und von Sonsfeldt in der Umgebung der Königin als solche genannt, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit hervorstrahlten.

Wie vertraulich, wie geistesinnig das Verhältniß zwischen der Königin und Fräulein von Pöllnitz war, drückt sich am vollständigsten durch die Ueberbleibsel eines Briefwechsels aus, der sehr lebhaft gewesen sein muß, da selbst in Zeiten täglichen Zusammenseins, bei dem geringsten Hindernisse des Augenblicks, die Königin das Bedürfniß eines unmittelbaren Austausches gefühlt und durch schriftliche Mittheilungen befriedigt zu haben scheint. Diese Ueberbleibsel kennen wir durch Erman, welchem sie der König Friedrich Wilhelm der Zweite, wie schon gesagt, aus dem geheimen Staatsarchiv zur Veröffentlichung zustellen ließ. Ein Brief ohne Datum, aber deutlich schon dieser späteren Zeit angehörig, lautet: „Ma chère Pöllnitz, vous m'avez pris sans vert, car je ne puis répondre à tant de gentillesses: et j'aime mieux toutefois que vous doutiez de mon intelligence que de mon amitié. Votre mère dit que dans huit jours vous sortirez. Que mon coeur ressentira de joie — j'en sens déjà un plaisir anticipé. — Je n'ai pas même le plaisir de pouvoir rire des sottises qui se font autour de moi: avec qui? La Bülow a de ce gros bonsens qui ne marche qu'en bottes fortes. Certaines finesses, de ces riens que vous saisissez si bien, échappent à sa pénétration, et les autres sont des enfans. Comme ma chère Pöllnitz est l'âme de mes occupations, elles sont fort languissantes. L'abbé dit qu'il a beau éperonner Pégase, ce n'est qu'une rosse. A propos de rosse, celle qui à ce qu'on suppose a l'honneur de servir B., vint hier parée comme un autel, mais de ces autels infernaux consacrés au diable.

Certain philosophe abhorre le vide, et moi, chère Pöllnitz, le plein. J'avois hier à ma cour deux dames, la B. et la Y., grosses jusqu'aux dents, maussades jusqu'au sommet, et sottes jusqu'aux talons. Mais, ma chère, soupçonnez-vous que Dieu en créant de pareilles

espèces, les forma à son image? — non, il fit un moule tout exprès et très-différent, pour nous apprendre le prix des grâces et de la beauté par comparaison. Si vouz trouvez ceci méchant, je sais à qui je m'adresse: à bon chat, bon rat. — Comme mon esprit est monté aujourd'hui méchamment, il faut poursuivre. J'ai vu deux benêts d'étrangers: si l'or, le galon et les franges dénotoient le mérite, rien n'égaleroit le leur. Mais comme je respecte peu l'opulence, j'ai apprécié leur juste valeur. Je comprends que l'aspect des grands peut intimider, et ôter à l'esprit la facilité de briller et de paroître, et alors j'encourage. Mais lorsque la fatuité s'en mêle, et que la présomption et la sottise veulent usurper l'approbation dûe au vrai mérite, je suis impitoyable et je ne fais grâce sur rien. — Que la défiance sur ce que nous valons est estimable, mais que cette vertu est rare! Ne croyons-nous pas toujours valoir quelques carats de plus que d'autres? La vilaine chose que l'orgueil, et pourtant ce sentiment est notre plus fidèle compagnon. Grand Leibnitz! que tu dis sur ce sujet de belles choses! Tu plais, tu persuades, mais tu ne corriges pas. — Je suis en train de moraliser, et le concert commence. Le nouveau chanteur doit chanter. Sa réputation l'a précédé: s'il la soutient, que je vais passer agréablement mon tems! Adieu, adieu, quoi vous m'arrêtez quand la musique m'attend? Je sacrifie l'amie aux talens. Adieu, vous dis-je, et cela sans appel.

Deux mots, ma chère Pöllnitz, envoyez ces diamans pour mon brasselet à la Liebmann. Je lui ai déjà donné mes ordres pour la façon; je n'ai guères de tems. Madame l'électrice est arrivée; que d'étiquettes à observer! ce n'est pas que je haïsse le faste, mais je le voudrois indépendant de la gêne . . . mais que ne voudrois-je pas, et surtout vous qui me manquez essentiellement! On nous promet certain prince: tant pis ou tant mieux: je me jette dans mon lit. Adieu, bon soir, qu'on tire le rideau. Votre reine, votre amie s'endort."

Gewiß, mehr Natürlichkeit, Geist, Laune, Freiheit, Herz=

lichkeit und Anmuth ist schwerlich auf so wenigen Seiten zu vereinigen, und ein Brief, dessen sich eine Sévigné nicht zu schämen hätte, wird uns noch merkwürdiger und wunderbarer, wenn wir bedenken, daß eine Königin an ihre Freundin so geschrieben hat, ein Phänomen, das nur in Friedrichs des Großen Freundschaftsbriefen seines Gleichen hat, von einer Königin aber einzig ist. Auf einem anderen Blatte, vom Jahre 1702, schreibt Sophie Charlotte ihrer geliebten Freundin fast noch vertraulicher. Es war Gebrauch, wenn der König die Königin noch am späten Abend besuchen wollte, daß dies durch Voraussendung von Kissen angedeutet wurde; von solcher Sendung beim Schreiben überrascht, schließt sie eilig ihren Brief mit den Worten: „Il faut finir, ma chère amie: les coussins formidables arrivent. Je vais à l'autel. Qu'en pensez-vous? La victime sera-t-elle immolée? Votre maladie m'ennuie. Rétablissez-vous, ma chère."

Der Oberhofmeister von Bülow galt für ausgezeichnet unter den Hofleuten; er war ein redlicher und feiner Mann, der zwischen steifer Etikette und freier Laune billige Vermittelung zu treffen wußte. Er war eben so wie seine Gemahlin, Fräulein von Krosigk, mit Sophie Charlotte von Hannover nach Berlin gekommen. Ein Herr d'Husson de Villarnoul war Kammerherr und Oberstallmeister; der Stallmeister von Bodelschwing, auch mit von Hannover gekommen, war wegen eines Zweikampfs, in welchem er seinen Gegner, den Schwager des Oberpräsidenten von Danckelman, todtgestochen, deßhalb entfernt worden. Unter den Kammerherren waren noch Ernst von der Marwitz und Otto Graf von Schwerin ausgezeichnet. Der Legationsrath von Larrey hatte als Vorleser der Königin seine Wohnung im Schlosse von Lützenburg, und wurde viel in ihre Gesellschaft gezogen. Er war als französischer Schriftsteller geschätzt, und lieferte, unterstützt durch ein starkes Gedächtniß, selbst ernsthafte und langwierige Werke mit außerordentlicher Leichtigkeit. Manches artige Stück in Versen und in Prosa führte er nach dem Auftrage der Königin glücklich aus. Seine Geschichte der Eleonore von Guyenne las er der Königin noch in der Handschrift vor. Sein Karakter war zuverlässig, sein Geist ungemein lebhaft, und trotz

mancher Ungleichheit gesellig angenehm. Von dem Grafen von Dohna haben wir früher schon gesprochen; er gehörte nicht zu dem Hofe Sophie Charlottens, doch führte sein Amt und seine Ergebenheit ihn fast täglich in ihre Nähe.

Der heitre Sinn und die frische Lebenslust Sophie Charlottens ergingen sich wohl am freiesten in ihrem geliebten und ganz eignen Lützenburg, aber sie fanden auch sonst, wo nicht Ceremoniel und Etikette zu stark entgegentraten, mehr oder minder Raum und Gelegenheit. Besonders war dies in Hannover der Fall, wo die geistreiche Mutter, bei ihren hohen Jahren wunderbar kräftig und liebenswürdig, in den Neigungen der geliebten Tochter, welche als strahlende, angebetete Königin die Heimath besuchte, nur die eignen wiederfand, und nichts unterließ, was derselben den Aufenthalt ergötzlich machen konnte. Im Herbste des Jahres 1701 und bis in den Winter hinein hatte das geistigbewegte und geselligfrohe Leben in Lützenburg fortgedauert, noch am 27. Dezember schreibt Leibnitz aus Berlin an den berühmten Philologen Johann Albert Fabricius nach Hamburg, die Friedenssache — womit die Einigung der verschiedenen Glaubensbekenntnisse gemeint ist — werde nicht vernachlässigt, er aber wisse nicht genau, was gethan worden, abwesend und zerstreut wie er jetzt sei. „Denn die Königin", sagt er, „hält mich hier allergnädigst auf, mit ihr auch hoffe ich nach Hause zurückzukommen." Mit dem Anfange des Jahres 1702 aber reiste die Königin, in Gesellschaft der verwittweten Herzogin von Kurland, Schwester des Königs, und des Markgrafen Friedrich Albrecht, Bruder des Königs, nach Hannover, und auch Leibnitz, der bis dahin ihr Gast gewesen, begleitete sie. Als eine Sonderbarkeit wird angemerkt, daß der Markgraf durchaus den Wagen der Königin als Kutscher habe führen wollen, und von Berlin bis Hannover, ungeachtet aller Bitten der Königin, auf dem Bock, in seidnen Strümpfen, gesticktem Sammtrock und großer Perrücke, trotz Unwetter und Frost, die Zügel geführt habe. Freilich hatte er dieselbe Grille auch schon auf der letzten Reise von Preußen, und auch bei gewöhnlichen Ausfahrten unter den Augen des Königs ausgeführt, der solcherlei Einfälle nicht gut hieß, aber seinen

Bruder nicht hatte davon abbringen können. Von den Festen und Vergnügungen, welche dort nun begannen, von der glänzenden Gesellschaft, welche sich zusammenfand, wurde weit und breit gesprochen, am meisten jedoch von einem Maskenfest, wobei schon die Wahl des Gegenstandes eine große Lustigkeit voraussetzte. Ein Neffe der Kurfürstin Sophie, halbbürtiger Sohn ihres Bruders des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, der Raugraf Karl Moritz genannt, zweiunddreißig Jahr alt, geistvoll, wild und humoristisch, Frau von Wintzingerode, Hofdame der Kurfürstin und bei ihr fast in gleicher Gunst und Geltung wie Fräulein von Pöllnitz bei der Königin, der Abbate Mauro, und Fräulein von Pöllnitz selbst, scheinen die Anordnungen des Ganzen geleitet zu haben, wie sie auch die Hauptrollen in der Ausführung spielten. Wir können von diesem Feste den zuverlässigsten Bericht abermals von Leibnitz entlehnen, der darüber an die Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, geborne Gräfin von Sinzendorf, welche nebst ihrer Tochter öfters dem Kreise in Lützenburg anzugehören pflegte, nach dem Wunsche der Königin am 25. Februar 1702 aus Hannover Folgendes schrieb: „Madame, ayant été à Berlin ou à Lutzenbourg l'automne passé et le commencement de l'hiver jusqu'à ce que la reine est venue ici, j'ai entendu plus d'une fois, combien Sa Majesté étoit touchée de la maladie et des incommodités de Votre Altesse Sérénissime, tant à cause de l'affection, qu'elle vous porte, Madame, que parceque cela la privoit de l'avantage de vous voir. Maintenant espérant sur les nouvelles qu'elle a reçues de votre part, que Votre Altesse sera remise ou achevera bientôt de se rétablir entièrement, elle se flatte de vous posséder l'été qui vient, et s'en fait une joie par avance.

Elle a voulu cependant, Madame, que je vous fisse un petit récit de ce qui se fait ici, où elle ne se divertit pas mal, aussi bien que madame la duchesse de Courlande. Les masques et bals, le jeu, la comédie, se relèvent l'un l'autre; il y a quelquefois des intermèdes qui servent à varier les plaisirs. On fit un festin dernièrement à la romaine, qui devoit représenter celui du célèbre

Trimalcion, dont Pétrone a fait la description. Le Trimalcion moderne étoit monsieur le raugrave, et sa femme Fortunata étoit représentée par mademoiselle de Poellnitz qui disposoit toutes choses, comme l'ancienne Fortunata dans la maison de son Trimalcion. Il y avoit des lits pour les conviés, dont les principaux étoient la reine, monseigneur l'électeur et monseigneur le duc Erneste Auguste. Mais madame l'électrice, monseigneur le duc de Zell et d'autres principautés n'y vinrent que pour voir. On voyoit les trophées d'armes de Trimalcion, c'étoient des bouteilles vuidées. Il y avoit aussi quantité de devises qui marquoient ses belles qualités, surtout son courage et son esprit. Lorsque les conviés entroient dans la salle, un esclave crioit: le pied droit devant. On étoit déjà placé des les lits, et Eumolpe (Mauro) récitoit les louanges en vers du grand Trimalcion, lorsqu'il arriva lui-même, porté sur une machine, précédé des chasseurs, tambours, musiciens, esclaves, et tout cela faisoit bien du bruit. On chantoit des vers à sa louange, comme par exemple:

A la cour comme à l'armée
On connoit sa renommée;
Il ne craint point les hasards
Ni de Bacchus ni de Mars.

Ses grandes actions de Pescaret, de Vienne et d'autres lieux, et particulièrement la manière dont il s'étoit pris pour amollir le cœur de madame de Wintzingerode, comme Annibal les rochers des Alpes, étoient les sujets de vers. En cette manière ayant fait plus d'une fois le tour de la salle, comme en triomphe, il se plaça sur son lit et se mit à manger et à boire, invitant les conviés fort gracieusement à l'imiter. Son ecuyer tranchant s'appelloit monsieur Coupé, afin que disant „coupé" il pût l'appeller et commander en même tems. C'étoit comme le Carpus dans Petrone, à qui le maître disoit carpe, ce qui signifie autant que coupez. On vit une poule dont les œufs lorsqu'on les ouvrit furent sur le point d'être jettés, car on crut qu'il y avoit des poussins,

mais c'étoient des ortolans. On vit des petits enfants portant des pâtés, et des oiseaux s'envolant d'un autre pâté, que les chasseurs reprirent. Un âne portant des olives, et plusieurs autres figures extraordinaires, qui diversifioient le festin et surprenoient les spectateurs; le tout à l'imitation de l'original romain. Il y avoit même un Zodiaque avec des mets qui repondoient aux douze signes, et Trimalcion se mit à débiter là-dessus une fort plaisante astrologie. Fortunata fut appellée plusieurs fois avant que de se vouloir mettre à table, car tout rouloit sur elle. Trimalcion, étant en humeur de cracher érudition, fit apporter le catalogue de sa bibliothèque burlesque, et à mesure qu'on nommoit les livres en lisant le catalogue, il en disoit les beaux endroits, ou en faisoit la critique. On ne but que du Falerne, et Trimalcion, qui préfère celui de Hongrie à tout autre, se ménagea pourtant assez pour l'amour des conviés. Il est vrai, qu'à l'égard de ses nécessités il ne se contraignit point. Car se trouvant pressé, il sortit et rentra en cérémonie. D'ailleurs un pot de chambre de grandeur énorme, où il auroit pu se noyer la nuit, le suivoit partout. Il disoit que c'étoit celui que Bacchus avoit jetté à la tête d'un géant pour le terrasser, dans la gigantomachie, quand le grand Encélade voulut escalader le ciel. Enfin contemplant sa félicité et la vanité en même tems des grandeurs de ce monde, il fit apporter et lire son testament; où il ordonnoit comme il vouloit être enterré, et quel monument on lui devoit dresser, et faisoit des legs, le tout d'une manière assez drôle. Il affranchit ses esclaves, qui pendant la lecture du testament faisoient des grimaces et des exclamations lamentables. Mais dans le festin même il donna sur le champ la liberté à celui qui s'appelloit Bacchus, faisant le fier de ce qu'il avoit des dieux en sa puissance. L'esclave alla prendre d'abord le chapeau, marque de la liberté. Lorsque le maître buvoit, ces mêmes esclaves faisoient un bruit qui ressembloit au bruit de canon, ou plutôt au tonnerre de

Jupiter, qui étoit de bonne augure s'il venoit de côté gauche.

Mais au milieu de la réjouissance la déesse de la discorde y jetta une de ses pommes. Une querelle s'éleva entre Trimalcion et Fortunata, il lui jetta un verre, et on eut de la peine à les accorder. On en vint pourtant à bout, le tout se termina le plus agréablement du monde. La procession avec les cors de chasse, tambours, instruments de musique et chants, finit comme elle avoit commencé. Et pour ne rien dire de Fortunata, on peut dire que Trimalcion s'est surpassé lui-même.

Je voudrois qu'on en fit une description plus complette pour réjouir Votre Altesse Sérénissime. Pour moi j'ai voulu me servir de cette occasion afin de marquer au moins combien je souhaite de me conserver l'honneur de ses bonnes grâces, étant avec respect etc." Das Fest hatte, wie man aus diesem Schreiben sieht, allerdings einige Züge, denen die Freiheit des Karnevals zur Entschuldigung dienen mußte; allein sowohl die gewiß aufrichtige Schilderung, die wir gelesen, als auch die Würde und die Bezüge der Personen, welche sich diese Ergötzlichkeit gefallen ließen, dürfen hinreichend verbürgen, daß diese freien Scherze dem herkömmlichen Anstande durchaus gemäß geblieben. Bei den am Hofe zu Berlin üblichen Maskenfesten, Wirthschaften genannt, für welche Canitz und Besser ihren Witz in Versen aufwendeten, wurde der Scherz nicht selten weit derber ausgeführt. Doch gingen bald über das zu Hannover gehaltene Fest mißwillige Reden umher, man erzählte Dinge, die nicht vorgefallen waren, und brachte solche Gerüchte mit böser Absicht auch an den König. Dieser nahm es sehr übel, daß Gelegenheit zu solchen Mißreden war gegeben worden, und grollte deßhalb mit der Königin fast ein Jahr lang. Die Göttin der Zwietracht hatte sich also in der Wirklichkeit eine größere Rolle genommen, als ihr in dem Feste zugetheilt war. Jedoch Sophie Charlotte besaß die große Eigenschaft, über äußere Widrigkeiten stets erhaben zu sein, und Neid und Mißwollen nicht zu beachten; sie ließ bei der Reinheit

ihrer Gesinnung, bei der Hoheit ihrer Gedanken, sich durch untergeordnete Klatsch- und Tadelsucht in ihrer Neigung und Lebensweise nicht irre machen, und nahm den Maßstab ihres Betragens, wie billig, fortwährend aus dem eignen Geiste. Wo hätte sie einen richtigeren finden können, besonders da sie weniger nach außen bestimmend einwirkte, als ihrem eignen Dasein den zugestandenen, und großentheils unversagbaren Raum wahrte.

Im Jahre 1702 wurde der Feldmarschall Graf von Barfus, nachdem sein Ansehen schon lange geschwächt war, aus den Geschäften völlig entfernt, und Wartenberg trat nun förmlich an seine Stelle. Der Hofmarschall von Wensen, der ihn zu verdrängen den kühnen Versuch wagte, fiel selbst in harte Ungnade, in welche auch die Grafen von Dohna und von Dönhof verwickelt wurden, und da er sich auf die Königin stützen wollte, die zwar selber keine gute Meinung von ihm hatte, aber ihn doch bedauerte, so mehrte dies nur die Kälte, welche zwischen ihr und Wartenberg längst wieder eingetreten war. Wensen hatte des jungen Pöllnitz Mutter geheirathet, und dieser, der in seiner frühen Jugendzeit oft in Lützenburg bei seiner Kousine und bei der Königin war, schien besser für seinen Stiefvater wirken zu können, als seine Kousine und die Königin selbst. Bei einem Besuche des Königs in Lützenburg wagte Pöllnitz, ihn um die Freilassung des Gefallenen anzusprechen, der König, dem jungen Menschen wohlgeneigt, hörte ihn gnädig an, und gewährte die Bitte, jedoch mit der Bedingung, daß Wensen das Land verließe. Nachdem der König sich entfernt hatte, ließ die Königin den jungen Pöllnitz in ihr Kabinet rufen, und er mußte erzählen, wie die Sache gegangen war. Sie lag auf einem Ruhebette, Fräulein von Pöllnitz saß am Fuß desselben auf dem Boden. Die Königin bezeigte die menschenfreundlichste Theilnahme, freute sich der guten Wendung, und ermahnte den jungen Mann, sich der Gnade des Königs immer würdiger zu machen, sie wolle ihrerseits alles thun, ihn darin zu befestigen, und er könne ihres bleibenden Schutzes versichert sein. Wartenberg herrschte nun fast unbeschränkt, und seine Frau trat am Hofe nur stolzer und anmaßender auf;

so daß Sophie Charlotte sich um so mehr und lieber auf Lützenburg beschränkte, wo sie nach ihrer Weise lebte, ohne die Anderen in der ihnen beliebigen zu stören.

Ihre Sorge zog ein anderer Gegenstand an, der ihren Geist wie ihr Herz ernstlich und immerfort beschäftigte. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war nun schon in seinem vierzehnten Jahre, und die Mutter konnte sich nicht verhehlen, daß dieser Prinz sich in ganz anderer Weise entwickelte, als die sorgsame Erziehung, die man ihm zu geben bemüht war, beabsichtigte. Ihre große Liebe zu ihm verblendete sie nicht über die große Abweichung seiner Sinnesart von der ihrigen. Wenn er auch die Zärtlichkeit der Mutter nicht unerwiedert ließ, so theilte er doch ihre Neigungen gar nicht; dem Vater aber schien er durchaus abgewendet, und gegen dessen feierliche und prunkhafte Richtung entschiedenen Widerwillen zu haben. Ohne Lust und Liebe zu den Wissenschaften, ohne Geschmack für Kunst und feinere Bildung, ging sein ganzes Trachten auf soldatische Uebung, und während seine Sitten mehr und mehr in roher Derbheit sich befestigten, brachen seine heftigen Leidenschaften oft in den gewaltsamsten Ungestüm aus. Er wohnte auf dem Schlosse zu Berlin, besuchte aber regelmäßig, andere Gelegenheiten nicht gerechnet, zweimal wöchentlich seine Mutter in Lützenburg. Sie bemühte sich, durch Gespräche auf ihn zu wirken, ihn zum Lesen guter Bücher anzureizen, ja sie sorgte dafür, daß er bisweilen an ihren Schauspielen und Balletten Theil nahm. Doch selbst sein Gehorsam bewies nur, daß nicht seine Neigung bei diesen Dingen war. Eine ausführliche Unterhaltung, welche die Königin einst mit ihrem Sohn über Fénélon's Telemach hatte, den zu lesen ihm eifrigst war empfohlen worden, ist uns, wahrscheinlich durch den Legationsrath von Larrey, schriftlich aufbewahrt, und bezeugt allerdings, daß für einen jungen wilden Prinzen ein besseres Verfahren wäre zu finden gewesen, falls wir nicht lieber das Langweilige und Peinliche dieser ganzen Erörterung dem ungeschickten Darsteller zurechnen, der es offenbar darauf anlegt, seine zierliche Beredsamkeit in schmeichelhafter Auffassung recht glänzend leuchten zu lassen, wie denn auch sein Machwerk alsbald gedruckt,

und häufig — zuletzt noch sogar von Erman — gelobt wurde. Es ist kein Wunder, wenn der lebhafte Prinz von solchen Unterweisungen, die einem jugendlichen Herzen nur bezugslose Allgemeinheiten darboten, sich zu seinen soldatischen Spielgenossen sehnte. Ihm war nämlich gestattet worden, aus adeligen Knaben seines Alters, unter denen sich auch der junge Pöllnitz befand, zwei Kompanieen Kadetten zu errichten, deren eine er selbst, die andere der junge Herzog von Kurland befehligte; sie hatten ihre besondre Uniform, wurden an bestimmten Tagen geübt, und brachten es bald zu großer Fertigkeit, sowohl in den Waffen, als im übrigen Dienst. Dieses Soldatenwesen war dem Kronprinzen die liebste Beschäftigung, er faßte eine wahre Leidenschaft für die kleine Truppenschaar, und war immer unermüdet, sie zu exerziren und herauszuputzen. Die Königin, um ihrem Sohne auch in seinen Neigungen nachzugeben, und ihn dadurch mehr zu gewinnen, pflegte wohl diesen Uebungen zuzusehen, und bezeigte ihr Wohlgefallen, wenn sie gut gelangen. Gewiß war eine solche Schauleistung dem Prinzen angenehmer, als wenn er selber zur Schau stehen, und seine zugelernten Kenntnisse, wie alljährlich geschah, im Beisein des Hofes mußte prüfen lassen, ein leerer und in seinem Zwecke ganz verfehlter Prunk, der ihm alle Studien noch mehr verleidete! Die kleine Geldsumme, welche er bei solchen Gelegenheiten, so wie zu Neujahr und an Geburtstagen geschenkt erhielt, wandte er vorzugsweise für seine Kompanie an; übrigens konnte man bemerken, daß er mit dem Gelde sparsam umging, und Aufwand und Gepränge ihm zuwider war. Es war nichts damit gewonnen, daß man dem Prinzen schriftlich ausgearbeitete Aufzählungen seiner Fehler und Vergehungen abpreßte, die mit feierlichen Zusagen endigten, sich künftig den Erwartungen seiner Eltern gemäß zu betragen, besonders artiger und rücksichtsvoller, und sich alles vertraulichen Umgangs mit geringeren Hofdienern zu enthalten. Mit Ceremonien und urkundlichen Schriften sogar in der Erziehung aufzutreten, war gewiß das unglücklichste Beginnen, und die gesunde, kraftvolle Natur des Prinzen mußte unter solchen Zu-

muthungen entweder zerstört werden, oder sich um so mehr in den Gegensatz flüchten.

In der That wurde Friedrich Wilhelm, bei aller Reue und Besserung, die man ihn ausdrücken ließ, in seiner Heftigkeit nur stets unbändiger. Sophie Charlotte kam einesmals dazu, wie er wüthend den Prinzen von Kurland bei den Haaren schleppte, ein andresmal, wie er den Kammerjunker von Brandt eben die Treppe hinunter gestoßen hatte. Daß die Königin ihm bei solcher Gelegenheit nur kalt gesagt, er habe nicht wohlgethan, wird jetzt niemand ihr als unzeitige Weichheit oder gar Gleichgültigkeit auslegen; was sollte sie, in ihrer Bestürzung und Betrübniß, mit dem kraftvollen Jüngling beginnen? Daß sie aber tief und heftig empfand, dem Sohne scharfen Tadel nicht ersparte, und durch keine Vorliebe ihren klaren Blick blenden ließ, beweist deutlich ein Briefblatt an ihre geliebte Freundin, welches ohne Zweifel in diese Zeit gehört. Sie schreibt: „J'ai du chagrin, ma chère Poellnitz, il faut que je me soulage en vous le communiquant. Outre d'autres sujets que vous pénétrez, j'en ai un que votre amitié pour moi a pressenti. Le jeune homme, que je ne croyois que vif et impétueux, a donné des preuves d'une dureté qui surement tire son origine d'un très-mauvais cœur. Non, dit la Bülow, ce n'étoit que par avarice. — Dieux, tant pis! avare dans un âge si tendre. On se corrige d'autres vices, mais celui-là augmente: et puis, de quelle importance n'est-ce pas par les suites que cela entraîne? la compassion et la pitié peuvent-elles trouver accès dans un coeur que l'intérêt domine? Dohna est honnête homme; il a de la probité et de la noblesse dans les sentimens; mais son défaut est aussi un esprit d'économie, et on corrige mal un défaut qu'on approuve intérieurement. — Je l'ai fort chapitré, et comme cela n'arrive pas souvent, j'ai appuyé surtout et me suis rappelé toutes ses mauvaises façons d'agir en plusieurs occasions. A cela joint les plaintes que les dames m'ont faites qu'il eur dit des sottises: ma colère est allé jusqu'à l'emportement. Est-ce-là le ton des belles âmes? Y a-t-il de

la grandeur à offenser? Quelle grossièreté dans l'esprit, de tenir de mauvais propos à un sexe formé pour être l'objet au moins de la politesse des hommes? L'abbé entra tandis que je sermonnois. — Que ceci est auguste, dit-il; il me semble voir Agrippine qui parle à Néron. — Indignée de la comparaison et frémissant de l'augure, je le reçus fort mal: il s'en alla en tremblant, — et j'ai reçu ces vers ou plutôt l'élégie ci-jointe qui a fait sa paix. J'ai tous les symptômes d'une fièvre de fluxion; il y a un peu de bile; mais tout ce qui porte au cœur ne peut qu'être sensible. Venez bientôt partager mes peines et mes plaisirs. J'en ai un bien grand à apprendre que vous vous remettez. Adieu, adieu, ma chère. Charlotte, R." Was hier von dem Gefühl annahender Krankheit gesagt ist, verwirklichte sich allzubald; die Königin wurde im Frühjahr 1702 von einem hitzigen Fieber befallen, das jedoch schnell eine gute Wendung nahm, und kaum einige Schwäche hinterließ. Die Königin sah bald ein, daß der Prinz einer ganz veränderten Umgebung bedürfe und eine glücklichere Entwickelung seines Karakters nur zu erwarten sei, wenn er von Berlin fortkäme, und in der Fremde die ihm angemessene Thätigkeit und Erfrischung fände. Hiezu schien eine günstige Aussicht eröffnet, als mit dem Tode des Königs Wilhelm von Großbritannien am 19. März 1702 das Haus Nassau-Oranien erlosch, und der König von Preußen, um seine Ansprüche auf die oranische Erbschaft geltend zu machen, im Frühjahr eine Reise nach Wesel und dem Haag unternahm. Die Königin meinte, diese Erbschaft sei weniger werth, als der Anlaß, der sich daraus ergebe, dem Kronprinzen eine Reise nach Holland auszuwirken. Sie war ihrerseits zu dem Opfer bereit, und wollte ihrem Herzen diese Trennung auferlegen, die sie zum Besten ihres Sohnes nöthig hielt. Ihr Schreiben deßfalls vom 2. Mai 1702 an den preußischen Gesandten im Haag, Herrn von Schmettau, der zuerst diesen Gedanken geäußert hatte, sagt hierüber: „Je vous ai tant plus d'obligation, monsieur, des marques de votre souvenir, vous sachant fort occupé des affaires du roi dans une occasion où l'on trouve plus de contestation qu'on

n'avoit cru. Je sais que vous employez tous les soins imaginables pour y remédier, mais je crains bien que nous n'obtiendrons pas tous les avantages que nous nous étions proposés de l'héritage du roi; pour moi je le considère assez grand, soit dit entre nous, si cela peut servir de prétexte à faire aller mon fils en Hollande, et je vous ai obligation, monsieur, d'y avoir pensé le premier. Si vous le pouvez mettre en exécution sans que je paroisse y avoir part, je vous en aurai encore davantage; car il vous souvient de ce que je vous dis devant votre départ: vous comprendrez aisément que ni moi, ni le comte de Dohna, n'oserions parler de cette affaire, et aprés tout je trouve fort nécessaire pour l'éducation de mon fils, qu'il soit quelques années hors d'ici, ce qui lui fera bien plus de bien que des espérances chimériques.“ Allein das Vorhaben fand Schwierigkeiten, und die bei dem Könige deßhalb versuchten Anregungen mißglückten. In einem zweiten Schreiben der Königin an Schmettau, vom 16. Mai, heißt es wenigstens: „Puisque vous ne me dites rien de mon fils, je crains que vos représentations n'ayent pas été reçues à Wesel.“ Zwei Jahre später erst kam der Plan zur Ausführung, der aber nun minder fruchtbar sein mußte.

Daß einer kräftigen und dabei schlichten Natur, wie der des Kronprinzen, nicht unbedingt eine andere Richtung könne aufgezwungen werden, sah Sophie Charlotte sehr wohl ein. Sie glaubte, daß den entschiedenen Anlagen einiges Recht zuzustehen sei, und selbst aus den schlimmen sich Gutes gewinnen lasse. Die gewaltsame Heftigkeit, welche von Willenskraft und Muth zeugte, konnte in wirklichen Kriegskämpfen zu ruhmvoller Tapferkeit werden; ja die Verwickelungen selbst, in welche der leidenschaftliche Ungestüm fortriß, durften dem letzteren zur Heilung dienen, sofern nur eine fremde, nicht allzurücksichtsvolle Umgebung diesen Erfahrungen genugsamen Raum zuließ. In dem Gedanken, aus dem Unvermeidlichen wenigstens Vortheil zu ziehen, mißbilligte daher die Königin auch, daß der Graf von Dohna die stärksten Jugendtriebe, welche in dem Kronprinzen erwacht waren, mit unerbittlicher

Sittenstrenge unterdrücken wollte. Sie erkannte, daß diese Gegenwehr doch endlich brechen und das Uebel dann nur um so größer sein würde, und sie hoffte, einige Nachgiebigkeit in diesem Betreff werde sich durch Milderung der Sitten reich belohnen. In solchem Sinne finden sich von der Königin folgende, an Fräulein von Pöllnitz gerichtete Worte, in Ermangelung von Papier, das gerade nicht zur Hand war, eiligst auf ein Kartenblatt geschrieben: „Dites au comte de Dohna, qu'il ne s'oppose pas aux galanteries du prince-royal; l'amour polit l'esprit, et adoucit les mœurs. Mais qu'il dirige son goût: qu'il ne porte sur rien de bas. — Pas un chiffon de papier ne me tombe sous la main. Adieu, ma chère Pöllnitz: votre amie Sophie." Wer hieraus der Königin einen Vorwurf machen, oder gar ihre Grundsätze in Zweifel ziehen wollte, der würde nur sein Urtheil als sehr unreif bekennen, sowohl hinsichtlich der menschlichen Natur überhaupt, als auch dieser schwierigsten Lebensverhältnisse insbesondre.

Nachdem der König von seiner Reise zurückgekehrt war, ging in Berlin das gewohnte Leben weiter. Von Hannover kam die Kurfürstin Sophie zum Besuch, und war um so erwünschter, als sie nach allen Seiten begütigend und erheiternd einwirkte. Das gute Einverständniß der Höfe von Berlin und Hannover war oft zum Nachtheil beider durch Eifersucht und Mißtrauen unterbrochen, und die Königin hatte nicht die Gabe, solche Schwierigkeiten aufzulösen; vielmehr war ihr eignes Verhältniß oft sehr ungünstig, und nur ihr hoher Sinn hielt sie empor, der sich über Aeußerlichkeiten leicht hinwegsetzte, unangenehme Vorgänge schnell vergaß, und sich gern damit begnügte, in dem eignen Lebenskreise frei zu schalten, aus dem sie dann jederzeit heiter und harmlos wieder hervortreten, und mit anmuthiger Gelassenheit erfüllen konnte, was ihr als Throngefährtin oblag. In den Hof- und Staatsangelegenheiten herrschte Wartenberg, der hinwieder ganz von seiner eigenwilligen und anmaßenden Frau abhing, nach dieser Seite war kein gutes Vernehmen dauerhaft, es schwankte auf und nieder, und Sophie Charlotte konnte nur Großmuth und Zartsinn, nicht aber Staatsklugheit ausüben.

Da war denn die Anwesenheit der Mutter eine glückliche Vermittelung. Die treffliche Kurfürstin verstand ihren Schwiegersohn zu behandeln, und zugleich seine Minister in gute Stimmung zu setzen, ihre Tochter folgte ihr willig, und selber die Gräfin von Wartenberg, durch kleine Aufmerksamkeiten geschmeichelt, fand sich nachgiebiger. Die Einladung zum Besuch nach Hannover, und später die gute Aufnahme dort, gewannen die stolze Frau noch mehr, und ihr Gemahl wußte seine Dankbarkeit nicht oft genug zu wiederholen. So wirkte die Kurfürstin versöhnend und vermittelnd für alle Partheien. Der Minister von Fuchs äußerte hierüber in einem vertraulichen Schreiben an den hannöverschen Minister von Ilten, wem das Wohl des Königlichen Hauses am Herzen liege, der könne nur wünschen, die Kurfürstin immer am Hofe zu Berlin zu sehen, dies würde unendlich viel Gutes bewirken, denn der König habe offenbar mehr Hochachtung und Zutrauen für sie, als für irgend jemand. Wartenberg schrieb von ihr an denselben Minister von Ilten, sie sei zuverlässig die wohlthätigste Fürstin auf der Welt, habe ein großmüthiges Herz, und auf der rechten Stelle; er fühle sich beglückt, daß diese anbetungswürdige Fürstin, von so großem Verstand und Scharfblick, bei ihrem Aufenthalt in Berlin auch ihm ihre Billigung gewährt habe. In der That wußte sie die verschiedensten Menschen für sich einzunehmen, und jedem nach seinen Ansprüchen, ohne sich das Geringste zu vergeben, gefällig und freundlich zu sein. Daß in Hannover jeder Gast und Fremde vortrefflich aufgenommen sei, und den dortigen Hof nur ungern wieder verlasse, war als ihr Verdienst anerkannt.

In eifriger Thätigkeit erscheint auch Leibnitz fortwährend, sowohl um die politischen Gesinnungen zu vereinigen, und den Wünschen seiner hohen Freundinnen förderlich zu sein, als auch insbesondre den geistigen Anforderungen zu entsprechen, welche von der Königin nur immer lebhafter an ihn gemacht wurden. Wirklich scheint gerade in dieser Zeit ihre philosophische Forschung den höchsten Flug genommen zu haben; ihr scharfes Denken wollte nicht auf halbem Wege ruhen, sondern eilte kühn zu den letzten Ergebnissen, welche der Mensch erreichen

kann. Mündlich und schriftlich erörterte sie mit dem großen Lehrer und Freunde die tiefsten Gegenstände der Wissenschaft, und für ihre Zweifel und Fragen mußte des Meisters dialektische Kunst nicht selten unzureichend bleiben. Sophie Charlotte fand in seinen Erklärungen oft nur neue Schwierigkeiten, Leibnitz hinwieder warf ihr vor, sie wolle das Warum des Warums wissen. Besonders führten die Werke von Bayle, welche die Königin gern und fleißig las, und dessen Zweifel sie widerlegen zu können wünschte, zu gründlichen Verhandlungen über die Religionserkenntniß, und die hierüber gewechselten Gespräche und Briefe sind der Keim und wesentliche Bestand, wie Leibnitz in einem Briefe an den Abbé Bignon vom Jahre 1708 bekennt, eines seiner späteren Werke, der berühmten Theodicee, so daß wohl niemals die Geistesarbeit einer Königin in edlerer Fassung aufbewahrt sein kann! Wie sehr Sophie Charlotte mit diesen Gegenständen beschäftigt und von ihnen erfüllt war, sehen wir von ihr selbst anmuthig und lebhaft ausgesprochen in einem Briefe, den sie am 7. August 1702 aus Wusterhausen, wohin sie dem Könige gefolgt war, an Fräulein von Pöllnitz schrieb: „Ma chère Poellnitz, voici une lettre de Leibnitz que je vous envoie. J'aime cet homme; mais j'ai envie de me fâcher de ce qu'il traite tout si superficiellement avec moi. Il se défie de mon genie, car rarement il me répond avec précision sur les matières que j'agite.“ In demselben Briefe sagt sie auch noch: „Dernièrement Leibnitz m'a fait une dissertation sur les infiniment petits: qui mieux que moi, ma chère, est au fait de ces êtres?“ Aus der großen Welt ihrer Gedanken durfte sie wohl mit gerechtem Mißfallen auf die kleine herabblicken, die sie umgab.

Nicht immer waren diese Erörterungen streng und wissenschaftlich; sie gingen heiter in gesellige Unterhaltung über, und dienten, gleich anderen Gegenständen, auch zum Zeitvertreib. Die folgende Erzählung ist zwar irrthümlich nach Lützenburg verlegt, und auf Sophie Charlotten bezogen worden; sie gehört nach Herrenhausen und zu der Kurfürstin Sophie; jedoch, indem sie zeigt, was hier vorging, giebt sie auch ein Beispiel dessen, was dort geschehen konnte, und so

theilen wir das Geschichtchen unbedenklich mit. Eines Tages, da Leibnitz mit der Kurfürstin Sophie und einigen anderen Personen im Garten zu Herrenhausen lustwandelte, kam der Satz zur Sprache, daß zwei Dinge nie ununterscheidbar gleich seien, und weil die herrlichen Bäume mit der Fülle des Laubes vor Augen waren, so bemerkte die Kurfürstin, selbst in dieser unzählbaren Menge ähnlicher Gestalten würden sich zwei vollkommen gleiche nicht finden. Ein Herr vom Hofe, nicht ohne Geist und mit Leibnitz befreundet, glaubte dies doch nicht allzuschwer, die Kurfürstin nahm ihn beim Wort, und er selbst und andere Herren und viele Diener eilten, ganze Körbe voll Blätter herbeizuschaffen. Nun ging es an ein Aussuchen und Vergleichen, und die ganze Gesellschaft war voll Eifer damit beschäftigt, einen philosophischen Satz sehr unphilosophisch erweisen oder bestreiten zu wollen. Indeß konnte Leibnitz die Unterscheidbarkeit auch der ähnlichsten Blätter immer leicht darthun. In später Zeit pflegte Kant bei seinen Vorträgen über die Logik dieses Geschichtchens gern zu erwähnen, und dann lächelnd zu bemerken, sein großer Vorgänger hätte sich die Mühe sparen und nur kurz sagen dürfen, daß die Verschiedenheit zweier sonst völlig gleicher Dinge schon dadurch erwiesen sei, daß jedes in seinem und nicht in des anderen Raume sich befände. Gewiß aber war es dem Anlaß entsprechender und für die Gesellschaft unterhaltender, daß Leibnitz auch auf den Versuch einzugehen nicht verschmähte, und den Einfall, der dem Gedanken durch Erfahrung begegnen wollte, an dieser selbst vergeblich sich abmühen ließ.

Die Philosophie, selbst nur Freude und Genuß für die erhabene Denkerin, störte auch sonst in keiner Weise die Vergnügungen, welche ein edler Geist und fröhlicher Sinn hervorrufen und empfangen konnte. In Sophie Charlottens Nähe waren die schönen Künste, was sie wirklich sein sollen, der Schmuck des Lebens. Besonders hatte Musik für sie den lebendigsten Reiz, und ihre Ausübung durfte nie lange fehlen. Der König unterhielt eine bedeutende Kapelle, nahm ausgezeichnete Tonkünstler in Dienst, und die berühmtesten Sänger und Sängerinnen aus Italien kamen nach Berlin. Seiner

Prachtliebe waren Schauspiele und Opern sehr willkommen, und über dem Reithause in der breiten Straße hatte er ein Theater einrichten lassen, wo mancherlei Vorstellungen gegeben wurden. Der Ruf der italiänischen Oper hatte auch den jungen Händel nach Berlin gezogen, in seinem fünfzehnten Jahre war er 1698 von Halle dorthin gekommen. Seine Meisterschaft erregte die Aufmerksamkeit des Buononcini und des Attilio Ariosti, der Letztere wurde sein Lehrer und Freund. Sophie Charlotten blieb er nicht unbekannt, er spielte mehrmals am Hofe; die günstigen Anträge desselben ließ aber die Bedenklichkeit seines Vaters ihn versäumen, und er verließ Berlin, ehe er noch die ganze Macht des Genius, die in ihm lag, hatte entwickeln können.

Sophie Charlotte selber, wie wir schon aus früheren Angaben und auch aus Toland's Bericht wissen, übte die Kunst mit Meisterschaft, komponirte ausgezeichnet, und spielte und sang mit Fertigkeit und Anmuth die Werke der verschiedensten Meister, besonders aber die Kompositionen eines damals berühmten Tonsetzers Corelli. Der Schatz ihrer Musikalien wurde eine Tonne Goldes werth geachtet. Kein Tag verging, ohne daß sie selbst am Klavier gesessen, oder musikalische Aufführungen angehört hätte. Dieser Eifer war auf ihre nächste Umgebung übergegangen, hatte sich dem Hofe, ja der Stadt mitgetheilt. Der Oberbürgermeister von Hessig, gewesener Kammerdiener des Königs, errichtete in seinem Hause in der Königsstraße mit höchstem Beifall eine kleine Opernbühne. Alle jüngere Personen des Hofes waren mehr oder minder musikalisch, für alle Instrumente und Gesangstimmen fanden sich bildsame Fähigkeiten. Als die Königin ein eignes Theater in Lützenburg errichtet hatte, welches im Sommer 1702 fertig wurde, konnte sie ganze Opern und Ballette durch solche vornehme Liebhaber und Liebhaberinnen aufführen lassen. Auch die besten Stücke der französischen Bühne kamen auf diese Weise zur Vorstellung. Daneben hatte Sophie Charlotte aber auch ihre eigne Kapelle, der berühmte Tonsetzer Attilio Ariosti stand in ihrem Dienste, und fortwährend berief und belohnte sie fremde Künstler. Zur Einweihung der neuen Schloßbühne wurde am Geburts=

tage des Königs die Oper „i trionfi del Parnasso" aufgeführt. Neben den fremden Sängern und Sängerinnen Antonio Tosi, Paolina Fridelin und Regina Schönaes, spielten darin die verwittwete Herzogin von Kurland, deren Tochter die Prinzessin Maria, und der junge Prinz ihr Sohn.

Das nächste Jahr 1703 war besonders reich an Kunstgaben und Festlichkeiten. Wir erwähnen der Aufstellung der Reiterstatue des großen Kurfürsten, dieses herrlichen Werkes von Schlüter, das im Guß der Stückgießer Jacobi ausgeführt. Die Vermählung der verwittweten Herzogin von Kurland veranlaßte Feste, die nicht so fröhlich als glänzend waren. Die liebenswürdige Fürstin hatte einflußreiche Widersacher am Hofe, welche ihr mißgönnten, mit der Königin verbunden ein so heitres Dasein zu führen. Da sie von Kurland, wegen des Krieges im Norden, seit langer Zeit keine Einkünfte zog, so war sie ganz von dem Könige abhängig, und man dachte durch ihre Wiedervermählung Ersparnisse zu machen. Dem sechzigjährigen Markgrafen von Baireuth, der um sie warb, wurde sie genöthigt ihre Hand zu geben. Sie wurde in Lützenburg vermählt, aber nur mit größtem Widerwillen folgte sie ihrem Gemahl, und fast gewaltsam mußte man sie von dem theuren Aufenthalt fortreißen. Ihre Tochter, die Prinzessin Maria, durfte bei der Königin zurückbleiben, wo ihre Lieblichkeit und Sanftmuth ihr allgemeine Zuneigung erworben, aber auch das Herz des Markgrafen Albrecht, Bruder des Königs, zur höchsten Leidenschaft entflammt hatte. Nach großen Schwierigkeiten erlangte der Markgraf vom Könige die Erlaubniß zur Heirath. Auch diese Hochzeit wurde in Lützenburg gefeiert, doch ohne Gegenwart des Königs, der mißvergnügt die Sache ganz der Königin überließ; die angestellten Lustbarkeiten waren deßhalb nicht weniger glänzend, und verhüllten keine geheime Trauer. Ein anderes großes Fest vereinigte den ganzen Hof in Lützenburg, als bei Anwesenheit des Komponisten Giovanni Buononcini daselbst dessen Oper „Polifemo" aufgeführt wurde; unter den vornehmen Sängern und Sängerinnen, welche dabei mitwirkten, befand sich auch die Erbprinzessin von Hessen-Kassel, die Königin aber saß in der Mitte des

Orchesters am Klavier, und die übrigen Instrumente wurden alle nur von den größten Meistern gespielt.

In dasselbe Jahr mit diesen Ergötzlichkeiten fällt ein Briefwechsel, der uns die Königin wieder in ganz anderer Beschäftigung zeigt. Mit der Kurfürstin Sophie und mit Leibnitz war schon längere Zeit der Jesuit Vota, Beichtvater des Königs Johannes Sobieski von Polen, in brieflicher Verbindung, und dieser geistvolle und weltkluge Mann, welcher neben politischen Geschäften auch an höheren Forschungen Theil nahm, war Sophie Charlotten natürlich nicht unbekannt geblieben. Als er nach Berlin kam, ließ ihn die Königin mehrmals einladen und fand Geschmack an seiner Unterhaltung. Er hatte viel Witz und Beredsamkeit, ausgebreitete Kenntnisse fast in allen Fächern, und dabei eine Lebhaftigkeit, die auch bei einem jüngeren Manne aufgefallen wäre, um so mehr bei ihm, der schon hoch in Jahren war. Gespräche über Religions- und Glaubenssachen waren damals sehr in Anregung; man glaubte die protestantischen Lehrbegriffe noch mit einander ausgleichen, und für sie denn auch mit der katholischen Kirche eine Annäherung finden zu können. Sophie Charlotte veranlaßte auch den Pater Vota zu solchen Erörterungen, und da er sich mit ihr nicht ernstlich genug einzulassen schien, setzte sie ihm ihre französischen Hofprediger von Beausobre und Lenfant entgegen. Der Letztere rühmt von der Königin, sie habe ihr größtes Vergnügen an solchen Gesprächen gefunden, und sei durch ihren außerordentlichen Geist, ihren eindringenden Scharfsinn und vielfaches Wissen wohlbefähigt gewesen, mit den bedeutendsten Männern dergleichen zu führen, besonders aber habe sich dabei ihr Geschmack und sicheres Urtheil, so wie ihr edles und feines Benehmen stets im schönsten Lichte gezeigt. Nicht immer jedoch scheint ihr Beispiel in diesem Betreff von den Anderen nachgeahmt worden zu sein. Die beiden Hofprediger, deren sie bald den einen, bald den anderen, zuweilen auch beide zusammen rufen ließ, wollten gegenüber dem Jesuiten, der seinerseits klüglich seinen Boden behauptete, und seine Gegner als Abtrünnige behandelte, auch ihrer Kirche nichts vergeben, und bestritten seine Sätze mit Heftigkeit, so daß die Königin

mehrmals über den Eifer des Kampfes lächelte, und ihn zu mäßigen veranlaßt war. Ueber diese Streitverhandlungen, und über die Bitterkeit, zu welcher sie gestiegen, schrieb der Pater Vota nach seiner Abreise an die Königin, klagte sich selbst, aber mehr noch seine Gegner an, und meinte, für den Fall der Fortsetzung eine glimpflichere Weise hoffen und versprechen zu dürfen. Sein Brief ist aus Stargard vom 23. März 1703: „Madame, je me sers de l'occasion de monsieur le lieutenant-colonel de Massow pour me présenter par cette lettre aux pieds de Votre Majesté, et lui réitérer les témoignages de ma reconnoissance éternelle pour les grâces infinies dont elle m'a comblée. Je lui demande pardon que j'ose sitôt lui renouveler mes importunités, après l'avoir si longuement ennuyée par mes discours interrompus par une si desagréable toux, que la présence de Votre Majesté m'a pourtant quasi entièrement guérie, lorsque la dispute la plus échauffée la devoit irriter.

Mais à propos de disputes, j'avouerai à Votre Majesté que parmi tant de contentemens dont sa royale cour m'a été si libérale, il m'est resté un chagrin assez sensible, que l'engagement de défendre l'honneur des premiers pères de l'église et des quatre grands conciles écuméniques auxquels toute la chrétienneté catholique et non catholique porte tant de respect, ait attiré sur ces messieurs, que d'ailleurs j'estime et j'honore, des réponses proportionnées au grand tort qu'on faisoit à toute l'ancienne église, non encore divisée en partis.

Si j'ai l'honneur de retouner aux pieds de Votre Majesté comme elle m'a fait la grâce de me le commander, j'espère qu'ils conviendront avec moi de ne pas provoquer des expressions aigres par des termes injurieux aux plus grands saints de l'antiquité et aux luminaires les plus éclatans de l'église. Une semblable rencontre ne m'est jamais arrivée en quarante années de controverse avec les premières têtes, à Rome, à Paris et ailleurs, où la civilité et la courtoisie ont toujours été de pair avec la doctrine. Je me flatte que ces dignes personnages

voudront bien demeurer mes bons amis, comme je suis leur sincère et estimateur incapable de conserver la moindre rancune, comme effectivement j'en fus exempt dans le plus fort même de la dispute. Et quand nous nous verrons ensemble à la presence de Votre Majesté, nous nous accorderons dans la recherche paisible et édifiante de la vérité, suivant le mouvement que le grand génie et le merveilleux esprit de Votre Majesté en tant de sortes, voudront bien nous donner.

Au reste, Madame, je me console dans la solitude de ce voyage, par me raconter à loisir à moi-même les incomparables prérogatives de Votre Majesté et ses bontés généreuses qu'elle m'a témoignées. Ce seront mes plus doux entretiens, et le récit que je ferai au roi et à toute la Pologne, des vertus d'une reine qui fait l'admiration de l'Europe, en priant Dieu qu'il la conserve au-delà des siècles. Je suis, Madame, avec la plus grande soumission de Votre Majesté le plus humble, plus obéïssant et plus obligé serviteur Vota."

Die Königin theilte den Brief des gewandten Jesuiten dem einen seiner Gegner mit, und forderte von diesem einiges theologische Rüstwerk, um den guten Pater auch noch in der Ferne die unbesiegte Stärke der Protestanten erfahren zu lassen. Der Aufforderung wurde überschwänglich entsprochen, und Lenfant gab einen weitläufigen Aufsatz voll kirchengeschichtlicher Gelehrsamkeit und dialektischer Gründe, welchen die Königin ihrem Antwortschreiben einverleibte. Sie bekennt selbst, daß sie sich auf dieses theologische Meer nur im Vertrauen auf ihre Steuerleute wagen dürfe, und hofft, wenn diese sie irrführen sollten, durch Vota wieder in die rechte Bahn gebracht zu werden. Der Anfang und der Schluß dieses Briefes sind ohne Zweifel von der Königin selbst, oder doch unter ihrer Aufsicht und nach ihrer bestimmten Angabe verfaßt; mit der zwischenliegenden Auseinandersetzung aber finden wir uns in Verlegenheit, wir können unseren Lesern nicht zumuthen, gleiche Aufmerksamkeit dafür zu haben, wie für die eignen Worte Sophie Charlottens, und doch sind die letzteren nicht wohl aus diesem Zusammenhang abzuschneiden.

Uns bleibt daher nur übrig, es mit ein paar Blättern nicht zu genau zu nehmen, und das ganze Schreiben, das doch einmal den Namen der Königin führt, günstiger Nachsicht hier anzubieten. Dasselbe beginnt: „Vous êtes toujours le même, Monsieur, c'est à dire l'homme du monde le plus obligeant, et vous ne recevrez jamais nulle part tout l'accueil que vous méritez. Quoiqu'il soit fort mal-aisé d'être insensible aux louanges d'une personne de votre goût et de votre poids, je vous avoue pourtant, que ce qui m'a le plus touché dans votre lettre, c'est la délicatesse sur les petites escarmouches que vous avez eues avec nos théologiens pendant votre séjour en cette ville. Je reconnois la-dedans un caractère d'honnête homme et de chrétien, qui relève beaucoup les rares qualités de votre esprit. Je puis bien vous en offrir autant de la part de ces messieurs, el je vous réponds qu'il n'y aura point de controverse entre nous à cet égard. Ce qui se dit d'un peu fort de part et d'autre dans ces occasions-là, ne sert qu'à rendre la conversation plus vive, et ne doit point altérer l'estime que l'on se doit mutuellement et que personne ne refuse à vos grands talens.

Au reste, je ne suis pas surprise qu'en un fort petit espace de tems vous ayez ouï dire, en pays de liberté, quantité de choses qu'on n'entendroit pas pendant quarante ans en pays d'autorité, car ce sont deux pays où l'on parle des langues bien différentes. Mais je puis vous en dire ma pensée: je comprends à-peu-près ce qui engagea insensiblement ces messieurs à sortir un peu du decorum de la fraternité dans leurs expressions sur le sujet des pères. Comme on est accoutumé à regarder parmi nous l'écriture sainte comme la seule règle de la foi, sur laquelle il faut examiner et pères et conciles, ils n'étoient pas sans doute trop contens de voir que vous lui donnassiez si peu de part dans toute cette affaire, et que vous parlassiez si désobligeamment de la raison, dont la seule autorité devroit régner dans ce monde et à laquelle vous avez même tant d'obligation. Cependant, comme on peut être bons amis, et soutenir chacun son sentiment,

ils se font forts de prouver qu'ils n'ont rien avancé sur le sujet des pères et des conciles, qui n'ait été dit et publié plus d'une fois, non seulement par des auteurs de notre communion, que vous n'êtes pas obligé de reconnoître, mais même par des auteurs catholiques, et ce qui m'a le plus surprise, par des jésuites.

Comme le plus fort de vos conversations roula sur l'autorité des pères de l'église latine, et en particulier sur celle de Saint-Augustin et de Saint-Jérome, c'est par là qu'il faut commencer; car pour les pères grecs, autant qu'il m'en souvient, il en fut peut parlé dans vos diverses conférences. Je me souviens seulement qu'un jour vous parûtes scandalisé d'une proposition qui fut avancée, seulement en passant, par l'un de ces messieurs, au sujet de l'église grecque. C'est que plusieurs d'entre ces pères étoient grands Origénistes, la plûpart Platoniciens fort adonnés à des allégories à perte de vue, très-peu versés dans le style du nouveau testament, qui est un grec de synagogue et tout rempli d'hébraïsmes. Ce discours vous parut extrêmement paradoxe, et ne manqua pas d'exciter ce zèle et cette vivacité qui m'a si souvent charmée, et que ces messieurs admiroient eux-mêmes, puoiqu'ils en fussent la butte. Mais ils m'ont assuré encore depuis, qu'ils n'ont rien avancé là-dessus qui ne s'accorde avec le sentiment des plus habiles critiques de ce siècle.

Je reviens donc à Saint-Augustin. Il ne faudroit pas, disent ces messieurs, aller plus loin que le dictionnaire de monsieur Bayle, pour trouver des auteurs de votre société qui ont parlé de ce grand évêque avec plus de liberté qu'ils n'on fait et qu'ils ne voudroient faire. Si vous prenez la peine de lire les articles Adam [Jean Adam, jésuite] et Augustin de ce dictionnaire, vous serez convaincu qu'ils n'ont rien avancé là-dessus que de très-soutenable.

Mais ces messieurs n'en demeurent pas là, car ils m'ont assuré que le cardinal Noris, qui ne peut être inconnu à Votre Révérence, a été obligé de publier une

apologie de Saint-Augustin, particulièrement contre les jésuites, où il se plaint qu'ils ont accusé Saint-Augustin d'une obscurité affectée dans les matières de foi, de contradictions, d'inconstance, et quelquefois même d'erreurs formelles et très-importantes. Le père Adam, jésuite célèbre dans le dix-septième siècle, a avancé des choses si fortes contre Saint-Augustin, que le cardinal Noris dit là-dessus, qu'il faut avoir un coeur de pierre pour entendre ces paroles si injurieuses, non seulement sans indignation, mais même sans horreur. Le père Annat, aussi jésuite, qui a été le confesseur de Louis XIV et provincial de son ordre, a été un des plus hardis de tous sur ce sujet, et j'ai été, je vous avoue, tout épouvantée d'apprendre qu'il avoit bien osé alléguer plus de trente docteurs, de compte fait, papes, cardinaux, évêques et autres théologiens de France, d'Italie, d'Allemagne, „il devoit dire aussi du Japon", ajoute le cardinal Noris, qui ont accusé Saint-Augustin d'un grand nombre d'erreurs. Mais ce qui m'a frappée surtout, c'est que le père Annat a prétendu faire voir que ces accusations contre Saint-Augustin ne rouloient pas seulement sur les matières de la grâce, de la prédestination et du francarbitre, mais sur les articles les plus fondamentaux au jugement de l'une et de l'autre communion. Ce jésuite allègue même là-dessus l'autorité de deux grands hommes, l'un du treizième, l'autre du seizième siècle, ce qui fait voir, pour le dire en passant, que ce n'est pas d'aujourd'hui qu'on n'a pas épargné Saint-Augustin.

Le premier de ces auteurs est un certain Jean Scot, qu'ils disent qu'on appeloit de son tems le docteur subtil. Il dit, en parlant de Saint-Augustin, qu'il faut bien examiner contre quels hérétiques les saints ont parlé; car, ajoute-t-il, quand Saint-Augustin écrit contre Arius, il semble presque pencher vers Sabellius, et quand il écrit contre Pélage, il semble incliner du côté des Manichéens. L'auteur c'est Cornelio Musso, évêque de Bitonte, célèbre au seizième siècle, et qui parut avec beaucoup d'éclat au concile de Trente. Il parle de Saint-Augustin à-peu-

près dans les mêmes termes que Jean Scot. Sur quoi le cardinal Noris fait une réflexion, que ces messieurs trouvent essentielle au sujet dont il s'agit entre vous et eux. C'est que Jean Scot et Cornelio Musso disent seulement que Saint-Augustin sembloit pencher vers l'erreur opposée à celle qu'il réfutoit; au lieu que le père Annat franchit ce pas en disant que ce père s'y jetoit entièrement. Il ne s'agit pas, disent ces messieurs, de savoir si ces accusations sont justes ou non; c'est au cardinal Noris et à vous, monsieur, pui en êtes autant capable que qui que ce soit, à justifier Saint-Augustin. Mais ce qu'ils en concluent, c'est que les ministres ne sont pas les premiers téméraires à cet égard, s'il y a de la témérité, puisque l'église catholique et surtout la société leur en a donné l'exemple.

De Saint-Augustin je passe à Saint-Jérôme. Ces messieurs soutiennent encore, comme ils l'ont fait en votre présence, qu'on ne peut pas se rapporter sur le sens de l'écriture, à des auteurs qui l'ont expliquée aussi négligement, et qui ont même parlé des apôtres avec aussi peu de respect, qu'a fait Saint-Jérôme. Le malheur est qu'ils citent, et qu'ils veulent absolument en venir à la vérification des faits que vous leur contestiez. Voici le fait. Il est trop mémorable pour ne l'avoir pas retenu. Ils disent donc que Saint-Jérôme, dans son commentaire sur le chapitre II. de l'épître aux Galates, accuse Saint-Pierre et Saint-Paul de simulation et même d'hypocrisie; que Saint-Pierre, pour plaire aux Juifs, faisoit semblant de vouloir qu'on observât la loi cérémonielle, et que Saint-Paul pour complaire aux Gentils fit semblant de quereller Saint-Pierre à ce sujet, qu'ainsi l'hypocrisie de Saint-Paul lève le scandale de l'hypocrisie de Saint-Pierre. Saint Augustin en fait des reproches à Saint-Jérôme, et voici ce que Saint-Jérôme lui répond pour s'excuser: „J'ai, dit-il, suivi les commentaires d'Origine (notez, m'ont-ils fait remarquer, que Saint-Jérôme a été depuis un des grands adversaires d'Origène), de Didyme, d'Apollinarius de Laodicée, qui est depuis peu sorti de

l'église, d'Alexandre ancien hérétique etc. Et, pour vous avouer franchement la vérité, continue Saint-Jérôme, j'ai lu tout cela, et après avoir ramassé bien des choses dans ma tête, j'ai fait venir mon secrétaire, et je lui ai dicté tantôt mes pensées, tantôt celles d'autrui, sans me souvenir ni de l'ordre, ni quelquefois des paroles, ni même du sens.“ Le même Saint-Jérôme dit encore dans son commentaire sur le chapitre III. de l'épître aux Galates: „Je n'écris pas moi-même, je fais venir mon secrétaire, et je lui dicte tout ce qui me vient dans la bouche. Que si je veux un peu rêver, pour dire quelque chose de meilleur, il fronce le sourcil, et toute sa contenance me dit assez qu'il s'ennuie d'être là.“

Je vous prie, mon Révérend Père, j'en appelle à votre équité, à quelles gens voudroit-on nous renvoyer, pour l'intelligence de l'écriture et de la religion? Qui croirai-je, de Saint-Jérôme Origéniste, ou de Saint-Jérôme ennemi d'Origène et de sa doctrine? Comment pourrai-je démêler ce qu'il a pris d'un hérétique ou d'un orthodoxe, puisqu'il cite l'un et l'autre à tort et à travers, sans aucune marque de distinction? Le moyen que je puisse deviner, si ce sont ses propres pensées ou celles d'autrui qu'il nous débite! puis'qu'à peine le sait-il lui-même? Et à quoi connoîtrai-je, si son secrétaire étoit de belle humeur, ou si ayant quelqu'autre affaire en tête, il falloit que l'écriture sainte et la religion cédassent à son impatience? A vous dire la vérité, si cela est, je ne trouve pas mieux mon compte à Saint-Jérôme qu'à Saint-Augustin, et je ne suis pas trop surprise qu'en certains momens, où l'on ne fait pas toute l'attention qu'on devroit à ce que les noms de père et saint ont de vénérable, on s'émancipe à s'expliquer un peu librement sur ces grands docteurs de l'église.

Comme vous faites aussi mention des conciles dans votre lettre, et que vous trouvez que ces messieurs n'en ont pas parlé avec assez de respect, il faut que je vous rapporte ce qu'ils m'en ont dit: car ils ont tant d'estime pour vous, qu'ils seroient bien fâchés que vous crussiez

qu'ils ont rien avancé légèrement. Ils disent donc, que si les conciles étoient comme ils devroient être, des assemblées libres, où l'écriture sainte et la raison fussent écoutées uniquement, au lieu des passions, des préjugés et des intérêts humains, ce seroit la meilleure voie de décider ces controverses. Mais ils soutiennent en même tems, que depuis le premier concile de Jérusalem l'expérience a toujours montré le contraire. J'ai même été presque scandalisée d'un mot qu'ils font dire a Saint-Grégoire de Nazianze, qui pourtant étoit, comme vous le savez beaucoup mieux que moi, un père fort orthodoxe. Il disoit que jamais assemblée ecclésiastique n'avoit eu un heureux succès, et il prit même la résolution de ne se trouver plus dans ces assemblées de grues et d'oies qui se font une guerre cruelle. Il lâcha ce terrible mot à l'accasion du second concile écuménique, qu'il compare à un cabaret et à d'autres lieux que la pudeur empêche de nommer. Nos ministres n'en ont jamais tant dit à beaucoup près, et ils en seroient bien fâchés. Ils admettent les quatre conciles écuméniques, non pas veritablement à cause de leur autorité, qu'ils ne reconnoissent point pour infaillible, mais parce que leurs décisions leur ont paru conformes à l'écriture sainte. Théodoret n'avoit pas grande opinion du concile de Nicée, puisqu'il l'alléguoit pour prouver qu'on ne devoit rien attendre de bon des conciles, si Dieu ne renversoit les machines du démon. Il y eut tant de chaleur et de précipitation au concile d'Ephèse, qu'il doit plutôt être regardé comme un brigandage que comme une assemblée ecclésiastique. Le second concile d'Ephèse cassa ce qu'avoit fait le premier, et il fut lui-même cassé par celui de Chalcédoine, ce qui n'est pas une grande marque d'infaillibilité.

Mais pour finir cette longue tirade que j'ai retenue des discours de ces messieurs, j'ai été bien surprise d'apprendre d'eux, qu'un de vos auteurs nommé le père Halloix, jésuite de Liège, parlant dans son apologie pour Origène du cinquième concile écuménique, a bien osé dire que Justinien, inspiré par le diable, avoit été l'au-

teur et le fauteur de ce pernicieux concile, assemblé malgré le pape, et qu'il vaudroit mieux que ce concile n'eût jamais été et qu'il ne subsistât plus, après quoi il ajoute que le sixième et le septième conciles écuméniques ont été entraînés dans l'erreur par le cinquième aussi bien que les papes Pelage II. et Grégoire le Grand qui l'ont approuvé.

Mais que direz-vous de moi, monsieur, de m'être ainsi embarquée sur l'océan ecclésiastique? C'est sur la bonne-foi de mes pilotes; s'ils m'ont fait égarer je vous crois assez de mes amis pour me remettre dans le bon chemin. Je souhaite au reste, que Dieu vous conserve la vie et la santé, pour reprendre quelque jour celui de Berlin, où vous trouverez toujours des esprits disposés à la recherche de la vérité, de la manière que vous le proposez si bien à la fin de votre lettre." Dieses Schreiben, welches Lenfant nach der Königin Tode französisch bekannt gemacht hatte, gab Toland im Jahre 1711, unter dem Titel: „A letter against popery", in englischer Uebersetzung heraus, und erzählte in der Vorrede den Anlaß, welcher dasselbe hervorgerufen.

Schon den Staatshändeln fremd, mußte Sophie Charlotte noch weniger zu dem Kriegswesen sich hinneigen können. Zu ihrer Geistes- und Geschmacksbildung stand die Rauhigkeit des damaligen Waffenhandwerks im schroffsten Gegensatz; wo Philosophie und Kunst und froher Lebensgenuß im Besitz waren, konnten Schlachten, Belagerungen und Truppenmärsche nicht leicht zur Unterhaltung dienen. Das Unglück des Krieges fühlte die Königin lebhaft in den Verlusten, welche sie nah betrafen. Zwei ihrer Brüder fanden, wie schon erwähnt, in demselben Jahre den Heldentod gegen die Türken. Einen neuen Verlust brachte ihr der Sommer des Jahres 1703; ihr fünfter Bruder, Herzog Christian, gleichfalls im Heere des Kaisers dienend, ertrank am 31. Juli bei Ulm, indem er als Generalmajor an der Spitze seiner Truppen den Uebergang über die Donau gegen die Franzosen erzwang. Der Krieg zeigte sich Sophie Charlotten von keiner Seite in reizender Gestalt. Doch wurde dem Ruhme, den die Preu-

ßen durch ihre Waffenthaten erwarben, in dem Kreise der Königin jede Würdigung zu Theil, und den geliebten Sohn sah sie sogar mit Wohlgefallen in dieser Richtung thätig. Aber das Ergebniß mußte hier über die Mittel oft hinwegsehen lassen. Denn mit den eigentlichen Werkzeugen dieses Ruhmes finden wir Sophie Charlotten kaum in Berührung, und die gleichzeitige Entwickelung zweier so verschiedenen Lebenskreise, wie der Königin und des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, eng neben einander an demselben Hof, sollte man kaum für möglich halten, ohne beider wechselseitige Störung; allein sie blieben völlig getrennt, und selbst die Entgegensetzung konnte, wie es scheint, hier keinen Bezug hervorbringen.

Ein anderer angesehener Engländer, George Burnet von Kemnay, verwandt mit dem berühmten Bischof Burnet, kam im Sommer 1704 ebenfalls nach Berlin, und wurde von der Königin nach Lutzenburg eingeladen, wo er auf dem Schlosse wohnte. Daß die ehrenfeste Tüchtigkeit dieser Landesgenossen schon damals, wie noch heute, sich fremder Sprachäußerung nicht wohl bequemte, und in ihr leicht einigem Lächeln bloßstand, ersehen wir aus einem Briefe Sophie Charlottens an Leibnitz, wo sie von dem Obengenannten sagt, seit seinem früheren Besuch in Berlin habe er sich sehr zu seinem Vortheil verändert, aber französisch rede er noch wie sonst, und habe unter anderen von seiner Reise erzählt, qu'il avoit *fait trois couches* en chemin, worüber viel gelacht worden sei.

Die Königin lud auch in diesem Sommer Leibnitz dringend nach Lützenburg ein, seine Arbeiten in Hannover scheinen ihn aber verhindert zu haben. Er verfolgte dort auch ein persönliches Anliegen, den Wunsch, die erledigte Abtei von Ilefeld, so wie auch die Stelle eines Vicekanzlers zu erhalten; da nun der Einfluß der Kurfürstin Sophie gerade damals etwas gehemmt war, so schrieb diese zugleich mit Leibnitz an die Königin, um deren für den Augenblick wirksameres Fürwort anzuregen. Sie versprach sogleich, ihrem Bruder dem Kurfürsten die Sache mitzutheilen, bemerkte aber in ihrer Antwort an Leibnitz, sie handle darin gegen ihren

Vortheil, „car si l'affaire réussit", sagt sie, „je n'aurai plus le plaisir de vous voir ici: mais je crois qu'en bonne amie je dois mettre vos intérêts devant les miens."

Im November 1704 kam der Herzog von Marlborough nach Berlin, um als Abgesandter Großbritanniens die Theilnahme Preußens an dem Kriege gegen Frankreich stärker in Anspruch zu nehmen. Dieser Held, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen in gemeinsamen Siegesthaten wetteifernd, war zugleich ein feiner Hofmann, der dem Geiste, wie der Schönheit der Königin wohl zu huldigen verstand; wie er auch schon am Hofe zu Hannover sich gewandt, ehrerbietig und verbindlich gezeigt, und den vollen Beifall der Kurfürstin Sophie gewonnen hatte. Er blieb in Berlin nur fünf Tage, wohnte einem Hofball und einer Thierhetze bei, besah das Zeughaus und andere Gebäude, und speiste zweimal mit dem Könige allein zu Mittag, Einmal mit der Königin zu Nacht. Die Hofdamen aber, sagt Burnet, waren sehr unzufrieden mit seinem Benehmen, und fanden den Ruf seiner höflichen Feinheit nicht bewährt, denn er würdigte keine der Damen eines Wortes, sondern sprach nur mit der Königin und den Prinzessinnen. Seine Briefe und Gespräche verbreiteten in England nur noch mehr den Ruhm Sophie Charlottens, der durch frühere englische Reisende, welche den Hof von Berlin besucht hatten, schon fest begründet war.

Burnet, der in Lützenburg an einem heftigen Fieber erkrankte, genoß daselbst bis zum Herbst aller sorgsamen Aufmerksamkeit; die Königin ließ sich täglich mehrmals nach seinem Befinden erkundigen. Er folgte ihr später, als sie den Landaufenthalt verließ, nach Berlin, von wo er am 5. Dezember 1704 an seine edle und geistvolle Freundin Miß Katharine Trotter, die nachher als Mrs. Cockburn berühmt gewordene philosophische und poetische Schriftstellerin, vertraulich schrieb: „I was attacked with a most violent and searching fever, which seized me all on a sudden about the last days of August last. I continued in my little chamber of court at Lutzenbourg, not being able to come to town hither in that condition. And the queen thought it would be of no continuance, and send

so often to see where I was, that upon the least ceasing of this fever, I was willing to creep down stairs to the low apartments, where the queen and the court where, to present myself. — The queen is come to her apartments in town since Saint-Martin's. They are all reformed and new built almost. The pəlace is great, spacious, and magnificent, but the architecture not beautiful, except it be to a German goust. — I have no delight in the hearing or seing any woman, since I came abroad, like the queen, who, never, I believe, spoke, but with satisfaction to the hearer. Her concern for me is so great, that I am ashamed therof. I have made me many open flatterers, and it may be hidden enemies. The other day she sent a footmann to the lodging to come to supper; but I was already in bed in a hot fever four hours before. The morrow after she sent another in the morning, telling me, if I pleased to come exactly at twelve, I might eat with her maids (for at dinners, she dines publicly with the king every day, when he is in town, where only princes and princesses were admitted), and after dinner, I might come and read, or talk with her. I could not well go to dinner, being invited elsewhere; but about two o'clock. I went and passed the time till four. Her majesty would have given me chocolate: I prayed rather tea, of which I took three tasses only. But upon my coming home, I found myself in a shivering, had the fever till after midnight, and so could not return to sup at court, nor hear the excellent music, that was to be that night, of which her majesty had acquainted me graciously before." Diese an sich unerheblichen Nachrichten gewähren doch einen Blick in Gemüthsart und Sitten.

Wir nähern uns schon dem Zeitpunrkte, der ein so edles und schönes Dasein uns in seinem allzufrühen Scheiden zeigt: das Jahr 1704 ist das letzte, das für Sophie Charlotte noch zum vollen Abschluß kommt. Ihr reiches Leben stand in höchster Blüthe, die Güter der Welt und des Geistes umgaben sie; was früher noch im Kampfe sich dargeboten,

hatte als Freiheit oder Entsagung ruhige Gestalt gewonnen; Liebe zu Mutter und Sohn, Glück der Freundschaft, Hoheit der Gedanken, Genuß der Musik, menschliches Wohlwollen und Theilnehmen, erfüllten diesen Lebensherbst, der noch einem Frühling gleich erschien. Doch trübte ihn auch heißer Schmerz, als endlich die Trennung von dem geliebten Sohne Statt finden mußte. Der Kronprinz war schon seit einiger Zeit der Aufsicht Dohna's entzogen, und dieser auf seine Güter nach Preußen geschickt worden. Die Königin war hiemit nicht zufrieden, wiewohl sie gegen den Generalmajor von Finck, welcher nunmehr dem Prinzen beigegeben wurde, persönlich nichts einzuwenden hatte; er kam aus dem Kriege, und war gleichwohl sanfter und freundlicher, als Dohna. Für ihren Sohn hatte die Königin lange gewünscht, daß er vom Hof entfernt würde und auf Reisen ginge. Jetzt, da ihr Wunsch, für ihre Gründe schon zu spät, in Erfüllung ging, und der Kronprinz im Herbste gleich nach dem Herzog von Marlborough abreiste, erst nach Hannover, und von da nach Holland, um dort einen Theil des Winters zuzubringen, und dann nach England überzuschiffen, — jetzt empfand es die Mutter zwar schmerzlich, den Anblick und die Nähe des Sohnes missen zu sollen; aber sie wußte ihr Gefühl zu bemeistern, und willigte in alles, was ihr als des Prinzen Wohl erschien; sie war es hauptsächlich, welche darauf bestanden hatte, daß er nach England überschiffen sollte, wozu der König nur ungern stimmte. Wie tief aber im Innern sie' von Zärtlichkeit erfüllt gewesen, wie wehmüthig im Stillen sie ihren Gefühlen nachgehangen habe, läßt sich aus dem einen Zeugniß erkennen, daß man nach der Abreise des Kronprinzen in Lützenburg ein Blatt auf ihrem Schreibtische fand, das ein von ihrer Hand hingezeichnetes Herz und dabei die Worte enthielt: „Il est parti!“

Mutter und Tochter hatten sich bisher fast jedes Jahr, und in manchem mehrmals gesehen, indem jene nach Berlin, oder diese, was häufiger geschah, nach Hannover zu reisen pflegte. Diese lebhaft unterhaltene Gemeinschaft war für beide Fürstinnen ein Theil ihres Lebensglückes, für die gesell=

schaftliche Annehmlichkeit beider Höfe ein reicher Gewinn, und selbst den Staatsverhältnissen oft vortheilhaft. Dennoch waren diese hohen und kostbaren Besuche von mancherlei Umständen abhängig, und die widrigen zu überwinden bedurfte es nicht selten hülfreicher Klugheit und Anstrengung. Im Herbste 1704 stellten sich der Reise, welche Sophie Charlotte wieder nach Hannover zu machen wünschte, große Schwierigkeiten entgegen, doch scheinen diese weniger in der Sache selbst, als in den persönlichen Gesinnungen begründet gewesen, welche auf die Entscheidung des Königs einwirkten. Wir haben gesehen, daß die Gräfin von Wartenberg, durch die freundliche Behandlung, welche die Kurfürstin Sophie ihr angedeihen ließ, eine Zeitlang ihr bisher gegnerisches Betragen verändert hatte; allein es lag weder in der Königin Art noch in ihrem Willen, das so gewonnene bessere Vernehmen mit einer Frau, die in allem Betrachte so tief unter ihr stand, und die ihr weder achtungswerth noch sonst anziehend erschien, durch fortgesetzte und wohl gar gesteigerte Aufmerksamkeiten immer auf's neue zu erkaufen. Sophie Charlotte, sobald sie wieder allein ohne die praktisch heitre Mutter war, zeigte sich wie vormals kalt und zurückgezogen, sie hatte nicht die Gabe, sich irgendwie nach außen anders zu stellen, als ihr von innen klar geboten war, und in dieser Wahrheit und Aechtheit ihrer Natur entbehrte sie der größten Vortheile, welche durch geringscheinende Opfer zu erlangen gewesen wären. Dies war kein Trotz und Stolz, im Gegentheil, ihr Sinn war mild und nachgiebig, ihr Gemüth fügte sich leicht, aber es bedurfte dazu der Nothwendigkeit oder leichter Vermittelung; wo diese fehlten, folgte sie ihrem natürlichen Zuge, sie stellte sich nicht entgegen, sie tadelte nicht hart und streng, aber sie wandte sich ab, wenn ihr eine Richtung mißfiel und ihr Geist sich nicht angesprochen fand. Dies mußte auch die Gräfin nothwendig erfahren, und da sie im Gegentheil die stattgehabte Annäherung nur hätte steigern mögen, so war bald aus der verfehlten Rechnung neue Bitterkeit entstanden. Die Reise der Königin schien jetzt davon abhängig, daß die Gräfin ebenfalls wieder nach Hannover eingeladen würde. Sophie Charlotte that nichts dazu.

sich eine solche Begleitung auszuwirken. Die Kurfürstin Sophie nahm aber die Sache praktischer. Sie sah die Nothwendigkeit, persönlich wieder vermittelnd einzutreten, und besuchte die Königin, um sich nur dadurch deren Besuch in Hannover für das Karneval zu sichern. Auch in die Bedingung rücksichtlich der Gräfin ergab sie sich, und schrieb an Leibnitz, sie wolle doch lieber, daß ihre Tochter mit der Gräfin, als gar nicht käme. Drei Wochen blieb die Kurfürstin Sophie in Lützenburg, unter steten Festlichkeiten und Vergnügungen, und kam während dieser Zeit gar nicht nach Berlin, außer Einmal, um einer prächtigen Gasterei beizuwohnen, zu welcher der prunkliebende englische Gesandte Lord Raby sie und die Königin geladen hatte.

Die Reise nach Hannover wurde jedoch den dringenden Wünschen der Königin nicht ohne Zögern zugestanden, und nach vielen Schwierigkeiten endlich auf den 12. Januar 1705 festgesetzt. Zwei Tage vorher schrieb sie noch eigenhändig an den Kronprinzen, der sich im Haag befand, und ihre Zuneigung und Klarheit drückt sich auch hier einfach und geradsinnig aus; der Brief lautet: „A Berlin ce 10 de janvier 1705. Je ne vouz dirai que deux ou trois mots, mon cher fils; car je suis fort occupée avec mon voyage d'Hannovre, pour lequel je pars lundi de Lützenbourg; j'y attendrai, si le roi va encore en Hollande, pour aller avec lui, car il me l'a permis, et avoir le plaisir de vous embrasser; cependant je doute encore un peu qu'il se fasse, car il peut arriver bien des choses entre ci et là. Nous avons eu une grande nouvelle de Vienne, c'est que toute l'armée des rebelles a été défaite par le général Heister le jour du nouvel an; quand le roi des Romains alloit à l'église, le courrier est arrivé avec je crois dix drapeaux des rebelles; tout cela est bon, mais je crains pour le monsieur Désaleurs. Vouz n'avez pas besoin de me faire des présens, mon cher fils, votre amitié me suffit; cependant je vous remercie de ce témoignage de votre souvenir; monsieur Adelsheim ne me l'a pas apporté. Je suis toute à vous. Sophie Charlotte." Am Tage der Abreise fühlte sie sich unwohl, allein sie verschwieg es, damit

nicht der König davon den Anlaß nähme, die ganze Reise zu verhindern. Sie reiste daher ab; ihr Uebel — eine Geschwulst im Halse — verschlimmerte sich aber unterwegs, und sie blieb deßhalb in Magdeburg bis zum 16. Im Augenblick einiger scheinbaren Besserung setzte sie dann die Reise wieder fort, und kam den 18. in Hannover an. Ihre Geistes- und Gemüthsstärke wollte der Krankheit überlegen bleiben, und suchte dieselbe fortwährend zu verläugnen. Anstatt zu ruhen und sich zu pflegen, erschien sie öffentlich am Hof, und ihr starker Willen schien wirklich einige Tage ihr Leiden niederzuhalten. Sie besuchte sogar den Ball, welchen ihr zu Ehren der Komthur von Reden veranstaltet hatte; sie wollte um so weniger diesem Feste fehlen, als dasselbe schon durch die Abwesenheit der Kurfürstin Sophie gestört war, die durch eine Unpäßlichkeit in ihren Zimmern zurückgehalten wurde. In der darauf folgenden Nacht aber wurde die Königin ernstlich krank: die Zufälle schienen zwar nicht bedenklich und einigen leichten Mitteln zu weichen; aber am 23. Januar trat ein starkes Fieber mit heftiger Entzündung des Halses ein, und am 28. erfolgte abermals eine Verschlimmerung. Erst jetzt wurde der hannöversche Leibarzt Conerding herbeigerufen, der zuerst auch nur leichte Mittel versuchte, am folgenden Tag aber, nach dem eignen Verlangen der Königin, einen Aderlaß verordnete. Die darauf eintretende Erleichterung war indeß nicht von Dauer. Des wohlthätigen und sehr empfohlenen Schweißes wollte die Kranke nicht gehörig achten, es kamen Beklemmungen und Erstickungsanfälle. Ein auf ihr sehnliches Verlangen nochmals versuchter Aderlaß war fruchtlos. Sie erkannte selbst, daß keine Rettung mehr zu hoffen sei. Mit größter Gelassenheit und ohne alle Todesfurcht ergab sie sich in ihr Schicksal; sie bat den Arzt, wenn keine Hülfe mehr sei, möchte er ihr doch etwas Wein zur Stärkung gestatten, und da dies gewährt worden, so wandte sie die schwindenden Kräfte noch zu letzter Thätigkeit. Sie schrieb einen Brief an den König ihren Gemahl, und dankte ihm für die Liebe, welche er ihr stets bewiesen, dann empfahl sie ihm auch ihre Dienerschaft. Sie bezeigte keinerlei Angst noch Unruhe, nur war sie bekümmert um Nachrichten von

ihrer Mutter, die gleichfalls darniederlag. Sie ließ ihren jüngern Bruder Ernst August rufen, und tröstete ihn, der verzweifeln wollte, mit den in ruhigster Fassung gesprochenen Worten: „Der Tod erschreckt mich nicht, schon allzulange betracht' ich ihn als unvermeidlich." Nach anderem Bericht wären ihre Worte gewesen: „Es ist nichts so natürlich als der Tod; er ist unvermeidlich, und obgleich mein Alter mich hätte sollen hoffen lassen, noch einige Jahre länger zu leben, so empfinde ich doch keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß." Sie sprach hierauf eine lange Zeit mit ihm insgeheim, und man bemerkte darauf, daß sie sehr eifrig im Stillen betete. Als ihr älterer Bruder, der Kurfürst, herbeikam, sagte sie diesem mit geisteskräftigem Ton: „Ich sterbe eines glücklichen und gemächlichen Todes." Auch mit diesem Bruder hatte sie vieles heimlich zu besprechen.

Pöllnitz, den andere Nachrichten hier unterstützen und ergänzen, erzählt nun weiter, der französische Prediger von La Bergerie, dem sie immer wohlgeneigt gewesen, sei hereingetreten, um ihr in ihren letzten Stunden beizustehen; sie habe ihn mit den Worten begrüßt: „Man erkennt seine Freunde in der Noth; Sie kommen, mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür!" Und als er einiges Tröstliche zu sagen versucht, habe sie ihm bald erwiedert: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet, und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre, ich kann Ihnen versichern, daß ich ruhig sterbe." Der anwesende Wundarzt l'Estoc erinnerte sie, daß sie durch Sprechen ihr Uebel verschlimmere. „So leben Sie denn wohl, Herr von La Bergerie!" sagte sie noch zuletzt, „l'Estoc schilt, er will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als ihre gute Freundin." Sie wiederholte auch mehrmals die Versicherung, daß sie mit Gott sehr wohl stehe. Nachdem sie darauf einige Stunden still verbracht, nahm sie wieder das Wort, und sagte zu Fräulein von Pöllnitz: „Ach, wie viele unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!" Und als sie ihre Freun-

din in Thränen zerfließen sah, fuhr sie fort: „Was weinen Sie? dachten Sie, ich sei unsterblich?“ Sie segnete hierauf Alle, welche, ihrem Dienst angehörig, in Thränen ihr Bett umstanden, und sagte ihnen Lebewohl; noch zuletzt rief sie den beiden Kammertürken zu: „Adieu Ali! Adieu Hassan!“ Einige Augenblicke später reichte sie ihrem Bruder dem Herzog die Hand, und sagte: „Adieu, mein lieber Bruder! Ich ersticke.“ Das Geschwür, das sich im Halse gebildet hatte, war aufgegangen, und sie gab den Geist auf.

Wir haben neben diesem gewiß glaubwürdigen Bericht über die letzten Stunden der Königin einen etwas abweichenden, welchen der französische Prediger, der übrigens nur wegen zufälliger Abwesenheit des deutschen Hofpredigers dessen Stelle versah, selbst aufgesetzt hat, und der so lautet: „In der Nacht vom letzten Januar auf den 1. Februar 1705, zwischen 1 und 2 Uhr morgens, wurde ich zu der Königin von Preußen gerufen, welche gefährlich krank lag. So wie ich eintrat, warf ich mich gleich zu Füßen ihres Bettes hin, und bezeigte ihr, wie schmerzlich es für mich sei, sie in diesem Zustande zu sehen. Ich nahm nun alsbald Gelegenheit, ihr zu sagen, sie könne jetzt erkennen, daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder sterblich sind als die übrigen Menschen, und daß sie vor dem Throne der Majestät Gottes erscheinen müssen, um daselbst Rechenschaft von ihren Handlungen zu geben, so gut wie der Geringste ihrer Unterthanen; worauf Ihro Majestät antworteten: „Ich weiß es wohl.“ Ich fuhr fort: „Ihro Majestät müssen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben.“ Die Königin erwiederte hierauf: „Das ist wahr.“ „Haben jedoch Ihro Majestät“, sagte ich weiter, „nicht wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott gesetzt? Bitten Sie ihn nicht recht ernstlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie nicht Ihre Zuflucht zu dem Blut und Verdienste Jesu Christi, ohne den es uns unmöglich ist vor Gott zu bestehen?“ Die Königin antwortete: „Ja.“ Mittlerweile

war ihr Bruder, der Herzog Ernst August, in das Zimmer getreten. Da er und die Königin zusammen zu reden hatten, so zog ich mich auf Befehl zurück. Nach einiger Zeit stellte ich mich wieder vor dem Bette der Königin ein, um zu sehen, ob ich die Gelegenheit wahrnehmen könnte, mit ihr von ihrem Heil zu sprechen. Aber da sagte mir Herzog Ernst August, das sei nicht nöthig, die Königin stehe gut mit ihrem Gott. Der Herzog sagte mir am folgenden Tage, er habe, als er mich am Bette der Königin gesehen, sie gefragt, ob sie wolle, daß ich noch mit ihr spräche; sie habe jedoch geantwortet, das sei gar nicht nöthig, sie wisse wohl alles, was man ihr bei solchem Anlasse sagen könne, sie habe sich schon alles selbst gesagt, und sage es sich noch, sie hoffe gut mit ihrem Gott zu stehen. Als endlich eine Ohnmacht eingetreten war, dieselbe, in der das Leben der Königin endigte, warf ich mich an der anderen Seite ihres Bettes, dessen Vorhänge geöffnet waren, auf die Kniee, und bat Gott mit lauter Stimme, er wolle seine guten Engel rings um diese große Fürstin ausstellen, um sie vor den Angriffen des Satans zu bewahren; er wolle sich ihrer Seele erbarmen; er wolle sie mit dem Blute Jesu Christi, ihres himmlischen Gemahles, reinwaschen, und sie, nach Vergebung aller ihrer Sünden, in seiner Herrlichkeit aufnehmen, und in diesem Augenblicke starb sie.“ Der Bericht des Arztes sagt, sie sei sanft und ohne einige Ungebärden mehr eingeschlafen als gestorben. Wir müssen die Erzählung des Geistlichen noch durch einen Nebenzug ergänzen. Als La Bergerie sich über die Eitelkeiten der Welt, über Hoheit, Krone und Zepter zu sehr verbreitete, und gerade hierauf den größten Nachdruck legte, sah die Königin ihre Oberhofmeisterin Frau von Bülow lächelnd an, und diese sagte dann laut: „Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen!“

Friedrich der Große spricht über den Tod und die Religiosität dieser herrlichen Frau, die er sich auch dem Geiste nach verwandt fühlte, in folgender Art: „Sophie Charlotte“, sagt er, „hatte eine starke Seele. Ihre Religion war geläutert, ihre Gemüthsart sanft, ihr Geist geschmückt durch das Lesen aller guten französischen und italiänischen Bücher.

Sie starb zu Hannover im Schooß ihrer Familie. Man wollte einen reformirten Geistlichen bei ihr einführen. Sie sagte ihm: «Lassen Sie mich sterben, ohne daß wir uns streiten.» — Eine ihrer Damen, die sie sehr liebte, zerfloß in Thränen. «Beklagen Sie mich nicht», sagte sie zu dieser, «denn ich gehe jetzt, meine Neugier befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibnitz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige meinem Gemahl bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm neue Gelegenheit giebt, seine Pracht darzuthun.» — Sie empfahl sterbend ihrem Bruder dem Kurfürsten die Gelehrten, welche sie begünstigt hatte."

Wir finden in diesen drei Berichten, besonders wenn wir die Standpunkte derselben gehörig beachten, mehr Uebereinstimmung als Widerspruch. Sie können alle drei buchstäblich wahr sein, und recht gut neben einander bestehen. In dem Verlaufe weniger Stunden, gegenüber verschiedenen Personen, können die Stimmungen und Ausdrücke sehr wechseln, und alle im Wesentlichen dennoch ein und demselben Seelenzustand angehören. Von welcher Art dieser bei Sophie Charlotten war, und welche Geistessicherheit sie damit verband, läßt auch La Bergerie's Nachricht uns deutlich genug einsehen, und es spricht für seine Wahrhaftigkeit, daß er in einem Falle, wo die Farben so leicht zu verstärken waren, sich mit den unscheinbarsten begnügt hat, in denen gleichwohl Sanftmuth und Lieblichkeit der edlen Fürstin nicht minder wie ihre Geisteshoheit ausgedrückt sind.

Die Bestürzung, den Schmerz und die Trauer über diesen unerwarteten, raschen und frühen Verlust schildern die Zeitgenossen uns mit den stärksten Farben. Ganz Hannover war von dem großen Schlag erschüttert; die Stadt und das ganze Land waren immer stolz gewesen, die schöne und geistreiche Königin mit so vielem Recht als ihnen angehörig zu betrachten. Die Kurfürstin Sophie, welche schon drei ihrer Söhne überlebt hatte, mußte auch die geliebte Tochter und Freundin in das Grab sinken sehen, dieses Kleinod ihres Hauses, den damaligen höchsten Gipfel desselben in weltlicher

Hoheit und geistiger Größe! Sie war selber krank, und ganz untröstlich; die besonderen Umstände, daß die Krankheit durch die Reise, durch die Beeiferung zu diesem Besuch, durch den Wunsch, nur Freude zu bringen, offenbar verschlimmert worden, und daß in solcher Nähe die Tochter dennoch getrennt von der Mutter Armen und Blicken hatte sterben müssen, erhöhten nur der Letzteren Schmerz. Der Jammer des Fräulein von Pöllnitz läßt sich aus dem Verhältniß ermessen, in welchem wir sie gesehen haben. Sie blieb in Hannover bei der Kurfürstin Sophie, der gebeugten Mutter zum Trost. Sie war schon früher dem hannöverschen Hofe angehörig, und schloß sich ihm gern wieder an.

Die Trauerbotschaft wurde durch den Oberhofmeister von Bülow nach Berlin überbracht. Der König sank in Ohnmacht, und man mußte ihm zur Ader lassen. Er empfand den innigsten Schmerz, und verbrachte mehrere Tage ohne jemanden sprechen zu wollen. Er schien die ganze Größe des Verlustes zu erkennen, und die Umstände ihres Todes, so wie ihr Abschiedsbrief an ihn, rührten ihn tief. Den Kronprinzen, der im Begriff war, nach England überzuschiffen, traf die unglückliche Nachricht noch im Haag, und er kam sogleich eiligst nach Berlin zurück. Außerordentlich war die Bestürzung unter den Bürgern in Berlin, alle Stände, das ganze Land bewies durch die innigste Theilnahme, wie sehr die Königin geliebt worden war, wie sehr ihre Tugenden und hohen Eigenschaften auf das Volk gewirkt hatten; man pries laut ihre menschenfreundliche Leutseligkeit, ihr Mitgefühl für das Volk, ihr Wohlthun, wie sie Freude und Anmuth überall verbreitet und nur Gutes und Schönes gepflegt habe. Als der König wieder zu einiger Fassung gekommen war, ging sein ganzes Sinnen einzig darauf aus, das Andenken der Dahingeschiedenen zu verherrlichen. Ihrem Lieblingsaufenthalte Lützenburg gab er den Namen Charlottenburg, ertheilte dem Orte die Rechte einer Stadt, förderte deren Aufnahme, und wandte auf das Schloß und die Gärten fortgesetzte Sorgfalt. Die ganze Dienerschaft der Königin wurde beibehalten und regelmäßig fortbesoldet. Von den Ceremonien aber, die für ihre Hülle

Statt finden, und von der zerstreuenden Sorge, welche die Anordnungen des Leichenbegängnisses ihrem Gemahl geben würden, hatte die Königin richtig geweissagt. Der Leichnam wurde mit großem Trauergepränge am 9. März von Hannover nach Berlin abgeführt. Aller Orten, wo der Zug durchkam, waren dieselben Ehrenbezeigungen angeordnet, die man der Königin im Leben zu erweisen pflegte. Glockengeläut, Geschützfeuer, Truppenaufstellung, Bürgerwachen, Geistlichkeit und Behörden in tiefer Trauer, nichts durfte fehlen; der Sarg wurde jedesmal abends in der Hauptkirche des Orts auf einem Katafalk ausgestellt, der vornehmste Prediger hielt eine Rede, und die Kirche blieb die ganze Nacht erleuchtet. So kam die Leiche der Königin am 22. März, abends um 10 Uhr, nach Berlin, und wurde in der alten Schloßkapelle vorläufig niedergesetzt. Hier blieb sie volle fünf Monate stehen, denn so viele Zeit bedurfte es, um mit den Anstalten des feierlichen Leichenbegängnisses fertig zu werden. Dieses wurde endlich am 28. Juni mit dem wundervollsten Gepränge ausgeführt. Pracht und Aufwand waren ungeheuer. Der Katafalk im Dom kostete allein über achtzigtausend Thaler; die innere Bekleidung der Kirche mit reichstem Sammet über zweimalhunderttausend; in gleichem Verhältnisse waren alle übrigen, mit angestrengter Erfindung vervielfachten Zurüstungen und Vorgänge. Die ganze Feierlichkeit wurde nachher in einem großen Prachtwerke beschrieben und bildlich dargestellt.

Wir kehren zurück zu dem Eindrucke, den Sophie Charlottens Tod verursachte. An allen Höfen war die ungewöhnlichste Theilnahme rege, besonders aber im Haag und in London. Der Kaiser legte Trauer an, noch ehe ihm von preußischer Seite die förmliche Anzeige zugekommen war. Nur der französische Hof legte keine Trauer an, weil, wie Saint-Simon anmerkt, der König von Frankreich in keiner Verwandtschaft mit der Verstorbenen gewesen. Der genannte Schriftsteller führt als besondere Auszeichnung dieser Fürstin an, daß sie niemals des Kurfürsten Annahme der Königswürde gebilligt habe; in welcher Einschränkung dies zu nehmen sei, brauchen wir nicht zu sagen. „Den empfindlichsten

Verlust", sagt Pöllnitz, „erlitt die preußische Hofwelt; niemand verstand besser, als die Königin, die edleren Vergnügungen zu genießen und anzuordnen; sie kannte jederman, wußte genau die Geburt und das Verdienst eines jeden, und ihr Benehmen drückte sorgsam die angemessenen Unterscheidungen aus. Stolz und verbindlich zugleich, verstand sie es, wie niemand sonst, den Hof um sich her zu gestalten und zu beleben; und tugendhaft, ohne kleinlich zu sein, wußte sie der galanten Artigkeit, durch welche allein sich ein Hof angenehm und fein erhält, stets die richtigen, oft schwer bestimmbaren Schranken vorzuschreiben. Dies alles änderte sich jetzt, und der Hof bekam eine steife, freudenlose Gestalt."

Jeder unserer Leser hat ohne Zweifel schon längst an Leibnitz gedacht. Er war noch in Berlin, durch Geschäfte dort zurückgehalten, als die Königin nach Hannover abreiste, und wahrscheinlich sollte er dorthin bald nachkommen. Noch am 31. Januar hatte er an sie geschrieben, und ihr gedankt, daß ihre Verwendung bei dem Könige ihm wegen seiner Bemühung mit der Akademie ein Geschenk von tausend Thalern ausgewirkt; da schon üble Nachrichten von ihrem Unwohlsein ihn beunruhigten, so hatte er seinen Brief so geendigt: „J'espère que les voeux des peuples auront plus de force, et qu'en me mettant bientôt aux pieds de Votre Majesté je la trouverai entièrement guérie." Die Kurfürstin Sophie, unfähig die Feder selbst zu führen, ließ ihm durch den Abbate Mauro schreiben, und trug ihm auf, wenn ihm, wie sie vermuthe, ihre Briefe an die Königin vor deren Abreise zu verwahren gegeben worden, so möchte er sie, wiewohl für niemanden etwas Nachtheiliges darin stände, doch nicht in andere Hände kommen lassen. Das schöne Verhältniß des Vertrauens und der Anhänglichkeit, welches auch in diesem Zuge ehrenvoll für Leibnitz bezeugt ist, war öffentlich so anerkannt, daß er in Berlin von den Gesandten und anderen hohen Personen förmliche Beileidsbesuche empfing. Er schrieb am Tage des Empfanges der Todesnachricht, am 2. Februar, aus Berlin an den Freiherrn von Goriz: „Votre Excellence peut juger, combien la triste et fatale nouvelle de la mort de la reine me doit avoir frappé. Tout le

monde avoue que parmi les particuliers je suis un de ceux qui y perdent le plus, et jusqu'aux ministres étrangers on me le marque. Cependant ce n'est pas tant ma perte que j'y puis faire par rapport à mes intérêts qui me touche, que celle que je fais dans la mort d'une princesse si accomplie en ce qu'il n'y avoit point de satisfaction égale à celle de la voir. Le roi m'a fait porter hier un présent de mille écus. Mais quand ce seroit dix fois davantage, il ne diminueroit pas le sentiment du grand malheur que nous avons appris ce matin par l'arrivée de M. de Bülow. Je suis en balance s'il est bon pour moi de n'avoir pas été à Hannovre pendant ce triste accident. Si j'y avois été, j'aurois peut-être suggéré certaines choses; mais par mon absence j'ai évité ce qui me pouvoit donner une émotion des plus fortes et des impressions vives et ineffaçables. Les incomparables qualités de la reine n'en laissent que trop; mais le soleil dans son midi n'en pouvoit faire que des agréables, au lieu que son occident m'auroit rempli l'esprit d'un noir chagrin de longue durée. Mais il ne faut penser, s'il est possible, qu'à célébrer sa mémoire et à rendre justice à une des plus accomplies personnes de la terre. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant pas l'assiette de son esprit. Je ne doute point que Votre Excellence ne soit de ceux qui ont le plus de part aux mesures qu'on aura prises pour lui diminuer le sentiment de ce grand malheur, et je vous laisse juger, monsieur, si vous trouvez propos de lui marquer quelque chose de mon zèle et de faire connoître à la cour que j'attends l'arrivée de M. d'Ilten pour voir si je recevrois quelques ordres." Deßgleichen schrieb er an die gemeinsame Freundin Fräulein von Pöllnitz: „Je juge de vos sentiments par les miens; je ne pleure point, je ne me plains point, mais je ne sais où j'en suis. La perte de la reine me paroît un songe, mais en me réveillant de mon assoupissement je ne la trouve que trop véritable. Votre malheur ne passe le mien en rien du tout, excepté que vous avez des sentiments plus vifs et que vous avez été

frappée de près du commun malheur. C'est ce qui m'encourage à vous écrire et à entreprendre de vous prier de modérer votre douleur s'il est possible, afin qu'elle ne soit nuisible. Ce n'est pas d'un noir chagrin que vous honorerez la mémoire d'une des plus accomplies princesses de la terre: c'est en l'admirant que nous le pourrons faire, et le monde raisonnable sera de moitié avec nous. Ma lettre est plus philosophe que mon coeur, et je ne suis pas en état de suivre exactement mes propres conseils; mais ils n'en sont pas moins raisonnables. J'attends M. d'Ilten avant que de partir, et je suis avec respect, mademoiselle, votre Leibnitz. P. S. Le roi paroit inconsolable, toute la ville est dans une espèce de consternation. Je n'ose point écrire à madame l'électrice ne sachant point l'assiette de son esprit." Späterhin, als er an die Prinzessin von Ansbach, gleichfalls seine Freundin und Schülerin, die nachmals als Königin Karoline den englischen Thron zierte, einen Brief über die wahre Frömmigkeit schrieb, versicherte er, daß die Königin, im Bewußtsein einer solchen Frömmigkeit, mit ruhigem Gemüthe gestorben sei. Pöllnitz merkt noch an, daß Leibnitz der Königin die Grundsätze der natürlichen Religion beigebracht, und sie diese mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeübt habe, wie ihr denn gewiß nicht vorzuwerfen sei, irgend Ungerechtigkeiten begangen zu haben: indem wir das letztere vollkommen gelten lassen, dünkt uns das erstere doch der Erklärung zu bedürfen, daß Philosophie und Christenthum in Leibnitz durchaus nicht entzweit waren, vielmehr in ihren tiefsten Grundlagen und höchsten Ergebnissen ganz übereinstimmten, und somit die Frömmigkeit und Gewissensruhe der Königin eben so christlich als philosophisch zu nennen sind. Wenn der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels schon im Jahre 1624 an Leibnitz in einem Briefe geäußert, Sophie Charlotte habe große Gleichgültigkeit in der Religion gehabt, und Friedrich Wilhelm der Erste später einmal zu Morgenstern gesagt hat: „Meine Mutter war gewiß eine kluge Frau, aber eine böse Christin," so können wir auch hiebei nur auf den Standpunkt hinweisen, aus dem diese für uns ungültige

Worte hervorgehen. Der Bischof Ursinus von Bär wußte ihre Religiosität besser zu würdigen. Er sagt in der auf die Königin gehaltenen Leichenpredigt, sie habe geglaubt, daß die Religion, wie sie auch auf den Münzen der alten Heiden vorgestellt werde, am besten verhüllt erscheine. In der That, sie vermied sorgfältigst, ihre ächte Frömmigkeit allzuscheinbar hervortreten zu lassen. Doch ging sie auch im Verbergen nicht zu weit. Sie versäumte den eingeführten Gottesdienst nie, und liebte gute Predigten, wie sie denn auch die beiden Prediger Lenfant und Beausobre verpflichtet hatte, abwechselnd jeden Sonntag in der Schloßkapelle zu Lützenburg zu predigen, wofür sie dieselben aus eignen Mitteln besoldete.

Noch oft in der Folge kommt Leibnitz in seinen Briefen auf diesen Tod und den Verlust zurück, der ihn dadurch betroffen, und immer spricht er in den ruhmvollsten und rührendsten Ausdrücken von dem Geiste, dem Gemüth und dem Wirken Sophie Charlottens. An die Markgräfin von Ansbach schreibt er am 18. März 1705 aus dem noch so nahen schmerzlichen Anlaß folgende Betrachtungen, aus denen zugleich hervorgeht, welcherlei Frömmigkeit ihm und seiner Schülerin beizumessen ist: „Je suis persuadé, non par des conjectures légères, mais par des démonstrations nécessaires, que tout est réglé par une substance, dont la puissance et la sagesse sont du suprême degré et d'une perfection infinie: de sorte que si dans l'état présent nous pouvions entendre l'ordre, que Dieu a mis dans les choses, nous verrions, qu'on ne sauroit rien souhaiter de mieux, non seulement en général, mais même en particulier, pour tous ceux qui ont un véritable amour de Dieu et toute la confiance qu'il faut avoir en sa bonté. Et c'est ce que nous enseigne la Sainte Écriture conformement à la raison, en disant, que Dieu fait tout tourner au bien de ceux qui l'aiment. Or il est bien visible, que l'amour n'est autre chose que l'état où l'on trouve son plaisir dans les perfections de l'objet aimé. Et c'est ce que font ceux, qui reconnoissent et goûtent ces perfections divines, et la justesse, justice et beauté accomplies en tout ce qui

plait à Dieu. Si nous étions assez pénétrans déjà, pour voir cette merveilleuse beauté des choses, ce seroit une science, qui feroit la jouissance de notre béatitude. Maintenant que cette beauté est cachée à nos yeux, et que même nous sentons mille choses qui nous choquent, qui causent de la tentation aux foibles, et du scandale aux malinstruits, notre amour de Dieu et notre espérance ne sont encore fondées que dans la foi, c'est-à-dire dans une assurance de raison, mais qui n'est pas encore accompagnée du visible, ni vérifiée par l'expérience des sens. Voilà en quoi consistent les trois vertus chrétiennes. Foi, espérance et amour, prises dans leur généralité et constituant l'essence de la piété que Jésus-Christ nous a divinement bien enseignée conformement à la souveraine raison et où la nôtre ne parvient gueres sans la grace divine quoiqu'il n'y ait rien de si raisonnable." So schreibt er am 10. Juli 1705 an Wilhelm Wotton, Doktor der Theologie zu Cambridge, folgende, aus dem Lateinischen hier deutsch wiedergegebene Stelle: „Die Bestürzung, in welche mich der Tod der Königin von Preußen versetzt hat, ist Ursache gewesen, daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen und mit andern Freunden in diesem Jahre nicht wie gewöhnlich fortsetzen gekonnt. Diese Fürstin erwies mir solche Gunst und Gnaden, daß meine Hoffnungen und Wünsche weit überboten wurden. Niemals hat man eine klügere und leutseligere Fürstin gesehen. Sie verlangte, daß ich oft um sie wäre, würdigte mich oft ihres Gesprächs, und da ich zu dieser Glückseligkeit gewöhnt war, so ist mir die allgemeine Trauer aus einer besondern Ursache noch empfindlicher gewesen. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger wir nun eine so traurige Nachricht vermutheten, je schmerzlicher wurden wir gerührt. Wahrlich, ich bin einer gefährlichen Krankheit sehr nahe gewesen, und ich habe mich mit Mühe wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge, und die außerordentlichste Begier immer mehr zu er=

forschen; ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt."

Die Königin starb in ihrem siebenunddreißigsten Jahre. Nach ihren körperlichen Anlagen hätte sie, gleich ihrer Mutter, ein hohes Alter erreichen können. Das Aeußere ihrer Person haben wir aus der Schilderung Toland's ersehen können. Alle Zeitgenossen stimmen überein, daß ihre Schönheit außerordentlich gewesen, und Ehrfurcht und Bewunderung geboten, der Ausdruck aber ihrer seelenvollen klaren Züge nur Zuneigung und Vertrauen eingeflößt habe. Wiewohl klein von Gestalt, und zuletzt etwas stark, hatte sie doch ein hohes, würdevolles Ansehn. Einen eignen Zauber gab es ihrem Gesicht, daß aus den reinsten blauen Augen liebliche Sanftmuth blickte, während das dunkelschwarze Haar Stärke und Fülle andeutete, im Gegensatze wechselseitig gehoben und gemildert. Ihren Geist und Karakter sehen wir in allen mitgetheilten Thatsachen unverkennbar ausgedrückt, und brauchen keine besondere Schilderung davon hier nachzuliefern. Die Liebenswürdigkeit und Güte ihres Wesens wird, wie uns dünkt, glücklich zusammengefaßt in den Worten, die wir über sie gesagt finden: „Sie war in einem hohen Grade Meisterin von ihren Leidenschaften, und das so weit, daß sie auch ihre Ungnade niemanden, als auf eine einnehmende Weise anzeigte; hiernächst auch so bescheiden, daß wenn sie jemanden Gutes gethan hatte, sie sehr ungern den Dank dafür annahm." Wir fügen hinzu: sie gehörte zu den seltnen Menschengebilden, an denen der Blick sich ungetrübt weidet, und die man so lange als möglich auf der Erde verweilen zu sehen wünscht, denen aber gerade dann oft nur eine kurze Erscheinung vergönnt ist. Selbst die höchste Lebenssphäre war für Sophie Charlotte nur eine niedere, aus der ihr ganzes Dasein emporstrebte.

Als eine Eigenheit wird von ihr bemerkt, daß sie an einem Sonntage zur Welt gekommen, und vieles Wichtige ihr auch ferner am Sonntag begegnet sei, am Sonntage wurde sie getauft, vermählt, am Sonntage starb sie, ja sogar

die Beisetzung erfolgte an diesem Tage. Der Aberglaube hat auch noch als eine Vorbedeutung des ihr in Hannover bestimmten Todes den Umstand aufgefaßt, daß kurz vor ihrer Abreise dahin ein Armband mit den Haaren ihres Gemahls und mit dessen Namenszug und Kurhut, welches sie immer am Arme trug, unvermuthet zur Erde fiel, indem ein Oehr ausgebrochen war.

Der König hatte seine Gemahlin, auf deren Schönheit und Ruhm er auch in den Zeiten kalter Zurückziehung den größten Werth setzte, alle Vierteljahr mahlen lassen. Von ihren Bildnissen befindet sich ein größeres in Charlottenburg, als dessen Mahler Weidemann genannt wird; drei kleinere sind auf der Kunstkammer in Berlin, ein Emailbild von Samuel Blesendorf, ein Reliefbrustbild von Elfenbein, und ein Miniaturbild auf einer Bernsteindose. Ein Gemählde von Leygebe, welches eine schon von König Friedrich dem Ersten gestiftete Tabacksgesellschaft vorstellt, zeigt auch Sophie Charlotten, die einen brennenden Fidibus in der Hand hält, und dem Gemahl, der sich zu ihr hinbeugt, mit gefälliger Anmuth die Pfeife anzündet. Wir sehen die Königin hier durch hohe Schönheit und edle Haltung ausgezeichnet. Nach damaliger Sitte, welche sie überhaupt, wie es scheint, sehr wohl kleidete, trägt sie Stirne und Brust sehr frei, die schönen schwarzen Haare aber, trotz der Sitte, ohne Puder. Auf vielen Denkmünzen ist sie abgebildet. Eine derselben, vom Jahre 1691, zeigt auf der Rückseite eine Biene, mit der Beischrift: „Mon devoir fait mon plaisir." Eine andere, vom Jahre 1694, durch den berühmten Künstler Raimund Faltz geprägt, giebt den Spruch von Claudianus: „Nec in ulla sede morantur majestas et amor" — in dieser Veränderung: „In una sede morantur majestas et amor." Dieser Denkmünzen erwähnt auch Leibnitz, und zwar bei Gelegenheit eines Sinngedichtes, welches bei dem Tode der Königin jenen Spruch in seine ursprüngliche Gestalt wieder einsetzt. Diese von Leibnitz angeführten Verse sind wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt; ihr Ton und Ausdruck widerspricht dieser Annahme nicht, und deßhalb schalten wir sie hier ein:

„Vor diesem sah ich zwar den Dichter Claudian
Vor eitel und bethört in dem Gedanken an,
Daß er frei ausgesagt, wie Majestät und Liebe
Niemalen vorgestellt auf einem Throne bliebe;
Die große Königin der Preußen, fiel mir ein,
Könnt' uns ein Gegensatz bei seiner Regel sein;
Ich fand auch, daß ein Faltz von ihr dergleichen Gaben
Mit aller Billigung in harten Stahl gegraben.
Doch, da der Himmel sie, sein Unterpfand, entreißt,
So seufz' ich: Claudian hat leider recht geweißt,
Daß Huld nebst Majestät zwar dann und wann bekleibe,
Doch niemals lange Zeit allhier beisammen bleibe."

Auf den Tod der Königin sind acht Denkmünzen geprägt worden, in der Ausführung ungleich, aber alle in der Erfindung schwach.

Wir schließen hier noch die schöne Briefstelle Burnet's an, der am 6. Juli 1705 aus Hannover an seine Freundin Miß Trotter schrieb: „Mons. Leibnitz tells me, he has sent a monumental inscription, short and expressive, after the ancient Roman way; but he would not communicate it to any, not knowing yet, if it will be made use of, though it was demanded of him. The best thing I have seen on this sad occasion, is an elegy in Latin, of Abbé Hortense, which, though it be very long, yet is most just in the thoughts over all, and here and there hath most lively sallies of wit and fancy. Master Rumpton, the duke of Zell's secretary to the dispatches abroad, hath writh another elegy in French, which is pastoral, and pleasant enough, but inferior to such a noble subject. A stately mausolée would last longer, and be thought magnificent enough, to lay up her ashes in. A Phidias, or Apelles, might (if alive) cut her statue, or paint her features of body lively enough; but the best representation of her mind will be but imperfect. This is one of the pictures, which are still to be left unfinished; which with the want of more room, makes me leave off also."—

König Friedrich schritt nach dreijährigem Wittwerstande zur dritten Ehe mit einer Prinzessin von Mecklenburg-Grabow,

und lebte nach Sophie Charlotten noch acht Jahre. Ihr Sohn der Kronprinz bestieg im Jahre 1713 als König Friedrich Wilhelm der Erste den preußischen Thron; im folgenden Jahre ihr Bruder Georg Ludwig als König Georg der Erste den großbritannischen, und in demselben Jahre, am 8. Juli 1714, starb ihre Mutter die Kurfürstin Sophie, welche die geliebte Tochter noch neun Jahre überlebt hatte; ihr Tod war leicht und sanft, ohne Arzt und Geistlichen, wie sie stets gewünscht hatte; im vierundachtzigsten Lebensjahre noch rüstig im Garten zu Herrenhausen spazirengehend, fiel sie plötzlich der Gemahlin ihres Enkels, der ihr geistverwandten Prinzessin Karoline, entseelt in die Arme. Leibnitz starb im Jahre 1716 am 14. November zu Hannover. Fräulein von Pöllnitz lebte daselbst viele Jahre von einem Jahrgehalte des Königs von Großbritannien, und macht im Jahre 1722 einen Besuch in Berlin, bei welcher Gelegenheit die Markgräfin von Baireuth in ihren Denkwürdigkeiten sehr übel von ihr spricht, aber zugleich die persönlichen Unannehmlichkeiten erzäht, welche das offenbar ungerechte Urtheil verursachten.

Von Sophie Charlottens Nachlaß hat sich wenig erhalten. Das erwähnte Armband ist auf der Kunstkammer. Ein Klavier, welches ihre Kousine, die Herzogin von Orleans, ihr als Geschenk zugesandt, wurde lange verwahrt. Ein Flakon mit goldnen Stäben überkreuzt, welches sie viel gebraucht haben soll, befindet sich in Privatbesitz. Ihre Handbibliothek wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt. Aus ihren Musikalien machte späterhin Friedrich Wilhelm der Erste eine Auswahl, und gab diese auf die Königliche Bibliothek. Zufolge eines Befehls von Friedrich dem Großen erhielt seine Schwester, die Prinzessin Amalia, sie von daher ausgeliefert. Von ihr hätte sie, gleich ihren anderen Büchern und Schriften, das Joachimsthal'sche Gymnasium erben sollen, sie fanden sich aber nicht, sondern nur die Verzeichnisse. Aus diesen sieht man, daß in der Sammlung die besten Werke der damals berühmtesten italiänischen Meister waren, des Corelli, Abbate Stefani, Attilio Ariosti, Stradella, Cesarini, Alessandro Melani, Scarlatti, Bonaventura, Nardini,

Monza, Luigi di Mantua Pistochi, Buononcini, Gasparini, Gianettini und vieler Anderen. Wohin diese gekommen, so wie die vom Könige damals nicht ausgewählten, ist unbekannt.

Die Handschrift der Königin ist merkwürdig; große, schwungvolle Züge, gerundet und frei, ordnen sich in feste Klarheit, leicht lesbar, dem Ueberblick angenehm. Sie muß sehr viel geschrieben haben, ohne deßhalb gern die Feder zu führen, die ihr mehr hinderlich als bequem gewesen scheint. Die Rechtschreibung ist, wie in jener Zeit bei fast allen Nichtgelehrten, und oft auch bei Gelehrten, sehr vernachlässigt. Von ihren zahlreichen Briefen sind einige noch in den Archiven vorhanden, die meisten aber verbrannt, welches Leibnitz in einem Briefe vom 7. Juli 1707 an Johann Albert Fabricius bitter beklagt; in deutscher Uebersetzung lautet diese Stelle: „Hätten die Leute nicht aus übelverstandener Vorsicht die meisten der von der Königin geschriebenen oder an sie gerichteten Briefe verbrannt, so dürften wir sie denen der Königin Christina von Schweden leicht gegenüberstellen. Eine Anzahl derselben sind jedoch wohl hin und wieder aufbewahrt, und unter diesen auch einige an mich selbst, in denen sich die Geisteskraft der fürstlichen Frau und ihr wunderbar zu den Wissenschaften emporgerichtetes Gemüth erkennen läßt." Die Briefe der Königin an Leibnitz kamen nach dessen Tode in den Besitz des Philosophen und Mathematikers Ludwig Bourguet zu Neufschatel, der sie herauszugeben dachte, jedoch diesen Vorsatz nicht ausführte.

Die gleichzeitigen Reden und Gedichte auf Sophie Charlottens Tod vermag jetzt niemand zu lesen. Der damals berühmte Benjamin Neukirch und der sonst nicht unbegabte Johann von Besser lieferten nur geschmacklosen Schwulst, der gar oft in Plattheit verfiel. Auch die holländischen Verse von Andreas Hollebeck zu Dordrecht, sind nicht anders zu bezeichnen, und die französischen von Larrey haben nur gute Stellen. Es wäre der heutigen Kunst würdig, der großen Königin ein Denkmal zu setzen, das in demselben Charlottenburg sich erhöbe, wo sie selber sinnig und froh gelebt, und wo der anderen Königin von Preußen, welche ein Jahrhundert später ebenfalls durch Schönheit und Seelenhoheit ein Vorbild

weiblicher Vollkommenheit geworden, ein herrliches Grabmal gestiftet ist. Den Preußen gereicht es zum gerechten Stolz, in der Reihe ihrer Fürstinnen zwei solche Frauen zu zählen, deren Auszeichnung und Bedeutung weit über die Gränzen des Vaterlandes leuchtet und wirkt. — Daß solche Tugend und Gaben uns fortwirkend vor Augen stehen, und sich vielfach erneuern, dürfen wir getrost erkennen, und mit Zuversicht verheißen. —

Nachweisung der gebrauchten Hülfsmittel.

Paul Flemming.

Geist- und weltliche Poemata Paul Flemming's, Med. D. et Poet. Laur. Caes. Jena, 1652. 8.

Wird für die beste Ausgabe gehalten, ist aber keineswegs eine gute. Sehr beklagenswerth bleibt, daß Triller, der Herausgeber des Opitz (Frankfurt am Main, 1746), eine schon vorbereitete Ausgabe der Gedichte Flemming's nicht zu Stande gebracht. Er hatte vielleicht noch Hülfsmittel, die uns jetzt fehlen; zwar nahm er sich in Betreff der Lesarten bei Opitz manche Freiheit, zeigte dieselbe aber doch jedesmal getreulich an; daß er dem Dichter noch fast um ein Jahrhundert näher war, als wir, kommt hier als ein nicht geringer Vortheil gleichfalls in Betracht.

P. FlemmingI Rubella seu suaviorum liber I. Lipsiae, 1631. 4.

Paulli Flemmingii promus miscellaneorum epigrammatum et odarum, omnem nuperorum dierum historiae penum abundanter extradens. Lipsiae, 1631. 4.

Taedae Schönburgicae, Paulli FlemmingI. 1631. 4.

Früelings-Hochzeit Gedichte, welches auf derer Wohlgebornen Herrn Christianen und Fräylein Agnesen, beider von Schönburgk, &c. herrliches Beilager zu Harttenstein von Leipzig übersendet Paull Flemming. Leipzig, 1631. 4.

Davids, des hebräischen Königs und Propheten, Bußpsalme, und Manasse, des Königs Juda, Gebet, als er zu Babel gefangen

war. Durch Paul Flemmingen in deutsche Reime gebracht. Leipzig, 1631. 4.

Paul Flemming's Klagegedichte über das unschuldigste Leiden und Tod unsers Erlösers Jesu Christi. Leipzig, 1632. 4.

Diese Drucke gehören zu den größten Seltenheiten.

Paul Flemming's erlesene Gedichte. Aus der alten Sammlung ausgewählt und mit Flemming's Leben begleitet von Gustav Schwab. Stuttgart und Tübingen, 1820. 8.

Auserlesene Gedichte von Paul Flemming. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Leipzig, 1822. 8.

Näheres über diese empfehlungswerthe Auswahl ist im Buche selber schon angemerkt.

Des weltberühmten Adami Olearii colligirte und vielvermehrte Reisebeschreibungen, bestehend in der nach Mußkau und Persien, wie auch Johann Albrechts von Mandelslo morgenländischen, und Jürgen Andersen's und Volq. Yversen's orientalischen Reise u. s. w. Hamburg, 1696. Fol.

Der Werth dieses trefflichen Buches ist hinreichend bekannt.

Kurzer Begriff einer holsteinischen Chronik von 1448 bis 1663. durch A. O. Schleßwig, 1663. 12.

Von Adam Olearius.

Sam. de Pufendorf de rebus suecicis libri XXVI. Ultrajecti, 1686. fol.

Der Gesellschafter. Blätter für Geist und Herz. Berlin, 1817 ff. 4.

Im Jahrgange 1819 ist ein Aufsatz über Otto Brüggemann, von Ludwig Achim von Arnim.

Voltaire histoire de Pierre le Grand.

Lettre à M. le rédacteur du Globe au sujet de la prétendue ambassade en Russie de Charles de Talleyrand. Par le prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Les historiettes de Tallemant des Réaux. Paris, 1834. 8. Tome 3. Article Jacques Roussel.

Ueber Karl Talleyrand.

Réponse de M. Varnhagen d'Ense à la lettre du prince A. Labanoff. Paris, 1828. 8.

Freiherr Friedrich von Canitz.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, nebst dessen Leben, ausgefertigt durch Joh. Ulr. König. Berlin und Leipzig, 1750. 8.
Eine sorgfältige, trefflich ausgestattete Ausgabe.

Des Herrn von Besser Schriften. Von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris brandenburgici, libri XIX. Berolini, 1695. fol.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français etc. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterdam, 1687. 2 Vols. 4.

Theatrum europaeum. T. 12. 13.

Gaben der Milde. Von F. W. Gubitz. Berlin, 1817. 4 Bändchen. 8.
Darin: Fragmente zur Erinnerung an Doris Freifrau von Canitz. Von Franz Horn. Lobrednerisch, aber nicht genau.

Erzählungen und kleine Romane. Von F. Kind. Leipzig, 1822. Im Bd. 4. eine Skizze: Doris von Canitz.

Johann von Besser.

Des Herrn von Besser Schriften. Nebst dessen Leben und einem Vorberichte ausgefertigt von Joh. Ulr. König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Besser's Leben ist hier vortrefflich erzählt, nur nach damaliger Weise weitschweifig und lobrednerisch, daher für unsere Lesewelt, ungeachtet aller Vorzüge nicht mehr genießbar.

J. von Besser's Lobschrift auf Freiherrn J. D. von Maydel. Zerbst, 1739.

Des Herrn von Loen gesammlete kleine Schriften. Frankfurt und Leipzig, 1753. 4 Thle.

Thl. 1. S. 254 ff. „Der Herr von Besser." S. 203 ꝛc.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte u. s. w. Von König.

Des Herrn von Königs Gedichte, aus seinen von ihm selbst verbesserten Manuscripten gesammelt und herausgegeben. Dresden, 1745. 8.

Von König's entschiedenem Talente finden sich hier die reichsten Zeugnisse. Einiges auf Besser Bezügliche kommt vor.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni.

Mémoires de Brandebourg, par Frédéric II.

Mémoires de Poellnitz.

Mémoires des réfugiés français.

Theatrum europaeum. T. 11.

Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Handschriftliche Notizenblätter des verstorbenen Professors Wippel.

Deßgleichen von Herrn Professor Preuß und Herrn Dr. Guhrauer.

Mémoires pour servir à l'histoire de Sophie-Charlotte, Reine de Prusse. Par M. Erman. Berlin, 1801. 8.

Die Behandlung ist in breiter Redseligkeit verworren und geschmacklos; schmeichlerischer Schwulst hebt alles Scharfe und Eigenthümliche auf. Aber daß König Friedrich Wilhelm der Zweite aus eignem Antriebe die Briefe der Königin Sophie Charlotte dem Verfasser zum Druck gegeben, verleiht der Schrift den größten Werth. Erman ist übrigens nur genau, wo es Sachen der französischen Kolonie gilt, sonst ununter-

richtet und oberflächlich. Daß er nichts vom Abbate Mauro wissen und auf gut Glück ihn Moro nennen will, bezeugt, daß er sich bei Leibnitz nicht umgesehen.

Zur Jugendgeschichte der Königin von Preußen Sophie Charlotte. Nach französischen Berichten. Von G. Guhrauer.

Abgedruckt in Th. Mundt's Freihafen. Altona, 1838. 8. Heft 3. Gründliche Forschung, die uns wesentliche Berichtigungen gegeben.

Merkwürdigkeiten aus der brandenburgischen Geschichte. Erstes Stück, von Daniel Heinrich Hering. Breslau, 1798. 4.

Darin: „Einige Anekdoten und Karakterzüge von der Königin in Preußen Sophie Charlotte.“ Der Verfasser hat auch handschriftliche Nachrichten benutzt.

Neue Berlinische Monatsschrift, von Biester. Berlin und Stettin, 1799. Zweiter Band. Dezember. 8.

Enthält die Geschichte der letzten Krankheit der Königin, und Bemerkungen des Professors Markus Herz darüber; daß die Königin nicht gehörig behandelt worden, scheint gewiß; doch dürfte auch mancher, von Markus Herz hier ausgesprochene Tadel noch zu beschränken sein.

Ein Band Trauerschriften auf den Tod der Königin Sophie Charlotte. (Königliche Bibliothek zu Berlin.) Folio.

Beschreibung des Mausolei, so Seine Majestät der König in Preußen zur Ehre des immerwährenden Andenkens vor deren Gemahlin Sophie Charlotte allhier in Ruhm aufrichten lassen. Berlin, 1705. Folio.

Christ-Königliches Trauer- und Ehrengedächtniß der allerdurchlauchtigsten Frauen Sophien Charlotten Königin von Preußen. Cölln an der Spree. o. J. Folio.

Rehtmeier's braunschweigische Chronik. Theil 3. Kap. 90. Leben des Herzogs Ernst August Bischofs von Osnabrück.

Sophie Churfürstin von Hannover im Umriß. Von Johann Georg Heinrich Feder. Hannover, 1810. 8.

Außer dem Verdienste, viele bis dahin ungedruckte Briefe zu liefern, hat die kleine Schrift auch das einer klaren und ruhigen Darstellung. Aber die Geschichtskenntniß ist mangelhaft; wie denn der Verfasser durch sein Fragezeichen bei dem Worte „Wirthschaft“ (eine Art von Hoffesten bezeichnend) nur sichtbar werden läßt, daß er nie die Schriften von Canitz und von Besser aufgeschlagen hat.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, electoris brandenburgici libri XIX. Lipsiae et Berolin., 1733. Fol.

Sam. de Pufendorf de rebus gestis Friderici III. electoris brandenburgici. Fragmentum. Berolini, 1784. Fol.

Friedrich der Dritte, Kurfürst von Brandenburg, erster König in Preußen, dargestellt von Franz Horn. Berlin, 1816. 8.

Bei allem gutgemeinten deutschen Eifer nicht immer genau. Herzberg hatte den Pufendorf, von dem hier die Rede ist, längst herausgegeben. Der Abschied Sophie Charlottens vom Kronprinzen ist irrig &c.

Johannis Friderici Crameri historiae divi Friderici I Borussorum regis e numismatibus fragmentum.

In: Collectio opusculorum historiam Marchicam illustrantium, das ist: Sammlung von allerhand &c. Nachrichten und Schriften. (Von Küster.) Berlin, 1730. 8. Stück 8 und 9.

Chr. H. Gütther, Leben und Thaten Friedrichs des Ersten, Königs in Preußen. Breslau, 1750. 4.

Histoire de Frédéric Guillaume I Roi de Prusse. Par M. de M. (Mauvillon). Amsterdam et Leipzig, 1741. 2 Vols. 12.

Friedrich Wilhelm I König von Preußen. Von Friedrich Förster. Potsdam, 1834, 1835. 3 Thle. 8.

(David Faßmann's) Leben und Thaten des Allerdurchlauchtigsten und Großmächtigsten Königs von Preußen Friderici Wilhelmi. Erster Theil. Hamburg und Breslau, 1735. Zweiter Theil, Frankfurt und Hamburg, 1741. 8.

Ueber Friedrich Wilhelm I. Ein nachgelassenes Werk vom Hofrath und Professor Morgenstern. s. l. 1793. 8.

Mémoires de Brandenbourg par Frédéric II.

Lettres de Frédéric II à M. de Voltaire.

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand. Brunswick, 1810. 2 Vols. 8.

Mémoires de Charles Louis baron de Poellnitz. Liège, 1734. 3 Vols. 12.

Nouveaux mémoires du baron de Poellnitz. Francfort, 1738. 2 Vols. 12.

Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandebourg royale de Prusse. Écrits par Charles Louis baron de Poellnitz. Berlin, 1791. 2 Vols. 8.

Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I roi de Prusse. Par Christophe comte de Dohna. Berlin, 1833. 8.

Ritratti della casa elettorale di Brandenburgo. Da Gregorio Leti. Amsterd., 1687. 2 Vols. 4.

Relation von den Königlichen Preußischen und Chur-Hannöverischen Höfen, an einen vornehmen Staats-Minister in Holland überschrieben von Mr. Toland. Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt. Franckfurt, 1706. 8.

Anekdoten vom französischen Hofe. Aus Briefen der Madame d'Orleans Charlotte Elisabeth. Straßburg, 1789. 8.

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise 1676—1722. Stuttgart, 1843. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés français. Par M. M. Erman et Reclam. Berlin, 1782—1799. 9 Vols. 8.

(Friedrich Nicolai's) Beschreibung der Königl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. Berlin, 1786. 3 Thle. 8.

Altes und Neues Berlin. Von G. G. Küster. Berlin, 1737. ff. 4 Thle. Fol.

Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin. Dritter Theil. Berlin, 1795. 8.

Zur Geschichte von Berlin und seinen Bewohnern unter der Regierung des Königs Friedrich I und des Königs Friedrich Wilhelm I. Von Fr. Wilken.
Im Berliner historisch-genealogischen Kalender für 1822 und 1823.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg. Leipzig, 1834. 2 Thle. 8.
Vom Hrn. Grafen von Schulenburg-Klosterroda.

Des Herrn von Besser Schriften. Herausgegeben von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. 2 Thle. 8.

Des Freiherrn von Canitz Gedichte. Von Johann Ulrich König. Berlin, 1765. 8.

Benjamin Neukirch's Gedichte. Berlin, 1710. 12.

Karl Friedrich Pauli's allgemeine preußische Staatsgeschichte. Halle, 1760 ff. 8 Thle. 4.

Samuel Buchholtz Geschichte der Churmark Brandenburg. Berlin, 1765 ff. 6 Thle. 4.

Geschichte Preußens von Ludwig von Baczko. Sechster Band. Königsberg, 1800. 8.

C. T. Spittler's Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Göttingen, 1786. 2 Bde. 8.

Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Leibnitzischen Philosophie, von Karl Gürther Ludovici. Leipzig, 1737. 2 Thle. 8.

Leben des Freiherrn Gottfried Wilhelm von Leibnitz, an das Licht gestellt von Lamprecht. Berlin, 1740. 4.

Johann Erhard Kapp's Sammlung einiger vertrauten Briefe zwischen Leibnitz und Jablonski rc. Leipzig, 1745. 8.

Commercii epistolici Leibnitziani selecta specimina edidit Joannes Georgius Henricus Feder. Hannoverae, 1805. 8.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz. Eine Biographie von Dr. G. E. Guhrauer. Breslau, 1843. 2 Thle. 8.

Leibnitzens geschichtliche Aufsätze und Gedichte, aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover, von Georg Heinrich Pertz. Hannover, 1847. 8.

Hiezu die Anzeige dieses Buches von Guhrauer in der Allg. Preuß. Zeitung. 1847. No. 320. Beilage.

Magazin für das Kirchenrecht, die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte. Von Georg Wilhelm Böhmer. Göttingen, 1787. 2 Bde. 8.

Georg Friedrich Händel's Lebensbeschreibung, übersetzet vom Legationsrath Mattheson. Hamburg, 1761. 8.

The works of Mrs. Catharine Cockburn. By Thomas Birch London, 1751. 2 Vols. 8.

Mémoires du duc de Saint-Simon. Paris, 1829. 20 Vols. 8.

Im vierten Theil eine Stelle.

Mémoires de Gourville. Maestricht, 1782. 2 Vols. 12.

Oeuvres diverses de M. Thomas. Amsterdam, 1768. 2 Vols. 12.

Im zweiten Theile: Eloge de Réné Descartes.

Oeuvres complètes de Descartes, publiées par Victor Cousin. Paris, 1824. 8. Tom 1 et 3.

Bibliothèque germanique ou histoire littéraire de l'Allemagne etc. Amsterdam, 1720 sqq. 8.

Im ersten Band: Mémoire abrégé sur la vie et les ouvrages de feu M. de Larrey.

Theatrum europaeum. fol.

Neues Hannoversches Magazin. 1808 ff. 4.

Hallische Allgemeine Litteraturzeitung. 1805 ff. 4.

Göttingsche gelehrte Anzeigen. 1810 ff. 8.

Leipziger Litteraturzeitung. 1811. 4.

Der Freimüthige. Berlin, 1812, 1818. 4.

Der Preußische Hausfreund. Berlin, 1810. 4.

Wadzecks-Blatt. Berlin, 1810. 4.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.